

लाल बहादुर शास्त्री राष्ट्रीय प्रशासन अकादमी

L.B.S. National Academy of Administration

मसूरी

MUSSOORIE

पुस्तकालय

LIBRARY

अवाप्ति संख्या

Accession No.

19365

वर्ग संख्या

Class No.

Upr 430

पुस्तक संख्या

Book No.

Lid





# GOETHE

GESCHICHTE EINES MENSCHEN

VON

EMIL LUDWIG

MIT 21 KUPFERTIEFD RUCKBILDERN

---

PAUL ZSOLNAY VERLAG  
BERLIN · WIEN · LEIPZIG

# UNGEKÜRZTE SONDERAUSGABE

ALLE RECHTE, INSBESONDERE DAS DER ÜBERSETZUNG,  
VORBEHALTEN / COPYRIGHT 1931 BY PAUL ZSOLNAY  
VERLAG A.G., BERLIN-WIEN-LEIPZIG / EINBANDENTWURF  
VON RUDOLF GEYER / DRUCK: „ELBEMÜHL“, WIEN, IX.  
TIEFDRUCK: WIENER KUNSTDRUCK A.G., WIEN, III.

# I N H A L T

VORREDE ZUR HUNDERTSTEN AUFLAGE .... 4

## ERSTES BUCH: GENIUS UND DÄMON

|                              |     |
|------------------------------|-----|
| 1. KAPITEL: ROKOKO .....     | 13  |
| 2. KAPITEL: PROMETHEUS ..... | 38  |
| 3. KAPITEL: EROS .....       | 70  |
| 4. KAPITEL: DÄMON .....      | 96  |
| 5. KAPITEL: TATKRAFT .....   | 136 |
| 6. KAPITEL: PFLICHT .....    | 189 |

## ZWEITES BUCH: ERDGEIST

|                              |     |
|------------------------------|-----|
| 7. KAPITEL: FREIHEIT .....   | 253 |
| 8. KAPITEL: EINSAMKEIT ..... | 289 |
| 9. KAPITEL: PROTEUS .....    | 344 |

## DRITTES BUCH: TRAGISCHER SIEG

|                               |     |
|-------------------------------|-----|
| 10. KAPITEL: AUFSCHWUNG ..... | 455 |
| 11. KAPITEL: ENTSAGUNG .....  | 562 |
| 12. KAPITEL: PHÖNIX .....     | 644 |

BILDTEIL / ZEITTADEL / REGISTER..... 727

## VORREDE ZUR HUNDERTSTEN AUFLAGE

**A**ls Knabe hatte ich ihn erwählt, ohne ihn zu kennen, und doch sind über zwanzig Jahre vergangen, bevor ich sein Buch aufschlug, das mich mit so magischer Kraft angezogen hatte. Wenn mir zuweilen ein Band in die Hände fiel, schlug es mir feurig daraus entgegen, ich machte ihn zu, um nicht zu verbrennen. Sah ich aber eine Darstellung seines Lebens, so vermochte ich sie nicht zu lesen, denn meinen ungewissen Gefühlen schien vieles irrig oder doch von einer Seite angefaßt, die mir fremd war. Was ging mich die geistesgeschichtliche Stellung eines Dichters an, der für und auf mich außerhalb der Geschichte wirkte, wie Jesus auf den Gläubigen? Was konnte ich wiederum mit einem Manne machen, von dem man schrieb, er habe sein Leben bewußt so aufgebaut, daß es sein größtes Kunstwerk werde? Las ich, er habe das Leben eines Glücklichen gelebt, so sperrte sich meine Ahnung gegen solche schlichten Harmonien.

Das Vorurteil, dem ich durch zwanzig Jahre nachgegeben, das Vorgefühl, dem ich vertraute, war nicht aus seinen Werken aufgestiegen; ich kannte nur, was alle Welt kennt. Götz, Hermann, selbst Werther, die Lehrjahre und Iphigenie erschienen mir nur wie Kostbarkeiten, die man sammelt, nicht wie Erlebnisse. Auch später kannte ich weder die Wanderjahre noch den Diwan, weder Pandora noch die Xenien, weder die Maximen und Reflexionen noch die Farbenlehre, weder Mineralogie noch den Band „Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen“ noch die Ode an die Natur, weder Tagebücher noch die wichtigsten Briefe. Nur Tasso, Faust, Wahlverwandtschaften und zwei Dutzend Gedichte lebten mit mir: durch sie hatte ich zuweilen wie durch Spalten in jenes rätselhafte Licht geblickt, dem ich durchaus nicht entgegenzutreten wagte.

Aber ich kannte sein Antlitz. Da war mir, im Jahre 1912 oder 13, ein Band zugefallen, der 167 Bildnisse von Goethe vereinte: dieser hatte mich in den letzten Jahren nicht verlassen, ihn hatte ich durch und durch studiert, das Bild von Lips, die Maske, und die Zeichnung von Schwerdgeburth, also den Mann von 40, von gegen 60 und von 82 aufgehängt, und aus allen diesen Bildern in einem Aufsatz von zehn Seiten die Geschichte seines Lebens geschrieben, nur unterstützt von einigen Briefstellen, die in der Einleitung des Bilderbuches standen. Diese Bilder und die fünf Orphischen Urworte, die ich im selben Jahre beim Hausbau in den Tragebalken meines Zimmers schnitt, waren meine

stummen und beständigen Mahner, das verschlossene Buch endlich aufzuschlagen, und da ich glaube, daß ein begeistert Lernender der beste Lehrer sei, beschloß ich, was ich erfuhr, sogleich auf meine Art niederzuschreiben. Ich hatte nie eine Biographie geschrieben, und nichts ließ mich ahnen, daß ich mir und anderen Autoren mit diesem Buche eine neue Form des Ausdrucks bereiten und daß ich vor 12 Jahren gar eine Mode in Europa damit einleiten sollte. Vor der verderblichen Mischform des historischen Romans hatte Goethe selbst gewarnt und ferner gegen Biographien geeifert, die die „sogenannten Tugenden und Fehler mit heuchlerischer Gerechtigkeit aufstutzen und dadurch, weit schlimmer als der Tod, eine Persönlichkeit zerstören, die nur in der lebendigen Vereinigung solcher entgegengesetzter Eigenschaften gedacht werden kann“. So überschritt ich unbewußt die Grenze zur Geschichtsschreibung, sie war gleichsam verschneit, und kein Vorgefühl sagte mir, daß sich später die Gelehrten so kämpferisch geeint gegen den Eindringling wehren würden. Daß nachher in so vielen Jahren die Philologen keinen Fehler fanden, danke ich allein Eduard von der Hellen, der damals seine umfassenden Kenntnisse zu hilfsbereiter Nachprüfung eingesetzt hat.

Eben waren wir, Ende Februar 19, aus der Revolution in unser Haus zurückgekehrt, die Landschaft Europas war durchzuckt von Blitzen. Wir aber, meine Frau und ich, machten uns auf die Reise in ein fernes Land, wir zogen aus, das Imperium Goethianum zu entdecken: zunächst für uns, jedoch nach meiner Gewohnheit des Mitteilens zugleich für andre, die Lust dazu hätten, mitzureisen. Ich hatte weder einen Auftrag noch einen Verleger, viel weniger ein Vorbild, denn die Form der modernen Biographie existierte damals in keiner Sprache. Von jenem Reiche hatte ich keine Karte, wohl aber ein plastisches Bild gesehen: ich wußte, wie mein Held aussah.

Nie wieder habe ich ein reicheres Jahr erlebt als dieses, das wir in Haus und Garten, zwischen unseren vertrauten Bergen und Tieren verbrachten, auf einer Traumfahrt durch das Goethische Reich. Wir lebten in einem Stande der Demut, die nur der gläubige Pilger kennt, doch zugleich immerfort von der Frische der Entdeckung, von der Frage der Deutung, von der praktischen Verwendung aufgeregt, die jeden einzelnen Tag zu einer Eroberung gestaltete. Da wir meist mit verteilten Rollen die Dokumente ganz kleiner Epochen, möglichst von Jahr zu Jahr, mit eigensinniger Konsequenz stets nebeneinander lasen, da uns nie der Gedanke kam, das Werk könnte wichtiger sein als der Brief, das Gedicht kostbarer als der Aufsatz, oder ein Drama müßte an Wert ein Gespräch überragen, blieb uns jede literar-historische Untersuchung oder Kritik fern. Nichts als seine Laufbahn vom Studenten — denn die Kindheit war von echten und zugleich wichtigen Dokumenten beinahe leer — bis zum Tode, vom 16. bis zum 83. Jahre sollte erkannt und zugleich dargestellt werden.

Da nun der Meister den Schüler beständig erzog, das heißt zugleich hinwies, warnte und befreite, wurden die Elemente eines lehrenden Menschen uns und sollten heute durch die Darstellung Anderen deutlich werden. In keinem Augenblicke war er abweisend, immer schien er nur voranzugehen und seine eigene Bahn schrittweise zu erklären, so daß ihr Sinn uns auch nur schrittweise deutlich wurde. Da er uns gleich im Beginn darin ermutigte, dem Vorgefühl zu folgen und nur das zu tun und zu suchen, was uns gemäß sei, hielt ich mich umso fester an jene Vision, die ich seit zwanzig, und jetzt, in Kenntnis der Geschichte seiner Bilder, wieder seit sechs Jahren in mir gepflegt hatte. Und warum soll eine kleine Welt nicht etwas von sich selber in der größeren finden? Strebt nicht der Gläubige sogar seinem göttlichen Propheten nach? Und gibt es einen sichereren Weg zur Demut, als sich beständig an großen Männern zu messen? Ich folgte seiner Entwicklung und fand sie in jeder Phase nicht bloß menschlich vollendet, sondern vollendet menschlich. So gaben die Grundgedanken seiner eignen Lebensweisheit zugleich das Mittel an, wie er zu begreifen und darzustellen sei. Da er das Irren mit dem Streben stets zugleich empfand, gab er das Zeichen, seinen Irrungen wie seinem Streben mit gleichen Schritten zu folgen, und rief mir mit hundert Worten zu, keine Statue von ihm zu meißeln. In langsamer Verschiebung erschienen auf einer magischen Leinwand die Landschaften seiner Seele, und ich brauchte nur zu eilen, sie alle nachzuzeichnen, um nicht durch ein jahrelanges Studium die Stimmung der Empfänglichkeit, des Glaubens, des Folgens, diese dankbar aufblickende, lauschende, hingebende Stimmung des eignen Herzens zu verlieren. Mit aller Kraft der Seele suchte ich sie mir zu erhalten.

Und wie ich nun dies Jahr hindurch an jedem neuen Morgen in neuen Dokumenten den Menschen wiederfand, der in der Jugend seinem Freunde zurief: „Alle deine Ideale sollen mich nicht abhalten, wahr zu sein und gut und böse wie die Natur“; wie ich erkannte, daß er ohne Lebensplan, nur seinem Dämon vertrauend, die erste Hälfte seiner Bahn durchschritten hatte und in gewissem Sinne sogar die zweite, nie auf ein Ziel versessen, immer dem Wege hingegeben; wie er, der sagte, „es war mir immer gleich, ob ich Teller machte oder Schüsseln“, nur selten um des Schreibens willen schrieb, doch immer um des Lebens willen lebte: da erkannte ich langsam, warum die Quintessenz seines Wesens nur an besonderen Stellen seiner Werke, warum sie aber immerfort in den 13.000 Briefen, in Tagebüchern und Gesprächen zu finden war, die samt den Abbildern seiner Züge die Grundmelodie unmittelbar erklingen ließen. Erst wenn man alles von ihm Geschriebene, mit Kunst, sogar mit Furcht Neutralisierte wieder in den lebendigen Zusammenhang des Jahres stellte, wo er so empfunden und darum so geschrieben hatte, fing auch das Werk wie ein Orgelpunkt zu tönen an und gab dem Lauschenden Bescheid.

Goethe erschien mir nicht als der Antipode Kants, nicht als der Schü-

ler Rousseaus, nicht als der Gegner der Romantiker, weil ich von ihnen allen beinahe nichts verstehe. Noch weniger konnte ich die Gestalt eines heiteren Musensohnes begreifen, der sich bald in die Staatspflicht schickt, durch den hohen Geist einer Dame vom Hofe zu den Musen zurückgerettet, dann in den Netzen eines Mädchens aus dem Volke zu einer Mesalliance geleitet wurde, in Schiller seinen einzigen, ebenbürtigen Freund zu göttlicher Zwiesprache fand und schließlich noch ein Menschenalter betrachtsam zwischen Kunst und Natur seinen olympischen Studien oblag, aus denen sich der Zweite Faust entwickelte. All das planvoll-Ruhende, von dem ich immer gehört, das edel-Harmonische, das platonisch-Gehaltene enthüllte sich mir als Flucht, Maske oder Ergänzung.

Deutlich bewegte sich vor mir ein vulkanischer Mensch, getrieben von Leidenschaften, bis Fünfundzwanzig im Begriffe zu zerschellen, mit Ende Dreißig verzweifelnd, mit Fünfzig bürgerlich breit, mit Sechzig verjüngt, mit Siebzig aufs neue brausend und noch mit Achtzig zuweilen so von Stürmen geschüttelt, daß der Zuschauer zittert. Daß er diese Kämpfe mit Opfern am Ende doch immer wieder gewann, verdankte er dem Genius, den er in sich walten fühlte und der ihn das Erlebte darzustellen nötigte; aber auch so rüttelte er in immer erneuten Attacken an seinen eigenen Gittern, und noch durch die gepanzerte Weisheit seines Alters dringt zuweilen der Schrei eines gefangenen Raubvogels.

An Hand seiner vertraulichsten Aufzeichnungen, unterstützt durch einen Reichtum an Dokumenten, wie er nie wieder von einem Menschen und über ihn gesammelt worden ist, konnte ich durch 65 Lebensjahre den Kampf eines Menschen mit sich selber krachen und klirren hören, der seltener glücklich und der von Natur weniger harmonisch war als die meisten. Und doch, obwohl er ein Dichter, ein Entsagender und Unruhvoller war, sah ich niemals einen melancholischen, sah immerfort einen tätigen Menschen vor mir.

Gab es in der Welt einen willkommeneren Führer? Zwischen Gestaltung und Tätigkeit schwankend, suchte ich einen Weg, ein Vorbild, wie diese Triebe auszugleichen wären. Denn da ich jedem System widerstrebe, durch Erziehung ohne Religion, durch Abneigung ohne Philosophie herangewachsen bin, brauchte ich in meinem entschiedenen Sinne für Verehrung und Größe die leibhaftige Gestalt eines Propheten, den ich erst jetzt und hier mit all seinem Irren vor mir sah, um seine Siege doppelt zu bewundern. Ein Goldregen der Lebensweisheit floß in diesen Monaten unaufhörlich auf mich herab. Anstatt mich mit der Stellung Herders zur Aufklärung aufzuhalten oder mit dem Verhältnis des Goethischen Hexameters zu dem von Voß oder mit den Anregungen zu Götz oder mit den Einflüssen des Hafis im Diwan, hatte ich mich in die 150 Bände der Weimarer Ausgabe geworfen, und las sie nur als Dokument dieser Seelengeschichte. In diesen Bänden entging

mir kein Satz, über Goethe aber las ich nichts, außer den Berichten seiner Zeitgenossen.

Die gipsige deutsche Legende von Goethes höchster Epoche unter dem Einfluß oder auch nur zur Zeit Schillers zerfloß vor der viel erstaunlicheren Wahrheit, daß er sich erst nach Schillers Tode und seiner eigenen, großen Krankheit verjüngte und nun zu jenen einzigen Jahren echter Harmonie emporstieg, in denen ihm Pandora, Wahlverwandtschaften und der Diwan zufielen.

Denn daß ihm alles zufiel, hatte ich immer gehört: daß ihm beinahe niemals etwas zugefallen ist, erfuhr ich jetzt mit Erschütterung: „Es liegt nicht in meinem Lebensgange, daß mir ein . . unerwartetes und ungesuchtes Gute begegne“. Bei der Wahrhaftigkeit Goethes, die nie ein Mensch in größerem Ausmaße besaß, war hier jeder Satz über sich selber biographisch unmittelbar zu verwenden, was bei anderen Charakteren die größten Gefahren birgt. So geschah es, daß meine Arbeit, die mit den stets etwa fünf Jahre umfassenden Epochen der Lektüre schrittweise wuchs, mehr und mehr aus Zitaten sich zusammensetzte, die am Ende ein Viertel des ganzen Werkes ausmachen mögen.

Diese Zitate fand ich nicht an der Heerstraße der Goetheleser; ich pflückte diese Blüten hinter Hecken trockener Aufzeichnungen, im Gestrüppe langweiliger Diarien, zuweilen im Schutt höfischer Floskeln. Denn auch die Legende vom Hofmann und vom Fürstendiener hielt nicht stand; wenn die Türe sich schloß, das heißt, wenn der mittlere und auch der alte Goethe sich im Tagebuch oder im Gespräche gehen ließ, und der Zuhörer gut aufpaßte, blitzten die Sarkasmen hervor, daß einem wohlerzogenen deutschen Gymnasiasten Hören und Sehen vergehen konnte. Dort, wo die Darstellung Goethes in Schule und Universität gern einen Bogen macht: bei Christiane und bei den Freiheitskriegen, da grade entwickelte sich der natürliche, ungehemmte Charakter deutlich und schuf das Bild eines Mannes, der ohne Rücksicht auf Hof und Gesellschaft dort, auf Nation und Suggestion hier, Die wählte, die ihm gefielen: das unmögliche Blumenmädchen als Frau, den unmöglichen Napoleon als Helden und einen Maurer als Herzensfreund. Ich brauchte seinem Beispiel nur zu folgen, um, während die Erniedrigung der Deutschen in Versailles aus den täglichen Zeitungen schrie, unverdrossen darzustellen, wie 111 Jahre zuvor der Größte aller Deutschen dem fremden Dominator seines Vaterlandes huldigt, und wie er ihm am Ende doch die Wahrheit sagte.

Aber das war es nicht, was ihn zum Meister meines Lebens machte; es war vielmehr die großartige Übersicht eines Mannes, der immer realistisch gedacht und fast immer idealistisch gehandelt hat. Zwischen seinem Entschluß und dem des Schicksals, zwischen Freiheit und Gebundenheit, zwischen Glauben und Forschen, zwischen Lebenskraft und Enttäuschung hatte er sich kämpfend durchgeschlagen und immer neue Auswege gefunden, um nur zu leben. Kam er dann lebend aus



einer solchen Krise heraus, so schien er verdoppelt, er schien kühner, entschiedener und gab uns dauernd das Vorbild eines Herzens, das entsagt, doch nicht verzagt, das mitten in der Erkenntnis der unzureichenden Mittel doch immer getrost bleibt und durch unbedingte Tätigkeit den Anfechtungen des Platonikers siegreich standhält.

Alle Verwirrungen, die den Künstler anfallen, und mit denen auch ich mich in der Jugend herumgeschlagen, der Kampf gegen die Objektivierung des Geschehens, der Ruf des Gestalters nach naivem Erlebnis hatten ihn hundertfach verdunkelt, und doch hatte er sich ins Freie gekämpft. Seinem Glauben an die Wahrheit der Natur, in die er sich in den Enttäuschungen seiner Dreißiger Jahre immer tiefer zu versenken begann, sah ich den eingeborenen Glauben an das Vorgefühl entgegenwachsen und beide sich zu seiner tiefsten Weisheit verbinden. Denn am Ende war es das Gleichnis, das er mich lehrte. An diesem Strande habe ich Anker geworfen.

Bei alledem blieb er auf geheimnisvolle Weise unzugänglich. Während ich mit allen Männern, die ich darstelle, in dauernden Zwiegesprächen verkehre, sie tausend Dinge frage und oft überraschende Antworten bekomme, getraute ich mich nie, Goethe zu fragen; und doch beeinflusste er mein kleinstes Handeln an jedem Tage, denn mich fragte ich immerfort, wie er dies oder jenes gemacht hätte.

Langsam gruben die Jahre, denen ich folgte, die Zeichen dieses großen Versuches in sein Antlitz. Von einem Lustrum zum andern vertieften sich die Züge und wurden allmählich Goethe. Denn wie wir uns gewöhnt haben, Rembrandt, Beethoven, vielleicht auch Michelangelo doch immer wieder bei ihren Alterswerken aufzusuchen, so nähert sich nicht bloß unser Geist, auch das Gefühl mit unseren eigenen steigenden Jahren den großen Akkorden, in denen sein letztes Jahrzehnt erklingt. Erst hier fand ich den Schlüssel zu manchem Geheimnis, aber daß ich mit dem Schreiben bis dahin nicht gewartet hatte, konnte ich nicht bedauern. Was etwa an Suggestion und Gegenwart in meinem Buche steckt, stammt grade aus der Spannung, in der ich es schrieb: je unbefangener es dem Helden folgte, um so sicherer nahm es die Farben eines Lebens an, das völlig instinktiv gelebt worden ist. Goethe kannte im Anfange die Züge nicht, die ihm der Spiegel am Ende zeigen würde, aber er beobachtete sie, wie alles, was ihn anging, und hat mit nachdenklicher Befriedigung das Wort eines Diplomaten zitiert, der auf sein Bildnis sagte: „C'est un homme qui a eu de grands chagrins.“

Auch was er von sich hielt und wie er seine Perspektiven sah, suchte ich leidenschaftlich zu ergründen, denn es ist zur Erkenntnis eines Menschen wichtiger, als wie die Nachwelt ihn sieht. Goethes letzte Lebensjahre, die größte Epopöe, die die Deutschen besitzen, fast ohne sie zu kennen, setzen das vorher Bekannte in einen großartigen Zusammenhang und steigern, im Kampf um den Zweiten Faust, den Lebenskampf dieser Natur in die Ekstasen einer geistigen Leidenschaft. Hier

konnte man nur noch durch Ahnung jene Lebendigkeit vorzutäuschen suchen, die das Leben gedichtet hat.

Immer, wenn ich nach dem letzten Wort eines Lebensbildes die Feder niederlege, bin ich traurig, obwohl ich immer kurz vor dem Ende ungeduldig war. Hier schien es anders: denn während man sonst einen Menschen verliert, indem man ihn darstellt, und deshalb manche Dichter Frauen nur darstellen, um sie loszuwerden; während sich ein Gefühl des Hasses und später der Gleichgültigkeit einstellt, wie nach einer Leidenschaft, kann nach beendeter Darstellung Goethes niemand das Gefühl haben, mit ihm fertig zu sein. Als ich jetzt jenen zehn Seiten langen Essay über sein Bildnis nachlas, den ich sechs Jahre zuvor ohne Kenntnis der Dokumente geschrieben, fand ich darin genau den Grundriß dessen, was ich jetzt mit Kenntnis aller Quellen auf so vielen Seiten gebildet hatte.

Obwohl das Buch seither in zehn Sprachen einen neuen Goethe zu vielen Menschen getragen hat, weiß ich bestimmt, daß niemand darin lesend so viel lernen kann, wie der Autor schreibend lernte. Lasse ich alles beiseite, was ich neben meinem Buche empfang, alle objektive Weisheit, die mit Bedacht darin unzitiert blieb und die ich erst jetzt als „Goethes Lebensweisheit“ gesammelt erscheinen lasse, so bleibt mir als Errungenschaft noch die Erkenntnis, daß der größte Geist, den das Jahrtausend hervorgebracht hat, weit mehr sich selbst als dem Schicksal verdankte. Denn Goethes Gaben waren nicht unbedingt viel größer als die einiger anderer Dichter, nur der Sturm seines Innern war in der Jugend stärker und jene Gaben um so gefährdeter. Was schließlich daraus geworden ist, das ist seine Leistung, gespiegelt in der Geschichte seines Antlitzes.

Darum wurde er mir und sollte er jedem zum feurigen Ansporn werden, das Mögliche aus sich herauszuholen, um ihm nachzustreben. Nur so und nicht, indem man geniale Menschen vergöttert, werden sie Vorbilder und wirken auf die Nachgeborenen produktiv. Dieser Goethische Gedanke belebte mich seither in allen Feldern des Lebens und gab zugleich meiner Darstellung ein neues, sozialeres Ziel.

Und doch, am Ende war ich traurig. Ein Jahr lang hatte man in der Gesellschaft eines erlauchten Geistes gelebt, seine Sprache, seine Melodie täglich vernommen, ihn nicht mehr mit Namen zu nennen brauchen, alles auf ihn bezogen und von ihm genommen, und als man von ihm schied, ihn vorderhand gleichsam körperlich verloren.

Dem ersten Kranze, den ich als Knabe auf seinen Marmorsarg gelegt, habe ich durch 34 Jahre an jedem 28. August einen neuen folgen lassen. Vielleicht ist es deshalb, daß seine schweigende Erscheinung mir zuweilen wiederkehrt; manchmal, wenn ich durch unsre granitnen Berge streife, sehe ich den Alten im Mantel Montans vor mir auftauchen, wobei er mir mit seinem Stocke zu guter Stunde die Richtung weist.

E R S T E S B U C H

# GENIUS UND DÄMON

„Alle deine Ideale sollen mich  
nicht abhalten, wahr zu sein und  
gut und böse wie die Natur.“

## ERSTES KAPITEL / ROKOKO

„Dieses Rasen und diese Wollust werden dir den Jüngling kenntlich machen.“

**I**n einem Leipziger Galanterieladen steht ein 16jähriger Student, um Puderquasten und Haarschleifen auszuwählen, und wie er sucht, fällt sein Blick in einen zierlich goldgerahmten Spiegel, in dem er lange wohlgefällig weilt. Kennerisch blicken ihn zwei dunkle Augen an, etwas zu groß wölbt sich die Nase, als müßte sie den Bau der hohen Stirne stützen, mokant und zweiflerisch lächelt ein hübsch geschürzter Mund, und dreht er sich leicht nach links, so kontrolliert er die gepuderte Ohrlocke, rückt am Jabot von Spitzen, poliert mit dem Handschuh einen von den Knöpfen; dann, wie er sich wieder zum Tische wendet, stützt er die Linke ein, spielt mit dem Degen wie mit einem Epigramm und ist mit sich zufrieden.

Als nun der junge Herr hinaustritt, einen Kameraden trifft und den Mund auf tut, da kommen Sätze hervor, altklug und erfahren, mehr eitel als selbstbewußt, voll kecker Weisheit, die alles nivelliert, um ja nichts zu verehren, Gott, Welt und Kunst. Durch die alten Gassen streichen sie, in denen sich ein und das andere Haus bemüht, Versailler Glanz zu sprühen; dann ist der schwärmende oder verdorbene Blick jedes Mädchens, das sie grüßen, feil ihrem aufgeklärten Witze, und so sind es auch Miene, Gestalt und Lehre jedes ihrer Professoren, das Deutsche Reich und König Friedrich. Junger Zynismus, früh resignierte Bosheit, ein Witz um jeden Preis kräuselt sich auf jungen Lippen, als schlüge unter den Spitzen ein altes Herz. Begehrlich ohne Feuer, lustvoll ohne Anbetung umspielt der geistreiche Student seine eigenen Wünsche, und bringt er sie in Verse, dann schraubt eine Schnürbrust seine Rhythmen ein, wie den Busen der Fräulein, denen sie gelten.

„Von unserem Goethe zu reden!“ schreibt ein Schulfreund. „Das ist noch immer der stolze Phantast . . Wenn du ihn nur sähest, du würdest entweder vor Zorn rasend werden oder vor Lachen bersten . . Er ist bei seinem Stolze auch ein Stutzer, und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von so einem närrischen goüt, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet . . Er macht sich in allen Gesellschaften mehr lächerlich als angenehm. Er hat sich . . solche porte-mains angewöhnt, bei welchen man unmöglich das Lachen enthalten kann. Einen Gang hat er angenommen, der ganz unerträglich ist . . Doch dieses ist

ihm alles einerlei, man mag ihm seine Torheit vorhalten, so viel man will:

Man mag Amphion sein und Feld und Wald bezwingen,  
nur keinen Goethe nicht kann man zur Klugheit bringen!“

Denn wir sind fertig, und was ist Erfahrung? Mit Fünfzehn haben wir den Epiktet studiert, vor unserem Geiste liegt das Bild der Welt, mit reifem Lächeln beschaut, noch ehe wir sie suchten: was kann uns noch erschüttern? Haben wir nicht eben, am sechzehnten Geburtstag alle Lebensweisheit ins Stammbuch des Freundes ergossen?

„Dieses ist das Bild der Welt,  
die man für die beste hält:  
fast wie eine Mördergrube,  
fast wie eines Burschen Stube,  
fast so wie ein Opernhaus,  
fast wie ein Magisterschmaus,  
fast wie Köpfe von Poeten,  
fast wie schöne Raritäten,  
fast wie abgehatztes Geld  
sieht sie aus, die beste Welt!“

Einiges freilich mußte der junge Mann aus Frankfurt eilen in Leipzig nachzuholen, denn am Ende war man draußen im Reiche hinter den eleganten Manieren doch zurückgeblieben, die der Glanz einer französischen Kolonie in das geistige Leipzig einführte. Wie da die Louisdors weggrollen, wenn man lauter neue Kleider braucht, nachdem ein sparsamer Vater die Garderobe im Hause zusammenschneiden ließ! War es nicht doch recht kleinbürgerlich daheim? Nur immer lernen, immer Wissen häufen, gar keine große Welt, lauter Sinn und so wenig Gebärde! Welch ein Beispiel wirkt nicht das glänzende Frankreich vor uns aus! Da geht der Geist nicht wie bei uns in alten Röcken umher, der große Voltaire hält einen Hof — erzählen's nicht alle, die sein weites Haus in Ferney betreten haben? Selbst Wieland, den die galanten Götter lieben, soll zwischen den Fürsten residieren. — Eine Professur? Vielleicht. Hintergrund und Titel gibt sie her, und steht man erst auf dem Katheder, so wird's ein wenig heiterer zugehen, gewandter fließt dann die Rede, und wir spielen zwischen ernster Wissenschaft und reizenden Formen uns recht literarisch hin.

Dort eilen die Leute zur Kirche. Gibt's wirklich noch so viele Toren? Schon in Frankfurt fühlte man sich „weder kalt noch warm“ und fürchtete alle Gottesurteile des Mittelalters, seit man erfuhr: wer unwürdig den Leib des Herrn genießt, ißt und trinkt sich selbst das Gericht. Das Sicherste ist fern zu bleiben. Was tut man nur? Zum Reiten ist's zu spät, für Besuche zu früh. Versuchen wir's mit dem Collegium . .

Mit mildem Lächeln tritt er ins Deutsche Staatsrecht ein. Sitzen die Strümpfe stramm? Wo stehen wir denn? Vom Kammerrichter ist die

Rede, von Präsident und Beisitzern. Wie endlos trägt er wieder vor, was doch im Buche steht! Der weiße Rand ist immer noch das Beste, darauf kann man die Herren zeichnen, von denen dieser ennuyante Vortrag handelt. Wenn die Uhr schlägt, dehnt man sich befreit und geht hinüber in die Physik — ob es wohl in dieser Fakultät anregender ist? Monaden, was für drollige kleine Geschöpfe! Und er schreibt der Schwester:

„Wir Gelehrten achten euch andere Mädchen so wie Monaden. Wahrlich, seit ich gelernt habe, daß man ein Sonnenstäubchen in einige tausend Teilchen teilen könne . . schäme ich mich, daß ich jemals einem Mädchen zu Gefallen gegangen bin, die vielleicht nicht gewußt hat, daß es Tierchen gibt, die auf einer Nadelspitze ein Menuett tanzen können.“ Ewig Briefschulden an die alten Freunde! Und er schreibt:

„Ich bin unschlüssig! Soll ich bei euch bleiben, soll ich in die Komödie gehen? Ich weiß nicht! Geschwind, ich will würfeln. Ja, ich habe keine Würfel. Ich gehe, lebt wohl. Doch halt nein, ich will dableiben. Morgen kann ich wieder nicht, da muß ich ins Kolleg, und Besuche und abends zu Gaste . . Stellt euch ein Vöglein auf einem grünen Ästlein in allen seinen Freuden vor, so leb ich . . in Gesellschaft, Konzerten, Komödien, bei Gastereien, Abendessen, Spazierfahrten, so viel es um diese Zeit angeht. Ha! Das geht köstlich, aber auch köstlich kostspielig!“

Qui est ce précieux? fragen die Professorenfrauen. Neulich hat er in unserem Salon ein hypermodernes Gedicht rezitiert: es war unmöglich, wie sein gesticktes Gilet. Tritt er nicht auf wie ein prince du sang, und ist doch ein kleiner Ratssohn aus dem Reich, noch keine Siebzehn! Der Großvater soll ja Schneider gewesen sein. Ein guter Junge? Vielleicht, neulich spielte er gar freundlich mit den Kindern, doch zu Erwachsenen tut er stolzer, als seinem Alter ziemt. Er dichtet auch? Eh bien, er wiewandlet ein bißchen. Sollte lieber endlich Karten spielen lernen. Macht der kleinen Breitkopfin den Hof, auch der Oeser, immer älteren Demoisellen, das ist nicht anders bei solchen Buben. Und wer ist dieser närrische Mensch in Grau, mit dem man ihn immer stolzieren sieht?

Es dauert nicht lange, so laden ihn die Leipziger Familien nicht mehr ein, und er bestätigt ihr Urteil, wenn er schreibt: „Eine andere Ursache, warum man mich in der großen Welt nicht leiden kann: ich habe etwas mehr Geschmack und Kenntniss vom Schönen als unsere galanten Leute, und ich konnte nicht umhin, ihnen oft in großer Gesellschaft das Armselige von ihren Urteilen zu zeigen.“ Nein, er ist nicht gemacht, die Gesellschaft zu beleben, der sein Auftreten närrische Opfer bringt.

Doch ist's nicht erst die Leipziger Luft, die ihn so formte. Der erste Brief, der Goethes Namen nennt — Brief eines adligen Herrn, bei dem sich der Schüler mit Schwung und einer falschen Empfehlung um Aufnahme in einen Klub vergebens beworben — rühmt ihm „mehr ein gutes Plappermaul als Gründlichkeit“ nach, und noch im Alter spricht er von seinem früheren Dünkel, als wären alle Blicke auf ihn gerichtet.

Mit solchem herrschsüchtigen Gebaren, lehrhaft, unwirsch, zerfahren, begegnet auch der Student seinen Kameraden. Seine Affären trägt er dem Einen auf, einem Zweiten zu melden, dem Dritten schreibt er, er solle sich vom Vierten seine Meinung über ihn ausrichten lassen. Den Fünften, den er zur Lektüre bestellt hat, weist er von der Türe weg, um indessen dem Sechsten zu schreiben. Nie fragen seine Briefe: wie geht es dir? Versäumt aber der andere, ihn nach seiner Freundin zu fragen, so wird er getadelt.

Am ungebärdigsten schreibt er der Schwester nach Hause, die doch nur ein Jahr jünger ist und ebenso gescheit; verächtlich spielend, großmütig doktrinär: „Es ist heute dein Geburtstag, ich sollte dir poetisch Glück wünschen, aber ich habe keine Zeit mehr, auch keinen Platz mehr . . Schreibe deine Briefe auf ein gebrochenes Blatt, und ich will dir die Antwort und die Kritik daneben schreiben. Ferner verlange ich, daß du dich im Tanze perfektionierst, die gewöhnlichsten Kartenspiele lernst und den Putz mit Geschmack wohl verstehst . . Diese letzteren Forderungen werden dir von einem so strengen Moralisten, wie ich bin, äußerst seltsam vorkommen, zumal da mir alle dreie fehlen.“ Und als er den Brief gesiegelt hat, eilt der strenge Moralist zu seiner Geliebten, deren Putz er mit Geschmack wohl versteht. So zerbröckelt er die Zeit — und will der junge Dilettant sich denn für gar nichts sammeln?

Da ist eine Liebhaberei, die er ernster anfaßt, weil sie ihn anfaßt: Kunst, bildende und auch dichtende. Zuweilen geht er früh in die Akademie, um seine Knabenstudien fortzusetzen. Hier ist er naiver gestimmt, reiner, hier will er weder spotten noch lehren, nur lernen. Warum? Weil ihm natürliches Talent die Arbeit leicht macht, denn es macht ihm nichts Vergnügen, als was ihn anfliegt; auch weil der Mann, der ihn hier leitet, vom ersten Anblick ihm gefällt. So wird es ihm ein Lebenlang ergehen, ihm und der Mitwelt: beinahe nur wer ihm gleich gefällt, wird später, wenn er mächtig ist, vor ihm bestehen.

Auch dies war schon im Knaben vorgebildet: „Ich war meist zu lebhaft oder zu still und schien entweder zudringlich oder stockig, je nachdem die Menschen mich anzogen oder abstießen . . Ich ward oft freundlich, oft auch spöttisch auf eine gewisse Würde berufen, die ich mir in meinem Äußeren herausnahm.“

Jetzt gewinnt der Maler und Malprofessor, der zarte und vornehme Oeser mit den weichen Frauenzügen, den fahrgen jungen Herrn, indem er ihn anfeuert, statt ganz zu loben oder ganz zu tadeln. Er allein spürt unter dem skurrilen Wesen des Jünglings ein vergrabenes Streben, und, viel zu klug ihn zu meistern, läßt er ihn schweifen, gibt ihm beinahe nichts als ein Beispiel, drucklos, schweigend; bei einem Kupferstecher läßt er ihn in der Ätzung, bald auch im Holzschnitt dilettieren. Nicht als Zeichenlehrer fühlt er sich vor diesem Schüler, als Torwart der Kunst und lächelt, wenn jener Stiche und Bilder weiterdichtet, den Zustand der Figuren vor und nach dem Bilde durch kleine Lieder bezeich-

net, ganz, wie er das Staatsrecht mit kleinen Bildern illustrierte. Zwar, sie ist weit entfernt von den Urquellen, diese literarische Manier des jungen Mannes, und wirklich trägt er sie so sehr ins Leben, daß er, aus der Galerie der Niederländer bei einem Schuster einkehrend, ein Bild von Ostade zu erblicken glaubt.

Mit heiterer Reife knüpft der Maler den Jüngling an sich, bald auch an sein Haus, fester als die Autokraten des Katheders oder das Leipziger Dichterpaar, Gellert und Gottsched, das sich nur in der Gala des Geistes den erschrockenen Schülern zeigt und von dem der Student nichts lernt als eine gute Handschrift. War es nicht dieser stille, feine Oeser, der auch den großen Winckelmann auf seine Bahnen lenkte? Alles blickt nach Italien, und wie Oeser die Schüler auf die Antike des Südens als Vorbild des Nordens weist, so nimmt der junge Goethe zum ersten Male griechische Linien auf — doch läßt er sie in sich versinken, als fühlte er: es ist zu früh. Ja, es geschieht, daß er den Dresdner Pavillon der Antiken meidet, weil ihn sein Genius noch um jene Götter herumführt, die er später durch ihn erwecken will. Es ist zu früh: und was er jetzt von weitem verehren lernt, wird er in ein paar Jahren zerschlagen: denn nur auf großen Umwegen sollen die entscheidenden Erkenntnisse dieses langen Lebens fruchtbar werden.

Schon wird Goethe, ganz von der Persönlichkeit bestimmbar, bis dicht an Winckelmann herangeführt, nach Deutschland kehrt der Meister heim, die Leipziger Studenten rüsten sich zu einer Huldigung: da kommt die Nachricht, Winckelmann sei in Triest ermordet. So wird dem 18jährigen zum erstenmal Italien entzogen: es wird ihm noch dreimal entzogen werden und erst nach zwanzig Jahren aufgetan.

Doch Lessing, dessen Lustspiel Goethe eben als Liebhaber agiert hat — kommt Lessing nicht einmal in dies Zentrum des Geistes? Wie, wenn er den Verworrenen in Zucht und Lehre nähme? Ja, Lessing kommt, doch „es beliebte uns, ihm nirgends zu Gefallen zu gehen, ja die Orte, wo er hinkam, zu vermeiden . . Diese augenblickliche Albernheit bestrafte sich“: Goethe hat Lessing nie mit Augen gesehen, denn als er vierzehn Jahre später sich zu ihm aufmacht, ist Lessing eben gestorben. Hätte er jetzt an ihm gelernt? Muß er es später bedauern?

Dies Leben ist wie ein Baum gewachsen, und wer am Ende vor dem 80jährigen Stamme steht, fühlt, wie nach organischen Gesetzen Nahrung und Wasser, Wind und Gewitter ihn fast immer im rechten Augenblicke trafen. Auch für Lessing, der Shakespeare im Busen trug, ist Goethes Geist in Leipzig noch nicht reif. Als Oeser einen neuen Theatervorhang malt, auf dem er zwischen den Hermen antiker Dichter Shakespeare in den Tempel schreiten läßt, sitzt neben ihm auf einem Schemel der 18jährige Goethe und liest ihm Wielands neues Opus vor: Musarion!

Noch leuchtet Wieland als Polarstern vor. Gebannt steht jeder Anfänger vor diesen federleichten Versen, auch Goethe, dem Gelenkigkeit



schon in den Knabenjahren eigen war, ahmt ihn nach: biegsam und mit leichten Sprüngen auf der Fläche eleganter Reime sich tummelnd, so daß gleich seine ersten Lieder in Musik gesetzt werden. Gefährlich leicht hat er die Maße zur Hand, wechselt Rhythmen in gereimten Briefen, auch Stil und Sprache von Frauen und Schauspielern hat er als Knabe leicht nachgeahmt. Jetzt schreibt er einem Freunde ein englisches, dem andern ein französisches Gedicht, diesem überträgt er italienische Madrigale, jenem kopiert er eine zärtliche Götterfabel, zugleich verachtet er alle diese Etüden, warnt die Schwester, der er sie schickt, vor Abschriften, ironisiert seine Künstlichkeiten:

„Von kalten Weisen rings umgeben  
sing ich, was heiße Liebe sei,  
ich sing vom süßen Saft der Reben,  
und Wasser trink ich oft dabei.“

Also ist er kritisch gegen sich und wendet Spottlust gegen eigene Versuche? Nicht immer, und wehe, wenn es Andre tun! Tadelt ihm der Professor ein Gedicht, so braucht Goethe ein halbes Jahr sich zu erholen; widmet er eines zu Neujahr dem Großvater, so fordert er peinlichen Bericht über die Gemütsbewegung der Hörer. Monate wendet er an sein Schäferspiel, er wird nicht müde, „Die Laune des Verliebten“ umzuschreiben. Vergleicht ihm aber ein Freund dies Spiel mit einem berühmten Muster seiner Tage, gleich bricht er empfindlich aus, will alle Szenen verbrennen, wenn sie dem fremden Stücke ähnlich sind.

Freilich, es sind lauter Nippes von Porzellan, diese Lieder, diese Spiele, in feinen Öfen gebrannt und lackiert müssen sie unter den Glassturz kommen, daß sie kein Wind umblase. Aus Reflexion erzeugt handeln sie vom Vergangenen, Kunstformen ohne Veranlassung schließen sie meist mit einem Epigramm, und wenn er auch die Geliebte andichtet, es muß durchs Medium einer Chloe, einer Ziblis sein. Den besten Gemälden jener Zeit gleichen sie nicht, denn was dort, ob auch in Klammern der Mode, Freiheit der Liebe und der Linie bleibt, hier wirkt's nur zweideutig, nur schlüpfrig, wie nichts in der langen Reihe Goethischer Verse, die sie anführen. Ob seine Ironie die Kunst schildert eine Spröde zu fangen oder den Triumph der Tugend, immer glänzt in diesen Leipziger Liedern die Glätte eines Natur-Parkettes, bis zur letzten Grenze wagt sich das Mädchen, dann flieht sie, bittet und beschwört, und wird, nach Laune ihres pikanten Dichters, von ihrem Schäfer zuletzt in den Venustempel geführt oder um ihn herum. Denn Venus lebt nur in geschnittenen Gärten, und selbst die Welle des Baches wird von diesem Musensohne nur als Gleichnis wollüstiger Unbeständigkeit gefühlt,

„und buhlerisch drückt sie die sehnnende Brust.  
Dann trägt sie ihr Leichtsinn im Strome darnieder,  
schon naht sich die zweite und streichelt mich wieder,  
da fühl ich die Freuden der wechselnden Lust.“

Braucht's dazu die Natur? Zuweilen geht man als Dichter ins Grüne „auf die Bilderjagd“, meist bleibt man in Stuben und Kellern, auch das Reiten wird aufgegeben, ein sitzendes und schleichendes Leben nennt er später die Jahre von Leipzig, und „bei der großen Beschränktheit meines Zustandes, bei der Gleichgültigkeit der Gesellen, dem Zurückhalten der Lehrer, der Abgesondertheit gebildeter Einwohner, bei ganz unbedeutenden Naturzuständen, war ich genötigt, alles in mir selbst zu suchen.“

Was findet er?

Hüllt dieser intellektuelle Geist vielleicht den Ansturm dunkel brausender Gefühle ein? Suchen diese allzuklugen Blicke vielleicht ganz andere Dinge als den Beifall der Leipziger Gallier? Was birgt, was treibt dies eingeeengte Herz, daß es in kurzem sich so groß entfalten kann? Wo ist die Spur des Dämon, der dies Leben in kurzem mit gefährlich wilder Flamme nähren wird? Soll er mit 22 Jahren das erste ungebärdige Bild der eingeborenen Riesenwelt gestalten: man müßte Wunder glauben, zeigte sich nirgends ein Vorspiel — und gerade in diesem Leben geht es doch nie mit Wundern zu. Wir suchen Wetterzeichen.

Mitten aus den spielenden Wellen, die von den mutwillig kleinen Steinwürfen dieser drei Jugendjahre geweckt werden, ragen ein paar Blöcke, wie aus dem Urgesteine einer kühnen Natur: drei Oden und ein Dutzend Briefe an einen Freund — und mit einem Schlage enthüllt sich die dämonisch geniale Art dieses Jünglings, die Auftreten, Geschmack und Geist sonst verhüllte. Denn während er in jenen Zeiten „an den Gegenständen der Kunst und der Natur nur hindämmert“, erhebt sich in entlegener Provinz der Seele ein unbekannter Sturm, gestaltlos wühlend, in Urformen des Anrufes sich erschöpfend, keinem Liede, keinem Spiele, nur dem einzigen Freunde anvertraut.

In diesem fremden Brausen wirft er sich zuerst auf große Entwürfe, von denen er Akte durchschreibt, dann verbrennt. Nur von einem „Belsazar“ ist ein Eckchen übrig geblieben. Alles bleibt Torso, er hat Witterung, daß es zu all dem zu früh ist: die runde Kunst erschöpft sich in der Schäferwelt.

Ungewisse Umrisse sieht er vor sich. Er besitze einige Eigenschaften des Poeten — schreibt er in aufgeregtem Tone plötzlich der Schwester — doch seien seine Verse schlecht. „Man lasse doch mich gehen! Habe ich Genie, so werde ich Poet werden, und wenn mich kein Mensch verbessert. Habe ich keins, so helfen alle Kritiken nichts. Mein Belsazar ist zu Ende, aber ich muß von ihm sagen, was ich von allen meinen Riesenarbeiten sagen muß, die ich als ein ohnmächtiger Zwerg unternommen habe.“ Bald darauf: „So leb ich fast ohne Mädchen, fast ohne Freund, halb elend. Noch einen Schritt und ich bin's ganz.“

Ja, er hat Freund und Mädchen.

Wer ist der Freund, an den jene seltsam dunklen Briefe, jene Oden strömen? Sucht der Empfindliche sich einen Bewunderer aus? Der herrisch Lehrhafte einen Jünger? Der Stolze einen Hochgeborenen? Es ist ein beinah 30jähriger armer Mensch, Hofmeister eines Grafensohnes, hager, mit großer Nase, kantigen Zügen, sorgsam grillenhaft gekleidet, stets mit Schuhen, Hut und Degen, einem alten Franzosen ähnlich. Das ist ein Mann, dessen größte Lust ist, sich ernsthaft in Possen zu vertiefen, verrückte Einfälle bis ins Unendliche zu verfolgen, dem grauen Anzug immer neue Schattierungen von Grau einzufügen, am Fenster die Vorübergehenden stundenlang zu karikieren, geistvoll barock, doch nicht im mindesten boshaft oder roh: trauriger Zyniker, skurriler Philosoph, verwunderlich rührender Narr. Dies ist Behrisch, der alle lebenden Autoren herunterreißt, doch Goethes Gedichte gelten läßt und, unter kuriosen Glossen über Fraktur und Tinte, Papier und Heft, in vollendeter Schrift eine feierliche Kopie unternimmt, gegen das einzige Versprechen des Autors, nichts drucken zu lassen.

So ist der ältere Sonderling, mit dem der zehn Jahre jüngere Sonderling seine Zeit verbringt, nachdem er sich vollends von der Gesellschaft geschieden, mit dem er in Auerbachs Keller Nächte hindurch karikiert, spintisiert „wie in einer Burg . . um als misanthropische Philosophen über die Leipziger zu lachen“. Als aber ruchbar wird, der junge Goethe habe in seinen Versen einen Kuchenbäcker zum Schaden eines Professors verherrlicht, da wird Behrisch um solchen Freundes willen als Hofmeister entlassen, er muß fort, in Dessau findet er besseren Dienst beim Fürsten. Dort lebt er dann lange Jahre still auf dem Schlosse, schreibt eine romantische Oper und ein Wörterbuch der Jägersprache, zieht Georginen an den Fenstern und begrüßt nach Jahrzehnten den Jugendfreund im alten Ton. Goethes Werk und Ruhm lassen ihn kalt; er liebt ihn nur. Als er stirbt, legt man ihm nach seinem letzten Willen die Abschrift jener Leipziger Gedichte in den Sarg, darunter die drei Oden.

Ist es wirklich dieselbe Hand, die diese Oden und jene Lieder schrieb? Heut schrieb sie dieses:

„Ich sah, wie Doris bei Damoeten stand,  
er nahm sie zärtlich bei der Hand;  
lang sahen sie einander an  
und sahn sich um, ob nicht die Eltern wachen,  
und da sie niemand sahn, geschwind —  
genug, sie machten's, wie wir's machen!“

Und morgen, als der Freund die Stadt verläßt, schreibt dieselbe Hand:

„Du gehst! Ich murre.  
Geh! Laß mich murren.  
Ehrlicher Mann,  
fliehe dieses Land.

Tote Sümpfe,  
dampfende Oktobernebel  
verweben ihre Ausflüsse  
hier unzertrennlich . .  
Fliehe sanfte Nachtgänge  
in der Mondendämmerung,  
dort halten zuckende Kröten  
Zusammenkünfte auf Kreuzwegen.  
Schaden sie nicht,  
werden sie schrecken.  
Ehrlicher Mann,  
fliehe dieses Land!“

Oder aus der dritten Ode:

„Sei gefühllos!  
Ein leichtbewegtes Herz  
ist ein elend Gut  
auf der wankenden Erde.  
Behrlich, des Frühlings Lächeln  
erheitre deine Stirne nie;  
nie trübt sie dann mit Verdruß  
des Winters stürmischer Ernst . .  
Zerreiß sie! Ich klage nicht.  
Kein edler Freund  
hält den Mitgefangenen,  
der fliehn kann, zurück . .  
Du gehst, ich bleibe.  
Aber schon drehen  
des letzten Jahrs Flügelspeichen  
sich um die rauchende Achse.  
Ich zähle die Schläge  
des donnernden Rads,  
segne den letzten —  
da springen die Riegel,  
frei bin ich wie du.“

Wo ist nur all die Versfreude, wo ist der Reimglanz hin, wo eleganter Witz, pfeilsichere Ironie und wo der Zauber halb enthüllter Wollust? Dies klingt mit einem Male nach erlebtem Herbst, nach wühlendem Schmerz eines bitter Zurückgebliebenen, mit einem Male brandet Chaos, Trieb nach Freiheit durchdringt freirollende Rhythmen, ein dunkles Streben will sich den Armen früher Resignation entreißen, fern dämmert eine Küste auf. In Briefen, oft tagebuchartig geweitet, strömt nun gegen den abwesenden Freund Klage, Empfindlichkeit, strömt nun zum ersten Male aufgestaute Leidenschaft eines früher schlafenden Herzens. Denn Goethe liebt.

Schon einmal hat er „gerast“: als man ihm in tragikomischer Lage seine erste Neigung, ein Frankfurter Gretchen genommen hat; aber da ist es Knabentrotz, es ist wie die Verwundung eines Schlummernden gewesen, denn jene Neigung war ideal geblieben, in den Jahren der Dämmerung. In Leipzig aber liegen in seiner Liebschaft Fußangeln verborgen, in denen er sich schmerzhaft fängt. Wie sieht das Wesen aus, um das er kämpft? Vielleicht ist's eine leidenschaftlich weltliche Frau von dreißig Jahren, die den sinnlich Weltsüchtigen, vielleicht eine Künstlerin und Muse, die den Literaten, oder eine glänzende Kokotte, die den unerfahrenen Jungen verführt?

Es ist Käthchen Schönkopf, Weinhändlers-Tochter, 20jährig, „wohl-gewachsen, obgleich nicht sehr groß, ein rundes, freundliches, obgleich nicht außerordentlich schönes Gesicht, eine offene, sanft einnehmende Miene, viel Freimütigkeit ohne Koketterie, ein sehr artiger Verstand ohne die größte Erziehung“. Ihr werden andere Frauen in Goethes Jugend ähneln, denn seine Neigung gilt, in allen Epochen, selten der Schönheit, nie dem Verstand, immer einer sanfteren Natur. So müssen, nach dem Gesetze der Polarität, die Quietive sein, die dieses ungeheure Temperament sich sucht.

Immerhin, sie ist eine Wirtstochter, und der Ratssohn muß sich erst durchkämpfen zwischen Stolz und Neigung. Draußen schmückt er sich übers Maß, macht fremden Fräuleins den Hof, um Neugierige von der Weinstube abzulenken: noch gilt sein Selbstbewußtsein dem Stande, Erziehung wirkt noch immer stärker als Natur, nur langsam lernt er vor seinem Empfinden frei bestehen: „Was hat meine Liebe für eine scheltenswürdige Seite? . . Was ist der Stand? Eine eitle Farbe, die die Menschen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, mit anzustreichen. Und Geld ist ein ebenso elender Vorzug in den Augen eines Menschen, der denkt. Ich liebe ein Mädchen ohne Stand und ohne Vermögen, und jetzo fühle ich zum allerersten Male das Glück, das eine wahre Liebe macht. Ich habe die Gewogenheit meines Mädchens nicht denen elenden kleinen Trakasserien des Liebhabers zu danken, nur durch meinen Charakter, nur durch mein Herz habe ich sie erlangt.“

Bald wird er fordernder, alles, was an sinnlicher Kraft in ihm atmet, bricht zu dem lebensvollen Mädchen vor, erzwingt sich jene halbe Hingabe, mit der sich grade damals die Mädchen Genüsse ohne Gefahren zu schaffen wußten. Rokoko-Verse, die er Annetten, ihrem anderen Namen, widmet, tragen die Farben sinnlich voller Stunden, die nicht geträumt sind.

Er wirbt, er dient. Denn wird auch diese Seele erst allmählich zur Ehrfurcht aufblühen, die heut noch ein früher Cynismus überwächst, so ist ihr vor den Frauen das Dienen doch eingeboren, und so wird er in allen Wirrnissen der Liebe immer zum stärker leidenden Teil. Nie ist Goethe der schöne Verführer geworden, nie auf Eroberungen stolz, nie Don Juan, immer der Bittende, immer der Dankende — und viel öfter ein vergeb-

lich als ein glücklich Werbender! Nur von diesem Punkte grenzenloser Hingabe, von der Erkenntnis seines unlöslichen Liebeswillens, der sich in Wesen und Dinge senkt, eröffnet sich klar die Legende seiner Leiden-schaften, die Kosmogonie seines Werkes, die Geschichte seiner Seele.

Schon jetzt verblaßt sein Skeptizismus vor dem Anblick des Mädchens:

„Welch ein Verstand, der sie beseelet,  
mit immer neuem Reiz umgibt!  
Sie ist vollkommen, und sie fehlet  
darin allein, daß sie mich liebt.  
Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,  
die Wollust mich an ihre Brust . .“

Doch hinter solcher Dankbarkeit des Beschenkten steigt, zwischen Hingabe und Pathos, schon in diesem 17jährigen faustischer Zweifel auf, und gespielte Ironie wird zur zitternden Erfahrung:

„Das reinste Glück, das wir empfunden,  
die Wollust mancher reichen Stunden  
floh wie die Zeit mit dem Genuß.  
Was hilft es mir, daß ich genieße?  
Wie Träume fliehn die wärmsten Küsse,  
und alle Freude wie ein Kuß!“

Hier ist zum ersten Male das tragische Grundproblem dieses Lebens angerührt. In allen Epochen wird er aufs neue sich fragen und noch im 82. Jahre unerbittlich den 100jährigen Faust resümieren lassen: Was hilft es mir, daß ich genieße? Goethes Flucht vor der Gegenwart, vor dem Augenblicke, dem er zugleich doch immer nachjagt, beginnt mit 18 Jahren.

Heut ist es noch zu früh! Teuer kommt es ihm und den Seinen zu stehn, daß Goethe dies Zufrüh gefühlt hat; zwischen innerer Erkenntnis und äußerer Erfahrung sich zurechtzufinden vermag die brausende Seele noch nicht und richtet Unheil an.

In der Kunst hat ihn der Genius besser geleitet, hat ihn die großen Entwürfe liegen, jene Rhythmen an den Freund nicht fortbilden, sich lieber der Verfeinerung leichter Spiele hingeben lassen, um ihn indessen zu beschäftigen. Im Leben weiß er zwischen allgemeinen dunklen Urworten und speziellem Mißtrauen gegen dieses Käthchen nicht zu unterscheiden. Als Dichter, mit einer Seele geboren, die jede Erfahrung ins Allgemeine umzudeuten begnadet und verurteilt ist, verwirrt sich ihm der Rückweg von solcher Erkenntnis ins Leben; führerlos vollends, seit der Freund entfernt ist, nervös und empfindlich, begerlich in seiner Passion, zerstört er sich selbst die Stille seiner ersten Neigung, raubt den befangenen Sinnen ihr natürliches Vertrauen: bald wird er sich mit der Geliebten überwerfen — und so, zum ersten Male, unbewußt die Freiheit seiner Sendung retten.

Denn eine Ehe mit Käthchen ist sein bestimmter Plan. Ihre Mutter Frankfurterin, auch der Vater ist ihm gewogen, und er, mit sinnlichen Blicken Haus und Hof, Schenkzimmer und Spieltisch, die ganze Atmosphäre der Geliebten mit umfangend, träumt sich, mit eingeborener Neigung zur Ordnung und gesicherten Bezirken, als ihr Gatte. Doch nun, als er sie schon länger als ein Jahr liebt, fängt er an, sie zu quälen: sein Mangel an Gefäßtheit rächt sich auch dort, wo sich das Herz gefaßt hat. „Die böse Laune . . glaubte ich an ihr auslassen zu dürfen . . Durch unbegründete und abgeschmackte Eifersüchteleien verdarb ich mir und ihr die schönsten Tage. Sie ertrug es eine Zeitlang mit unglaublicher Geduld, die ich grausam genug war, aufs Äußerste zu treiben. Allein zu meiner Beschämung und Ver zweiflung mußte ich endlich bemerken, daß sich ihr Gemüt von mir entfernt habe . . Es gab schreckliche Szenen unter uns, bei welchen ich nichts gewann, und nun fühlte ich erst, daß ich sie wirklich liebte und daß ich sie nicht entbehren könne.“

In diesen unbarmherzigen Sätzen des greisen Rückblickes sind dennoch alle Leidenschaften verschwiegen, die seine Briefe an den entfernten Freund in einem Maß enthüllen, wie man sie nur noch Einmal in Goethes Leben wiederfinden wird. Wildheit und Skepsis, sinnliches und seelisches Chaos, Moralität und Cynismus, Faust und Mephisto: schon aus diesen Briefen des 18jährigen werden die großen Gegenkräfte seines Herzens kund. Von ruhelosen Sinnen emporgeschauelt tritt das Doppelwesen dieser Seele zum ersten Male an den Tag.

„Noch so eine Nacht wie diese, Behrisch, und ich komme für alle meine Sünden nicht in die Hölle! . . Ein eifersüchtiger Liebhaber, der eben so viel Champagner getrunken hatte, als er brauchte, um seine . . Einbildungskraft aufs äußerste zu entzünden! Erst konnt ich nicht schlafen, wälzte mich im Bette, sprang auf, raste, und dann ward ich müde und schlief ein. Aber wie lange, da hatt ich dumme Träume . . Darüber wachte ich auf und gab alles zum Teufel. Darnach hatte ich eine ruhige Stunde, hübsche Träume: die gewöhnlichen Mienen, die Winke an der Türe, die Küsse im Vorbeifliegen, und dann auf einmal — da hatte sie mich in einen Sack gesteckt . . Ich philosophierte im Sacke und jammerte ein Dutzend Allegorien im Geschmack von Shakespeare, wenn er reimt . . Da kam mir's auf einmal ein, daß ich dich nicht wiedersehen würde, und das fühlte ich . . in einem Fieber-Paroxysmus, da mir der Kopf taumelicht war. Ich riß mein Bett durcheinander, verzehrte ein Stückchen Schnupftuch und schlief bis acht auf den Trümmern meines Bettpalastes.“

Erotische Kämpfe mit Käthchen mögen diesen Zustand erzeugt, dann verschlimmert haben. „Diese Hand, die jetzt das Papier berührt . . drückte sie an meine Brust. O, Behrisch, es ist Gift in denen Küssen! Warum müssen sie so süße sein! . . Ich sage mir oft: wenn sie nun deine wäre und niemand mehr als der Tod . . dir ihre Umarmung verwehren könnte? Sage dir, was ich da fühle, was ich da alles herumdenke — und wenn ich am Ende bin, so bitte ich Gott, sie mir nicht zu geben . . Sieh,

wie ernsthaft ich geworden bin. Das arriviert mir oft.“ Je heftiger er sich mit ihr herumbeißt, um so eher geht's dann zu den „Mädchen, die besser waren als ihr Ruf“.

„Ich bin bei Fritzchen gewesen, die ganz eingezogen geworden ist. So sittsam, so tugendhaft . . Kein nackend Hälschen mehr, nicht mehr ohne Schnürbrust . . Könnte ich's aber nur ungestraft tun und stünden (bei Käthchen) nicht einige Nägel und Stricke parat, wenn man so etwas erführe, so würde ich die Affäre des Teufels übernehmen und das gute Werk zunichte machen. Kennst du mich in diesem Tone, Behrisch? Es ist der Ton eines siegenden jungen Herrn. Und der Ton und ich zusammen! Es ist komisch! Aber ohne zu schwören, ich unterstehe mich schon, ein Mädchen zu verf—, wie, Teufel, soll ich's nennen. Genug, Monsieur.“

Doch ein paar Tage später bricht es plötzlich wieder aus. „Ha, Behrisch, da ist einer von den Augenblicken! Du bist weg, und das Papier ist nur eine kalte Zuflucht gegen deine Arme. O Gott, Gott! laß mich nur erst wieder zu mir kommen. Behrisch, verflucht sei die Liebe! O sähst du mich, sähst du den Elenden, wie er rast, der nicht weiß, gegen wen er rasen soll: du würdest jammern. Freund, Freund! Warum hab ich nur Einen!“ Nun schildert er in einem Tagebuch-Briefe, der über vier Tage reicht und den acht Druckseiten nicht fassen, in gehetztem Tempo zuerst, wie sie ihn durch ihre Kälte in ein Fieber geworfen. „Nun! O Behrisch, verlange nicht, daß ich es mit kaltem Blute erzähle! Gott! Diesen Abend schicke ich hinunter . . Meine Magd . . bringt mir die Nachricht, daß sie mit ihrer Mutter in der Komödie sei. Eben hatte das Fieber mich mit seinem Froste geschüttelt, und bei dieser Nachricht wird mein ganzes Blut zu Feuer! Ha! In der Komödie! Zu der Zeit, da sie weiß, daß ihr Geliebter krank ist! Gott! . . Wie? Sollte sie mit Denen in der Komödie sein, mit Denen? Das schüttelte mich! Ich mußte es wissen! Ich kleide mich an und renne wie ein Toller nach der Komödie . .

„Nun aber! Hinter ihrem Stuhl, Herr Ryden, in einer sehr zärtlichen Stellung. Ha! Denke mich! Auf der Galerie! Mit einem Fernglas — das sehend! Verflucht! O Behrisch, ich dachte, mein Kopf spränge mir für Wut . . Er lehnte sich bald hervor . . bald trat er zurück, bald lehnte er sich über den Stuhl und sagte ihr was, ich knirschte die Zähne und sah zu. Es kamen mir Tränen in die Augen, aber sie waren vom scharfen Sehen, ich habe diesen ganzen Abend noch nicht weinen können . . Auf einmal faßte mich das Fieber mit seiner ganzen Stärke, und ich dachte in dem Augenblicke zu sterben . . Kennst du einen unglücklicheren Menschen, bei solchem Vermögen, bei solchen Aussichten, bei solchen Vorzügen, als mich . . Wieder eine neue Feder. Wieder einige Augenblicke Ruhe . . Aber ich liebe sie. Ich glaube, ich tränke Gift von ihrer Hand . . Was werde ich morgen tun? . . Seh ich sie etwa, da . . werde ich denken: Gott verzeih' dir, wie ich dir verzeihe, und schenke dir alle die Jahre, die du meinem Leben raubst . . Ha! Alles Vergnügen liegt in uns! Wir sind unsre eigne Teufel, wir vertreiben uns aus unserm Paradiese . .“



Bis zum nächsten Abend ist alles geschehen, was er gewünscht, ihre Unschuld erwiesen. Versöhnung. Trotzdem führt er den Brief zu Ende und „würde ihn zerreißen, wenn ich mich schämen dürfte, vor dir in meiner eigentlichen Gestalt zu erscheinen. Dieses heftige Begehren und dieses ebenso heftige Verabscheuen, dieses Rasen und diese Wollust werden dir den Jüngling kenntlich machen . . Gestern machte das mir die Welt zur Hölle, was sie mir heute zum Himmel macht . . Die Erinnerung überstandener Schmerzen ist Vergnügen. Und so ersetzt! Mein ganzes Glück in meinen Armen!“

Dies ist der früheste Goethe. Leidenschaft, die andere Charaktere oft verdunkelt, hat alle Züge dieser Seele transparent gemacht. Wollüstig und betrachtsam, toll und weltklug, dämonisch und naiv, selbstbewußt und unterworfen: in gleicher Stärke schrillt ein Chaos von Gefühlen durcheinander, unbeherrscht, führerlos.

In solchen Kurven von Eifersucht und Versöhnung zu neuer Eifersucht schleift er sich durch den Herbst; läuft die Kurve tief, so findet sich sein Geist im Vorwurf schwankend gegen sich und sie. Aus kühler Zergliederung der eigenen Stimmung bauen sich Antriebe des Künstlers auf, doch zugleich schwebt der fruchtbare Teil seines Wesens empor, die instinktive, freiwaltende Natur in ihm läßt ihn schon damals Selbstbetrachtung verdammen oder verlachen. Glänzend reizt ihn eine Libelle, ihre Farben in der Sonne zu analysieren, er findet sich enttäuscht, und wie er das kleine Erlebnis in Verse bringt, endet er, lehrhaft gegen sich selbst gewandt:

„Und nun betracht' ich sie genau  
und seh ein traurig dunkles Blau:  
so geht es dir, Zergliederer deiner Freuden!“

In diesem letzten Leipziger Winter mag er das Mädchen nach zwei Jahren des Werbens ganz erobert haben. Seine Geständnisse an den Freund werden dunkler, auch seltener, der Verkehr der Liebenden scheint geregelter, seine Nerven beruhigter, er spielt Theater, zeichnet, geht in einige Familien, bis er im März dem Freunde dieses Merkwürdige vertraut:

„Höre, Behrisch, ich kann, ich will das Mädchen nie verlassen, und doch muß ich fort, doch will ich fort; aber sie soll nicht unglücklich sein. Wenn sie meiner wert bleibt, wie sie's jetzt ist! Sie soll glücklich sein. Und doch werd ich so grausam sein und ihr alle Hoffnung benehmen . . Kann sie einen rechtschaffenen Mann kriegen, kann sie ohne mich glücklich leben, wie fröhlich will ich sein. Ich weiß, was ich ihr schuldig bin, meine Hand und mein Vermögen gehört ihr, sie soll alles haben, was ich ihr geben kann! Fluch sei auf dem, der sich versorgt, eh das Mädchen versorgt ist, das er elend gemacht hat! Sie soll nie die Schmerzen fühlen, mich in den Armen einer Andern zu sehen, bis ich die Schmerzen gefühlt habe, sie in den Armen eines Andern zu sehen . . Es ist sehr verworren, was ich geschrieben habe, aber du magst dich herausdenken. Du kennst mich.“

Ein neuer — wohl der eindeutige Ton des besitzenden jungen Mannes, der, nach Genuß und Ernüchterung, sich irgendwie als Schuldner fühlt, aber den Willen zur Freiheit mit moralischen Redensarten drapiert. Das Mädchen, feinfühlig, stolz, zugleich von bürgerlicher Klugheit, scheint es ihm leicht zu machen, denn ein paar Wochen später klingt sein Ton befreit: sie haben sich getrennt, er liebt sie nun noch mehr, „denn stärker ist eine Leidenschaft, wenn sie ruhiger ist, und so ist meine. O Behrisch, ich habe angefangen zu leben! Daß ich dir alles erzählen könnte! Ich kann nicht, es würde mich zu viel kosten. Genug sei dir's, wir haben uns getrennt, wir sind glücklich. Es war Arbeit, aber nun sitz ich wie Herkules, der alles getan hat, und betrachte die glorreiche Beute umher. Es war ein schrecklicher Zeitpunkt bis zur Erklärung . . Nun kenn ich erst das Leben! Sie ist das beste, liebenswürdigste Mädchen, nun kann ich dir schwören, daß ich nie aufhören werde, das für sie zu fühlen, was das Glück meines Lebens macht . . Keine Vertraulichkeit mehr, nicht ein Wort von Liebe mehr, und so vergnügt, so glücklich, sie ist ein Engel . . Wir haben mit der Liebe angefangen und hören mit der Freundschaft auf. Doch nicht ich! Ich liebe sie noch, so sehr, Gott, so sehr! O daß du hier wärest, daß du mich tröstest, daß du mich lieben könntest!“

Voller Hintergründe, psychologischer Verstecke, voll Unaufrichtigkeit, mehr noch sich selbst betrügend als den Freund, zeigt dieser Brief ein immer heftiger aufgelockertes Wesen, gespenstisch vor seiner Neigung schwankend, die enden sollte und doch nicht endet, zeigt unwahre Zufriedenheit über einen künstlichen Ausgang, viel Mitleid mit sich selbst, wenig mit ihr, Verwirrung der Sinne und des Herzens. So vergißt er, daß nun auch das Mädchen, älter als er, ohne Stand und Vermögen in weit größerem Wagnis begriffen, an sich denken wird —: und fährt plötzlich mit furchtbarem Schreck empor, als sie in ihrer erneuten Freiheit das tut, was er doch vorgibt, ihr zu wünschen: sie gibt einem Andern ihr Versprechen.

Da schlagen Leidenschaft und Eifersucht aufs neue aus Goethes Herzen hervor. „Meine Leidenschaft wuchs,“ — schreibt er später in seinen Erinnerungen — „allein es war zu spät, ich hatte sie wirklich verloren, und die Tollheit, mit der ich meinen Fehler an mir selbst rächte, indem ich auf mancherlei unsinnige Weise in meine physische Natur stürmte, um der sittlichen etwas zuleide zu tun, hat sehr viel zu den körperlichen Übeln beigetragen, unter denen ich einige der besten Jahre meines Lebens verlor . . Ich verhetzte meinen glücklichen Organismus dergestalt, daß die darin enthaltenen besonderen Systeme zuletzt in eine Verschwörung und Revolution ausbrechen mußten, um das Ganze zu retten.“

Deutet er auf erotische Exzesse? Ausschweifend ist sein Leben im letzten Leipziger Jahr gewiß. Folgte das nicht aus der gesamten inneren Lage dieses Temperamentes, man müßte es doch aus ein paar Worten an den Freund schließen: „Ich gehe nun täglich mehr bergunter. Drei Monate, Behrisch, und darnach ist's aus. Gute Nacht, ich mag davon nichts wis-

sen.“ Ergreifend kurzer Epilog vor dem Fallen des Vorhanges: denn hier endet der Briefwechsel mit dem Freunde.

Schneller, als jene apokalyptische Anzeige die Selbstzerstörung berechnet hat, bricht er zusammen. Zwei Monate nach diesem Brief, im Juli, erwacht er eines Nachts von einem Blutsturz, hat noch Besinnung, den Stubbennachbar zu wecken, dann liegt er wochenlang fest, und erst nach einem halben Jahre endet eine Krise, wie sie ihn körperlich nur noch einmal erschüttert hat, ein Menschenalter später. Er nennt die Krankheit hier Lungensucht, später Hals-, dann Darmleiden. Die Forschung hat alle denkbaren Diagnosen gestellt. Wichtig ist nur: in diese für seine innere Entwicklung entscheidende Krankheit hat ihn ein wildes Leben gestürzt, in das ihn wieder innere Unruhe trieb. So schließt sich die Kette von psychischen Ursachen zu psychischen Wirkungen.

Auf dem Krankenbette, wo er mit einem halbblinden Theologen nachdenkliche Gespräche führt, tröstet ihn eine Freundin, wie sie noch oft, Pylades gleich, an seine Seite treten werden, wenn orestische Krisen ihn bedrohen. Diesmal ist's die Tochter seines Lehrers, die reife, unschöne Friederike Oeser, der er schon vorher manches vertraut hat und der er nachher schreibt:

„Ich kam zu dir, ein Toter aus dem Grabe,  
den bald ein zweiter Tod zum zweitenmal begräbt,  
und wem er nur einmal recht nah ums Haupt geschwebt,  
der bebt  
bei der Erinnerung gewiß, so lang er lebt . .  
Ich weiß, wie ich gezittert habe . .“

Mit vorsichtigem Schritte nähert sich der Halbgeheilte wieder dem Weinhaus, begegnet mit äußerer Ruhe der Geliebten, spürt aber umher, ob sie indessen viel mit ihrem neuen Freunde war. Freilich, er hatte sie ja freigegeben, und der neue Verehrer, älter und ruhiger, wird sie zu behandeln wissen. Aber zu sehr ergreift der Anblick den Leidenden: ohne Abschied flieht er vor einem Mädchen, die längst nicht mehr die Seine ist.

Dies ist Goethes erste Flucht vor einer Frau, die er liebt. Sie wird sich wiederholen und weist auf einen Instinkt, der sich allmählich zur Erfahrung entfaltet: wieviel er seinem Herzen zutrauen darf und was er ihm in den Katastrophen ersparen muß, die diese Jugend erschütterten. Hier ist der Beginn von Goethes Hygiene der Seele, mit der er sich von einer Verwicklung zur andern rettet.

Den letzten Tag bringt er vor dem Tore zu, bei Oesers auf dem Lande, nachdenklich, resigniert. An seinem neunzehnten Geburtstage verläßt er Leipzig, in dem er drei Jahre lang wenig gelernt, manches erfahren hat. Auf der Heimfahrt in der Post fragt ihn ein fremder Offizier: „Sie haben die Miene, nicht unbekannt mit dem schönen Geschlechte zu sein . . Aber Sie sind krank, ich wette zehn gegen eins: kein Mädchen hat Sie beim Ärmel gehalten“, und er bietet zehn Taler, wenn er sich irrt. Der blasse

junge Mann lächelt: „Topp, Herr Kapitän, Sie behalten Ihre zehn Taler: Sie sind ein Kenner und werfen Ihr Geld nicht weg!“

Das ist ein düsteres Haus, das der leidende Sohn nach drei Jahren wieder betritt. Ein verbitterter Vater, der früh gescheiterte Hoffnungen auf Rang und Einfluß nun ganz auf seine Kinder werfen wollte, der dann vier Kinder nacheinander verliert, nur zwei aufwachsen sieht, sein ganzes Streben in den einzigen Sohn bohrt, hat vor drei Jahren einen begabten Jungen in die Welt entlassen, den er mit Sorgfalt selbst herangebildet.

War dieser Vater zur Menschenfeindschaft geboren? Ein stolzes Streben ist sein Grundzug, zurückgesetzter Ehrgeiz ist sein Leiden, Rang seines Sohns ist nun sein Ziel. Goethes Vater — Sohn eines Damenschneiders — der sich vor dreißig Jahren die heiß erstrebte Stellung im Rate seiner Vaterstadt durch wunderbar stolz Bedingungen selbst verschlossen hat und nun ein Menschenalter ohne Beruf von den ererbten Zinsen lebt, hatte selbst von einem weitblickenden Vater schwer erworbene Mittel empfangen, um auf breiter Fläche Weltwissen und Erkenntnis zu sammeln, er durfte schon im Beginn des Jahrhunderts auf großen Reisen nach Süden und Norden seine Bildung pflegen.

Ganz so hat er später selbst in erstaunlicher Fülle den Sohn in Wissen und Fertigkeiten aufgezogen, daß er ein großer Dilettant werden konnte oder ein Universal-Genie. Drei lebende Sprachen, drei tote hatte der Knabe vom Vater und dessen Beauftragten gelernt, Klavier und Cello, Zeichnen und Malen, Geschichte der Welt und der Künste, Reisen und Karten, Reiten, Fechten und Tanzen, Dinge der Stadt und des Staates hat er in der Nähe gesehen, Maler und Diamantschleifer bei der Arbeit, die Bühne vor und hinter den Kulissen, selbst zum Versemachen hat ihn zuerst der Vater angeleitet.

Doch nun verdüstern sich dessen vertikale Züge, wie er da an der Treppe des breiten Flures steht und sieht als Objekt seiner Sorgfalt einen bleichen, siechen, verbummelten Studenten heraufkommen, ohne Streben, ohne Lebenswillen.

Hier freilich herrscht keine Harmonie, die der Heimkehrende stören könnte; sein Anblick wird nur den Mißklang eines freudlosen Hauses vermehren. Die dort neben dem grämlichen alten Herrn steht, diese erst 38jährige Mutter, hat immer auf seine Rückkehr gehofft, damit des Hauses Dumpfheit sich hebe. Aus einer bitteren Ehe stammt der Sohn. Dieser Vater, der so viel Gutes für den Sohn gewollt, hat seiner heiteren Frau wenig Gutes gegeben, Geiz und Mißtrauen umdüstern den beschäftigungslosen, enttäuschten Mann, pathologische Züge weisen mit zunehmendem Alter auf innere Unruhen zurück.

Als damals der reife einsame Mann um die halb so alte Schultheiß-Tochter warb, konnte ihn nur die ersehnte Verbindung mit der Stadtverwaltung, konnte den Schwiegervater Textor, Erben einer alten Gelehrten-

familie, nur das Geld des Schneidersohnes locken. Je weniger es in der Folge dem Ehrgeizigen gelang, seinen erkauften Ratstitel zu tätigem Werte zu bringen, um so rascher schloß er sich von der jungen Gattin ab, deren eingeboren stete Heiterkeit ihm ohnehin verdrießlich war. Bald stand er auch mit dem Schwiegervater schlecht, und schließlich ist es dahin gekommen, daß er ihm vorwarf, er habe die Stadt an die Franzosen verraten. Wie solche Debatte zwischen Goethes Vater und Goethes Großvater ablief, schildert ein alter Zeuge, wenn er kühl hinzufügt: „Textor warf ein Messer nach ihm, Goethe zog den Degen.“

Es ist das Äußerste, was Goethe selbst im Alter darüber der Welt enthüllen kann, — und was verhüllt er nicht noch alles, wenn er den Vater einen ernsten Mann nennt, der, „weil er innerlich ein sehr zartes Gemüt hegte, äußerlich mit unglaublicher Konsequenz eine eherne Strenge vorbildete . . . Dagegen eine Mutter, fast noch Kind, ja erst mit und in ihren beiden Ältesten zum Bewußtsein heranwachsend . . . lebensfähig und nach gegenwärtigem Genuß verlangend. Ein solcher in der Familie schwebender Widerstreit vermehrte sich mit den Jahren, der Vater verfolgte seine Absichten unerschüttert und ununterbrochen; Mutter und Kinder konnten ihre Gefühle, ihre Anforderungen, ihre Wünsche nicht aufgeben“.

Deutlicher gibt er einem Freunde im Alter dies Mißverhältnis kund, in dem ein Gran Bewußtsein vieles erspart hätte, und vollends aus Notizen zu „Dichtung und Wahrheit“ blitzt es erschreckend auf: „Jeder tätige Widerstand ist ein Verbrechen, Entbehrungen und Strafen lehren das Kind schnell auf sich zurückgehn, und da seine Wünsche sehr nahe liegen, wird es sehr bald klug und verstellt. Damals wenigstens war es so . . .“

Goethe, der im höchsten Alter in einem wohlgelaunten Verschen die Erbschaft seiner Eigenschaften von den Eltern stilisiert, hat alles, was in ihm Leidenschaft, Skepsis, Streben ist, vom Vater, die Korrektive dieser drei Elemente aber: Heiterkeit, Weltlust und in gewissem Sinn auch Phantasie von der Mutter. Helle und Dunkelheit seines Temperamentes, deren seltsame Mischung sein Glück und Leiden bestimmte, mag man auf diese Erbschaft von so verschiedenen Eltern zurückführen; der Genius ist niemals aus menschlichen Säften aufgestiegen, „der Geist ist immer Autochthone“: so schließt er im Alter.

Zählt man aber das Maß von Bildungskeimen hinzu, die nur der Vater in ihn senkte, so bleibt schon für diese Epoche das väterliche Verdienst entscheidend und wird in den nächsten sieben Jahren durch dessen richtiges Gefühl für die Bahn des Sohnes, durch seine tätige Hilfe noch erweitert. Liebenswert und natürlich wirkt die Mutter daneben auf den Jüngling wie eine ältere Schwester, der er sich unmittelbarer verbunden fühlt. Doch hat er von ihr weder gelernt noch erfahren. Tiefe Wirkungen — für die Kinderzeit durch die Märchen der Bettina von Arnim später zur Legende geformt — werden in den entscheidenden Jahren, die er von nun an meist zu Hause verbringt, weder in Goethes Berichten noch in denen seiner Freunde der Mutter zugeschrieben, und tritt sie gegen den

Vater auf des Sohnes Seite, so ist's für die kleinen Zwecke des Tages, ohne ihm Vertraute, Halt oder Trost in Krisen zu werden. Noch in seinen Erinnerungen, aus denen Dankbarkeit gegen den ungeliebten Vater immer wieder sprüht, urteilt er nur einmal über die Mutter, als „eine gute, innerlich niemals unbeschäftigte Frau“, die ihr nächstes Interesse in der Religion fand.

Jetzt, da er heimkehrt, steht sie da und hofft auf den Sohn wie auf einen Erlöser aus Streit und Langerweile. Heftiger noch, weil ein schwereres Herz sie bedrängt, hofft auf ihn die Schwester, die diese drei Jahre lang viel ausgestanden hat. Sein Erziehungsfieber hat der Vater, seinen Hochmut der entfernte Bruder an ihr ausgelassen, die Mutter aber mit ihrem Willen zum Genuß ist ihrem Wesen ganz fremd. Vielleicht ist sie schon jetzt ein gemütsleidendes Wesen.

Diese Geschwister ähneln einander stark in den Elementen ihrer Charaktere, sie bleiben einander fremd in der Mischung dieser Elemente — doch grade diese Mischung entscheidet ihr Los. Nennt Goethe die Schwester später ein indefinibles Gemisch von Strenge und Weichheit, so könnte er dies von sich selber sagen, ohne doch das Entscheidende vorzukehren. Dieselben Depressionen, wie sie Goethe zu allen Zeiten, besonders oft als Jüngling befallen, werden in ihm immer wieder durch männlich getroste Elemente der Seele bis ins neunte Jahrzehnt des Lebens bemeistert. In Cornelia bleiben sie ohne Korrektiv, so daß Goethe sie ein Wesen ohne Glaube, Liebe und Hoffnung nennen darf. Wie die nämlichen Kräfte ihre unharmonische Natur schnell zerstören, die er in riesenhafter Lebensarbeit zum Ganzen schließt, das ist in Beider Zügen vorgebildet. Denn bei körperlicher Ähnlichkeit solchen Grades, daß man sie zuweilen als Zwillinge anspricht, wirkt eben das, was den Bruder anziehend, zuweilen schön macht, bei ihr abstoßend männlich; dazu ist ihre Haltung schlecht, ihr Teint ist unrein. Ein Strom von Sinnlichkeit hat Goethes gefährdetes Wesen durch Hingabe an Menschen und Werke erhalten; krankhafte Unsinnlichkeit hat seiner Schwester Liebe, Ehe und das Leben zerstört.

Nie waren sich diese Geschwister ähnlicher als in diesem Augenblicke, da der leidende 19jährige eine enttäuschte 18jährige begrüßt, die keinen Verehrer hat wie die Freundinnen und die „auf eine fürchterliche Weise ihre Härte gegen den Vater“ wendet. In solche Gewitterluft, die das freundliche Naturell der Mutter zu durchstrahlen selten stark genug ist, kehrt der Schiffbrüchige zurück. Es gibt eine leidenschaftliche Szene bei der Begrüßung. „Ich mochte übler aussehen, als ich selbst wußte.“

Dann richtet man sich leidlich ein, die drei Jüngeren im Hause atmen heimlich auf, lassen den Alten murren. Von Leipzig muß der Studiosus den Frauen erzählen, sein Geist ist in Leipzig, das seiner problematischen Natur jetzt das Ziel aller Wünsche scheint, nachdem er darauf gebrannt hat, es zu verlassen. Dabei schmilzt rasch der briefliche Verkehr, nur die Oesers bleiben nach drei Studienjahren dem eleganten Studenten als Freunde zurück. In Frankfurt will ihm nichts gefallen, auch nicht Cor-

neliens Kreis. Er sammelt seine Leipziger Gedichte, gibt sie anonym heraus, obwohl er sie verachtet, entwirft ein einaktiges Stückchen, das er „Lustspiel in Leipzig“ nennen will und später „Die Mitschuldigen“ nennt.

Das ist ein sonderbar dunkles Lustspiel, dicht am Tragischen vorüberstreichend. Da ist ein cynisch-dämonisch bewegter Mensch auf die Lustspielseite geworfen, und was dieser Söller an Menschenfeindlichkeit umfaßt, läßt um so entschiedener auf seinen Autor schließen, als er die interessanteste Gestalt im Stücke bleibt. Denn weder hier noch in den späteren Stücken darf man Goethes Wesen nur aus dem Helden lesen, das gleiche Licht strahlt seine Doppelseele auf den Gegenspieler des Helden, weshalb in Goethes gesamtem Werke der Bösewicht fehlt. Vom Cynismus dieser Jahre legt er so viel in Söller, wie er Alcest, dem Gegenspieler, von seinem ungeduldigen Begehren gibt. Wenn jener diesen um so leichter bestiehlt, weil dieser ihm sein Weib verführt, und er am Schlusse gesteht:

„Das ist sehr einerlei: Gelust nach Fleisch, nach Gold.  
Seid erst nicht hängenswert, wenn ihr uns hängen wollt . .  
In Summa nehmen Sie's nur nicht so gar genau:  
ich stahl dem Herrn sein Geld, und er mir meine Frau —“

da spukt Mephisto schon in seinem Herzen vor. Sicherheit der Effekte, exakte Regie, Anspielungen auf den neusten Tag deuten übrigens an, wie sehr dem Autor an schnellem Erfolge liegt.

Die Krankheit ist nicht vorüber, sie schleicht, nun ist der Hals wund, mit verbundenem Kopfe, im Schlafrock sitzt er in einem Sessel seiner Dachstube, oben im Elternhaus. Er liest. Was ist das für ein alter Foliant? Paracelsus? Wie kam der Spötter an das Werk des Alchimisten?

Leidend an Herz und Gliedern, ist der junge Mann geeignet, den Herrnhutischen Geist anzuziehen, und wie nun die Klettenberg, ein altes adliges Fräulein, Vertraute der Mutter in manchen Nöten ihrer Ehe, den Zweifler in ihre Kreise zieht, ihn zu bekehren, folgt er willig als wohlzogener Sohn, hört eine Weile ruhig zu, verbirgt sein Lächeln: denn er glaubt damals mit seinem Gott „ganz gut zu stehen, ja ich bildete mir nach mancherlei Erfahrungen wohl ein, daß er gegen mich sogar im Rest stehen könne, und ich war kühn genug zu glauben, daß ich ihm einiges zu verzeihen hätte“.

Da ist es denn vergebens, daß die zarte und heitere Dame, eine Seele mehr rein als tief, ihr Netz wirft nach diesem Schüler Voltaires. Doch von der Reinlichkeit ihres Daseins wird Goethe angezogen — wie er es später nennt: von dieser liebevollen Harmonie — und so hört er auch zu, als ihr Arzt und Freund in solchen übersinnlichen Gesprächen ihn auf gewisse okkulte Bücher lenkt, auf alchemische Mittel und durchblicken läßt, wie er sich ihrer ärztlichen Wirkung bediene. Hat man mit Neunzehn schon so viel gelesen: warum nicht auch einmal ein mystisches Buch? Und ohne die Bedeutung dieses Schrittes zu ahnen, tastet der nachdenkliche Patient, mehr um des Wissens als der Seele willen, zum ersten Male nach einem

Zugang zu jener Welt, nachdem er sich den andern, die Bibel seiner Kindheit, mit aufgeklärter Geste selbst verschlossen.

Da sitzt er nun, liest alte Mystiker, sogar Swedenborgs Name tritt ihm zum ersten Male aus dem Dunkel der Legende. Nicht, daß er nach Glauben trachtete. Vielmehr, anstatt die Dunkelheiten dieser Bücher schweigend zu verehren, sucht er störrisch die Noten genau anzumerken, in denen der Verfasser von einer Stelle auf die andere deutet und so, was er verbirgt, zu enthüllen verspricht, und mit Seitenzahlen am Rande folgt er trotzig der mystischen Spur.

So nahe hat ihn der bildende Genius an die Quellen gelockt. Da der Schüler noch immer verstockt bleibt, wird er mit härteren Griffen gefaßt. Aufs neue wird er im Dezember in schwere Krankheit geworfen, so drohend, daß er unter großen Beängstigungen das Leben zu verlieren glaubt und kein Mittel mehr hilft. Da, wie es um Alles geht, in höchster Angst fordern die Eltern von jenem mystischen Arzte sein Universal- und Zaubermittel. Des Doktors Widerstand erhöht die Spannung, schließlich läuft er nachts nach Hause, bringt ein Gläschen kristallisierten Salzes, das gibt er dem Kranken ein: sogleich zeigt sich Erleichterung, die Krankheit nimmt eine Wendung, Besserung folgt. „Ich darf nicht sagen, wie sehr dieses den Glauben an unsern Arzt erhöhte.“

Die große Krisis, die fünf Monate zuvor in Leipzig begonnen, steht auf dem Höhepunkte. Nennen wir dergleichen heut Wachsuggestion, es ist immer nur ein Wort. Entscheidend bleibt, daß genau auf diesem physischen Wendepunkte die erste Wendung in Goethes Seelenleben liegt.

Denn als er nach schweren Wochen aus den Fiebern ersteht, ist in ihm etwas aufgewacht, was seinem fahrigen Wesen zum erstenmal kristallinen Halt verleiht. Nennt man es Glauben, so ist es nicht der Glaube, in dem er erzogen war: es ist nur Gläubigkeit. Daß diese sich zuerst an jenem Heilmittel aufrichtet, durch das der Körper sich gerettet glaubt, wird nun dem suchenden Geiste zum Schicksal. Daß er einen Halt findet, ist das Entscheidende.

Solche psychische Wendung, nicht als Mirakel, nur als Folge mannigfacher Vorgänge begriffen, kann nicht über Nacht Wunder tun. So wie am Körper ist auch hier am Geiste eine allgemeine Erleichterung, ist stufenweise Klärung zu bemerken. Das Ereignis als Ganzes: Körper-Krisis und Seelen-Lösung, macht die Bedeutung. Durch diese Krankheit — so schreibt er im Alter — ist er „ein anderer Mensch geworden. Denn ich hatte eine große Heiterkeit des Geistes gewonnen . . Ich war froh, meine innere Freiheit zu fühlen, wenn mich gleich äußerlich ein langwieriges Leiden bedrohte“. Gleich nach der Krise schreibt er der Freundin: „Ich habe viel in der Krankheit gelernt, das ich nirgends in meinem Leben hätte lernen können . . Ein närrisch Ding um uns Menschen. Wie ich in muntren Gesellschaft war, war ich verdrießlich; jetzt bin ich von aller Welt verlassen und bin lustig . . Übrigens zeichne ich sehr viel, schreibe Märchen und bin mit mir selbst zufrieden.“



Wann schrieb Goethe je solche Worte? Fängt er nun an, bescheiden an sich zu glauben, sich stiller hinzugeben?

Mit verbundenen Füßen sitzt er vor seinem Tische da, zeichnet Zimmer, Möbel, Besucher und was die Besucher aus der Stadt erzählen. Und wie in diesem Genesenden Unbefangenheit und alle guten Kräfte den frühen Hochmut bekämpfen, steigt Ehrfurcht in ihm auf vor jenen magischen Mächten, die ihn ins Licht zurückgerissen haben. Doch zugleich mit tätiger Neugier — wie sie in Goethe lebenslang dem Glauben parallel laufen wird — macht er sich selbst ein Windöfchen mit einem Sandbade, verwandelt selbst Glaskolben in Schalen, sucht selbst auf unerhörte Art gewisse Mittel-Salze zu erzeugen: schließlich stellt er eine klare Flüssigkeit dar. „Wer dieses einmal selbst verfertigt und mit Augen gesehen hat — schreibt noch der naturforschende Greis — wird diejenigen nicht tadeln, welche an eine jungfräuliche Erde und an die Möglichkeit glauben, auf und durch dieselbe weiterzuwirken.“ So schafft sich der Halb-Adept allgemeine Begriffe, auf solchem Umwege dringt er bis an die Peripherie reiner Naturkunde vor. Körperleid, aus Seelenleid erstanden, hat dem 19jährigen Goethe die Grundlage zur faustischen Alchemie, zugleich zur wissenschaftlichen Chemie gegeben, der er erst nach Jahrzehnten forschend folgen wird.

Auf erhöhter Stufe erneut sich sein allgemeiner Wissensdrang, bei langsamer Gesundung schlürft er aus seinem Zimmer alles durcheinander, Manilius und Voltaire, Properz und Quintilian: durch Erziehung geleitet, in Leipzig ohne Regel fortgeschritten, schweift dieser große Dilettant in die Weite.

Doch nun beginnt das allgemeine Dunkel, in das der Vielwissende immer mehr verschlungen wurde, sehr langsam sich zu heben, Wolken verschieben sich, er schreibt: „O meine Freundin, das Licht ist die Wahrheit, doch die Sonne ist nicht die Wahrheit, von der doch das Licht quillt. Die Nacht ist Unwahrheit. Und was ist Schönheit? Sie ist nicht Licht und nicht Nacht. Dämmerung, eine Geburt von Wahrheit und Unwahrheit, ein Mittelding. In ihrem Reiche liegt ein Scheideweg, so zweideutig, so schielend, ein Herkules unter den Philosophen könnte sich vergreifen . . . Wenn ich in diese Materie komme, da werd ich zu ausschweifend, und doch ist sie meine Lieblingsmaterie.“

Wie er mit rembrandtischem Streben, sinkend und steigend auf der Welle des Lichtes, aus seiner Dumpfheit empor will, wie er tastet, schweratmend und ernst! Stiller, gehaltener klingen jetzt die Worte des Zweifels, und in ganz neuen Wendungen, mit Modulationen einer erschreckten Seele, fährt er an Oesers Tochter fort: „Wer den einfältigen Weg geht, der gehe ihn und schweige still, Demut und Bedächtlichkeit sind die notwendigsten Eigenschaften unsrer Schritte darauf, deren jeder endlich belohnt wird. Ich danke es Ihrem lieben Vater; er hat meine Seele zuerst zu dieser Form bereitet, die Zeit wird meinen Fleiß segnen, daß er ausführen kann, was angefangen ist.“

Wie? Sind dies Goethes, sind das des kaum 20jährigen Worte? Wird der mit einem Male kleinmütig, der alles ex initio zu wissen glaubte? Vielmehr, nun wird er erst recht selbstbewußt! Doch was er in flackernden Worten in Leipzig dem Freunde vertraute, jetzt steigt es aus reinerer Stille empor. Dies ist eines seiner Grundgesetze: sich selbst als Organon zu fühlen, das wie die Bäume seine Jahreszeiten geduldig abwartet, stille trägt. Von Eitelkeiten fern beginnt sein Selbstgefühl sich ins Bewußtsein seiner Sendung zu verwandeln, und je höher er steigen will, um so mehr wird er sich Zeit nehmen, um so länger wird er brauchen. Unbefangen spricht er nun von sich als keimendem Philosophen, als keimendem Dichter, und sagt ganz einfach, kein Jüngling könne Meister sein.

In diesem Jahre schreibt er beinahe nichts: das gewisseste Zeichen, daß neue Formen sich in ihm vorbereiten. „Es arbeitet jetzo in seiner Seele, die äußere Ruhe ist ein Zeichen der inneren Wirksamkeit“, so würde Adelheid es bald formulieren. Er verbrennt angefangene Stücke, Verse, auch Briefe, und während „keine Verse mehr fließen wollen“, dringt er zuerst auf kritischem Wege zu neuen Erkenntnissen vor. Hier kann man's denn zum erstenmal mit Händen greifen, wie sich Kritik und Bildkraft, wie kalte Einsicht und heißes Gefühl als gleiche Grundkräfte in seiner Seele wirken: denn noch bevor der Wille zur Natur in seine Dichtung strömt, hat er diesen Willen als nötig erkannt. Gegen gewisse moderne Kriegsgesänge eifert er in einem Briefe, „forcierte Gemälde, weil der Herr Verfasser die Natur nicht gesehen hat, ewige egale Wendungen . . Flittergold, und das ist alles . . Gemälde ländlicher Unschuld; sie möchten gut sein, in Arkadien angebracht zu werden; unter Deutschlands Eichen wurden keine Nymphen geboren wie unter den Myrten im Tempe. Und was an einem Gemälde am unerträglichsten ist, ist Unwahrheit . . Da meinen die Herren, das fremde Kostüm sollte was tun! Wenn's Stück schlecht ist, was sind des Akteurs schöne Kleider?“ Das ist Erkenntnis, die gegen sich selber eifert. Darum verbrennt er viele Leipziger Lieder, darum verwirft er alle.

Nur Käthchen bleibt in ihm lebendig, und während Leipzig hinter ihm versinkt und bald aus diesen trüben Wassern nur noch Oeser wie eine Insel ragt, bleibt ihm das bittersüße Nachgefühl der ersten Leidenschaft, durch Jahre. Nach ein paar freundschaftlich verliebten Briefen, in denen er den Ernst des Geschehenen zu überheutern trachtet, erfährt er ihre förmliche Verlobung mit seinem Nachfolger in ihrer Huld. Statt nun aus Worten unverhohlener Zärtlichkeit in weltliche Formen zu steuern, bricht mühsam gedämpfte Leidenschaft aufs neue hervor. Sein sinnlich männlicher Geist wird von dem Bilde der Geliebten aufgeregt, wenn er sie in den Armen eines Andren vorstellen muß, und ein verteufelter Drang zerrt seinen Blick immer wieder vor diese Bilder.

Zwar, erst sucht ein neuerwachter Stolz auf bildliche Weise festzu-

stellen, nicht er sei als Verlassener zurückgeblieben, sondern sie: in den „Mitschuldigen“ fügt er jetzt die ganz entbehrliche Wendung ein, Sophie — das ist Käthchen — habe sich mit dem dunklen Ehrenmanne nur vermählt, um nicht als Alcestens verlassene Geliebte sitzen zu bleiben! Doch bald bildet sich in ihm die Erinnerung dahin um, sie habe ihn abgewiesen: noch drei Jahre später schildert er's den Freunden so und — lange nach seiner nächsten Liebschaft — ist der Schmerz um Käthchen so groß, daß man ihn um dieser Leipziger Affäre willen einer neuen Neigung noch nicht für fähig hält. Und wieder vierzig Jahre später stellt er in seinem Leben mit voller Überzeugung die historisch falsche Tatsache fest: Käthchen hat ihn verlassen!

Jetzt ist ihm, als zerstörte ihre Verlobung letzte geheime Hoffnungen. Hochzeitsgedichte könne er nicht schicken; die er versucht hat, seien alle zu intim oder zu kühl, und wie ihn kurz vor seinem zwanzigsten Geburtstage Bitterkeit ergreift um die verlorenen Jahre, ist es, als büßte er sein leidiges Wesen, wenn er ihr in hamletisch bewegtem Tone, doch mit versteckter Herausforderung vorklagt: „Vor drei Jahren hätte ich geschworen, es würde anders werden, als es ist . . Es war eine Zeit, da ich nicht fertig werden konnte, mit Ihnen zu reden, und jetzt will all mein Witz nicht hinreichen, eine Seite an Sie zu schreiben . . Wenn Sie mir einmal schreiben, daß Sie . . ohne Ausnahme glücklich sind, das wird mir angenehm sein . . O könnte ich die dritthalb Jahre zurückrufen! Käthchen, ich schwöre es Ihnen, liebes Käthchen, ich wollte gescheuter sein!“ So kehrt sein liebeleeres Herz, das länger als zwei ganze Jugendjahre sich keiner Frau zuwendet, zu Träumen von alten Tagen zurück, um Nahrung zu finden.

„Mein Körper ist wieder hergestellt — schreibt er ihr vier Monate später — aber meine Seele ist noch nicht geheilt, ich bin in einer stillen untätigen Ruhe, aber das heißt nicht glücklich sein . . Nur im Traum erscheint mir manchmal mein Herz, wie es ist . . Diesen Brief sind Sie einem Traume schuldig. Ich habe Sie gesehen, ich war bei Ihnen . . mit einem Wort, Sie waren verheuratet . . Ich danke meinem Traum, daß er mir Ihr Glück recht lebhaft geschildert hat und das Glück Ihres Gatten und seine Belohnung dafür, daß er Sie glücklich gemacht hat.“ Dann nennt er diese sinnlichen Bilder einen ungestümen Traum, fühlt sich so erschreckt, daß er mit einem Male alle Form vergißt und jetzt, anderthalb Jahre nach friedlicher Trennung, sie plötzlich bittet, ihm nicht mehr zu schreiben:

„Es ist das eine traurige Bitte, meine Beste, meine Einzige von Ihrem ganzen Geschlechte, die ich nicht Freundin nennen mag . . Ich mag Ihre Hand nicht mehr sehen, so wenig als ich Ihre Stimme hören möchte, es ist mir leid genug, daß meine Träume so geschäftig sind.“ Und dann im letzten Brief an sie: „Ich wollte, Sie wären kopuliert und Gott weiß was noch mehr, aber im Grunde schiert mich's doch.“

Doch plötzlich ergreift ihn eine neue Festigkeit, und wie in erwachendem Vorgefühle großer Dinge schließt er: „Sie sind ewig das liebenswürdige Mädchen und werden auch die liebenswürdige Frau sein. Und ich, ich werde Goethe bleiben. Sie wissen, was das heißt. Wenn ich meinen Namen nenne, nenne ich mich ganz.“

## ZWEITES KAPITEL / PROMETHEUS

„Wenn du kühn im Wagen stehst und vier neue Pferde wild unordentlich sich an deinen Zügeln bäumen, du ihre Kraft lenkst . . , bis alle sechzehn Füße in Einem Takt ans Ziel tragen: das ist Meisterschaft!“

Mache den Raum deiner Hütte weit und breite aus die Teppiche deiner Wohnung . . Denn du wirst ausbrechen zur Rechten und zur Linken.“ Am ersten Tag in Straßburg, in dem kleinen Zimmer am Fischmarkt, schlägt Goethe das neue Andachtsbuch, der Mutter Gabe, aufs Geratewohl auf, zum Orakel, und da es Jesaias ist und diese Stelle, fühlt er sich wundersam bewegt. Lebt in dem neuen alten Buch am Ende doch der Segen, und soll dies Herz, von allem Wissensdurst entladen, sich in der Einen Sonne wiederfinden, die ihm von Kindheit vorgeleuchtet? Lebensgefahr und Enttäuschung haben ihn zunächst dem Kinderglauben wieder zugeleitet, aus dessen Kreis er, mehr verwirrt als überzeugt, vorzeitig floh. Zwar, was ihm die Klettenberg zu Hause einflößte, klang nicht minder problematisch als die Alchemie des guten Doktors. Doch dahinter, dahinter muß etwas stecken, mächtig dringt Ahnung herüber.

Und wie er sich am Abend einrichtet, Kleider und Tinte und Feder an ihre Stelle bringt, denn alles will sorgsam geordnet sein; wie er den hübschen neuen Raum mit seiner Leipziger Bude vergleicht, fällt ihm der Zimmernachbar ein, der ihn damals so freundlich gepflegt hat. Ob er jetzt betet, der blinde Theologe? Es ist Karfreitags-Nacht. Soll man ihm einen geistlichen Brief schreiben? Geld ist besser, es geht ihm schlecht. Und schickt's und schreibt: „Wenn ich mich erinnere, was für ein unerträglicher Mensch ich den letzten ganzen Sommer war, so nimm mich's Wunder, wie mich jemand hat ertragen können . . Wenn es ist, wie es war, daß Sie Dämmerung sehen, wo andre Tag haben, so verlieren Sie nicht viel. Es ist ja doch alles Dämmerung in dieser Welt, ein bißchen mehr oder weniger, dafür läßt sich Trost finden . . Ich bin anders, viel anders, dafür danke ich meinem Heilande; daß ich nicht bin, was ich sein sollte, dafür danke ich auch. Luther sagt: Ich fürchte mich mehr für meinen guten Werken als für meinen Sünden. Und wenn man jung ist, ist man nichts ganz.“

Wie's wieder brodeln, wieder glüht, wie in dem seltsamen Karfreitags-Schreiben der Gläubige an seinem Glauben, an seiner Skepsis der Skeptiker zweifelt! Nähert er sich in den ersten Straßburger Wochen zuweilen frommen Leuten, gleich findet er sie langweilig, eng. Schwankend zwi-

schen den Lockungen eines Hafens und der Sehnsucht auf das herrlich ungewisse Meer kreuzt Goethe eine Weile vor der Küste.

Noch sieht er gelb aus und mager. Noch hält der Erschreckte an dem Gotte der Kindheit fest, „den wir inzwischen einen Herren nennen, bis wir ihn unsern Herrn betiteln können“. Doch drinnen beginnen Säfte neu zu kreisen, draußen bricht Frühling auf, und in getrostem Tone schreibt er einem Freunde: „Die Mittelstraße zu treffen wollen wir nicht verlangen, so lang wir jung sind. . . Die Sachen anzusehen, so gut wir können, sie in unser Gedächtnis schreiben, aufmerksam zu sein und keinen Tag ohne etwas zu sammeln vorbeigehen lassen. . . Dabei müssen wir nichts sein, sondern alles werden wollen und besonders nicht öfter stille stehen. . . als die Notdurft eines müden Geistes und Körpers erfordert.“

Straßburg ist damals eine französische Stadt, seine Bewohner heißen *sujets allemands du Roi de France*. Eifriger noch als in Leipzig lebt die Gesellschaft auf Pariser Art, deshalb hat der weltkluge Vater diese beiden Akademien ausgewählt; denn ist er endlich Doktor, der Sohn, dann soll er nach Paris, um die Sonne zu schauen. Italien, denkt der Vater, wäre freilich schöner, es war der Höhepunkt seines eigenen Lebens, doch Weltmann wird man heute nur unter Franzosen: dann wird er glänzen können in der Vaterstadt. Wäre man nur geborener Patrizier! So aber gelingt es höchstens, den Sohn ans Ufer der Gesellschaft zu führen. Hinein muß er sich selber rudern. Wird er es diesmal tun?

Er bleibt ein Sonderling, lieber zurückgezogen, als daß er arrivierte Leute aufsuchte. In Leipzig warnten den Schüler des Rokoko schlafend dumpfe Triebe vor der Gesellschaft und ließen ihn zugleich seine Verse verspotten; drei Jahre später vermehrt in Straßburg ein halb erwachter Drang die Antipathie. Mit dem Dünkel der Jugend verachtet er die kaum erklommene Stufe, verwirft mit Leidenschaft den Geschmack, der ihn damals beherrschte, verklagt eine ganze Kultur, sie habe ihn in die Irre geführt. Gegen französisches Wesen scheint dieser junge ästhetisierende Literat erregt, doch in Wahrheit meint er seine eigenen Allüren von gestern.

Zugleich wird seine Empfindlichkeit verletzt. Französisch, das er als Kind beherrschen lernte, hat er sich durch Nachahmung verdorben, denn da er Bediente und Schildwachen, Schauspieler und Geistliche zu viel kopiert hat, necken ihn jetzt die Straßburger um sein Patois, wie vordem die Leipziger um sein Frankfurterisch. Verletzt und stolz faßt er den Entschluß, Französisch abzutun, überhaupt mit Gewalt und Ernst die Muttersprache zu pflegen. Auf Frankreichs Boden muß der Deutsche Goethe geführt werden, damit die ersten deutschen Instinkte in ihm erwachen; doch erst stärkere Impulse werden ihn aus dumpfem Fühlen in produktive Spannung heben.

Studentenleben führt er nie, die Formen der Akademien stören den feinen Bürgerssohn, zugleich den Sonderling in ihm; doch beginnen trotzige Vorurteile sich langsam zu lockern, denn nun, mit Zwanzig,

lehnt er's nicht mehr ab zu spielen, er lernt Pikett und Whist. Wird er geselliger als in Leipzig, so hütet er zugleich seine Freiheit wohl, und dieses Widerspiel, das er bis ins Greisenalter zwischen Geselligkeit und Einsamkeit treibt, ist gleich allen Gegensätzen seiner Haltung nur ein Reflex. Jedoch, gewohnt den Meeresgrund seiner Seele fremden Blicken zu verhüllen, erklärt er später oberflächlich: von Vater und Mutter sei ihm Lehrhaftes und Heiteres angeboren, wodurch er der Gesellschaft bald unbequem, bald unterhaltend werden könnte. Im Laufe seiner Jugend entwickelt er sich vom Lehrhaften zum Unterhaltenden, langsam geht er im Laufe des Alters den Weg zurück.

In Straßburg, wo dies altkluge Herz zur Jugend aufzuschlagen anhebt, staut er menschenfeindliche Strömung in sich ab, und bis in die sechziger Jahre ist er nie wieder so liebenswürdig, so traitabel gewesen wie in diesen drei Semestern. Wachsende Gesundheit, neue Gläubigkeit, Landschaft und Neigung des Herzens entfernen ihn vom affektierten Geiste, auf Umwegen geht er einer Natürlichkeit entgegen, die die besten Seiten seines Wesens, die bald auch seinen Genius befreit. Und doch braucht es bei Goethes sinnlicher Art noch eines Menschen, an dessen Hand er sich aus solchen Verwicklungen erheben kann.

Ehe solche Begegnung fruchtbar würde, braucht die Natur noch einen Sommer, ihren Schüler zu reifen. Von überall dringen in diesen ersten Straßburger Monaten neue Kräfte in ihn ein, und wo er nicht von selbst erstarkt, macht er sich künstlich kräftig. Nervosität, die er in Leipzig eher pflegte als bekämpfte, gesteigert durch die Krankheit, kommt ihm nun lästig, es kommt ihm unwürdig vor, nicht Herr seiner selbst zu sein. Gegen starken Schall, krankhafte Gegenstände, Schwindel sucht er sich immun zu machen, und dies auf heftige Weise: beim Zapfenstreich geht er neben dem Trommler her, den Hals des Münsterturnes erklettert er bis unter den Knopf, abends sucht er Kirchhöfe auf und morgens die Anatomie, so lange, bis er sich zu jedem Anblick stark fühlt, daß nichts dergleichen ihn je wieder aus der Fassung setzen kann.

Hinter diesen Nerven-Übungen liegen bedeutsame Bestrebungen verborgen: als erste Symptome jener mächtigen Prophylaxe kann man sie anerkennen, an deren Ausbau er später die Hälfte seiner Kräfte wendet, um die andere Hälfte freischwebend zu erhalten. „Dieser Bemühung, mich von dem Drang und Druck des allzu Ernsten und Mächtigen zu befreien, was in mir fortwaltete und mir bald als Kraft, bald als Schwäche erschien, kam durchaus jene freie, gesellige, bewegliche Lebensart zu Hilfe.“ Denn wenn der junge Goethe seinen Dämon erzieht, so geschieht es auf dämonische Weise; der alte wird es systematischer versuchen. Noch ist alles Dumpfheit und Instinkt, was dann Erfahrung wird und Technik. In vorbereitender Übung vollendet er, Geist und Körper stärkend, schlafwandlerisch von seinem Genius geleitet, das einundzwanzigste Jahr.

Aus jenen Sommermonaten, die hingehen zwischen zerstreuten Kol-

legen, Fahrten und Ritten, ohne Arbeit, ohne Verse und Entwürfe, gibt es auch weniger Briefe als aus jedem späteren Lebensjahr; nur ein paar Konzepte bezeugen wie ein Tagebuch die schweigend hohe Zeit einer zuwartenden Seele.

„Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbei und wir kamen eben aufs lothringische Gebirg . . Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah und der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß und linker Hand die schwere Finsternis des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing . . da wurd's in meinem Herzen so still wie in der Gegend . . Welch Glück ist's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Mut treibt uns an Beschwerlichkeit, an Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben, und das ist vielleicht das Meiste, was ich gegen die Liebe habe. Man sagt, sie mache mutig. Nimmermehr! Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt und die Kehle wie zugeschnürt ist und man Tränen aus den Augen zu drücken sucht und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen, o da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln . . Wenn ich Liebe sage, so versteh ich die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimmt, immer auf Einem Fleck sich hin und her bewegt . . Wir sind wie Kinder auf dem Schaukelpferde immer in Bewegung, immer in Arbeit und nimmer vom Fleck . . Ein für allemal bleibt (die Schönheit) unerklärlich, sie erscheint uns wie im Traum, wenn wir die Werke der großen Dichter und Maler . . betrachten: es ist ein schwimmendes, glänzendes Schattenbild, dessen Umriß keine Definition hascht.“

Fühlt man das schwebend biegsame Element seiner Sehnsucht, seiner Bildung? Was hart war in ihm, Skepsis und Ironie verstecken sich, was positiv war, Oesers Lehre von der Antike will sich auflösen. Dies Herz, von erster Leidenschaft mit Bitterkeit genesen, schwimmt empfindsam in ungewissen Wünschen, dies Kunstgefühl, nicht mehr durchdrungen von erster Übersicht, schwärmt doch lieber, als daß es zur Mode kehrte: duldsam und ahnungsvoll steht dieser junge Baum, fruchtbaren Regen erwartend.

Eines Septembertages, wie er die Gasthoftreppe hinaufspringt, streift er einen jungen Geistlichen, der hat den schwarzen Seidenmantel an einem Ende aufgenommen und in die Tasche und sein gepudertes Haar hat er in eine runde Locke aufgesteckt: auffallend, doch elegant und gefällig. Goethe erkennt Herder, dem jung berühmten Manne nennt er seinen eigenen unbekannten Namen, möchte ihn besuchen; freundlich gewährt es der Ältere. Warum spricht der Student ihn an? Bei Tische hat er gehört, der Autor der „Kritischen Wälder“ sei angekommen, in Behandlung des Straßburger Okulisten gegangen. So ist der junge Literat Verehrer jenes Werkes? Im Gegenteil, vor einem Jahre schrieb er, der Eroberer Lessing werde wohl bald in Herrn Herders Wäldchen garstig Holz machen.



Doch immer fesselt ihn Persönlichkeit, und wie er nur durch sie lebendige Lehre annimmt, so läßt sie ihn auch Vorurteile gegen Lehre und Werk des Auftretenden vergessen. Der lässig wunderliche Anblick des Mannes ist es, es ist dieser merkwürdige Kopf, der ihn auf der Gasthofstreppe aufmerken läßt; sonst hätte Goethe in Straßburg Herder geschnitten wie Lessing in Leipzig. Weil er für Herders Lehre reif ist, darum begegnet er ihm, darum redet er ihn an.

Denn nur nach dem Gesetz des Gegensatzes können diese beiden Wesen einander anziehen. Wie Goethe Herder besucht, rasch ergreift, um ihn nicht mehr zu lassen, ein zweites, drittes Mal wiederkommt, bald täglich, morgens und abends: in diesen Wochen ihres ersten Verkehrs, in der kleinen verdunkelten Stube der Straßburger Augenklinik stoßen zwei Charaktere aufeinander, so grundverschieden, daß nur durch Lehre und Lernen, nicht durch Vergleich und Austausch sie verbunden werden, daß nur ein Schulverhältnis, nicht Freundschaft sich bilden kann. Dabei nimmt Goethe von Herder die ganze Persönlichkeit in sich hinein, Herder von Goethe nur einen Teil, Goethe nimmt jenem alles ab, was er weiß und will, gibt aber selbst nicht alles her: denn über Herders Wesen ist er, bei aller Ehrfurcht, rasch irgendwie mißtrauisch geworden. In diesem verdunkelten Krankenzimmer verbindet nicht Liebe Besucher und Leidenden.

Hier sind zwei junge Leute, von denen einer zu wirken strebt, krank, unfrei und auch recht verlassen sich des begabten Schülers freut, der andere aber nicht immer zu lernen trachtet, nirgends den rechten Lehrer fand, jetzt aber, mit plötzlich zugreifender Einsicht an sich reißt, was der Fremde bietet. Und so geschieht in diesen Wochen, deren Folgen für Goethes, für Deutschlands Kultur nicht zu ermessen sind, das Unerwartete: Herder, zum Herrschen geboren, gibt sich fast wider Willen immer mehr hin; Goethe, zur Hingabe geboren, wird zum dauernd Nehmenden und dankt nur mit der Zerstreuung eines einsamen Kranken.

Denn Herders Wesen will sich niemals hingeben, niemals ruhen: nach Wissen geht sein erster Drang, nach Geltung der zweite, Streben ist sein erster Antrieb, Ehrgeiz der zweite. Ein armer Lehrerssohn aus verstecktem Ostpreußen-Dorfe — doch nichts genügt dem Anspruch an sich selbst, die ersten Schriften ediert er anonym, leugnet, als sie bekannt wird, die Autorschaft, und trotzdem dürstet er nach Ruhm. Begeisterung für natürliche Schönheit hat ihn angetrieben, doch zugleich treibt ihn kritischer Sinn, dem Geiste seiner Lehrer zu mißtrauen.

Da sitzt er im Halblichte mit einem verbundenen Auge, Züge scharf, Stirn hoch, Nase etwas stumpf, ein Mund, vielleicht zu sinnlich für solchen Denker: da sitzt Herder, Lehrer und Prediger, Prinzenenerzieher und Entdecker neuer Zusammenhänge der Völkerkunst, 26jährig, berühmt, umstritten, im verdunkelten Zimmer und wartet, ob sich die verwachsene Tränendrüse öffnen will. Im Kopf liegt sein Genie, das

Auge ist krank. Der vor ihm sitzt, sein Besucher, ist eben im Begriffe, von zu viel Kopf zum Auge hin sich zu erlösen, ein junger Student, nicht glänzend, mittelgroß, gut gebaut, adrett gekleidet, sorgsam frisiert, mit einem Kopf, den eine große Nase am Schönsein hindern möchte, den ein edel gezeichneter Mund, eine hohe, klare Stirn anziehend machen. Doch Herrscher dieses Kopfes sind zwei dunkle Augen, die schwärmen, strahlen, sinnen, glühen, forschen können. Acht Jahrzehnte lang haben sie die Bewegungen einer großen Seele auch dann verraten, wenn sie sich verhüllen wollte.

Und diese Beiden wären nicht unversöhnlich, wie sie da vor einander sitzen, Herder und Goethe? Zwar, auf der Stufenleiter der Verspottung, die jener aufwärts, dieser abwärts steigt, mögen sie sich wohl begegnen, doch von Beiden läßt nur der ältere sie laut werden, den jüngeren hindern zwei andere Triebe: Ehrfurcht und Dankbarkeit machen Goethe zum fragenden Schüler. Was Herder kritisch formt, nimmt Goethe willig auf, was jenen umherwirft im Kampf mit sich und der Mitwelt, sucht dieser zu erdringen. Reizbar von Natur, doppelt nervös als Kranker schickt Herder in diesen Wochen peinlich zerrende Briefe an seine Braut: fürs ganze Leben fürchtet er Entstellung, auch seine materielle Zukunft scheint ihm bedroht. Was kann er in solcher Zeit an dem Studenten haben?

Den idealen Zuhörer. Denn Herders Kunst unter den Menschen ist die Rede. Goethe entwickelt in den nächsten Jahren die Kunst des Erzählens, Herder redet. Er predigt, führt, er überzeugt. Der junge Mann vor ihm? „Es ist alles so Blick bei Euch!“ sagt Herder ihm ein paarmal und erfaßt mit diesem abfälligen Worte zugleich den Unterschied ihrer Naturen. Sollte er in dem Studenten schon den Genius erkennen? Selbst zwei Jahre später, als Person und Werk die Prognose erleichtern, haben diesen Jüngling im Grunde nur zwei Menschen ganz erkannt, und noch damals hat Herder seiner Braut geschrieben: „Goethe ist wirklich ein guter Mensch, nur etwas leicht und spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe hat . . Er ist ein guter, edler Junge mit viel Gefühl und Übergefühl, wovon, wie es im lieben menschlichen Leben ordentlich und billig ist, die Hälfte auch ihm wohl Traum der Morgenröte bleiben wird.“

Freilich sieht Herder den Jüngling von seiner schlichtesten Seite, wie ihn in diesen Jahren kein Mann gesehen hat. Er sieht den Lernenden begeistert und kann später die herrlichen Worte schreiben: „Goethe fing Homer in Straßburg zu lesen an, und alle Helden wurden bei ihm so schön, groß und frei watende Störche; er steht mir allemal vor, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme.“ Nur das äußerlich Leichte, nur die Sorglosigkeit solcher Jugend, die seine eigenen Kämpfe ihm noch bitterer erscheinen läßt, machen ihn mißtrauisch; der junge Mann hat ihm zu wenig gelitten, gekämpft, auch zu wenig gelernt, denn Herder war mit 20 Jahren ein durchstudierter Doktor.

Um so heftiger drängt sein Sarkasmus, ihm alles wieder zu verderben, was er ihm reicht. „Behaglich war der Zustand nicht. Von Herder konnte man niemals eine Billigung erwarten, man mochte sich stellen, wie man wollte . . . Herder war von Natur weich und zart, sein Streben mächtig und groß. Er mochte daher wirken oder gegenwirken, so geschah es immer mit einer gewissen Hast und Ungeduld; sodann war er mehr von dialektischem als konstruktivem Geiste. Daher der beständige ἕτερος λόγος gegen alles, was man vorbrachte. Ja, er konnte einen bitter auslachen, wenn man etwas mit Überzeugung wiederholte, welches er kurz vorher als seine eigene Meinung gelehrt und mitgeteilt hatte.“

Gestern hat ihm Herder einen Spottvers auf seinen Namen angehängt, heute verhöhnt er ihm eine Liebhaberei, morgen wird er ihn wegen des Übermaßes von Gefühl tadeln, das er dem „Landprediger von Wakefield“ zuträgt, den Herder ihm vorliest. Sobald er fühlt, daß er den Jüngling hat, will er ihn ganz, will herrschen. Und doch läßt Goethe, der Nervöse, Stolze, Trotzige, nicht locker, mit jedem Tage hält er sich an diesem unbequemen Lehrer fester, magisch fühlt er sich angezogen wie von Mephisto, von dem Herder viele Züge hat, ohne Mephisto zu sein.

Was Goethe lernt, ist nicht bloß eine neue Ästhetik, es sind ihre moralischen Gründe. Schon hat Herder seine Lebensarbeit vorbereitet: er lehrt den Sinn des Gefühls und setzt ihn über den Sinn des Sehens, indem er so, nach einem biogenetischen Gesetze, der eigenen Natur huldigt. Das lebendig Gefühlte liebt und lehrt er in der Welt, eben hat er eine Geschichte des Geistes geschrieben, auf solcher damals unerhörten Basis. In dieser ungedruckten Schrift über den Ursprung der Sprache läßt er den Schüler nicht nur das Historische erkennen, er zeigt darin dem Zögling des Rokoko: Dichtkunst ist eine Welt- und Völkergabe, nicht das private Erbteil gebildeter Leute. Dies zu beweisen, führt er ihn an die Quellen der Dichtung, regt ihn an, Homer und Bibel wie Bilderreihen anzusehen, als Rhapsodien von Hirten, Kriegern und Jägern, führt ihn auf Ossian und läßt ihn daraus übersetzen, macht ihm unleidlich, was er an Werken der Gegenwart noch liebt, läßt nur noch Klopstock unter den Lebenden bestehen — aber am Ende zeigt er ihm Vollkommenheit im Werke Shakespeares.

All dies wirkt auf den Schüler fruchtbar, weil es ihn eigentlich nicht überrascht, nur Bestätigung bringt für Vorgeahntes — freilich von solchem Umkreise, solcher Wucht und Weite, wie in Deutschland sie niemand sonst dem 20jährigen Goethe reichen konnte. Denn der erzieherische Einfluß wirkt auf den Genius wie die dramatische Handlung auf den Hörer: um so stärker, je weniger sie überrascht, je besser sie vorbereitet wurde. In diesen Wochen hat Herder in Goethe, der alle Maximen über den Genius heimlich auf sich und seine künftigen Werke bezieht, die aufkeimende Erkenntnis bestätigt, vertieft, beschleunigt: nur Frei-

heit von pariser-attischem Zwange, nur Urkraft natürlicher Sprache, nur Legenden des Volkes geben Formen und Stoffe für ein erneuertes Drama.

Aus diesem Krankenzimmer wirkt Herders Suggestion so stark auf Goethe, selbst seine Handschrift mit so „magischer Gewalt“, daß Goethe kein Zettelchen, kein Couvert von seiner Hand zerreißt. Doch bald wenden Stolz und Würde den Schüler in seine eigene Sphäre zurück. Den Mann mit den weichen Zügen, den still vornehmen Oeser hat Goethe nicht aufgehört zu lieben. Den spöttisch klugen Herder hat er nie geliebt, zuerst bewundert, später gemieden, wieder gesucht, doch dann durch die Jahrzehnte sich nur noch Einmal mit ihm innig verständigt. Goethe hat lebenslänglich von jeder Art Menschen gelernt, nicht bloß das allgemeine Menschliche; seine Lehrer aber sind hier schon zu Ende.

Vergleicht ihn jetzt Herder in einem Spottgedicht mit einem Spechte, höflich erwidert ihm Goethe, der Specht sei kein gemeiner Vogel. Immer häufiger scheint er befremdet. Goethe, in seiner Jugend des Wunsches voll, sich an die Menschen hinzugeben, zieht sich zurück, von Männern ein Leben lang fast immer mißverstanden. Schon hier verschließt er sich schnell. Es geschieht das Erstaunliche, daß der sarkastische Lehrer, berühmt und menschenfeindlich, dem Schüler seinen Schatz, das kaum beendete Manuskript eröffnet; dieser aber, horchend und schweigend, verhüllt vor dem Lehrer seine eben erstehenden Entwürfe, Götz und Faust, die er ihm doch indirekt verdankt.

Während Goethe lernt, leidet sein Herz; während Herder lehrt, leidet sein Auge. Die Tränendrüse öffnet sich nicht, ergrimmt verläßt er Klinik und Stadt. Ihm ist, er habe die Wochen ganz verloren. Sein Schüler, wie er aus der dunklen Stube ins Licht des Alltags tritt, fühlt sich erleichtert. In dieser Zeit, mit diesem Manne ist er nicht glücklich gewesen, hat manches ertragen, nur weil jener, um sechs Jahre älter, ihm um ein Menschenalter wissender erschien, und wie er diesen Sohn des Ostens den neuen großen Lehrern des Westens entreißen sieht, was er braucht, so hat er ihm selbst entrissen, wonach er dürstet. Verehrung breitet er unter Herders Füße — und dennoch fühlt er, wie er im Grunde nur empfängt, was er schon besitzt: denn unter der Schneedecke der Mode liegt alles schon in Goethes erdaufbrechendem Bestreben.

Gibt Herder ihm Rousseaus Leidenschaft zu natürlicher Empfindung wieder, er klärt nur Goethes dumpfen Drang. Ist Herder von einem Engländer ergriffen, der gegen Winckelmann vor Nachahmung der Alten warnt, Homer und Shakespeare preisend, glaubt er in Ossian Urpoesie zu entdecken, so schlagen Urlaute verwandter neblig-nordischer Landschaft, so dringen Strahlen südlicher Sonne nicht erst jetzt in Goethes Herz: aus diesem Herzen brechen, schlagen sie hervor, das sie in unbewußter Leidenschaft umhegte. Führt Herder ihn zu Xenophon

und Platon, so bleibt dies Fremde in Goethe elastisch genug, um nach seinem besonderen Stoffwechsel gelegentlich verbraucht zu werden.

Denn noch liegt alles in diesem Kopf durcheinander. Ganz Dichter, gar nicht Forscher, genießt er in Herders dichterischer Forschung, wie Gedanke und Empfindung den Ausdruck bilden. Ganz dichterisch sagt Goethes Ästhetik damals: „Einmal für allemal bleibt Schönheit unerklärlich.“ In Segmenten, unverbunden liegt sein polyhistorisches Wissen beieinander: ein Jahrhundert dunkel, das benachbarte hell, ohne eigentlichen Zusammenhang, ohne Idee.

Das erste, was Goethe in Straßburg für sich und bald für eine Generation erlebt, dieses Erwachen zur Natürlichkeit fängt mit einem Negativum an: erst durch eine Wendung gegen Unnatur findet man sich zur Natur zurück; und wie in Goethes Leben alles langsam wächst, so hat sich auch dieser scheinbar heftigste Umschwung jahrelang im stillen vorbereitet, um auch jetzt noch nicht mit der Abruptheit ins Licht zu schießen, deren sich seine Freunde und Nachahmer rühmten. Unzügelbare Temperamente wie die von Lenz oder Klinger haben, weit mehr als Goethes Erblühen, den wahren Sturm und Drang erlebt, dessen Stichwort Klinger formte.

Mit einem heftigen Nein beginnt diese Epoche, mehr gegen die Art, wie man sich gab, als wie man zu innerst war, und da man vorwiegend literarisch war, zeigt diese Wendung, durch Literaten angeregt, anfangs einen Künftlerkampf, aus dem sich später die Lebenselemente kristallisieren. Natur statt Sitte, Volkssprache statt Alexandriner, die Landschaft, aus der man geboren ist, in der man schweift: das ist's, gefühlt noch mehr als erwogen, was diese 20jährigen Deutschen zum Deutschsein treibt. Jetzt erst ergreift Goethe das deutsche Münster von Straßburg, das ihm bisher den klassifizierenden Blick verwirrte.

Weil aber solche Kunst-Erkenntnis nur aus neuen Lebensgefühlen brechen kann, wird Goethes erste Schrift, den Briefen an Behrisch ähnlich, ganz Leidenschaft, Bekenntnis, Person, ganz Ode, immer ruft er in diesem Flugblatte „Von deutscher Baukunst“ (das er zwei Jahre später aus Straßburger Notizen zusammenstellt) Erwin von Steinbach, den Meister, an und spornt sich an ihm.

„Trefflicher Mann, eh ich mein geflicktes Schiffchen wieder auf den Ozean wage, wahrscheinlicher dem Tod als dem Gewinn entgegen, siehe hier in diesem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, schneid' ich den deinigen in eine deinem Turm gleich schlank aufsteigende Buche, hänge an seinen vier Zipfeln dies Schnupftuch mit Gaben dabei auf . . voll Blumen, Blüten, Blättern, auch wohl dürres Gras und Moos und über Nacht geschosne Schwämme, das alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu meinem Zeitvertreib botanisierend, eingesammelt, dir nun zu Ehren der Verwesung weihe.“ Mit dem Hochmute des Jünglings zertritt er nun die Girlanden des Rokoko, die ihm zu lange den Weg versperrten:

„Als ich das erste Mal nach dem Münster ging, hatt ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntnis guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gotischer Verzierungen . . Welscher! Krochst an den mächtigen Resten, Verhältnisse zu betteln, flicktest aus den heiligen Trümmern dir Lusthäuser zusammen . . Schädlicher als Beispiele sind dem Genius Prinzipien. Vor ihm mögen einzelne Menschen einzelne Teile bearbeitet haben. Er ist der erste, aus dessen Seele die Teile, in ein ewiges Ganze zusammengewachsen, hervortreten.“

„Dem Genius!“ Da steht das Wort, das nun sein Leben halb beherrschen soll, denn wie der Genius gegen die andre Urkraft, den Dämon in ihm kämpft: das wird die Geschichte dieser Seele sein. Indem er sich von Zeit und Mode trennt, beginnt der Jüngling, vordem eingebildet, zuerst sich selbst zu fühlen und setzt von nun an, ohne irgendeine Probe, nur vom Vorgefühl eines unerhörten Aufstiegs angetrieben, den Genius an die Stelle seiner selbst, sich an des Genius Stelle, wenn er dithyrambisch zu fordern, zu grollen, zu kämpfen, zu vergöttern anfängt. Kräfte wachsen in ihm, doch ehe er sie schaffend prüft, wirft er sie, lachend oder böse, gegen die alten Götzen und übertreibt die neue Wahrheit.

Gotisch nennen die Kunstgelehrten dies Münster? Sie sollten „Gott danken, laut verkündigen zu können: Das ist deutsche Baukunst, unsre Baukunst, da der Italiener sich keiner eigenen rühmen darf, viel weniger der Franzos . . Je mehr sich die Seele erhebt zu dem Gefühl der Verhältnisse, die allein schön und von Ewigkeit sind, deren Hauptakkorde man beweisen, deren Geheimnisse man nur fühlen kann, in denen sich allein das Leben des gottgleichen Genius in seligen Melodien herumwälzt . . desto glücklicher ist der Künstler, desto herrlicher ist er, desto tiefgebeugter stehen wir da und beten an den Gesalbten Gottes!“

Da steht Goethe vor Shakespeare. Brausend stammelt er nun vor dem Dichter, den er in Leipzig nur eben unter andern schätzte. Für diesen weitausschweifenden Jüngling geht nur von ihm, nicht einmal vom Homer, und erst jetzt solche Kraft aus, daß er sich fand „wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt . . Ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte.“

Ein Dichter fühlt sich über die Jahrhunderte von einem Dichter angeblitzt. Ist es erstaunlich, daß sich, in einer Rede zum Shakespeare-Tage, Goethes Anbetung mit stolzer Vergleichung kreuzt? Indem er glaubt, zu Freunden von Shakespeare zu reden, redet er zu sich von sich selber, und seine Rede wird zur rhythmisch aufgeregten Konfession. Das Herz des Jünglings, aufbrechend, wild, trotzend, hält in dieser Rede mit den Göttern Zwiesprache:

„Dies Leben, meine Herren, ist für unsre Seele viel zu kurz . . . Denn wenn es einem auf seinem Gange auch noch so lange glückt, fällt er doch endlich . . . und wird für nichts gerechnet. Für nichts gerechnet! Ich! Der ich mir alles bin, da ich alles nur durch mich kenne! So ruft jeder, der sich fühlt, und macht große Schritte durch dieses Leben . . . Shakespeare, mein Freund, wenn du noch unter uns wärest, ich könnte nirgend leben als mit dir. Wie gern wollt ich die Nebenrolle eines Pyrlades spielen, wenn du Orest wärest!“ Dann, mitten im Flusse: „Ich will abbrechen, meine Herren, und morgen weiterschreiben, denn ich bin in einem Ton, der Ihnen vielleicht nicht so erbaulich ist, als er mir von Herzen geht . . . Laßt mir Luft, daß ich reden kann!“

Mit solchem Aufschwung von Genius zu Genius hebt sich seine Seele zum ersten Male über die Wolken, denn nun scheint jeder Tag ihm anzukünden, was in ihm lebt, was aus ihm treten soll. In dem Kreise junger Leute, der sich nun sammelt, ist Bescheidenheit unbekannt: schon für seine Beraustheit fordert jeder den Lorbeer. Doch keiner fordert den Genius so maßlos heraus wie Goethe, der noch nichts geleistet hat. Naivetät, mit voller Frische über seine Ekstasen ausgegossen, stellt sich sogleich als Genius neben Erwin und Shakespeare, und sogleich verallgemeinert dieser Geist sein eigenes Gesetz in den gefährlichen Worten: „Von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, haben wir den Keim in uns.“ Mit der Entzückung, die sich als Welt umspannt, ruft er sich so am Schluß der „Deutschen Baukunst“ zu:

„Heil dir, Knabe! der du mit einem scharfen Aug' für Verhältnisse geboren wirst, dich mit Leichtigkeit an allen Gestalten zu üben. Wenn denn nach und nach die Freude des Lebens um dich erwacht und du jauchzenden Menschengenuß nach Arbeit, Furcht und Hoffnung fühlst . . . wenn denn männlicher die gewaltige Nerve der Begierden und Leiden in deinem Pinsel lebt, du gestrebt und gelitten genug hast, und genug genossen, und satt bist irdischer Schönheit, und wert bist auszu-ruhen in dem Arme der Göttin . . . nimm ihn auf, himmlische Schönheit, du Mittlerin zwischen Göttern und Menschen, und mehr als Prometheus leit' er die Seligkeit der Götter auf die Erde!“

Hier tönt es aus den Tiefen: Stolz und Demut in Einem, das hoch gemute Herz des werdenden Genius, doch das sehende des Erdgeborenen, Wunsch und Wille zu höchster Tat und Freude, doch Vorgefühl von Leid und Enttäuschung, zusammengehalten von einer getrosten Männlichkeit, die in den Himmeln Mächte vorausfühlt, während sie sich geduldig aus der Erde nährt. Hier ist Prometheus.

Doch wie der erleuchtete Künstler Zukünftiges sich selbst vorwegnimmt, so trägt er in langen Tagen formend nach, was er vordem empfangen. Den großen Niederschlag so prometheischer Ekstasen finden wir erst zwei Jahre darauf. Nun, da das Feuer des Lebens in seinem Körper wieder gestärkt ist, Mut und Freude wieder da sind, drückt er in seinen Versen sich ans Herz der Götter und mißtraut ihnen nicht.

Das Pietistische ist geschwunden, das Mystische geblieben. Befreit von allen Syllogismen, ganz auf Natur, ganz ins Gefühl gewiesen, „lieber schlimm aus Empfindung als gut aus Verstand“, zwingt er sich noch, sein anerzogenes Christentum so lange umzubauen, daß nur noch der humane Gedanke bleibe: „Denn da Gott Mensch geworden, damit wir armen sinnlichen Kreaturen ihn möchten fassen und ergreifen können, so muß man sich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zum Gotte zu machen.“

Zart schwindet schon vor seinem 21jährigen Blicke, was ihm Erziehung, Kindheit war, und während er es nach der Erschütterung seiner altklugen Skepsis sich zu erhalten, wo nicht wieder aufzubauen trachtete, entgleitet ihm nun der Rest von Kirchenglauben vor einem dankbar aufquellenden Pantheismus. Bald besingt er seine heidnische Morgenmesse:

„Ich trete vor den Altar hin  
und lese, wie sich's ziemt,  
Andacht liturg'scher Lektion  
im heiligen Homer.“

Pan ist in ihm erwacht, zum Pantheismus wandelt sich sein Glaube. Noch fehlen ihm die groß stammelnden Rhythmen, in denen er vor dem dumpf, in denen er nachdem strahlend aufbricht, er wagt im Verse nicht, was die rhapsodische Prosa ihm eben jetzt eröffnet, er singt nur einfach:

„Wie herrlich leuchtet  
mir die Natur!  
Wie glänzt die Sonne,  
wie lacht die Flur!  
Es dringen Blüten  
aus jedem Zweig  
und tausend Stimmen  
aus dem Gesträuch  
und Freud und Wonne  
aus jeder Brust.  
O Erd', o Sonne,  
o Glück, o Lust!“

Goethes Glaube schlägt die Augen auf. Es ist ein Männliches, es ist ein Vater, dem er sich jetzt und dem er sich noch als Greis hingehend anvertraut. Gläubig ins All verloren schreibt er damals im Fragment eines Romans den tiefgefangenen Satz: „Die ganze Natur ist eine Melodie, in der eine tiefe Harmonie verborgen ist.“

Schon schwillt dies gläubige Erfassen auch in Schwermut empor, und alle Empfindsamkeit der nächsten Jahre scheint vorweggenommen, wenn er schreibt: „Ich bin vergnügt; ich bin glücklich! Das fühle ich, und doch ist der ganze Inhalt meiner Freude ein wallendes Sehnen nach etwas, das ich nicht habe, nach etwas, das ich nicht kenne.“



Jetzt übersetzt er Stücke aus Ossian. Alles Rhapsodische will laut werden; indem man sich am Worte berauscht, will man den anderen mitberauschen, und was man vordem als Gesellschaft estimierte, um von ihr estimiert zu sein, das rottet sich jetzt in schwärmenden Konventikeln zusammen. Hat Goethe in Leipzig seinen absonderlichen Freund stets allein gesehn, nun trumpft ein Kreis junger Leute auf seine Originalität, und indem man sich Diderots Gestalten verwandt fühlt, sitzt man beim Weine auf deutsche Art singend beisammen. Es beginnt die „Epoche genialer Anmaßung, (in der) jeder seine Kräfte stärken und überschätzen konnte, wie ihm beliebte“. Die Genialischen erfinden ihre eigene Uniform, einer stellt Goethes Entwicklung am Wandel seiner Toilette dar:

„Als das Gefühl des Genies in ihm erwachte, ging er mit abgekremptem Hut und unfrisiert, trug eine eigene und auffallende Kleidung, durchirrte Wälder, Acker, Berg und Tal auf seinen ganz eigenen Wegen; Blick, Gang, Sprache, Stock, alles kündigte einen außerordentlichen Menschen an.“ Nach dem Bericht eines Professors hatte „Herr Goethe eine Rolle hier gespielt, die ihn als einen überwitzigen Halbgelehrten und als einen wahnsinnigen Religionsverächter . . bekannt gemacht hat. Er muß, wie man fast durchgängig von ihm glaubte, in seinem Obergehäuse einen Sparren zu viel oder zu wenig haben“. Ein Dritter hat mit ihm vor dem Tore bei der Laterne Ossian und Homer gelesen und „da geriet Goethe oft in hohe Verzückung und sprach Worte der Prophezeiung“.

Ist dies wahr, entscheidend ist es nicht. Entscheidend ist diese Form des holden Wahnsinns für seinen Kreis gewesen, nicht für ihn, auch wenn er einigen erschreckten Bürgern als wilder Jäger erschien. Galt er in Straßburg anfangs als der bestfrisierte junge Mann, nun bewegt er sich freilich männlicher, freier. Wie er damals auf einen Unbefangenen wirkt, erzählt niemand besser als Jung-Stilling, der bei seinem ersten Besuch an der gemeinsamen Tafel „besonders einen mit großen, hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs mutig ins Zimmer“ treten sieht, so daß sein Freund sagt: „Das muß ein vortrefflicher Mann sein. Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student ausnahm.“ Goethe tanzt wieder, mit 21 Jahren, nachdem er mit 16 aufgehört hatte.

Doch der Freund, den er unter den vielen wählt, ist kein Altersgenosse, sondern ein 50jähriger Mann, wieder Junggeselle und gepflegter Sonderling, wieder einer in Schuhen, Strümpfen und Hut. An diesen klugen, wunderlichen Salzmann, den Begründer der deutschen Tafel, gehen nun seine Briefe, wie damals an Behrisch: dieselbe einsame Leidenschaft spricht aus den wenigen, die erhalten sind; nur sind jetzt dichterische Dokumente da, die diese Briefe bestätigen, statt ihnen,

wie in Leipzig, meist zu widersprechen. War damals alles verbaute Leidenschaft, nun freilich ist's ein junger Strom, der aufbricht.

Er gibt sich hin den Freunden, der Begebenheit, und doch, ihn mahnt auch jetzt jene unüberwindliche, als Reife wirkende Dunkelheit der Seele, daß er, daß jene sich nicht allzu sehr hingeben möchten. „Ich finde gar keinen Vorteil — schreibt er an einen Entfernteren — in dem allzu günstigen Begriffe, den Sie sich von mir zusammengemacht haben . . Man liebt seine Freunde wie sein Mädchen . . so geizig sind wir, immer das Beste haben zu wollen . . Wir haben uns betrogen und wollen es nicht Wort haben und tun uns die Ehre an zu glauben, daß wir betrogen worden sind . .“

Wie schwer, wie reif — und doch wie klug auch wieder, diesen Brief, dessen Konzept wir besitzen, nicht abzusenden. Goethe ist immer gesellig, ist immer einsam gewesen: Hingabe, beschattet von Dämonen.

Nur den Frauen gibt er sich ganz, und so gibt er stets mehr, als sie ihm geben. Die Liebe, die er in diesen Monaten erlebt, ist weder Sturm noch Drang, wonach man doch die Zeit bezeichnet. Sie ist Idylle. Seltsam still steht das Erlebnis seines Herzens zwischen den Erschütterungen des gleichen Jahres und scheint mit ihnen wenig verbunden. Nichts, was darüber laut geworden, nicht Verse, Briefe noch Berichte Dritter, nicht einmal die poetische Darstellung, mit der er sie im Alter berühmt machte, zeugt von jener Leidenschaft, die ihm vorher in seiner Leipziger Liebschaft, die bald darauf dreimal sein Herz aufrühren soll. Drei Frauen bilden wahrhaft Epoche in Goethes Jugend; nicht Friederike. Sie hat dies Jahr als milder Stern ihm vorgeleuchtet, aus seinem Werk blinkt Ein unsterbliches Gedicht. Das Ende dieser Liebe ist in ihm produktiv geworden, aber auch ohne Weislingen und ohne Clavigo, in deren Schwächen er die seine teilweise maskierte und demaskierte, bliebe Goethes Werk am Ende, was es ist.

Betreten hat Goethe den Pfarrhof von Sesenheim nicht so literarisch, wie er es später schildert; er ist dort gewesen, bevor er den „Pfarrer von Wakefield“ kannte. Und doch scheint eine Reife über seiner Neigung zu der Pfarrerstochter säftigend zu walten, die auch künstliche Ursprünge hat. Ein wenig bleibt der vornehme Fremde, den er hier unter guten Leuten spielt, der zur Natur in Kunst, in Landschaft und so auch in Liebe zurückstrebt; zumindest hatte seine Neigung in ihrer dreivierteljährigen Dauer literarische Strecken. Trotzdem fühlt und ergreift er das blonde Mädchen auf einem Ritte durch das Bergland rasch und unbefangen, und er ergreift sie ganz. Bäuerlich deutsch erfrischt ihre Kleidung den Städter, auch ist sie wieder sein Typus: „Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen

Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher.“

Seinem Willen zur Natur, der bald bei elsässischen Müttern alte Lieder zusammensucht, muß es gefallen, daß Friederike das Kunstlied am Klavier verfehlt, doch im Felde die hübschesten Liedchen weiß. Sie ist heiter, gleichmäßig, still, hat also alles, was Goethe jetzt und beinahe immer bei den Frauen sucht, weil er es selbst nicht rein besitzt. Als ihm der Freund am ersten Abend versichert, sie sei weder versprochen noch verliebt noch weniger verlassen, ruft er erstaunt: „Eine solche Heiterkeit von Natur aus ist mir unbegreiflich! Hätte sie geliebt und verloren und sich wieder gefaßt, oder wäre sie Braut, in beiden Fällen wollte ich es gelten lassen!“ Tiefe Worte, Sinnbilder des eigenen dämonischen Gemütes.

Er bleibt ein paar Tage, und was ihn hier wie später oft an Frauen fesselt, das ist das ganze Bild, Eltern, Geschwister, Hof, Bäume, Tiere: ein Stück amour goût ist bei Goethe immer auch dort dabei, wo amour passion der Antrieb war.

„Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht“, schreibt er einer Dame am Tage nach der Rückkehr. „Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles, was ich liebe . . Es ist nur das schwärmende, zu bedauernde Glück, das uns unser selbst vergessen macht, das auch das Andenken an Geliebte verdunkelt; aber wenn man sich ganz fühlt und still ist und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genießt, dann ist durch eine besondere Sympathie jede unterbrochene Freundschaft . . wieder auf einmal lebendig.“

Fühlt man die stille Wärme, die sympathische Erregung seiner Nerven summen, an diesem ersten Abend nach der Begegnung, so erkennt man den idyllisch Liebenden im selben Jüngling, der doch zugleich als Dichter und Denker aufbrausend, kühn sich alten Schalen entwirkt. Dankbar fühlt er, sucht er die kleine Welt des Mädchens, grade weil eine unendliche sich ihm zu öffnen beginnt; Natur und Liebe wollen sich ergänzen. Sie ist von denen, die sich besonders im Freien gut annehmen, malerisch sieht er sie auf einem erhöhten Fußpfade, und wie er ihre Vorzüge sammelt, sind es „besonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtsein, Frohsinn mit Voraussehn, Eigenschaften, die unverträglich scheinen, die sich aber bei ihr zusammenfanden“. In der Stadt erfreut ihn die leichte hübsche Handschrift ihrer Briefe, „ich war grenzenlos glücklich an Friederikens Seite, gesprächig, lustig, geistreich, vorlaut, und doch durch Gefühl, Achtung und Anhänglichkeit gemäßigt“.

Ist dies der tolle, der dunkle Goethe, den eben ein Mädchen zur Ver zweiflung brachte? Hier ist eine ereignislose Neigung, die sein Wesen nicht zur Blüte treibt.

Er schenkt ihr Verse. Aus diesen anderthalb Straßburger Jahren sind

nur sechzehn Gedichte erhalten und wohl nicht viele verloren. Die Hälfte ist für das Mädchen, aber nur zwei hat er später in seine Gedichte aufgenommen; ein einziges wurde weltberühmt. Das — wahrscheinlich — erste, „Ob ich dich liebe, weiß ich nicht“, hat noch den Leipziger leichtfüßigen Ton, ein andres schließt peinlich kokett, und auch das schöne „Erwache, Friederike“ hat einen geistreich prickelnden Schluß. In einem der ersten — „Wir wollen kleine Sträußchen binden“ — ironisiert er den Schäfer-ton doch nur halb.

Erst nach der Begegnung mit Herder ist jenes „Willkommen und Abschied“ entstanden, in dem sich der befreite Genius zum erstenmal entfaltet. Dies ist das erste goethische Gedicht von Goethe, eine neue Lyrik bricht in diesen Versen an, ein neues Deutsch, eine neue Literatur. Denn während die Oden an Behr-isch visionär und ungefüge waren, dies hier hat seine Visionen rein gefügt.

Mit diesen Versen, die Goethes Liebesleben zum ersten Male schildern, beginnt sogleich die lange Reihe von Verschleierungen, durch die er ein Leben lang die Frauen schützt, zum Schaden seines Werkes.

„Ich ging, du standst und sahst zur Erden,  
und sahst mir nach mit nassem Blick . .“

heißt es am Ende, und besäßen wir auch nicht ein Blatt, wo dieser Text unter dem Stichworte „Den\*\*\* Abend“ stände und den ganzen Roman enthüllte: das Ganze zeugte schon für einen Ritt zu einer Nacht der Liebe und für den morgendlichen Abschied. Goethe aber braucht seine erste Vorsicht, er läßt in einer Zeitschrift drucken:

„Du gingst, ich stund und sah zur Erden“

und verdirbt den ganzen ergreifenden Schluß, um ihn erst zwanzig Jahre später, in der ersten kühlen Sammlung wieder zu korrigieren.

Zweifellos galt er als ihr Verlobter und hat ihr zugesungen:

„Schicksal, segne diese Triebe,  
laß mich ihr und laß sie mein,  
laß das Leben unsrer Liebe  
doch kein Rosenleben sein.  
Mädchen, das wie ich empfindet,  
reich mir deine liebe Hand,  
und das Band, das uns verbindet,  
sei kein schwaches Rosenband.“

Auch dies ändert er zum Schaden der Verse, doch zu eigenen Gunsten um, denn als er Friederike verloren hat, läßt er die erste dieser verbindlichen Strophen ganz fort und korrigiert in die zweite hinein:

„Reiche frei mir deine Hand!“

In den Sommermonaten lebt Goethe lange draußen in Sesenheim.

Die Idylle wird gedehnt, bleich, bitter. „Um mich herum ist's aber nicht sehr hell“, schreibt er im Mai an Salzmann. „Die Kleine fährt fort, traurig krank zu sein, und das gibt dem Ganzen ein schiefes Ansehn. Nicht gerechnet conscia mens, leider nicht recti, die mit mir herumgeht. . . Wenn Sie mir wollten eine Schachtel mit zwei Pfunden gutem Zuckerbäckerwesen . . mitschicken, so würden Sie zu süßeren Mäulern Anlaß geben, als wir seit einiger Zeit Gesichter zu sehen gewöhnt sind. . . Getanzt hab ich und die Älteste Pfingstmontags von zwei Uhr nach Tisch bis zwölf Uhr in der Nacht . . das ganze Mich in den Tanz versunken. Und doch, wenn ich sagen könnte: ich bin glücklich, so wäre das besser als das alles. Wer darf sagen: ich bin der Unglücklichste? sagt Edgar. Das ist auch ein Trost, lieber Mann. Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind. Adieu, lieben Sie mich.“

Ein paar Tage später: „Die Welt ist so schön! So schön! Wer's genießen könnte! Ich bin manchmal ärgerlich darüber, und manchmal halte ich mir erbauliche Erbauungsstunden über das Heute. . . Ich komme, oder nicht, oder — das alles werd ich besser wissen, wenn's vorbei ist, als jetzt. Es regnet draußen und drinne. . . Es ist schwer, gute Perioden und Punkte zu seiner Zeit zu machen, die Mädchen machen weder Komma noch Punktum, und es ist kein Wunder, wenn ich Mädchen-Natur annehme. . . Doch lern ich schön Griechisch. . . daß ich fast den Homer ohne Übersetzung lese. Und dann bin ich vier Wochen älter. Sie wissen, daß das viel bei mir gesagt ist, nicht weil ich viel, sondern vieles tue.“

Ende Juni: „Nun wäre es wohl bald Zeit, daß ich käme, ich will auch und will auch, aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum. Der Zustand meines Herzens ist sonderbar. . . Die angenehmste Gegend, Leute, die mich lieben, ein Zirkel von Freunden! Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frag ich mich manchmal, wenn sich mein Aug in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehnst? Sie sind's, sie sind's! Ich fühl es, lieber Freund, und fühle, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe! Die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit dreinwiegt! Lieber Freund, es gehört viel Mut dazu, in der Welt nicht mißmutig zu werden!“

Auch dies ist Goethe in Sesenheim. Hier ist alles zu lesen: ihr Zustand und die schweigenden Augen einer Familie, die bitten, wo sie zürnen dürften, Langeweile, Ungeduld und Reue des jungen Mannes, den es drängt von dem süßen Mädchen fortzukommen: Faust und Mephisto. Was bleibt zu tun? Er flieht.

Hier ist Goethes zweite Flucht, aber nur Torheit kann sie Feigheit nennen. Immer wenn dies zarte und harte Gemüt, wenn dies Herz voll Hingabe, das um seines Gesetzes willen die Menschen oft verletzen muß, seinen inneren Zwiespalt erklären müßte, weicht er der Auseinander-

setzung aus und zieht sich in sich selbst zurück, um sich zu retten. Es ist eine wundersame Mischung von Furcht und Tapferkeit.

Als er die Geliebte in der schwersten Lage verließ und ihr die Hand noch vom Pferde reichte, „standen ihr die Tränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Mute“. Doch erst schriftlich sagt er Lebewohl. Sie erwidert mit einem Briefe, „der mir das Herz zerriß“, denn es geschieht „in einem Augenblicke, wo es ihr fast das Leben kostet“.

Ist es nötig, den Zwang dieses der Flucht schuldigen Verführers darzulegen? Er muß, das ist alles. Dem, der nur der Leistung moralische Sonderrechte einräumt, geschieht in den nächsten sechs Jahrzehnten dieses Lebens Genüge; wer seinen Aufschwung in diesem Lebensjahre begreift, fragt nicht einmal nach der Leistung. In Leipzig fesselte den Untätigen so starke Leidenschaft, daß er sich um ein Lebensglück betrogen fühlt. In Straßburg flieht er nicht aus Träumen von Glück: jetzt ist seine Leidenschaft auf künftiges Streben gerichtet. In Leipzig entflieht er der Leidenschaft, in Straßburg der Idylle. Sehr anders als in den abgeklärten Bekenntnissen des Greises zeichnet sich damals sein Bild am Tag vor der Abfahrt:

„Gestern nachts geschwärmt, heute früh von Projekten aus dem Bette gepeitscht. O es sieht in meinem Kopfe aus wie in meiner Stube . . In meiner Seele ist's nicht ganz heiter; ich bin zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — morgen um sieben Uhr ist das Pferd gesattelt und dann Adieu!“

Wie alles zuckt in ihm, wie das Auge sprüht! Alles ist Wunsch. Wie ganz er das Mädchen vergißt, deren Schicksal ihm später als ein Gleichnis aufgehen soll! „Schicken Sie es der guten Friederike, mit oder ohne ein Zettelchen, wie Sie wollen“, schreibt er ein paar Wochen später den Freunde zu einer Zeichnung. Acht Monate nach der Trennung erzählt er den Vertrauten in Darmstadt, schon einmal habe er geliebt, spricht aber nur von Käthchen. Zwei Jahre später schickt er durch den Freund seinen „Götz“ an die Schwestern und fügt cynisch hinzu: „Die arme Friederike wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird.“

Wieder wird das Gesetz der Dichterliebe bestätigt. Die er nicht erobert, machen den jungen Goethe zum Dichter; die ihm so leicht zufiel, vergißt er rasch. Nach manchen Abenteuern und Fahrten, lange nach dem Tode der Eltern wird Friederike von Verwandten aufgenommen. Jahrzehnte streichen über die stille Gegend, unbemerkt ist sie dann 60jährig gestorben. Doch dicht vor ihrem Tode hat sie das schimmernde Bildnis ihrer Liebe noch gesehen: Dichtung und Wahrheit, zweiter Band.

Indem Goethe fliehend die Hemmnisse durchbricht, die ihm sein Herz aufbaut, flieht er zugleich das vorgeschriebene Studium, während er es formal beendet, denn inmitten allgemeinen Strebens muß seinem

sinnlichen Geiste das theoretische Jus auch in Straßburg fremd bleiben. In Leipzig langweilt ihn die Pedanterie der deutschen Akademie; hier, wo französische Art aufs Praktische weist und man nur fragt, was gegenwärtig Rechtens sei, fühlt er sich durch mechanische Methode vom produktiven Studium in diesem Fache getrennt. Symptome für zwei Elemente seiner Seele: Goethe will mit den Sinnen wahrnehmen oder im Geiste entwickeln; seinem Auge bietet der bloße Zustand jede Gewähr, seinem Geiste bleibt jeder bloße Zustand unbelebt.

So bleibt auch seine Promotion am Ende der Studienzeit eine Form, die der Vater fordert, und an seiner kirchenrechtlichen These, der Gesetzgeber dürfe den Kultus bestimmen, ist nur der tolerante Zusatz interessant: die Frage solle nicht sein, was jeder sich dabei denke, fühle oder sinne. Diese friderizianische Logik wird ihm denn auch vom Dekan mit kaltem Lobe für einen Privatdruck zurückgegeben, und einer der Professoren hatte nur zur Hälfte Unrecht, wenn er schrieb, Goethes Verrücktheit sei durch diese Dissertation erwiesen, mit deren Annahme die Dozenten sich selbst hätten absetzen müssen, auch ohne Goethes Verstöße gegen die christlichen Dogmen.

Am Ende hat Goethe über gleichgültige Thesen diskutiert, die unter den Tischgenossen durchgespottet waren, und so zum ersten Male jene Nachgiebigkeit des Genius gegen formale Autorität erwiesen, die für ihn, anders als für manchen Genossen, später kennzeichnend bleibt. Es ist, als spürte er schon jetzt und hier: nicht die äußeren Formen der Revolte sind es, auf die es ankommt.

Denn alles wahllos Revolutionäre, denn alle bloße Wildheit seiner Kameraden ist Goethe selbst in diesem Jahr immer fremd geblieben. Sein Werk und Wesen hat vom Stile der damals modernen Dichtungen wenig angenommen und nichts behalten, die, wie er später sagt, „ganz in einem Sinne geschrieben sind, wodurch alles Obere, es sei nun monarchisch oder aristokratisch, aufgehoben wird“.

Weder politisch noch rechtlich will Goethes Sturm und Drang zerstören, Zeit-Anarchismus bleibt ihm fern: nur kritisch kämpft er gegen gefälschte Literaturen, nur dichtend baut er Menschentrotz gegen Götter auf uralte Symbole. Dieser Stürmer wird bald einem älteren Freunde schreiben: „Leute von Sitten werden höchstens in einem Anfall von Leidenschaft in einen Fluch ausbrechen . . Sie werden diese Anmerkungen sehr wunderlich finden, wenn Sie in meinem Berlichingen auf manchen Schimpf und Fluch treffen werden.“

Nennt man dies nur Formen, nun, eben um Formung des Wesens, des Geistes ist ja diese Seele bemüht! Nicht für den wohlherzogenen jungen Herrn allein, es ist auch für den Dichter kennzeichnend, wenn er sich bald darauf durch Basedows schlechten Tabak und seine dunstigen Schwämme verletzt fühlt. Und neben solche Zeichen feinen Auftretens muß man die wiederholten Bezeichnungen von Freunden und Fremden halten: „der Gute, der gute Junge, seine Güte“.

Als Goethe Straßburg verläßt, in dem er zum ersten Male — und stärker als je wieder — trotzig deutsch empfand, als hinter seinem rückgewandten Blick das Münster versunken ist, das ihn so hingerissen, steigt auf der Heimreise ein neues plastisches Erlebnis auf: das will alles wieder verwirren. Die Antike — wenn auch nur in den Gipsgüssen des Mannheimer Museums — hat ihn diesmal doch verlockt, und selbst in den ausgleichenden Konfessionen seines Alters fehlt an dieser Stelle jede begütigende Verbindung, verworren, zerwürfelt wie die Jugend läßt er hier alles stehen. Schon vor diesem Vorschmack antiker Architektur beginnt sein Glaube an nordische Baukunst etwas zu wanken: denn zum ersten Male steht Goethe, der eben noch für deutsche Volkslieder schwärmte, in „einem Wald von Statuen . . einer großen idealen Volksgesellschaft“.

Um diese Zeit beginnt Goethe mit den Augen zu denken. Eben noch hat er in Straßburg einen Kenner durch die richtige Bemerkung überrascht, der Turm sei nicht fertig, auf diesen vier stumpf absetzenden Schnecken fehlten vier leichte Turmspitzen. „Aber so sollte es mir immer ergehen, daß ich durch Anschauen und Betrachten der Dinge erst mühsam zu einem Begriffe gelangen mußte, der mir vielleicht nicht so auffallend und fruchtbar gewesen wäre, wenn man mir ihn überliefert hätte.“ Daß Goethes Auge von nun an zum Haupt-Instrumente seiner Bildung wird, führt auch den Dichter näher zur antiken Welt, entfernt ihn von der deutschen.

Denn während er durch Herder die Fabeln der Edda kennen lernt, bleibt ihr Mythos doch stumm in der Kunst dieses zum Deutschtsein grade jetzt entschlossenen Dichters. Was sollte ihn — fragt er später — zu Wotan oder Thor, von Jupiter und Mars fortziehen, da er dort Wortklänge und Nebelbilder an die Stelle genau umschriebener Figuren setzen müßte! Und doch kann ihn in jener Stunde auch vor der Antike nur Verwirrung überfallen, und wie er geht, sucht er sich selbst zu finden, „ja ich suchte jene Gestalten eher, als lästig, aus meiner Einbildungskraft zu entfernen, und nur erst durch einen großen Umweg sollte ich in diesen Kreis zurückgeführt werden“.

Noch ängstigt ihn, als er von Straßburg kommt, das Chaos, aber diese Formen seines inneren Werdens sehen den Formen seines gleichzeitigen Lebens nicht ähnlich. Solche Differenz zwischen Sein und Produzieren wird sich zuweilen wiederholen. Sind wir von Goethe angehalten, sein Werk als eine große Konfession anzusehen, die Stadien aber als Mittel zur Überwindung von Erlebnissen, so ist dies nur summarisch zu verstehen. Die bildende Seele wird der lebenden einmal folgen, ein anderes Mal vorausseilen und sich zuweilen in Bildern spiegeln, die jene schon hinter sich, zuweilen noch vor sich hat. Wendungen des eigenen Lebens in Augenblicken der Hellsicht vorzuahnen und vorweg zu gestalten, ist Goethes Schicksal gewesen; doch lag seinem naiven Drange nichts ferner, als etwa sein Leben bewußt zum Kunstwerk zu gestalten.





Da sitzt er, Prometheus, nach inneren Bildern seine Gestalten formend, wünschend, daß sie lebten! Da sitzt Goethe, vorahnend seine Gestalten, von denen er noch keine ganz umriß, doch immer gläubig, daß sich's allmählich klar in ihm entwickeln werde. „... Wenn mir im Grunde nicht so vieles ahndete, manchmal nur aufschwebte, wenn ich hoffen könnte, wenn Schönheit und Größe sich mehr in dein Gefühl lebten, du wirst Gutes und Schönes tun, reden und schreiben, ohne daß du's weißt!“ Und man denkt an das erste Gestammel des Achtjährigen zurück, der den Großeltern kalligraphisch zum neuen Jahre versprach:

„Die Feder wird hinfort mehr Fertigkeit erlangen.“

Indem er nach Größe strebt, sucht er dichtend den Mann des Willens, des Geistes, der Kraft: er sucht den Helden, und er versucht's mit Cäsar, Sokrates, Prometheus, dann mit Götz und Mahomed, die als Exempel der Heldenverehrung einander folgen, und formt den tiefgefühlten Satz als Torso: „Alles, was das Genie durch Charakter und Geist über die Menschen vermag . . und was es dabei gewinnt und verliert.“

In solcher Vorschau, solchem Vorwissen seines eigenen Schicksals schweift er zwischen den großen Gestalten der Legende, der Geschichte, fühlt und versucht sich als Prophet und Halbgott, während Stube, Stadt, Zeit ihn eng umkreisen. Von „Cäsar“ sind nur ein paar Stückchen da und auch nicht viel verloren. Wie Shakespeares Königsdramen sollte das Stück über einen langen Zeitraum führen. Er gibt es auf, weil er den Meister selber an diesem Stoffe scheitern sah, denkt dann daran, Cäsars Jugend zu dramatisieren, ein paar Jahre später beschreibt er seine Physiognomie. Vierzig Jahre nachher wird der einzige, dessen Wort Macht über Goethe besaß, vergeblich von ihm einen Cäsar fordern. Als Sokrates, an dem er sich kurz versucht, verkleidet er Herder, er selbst will Alkibiades sein!

Doch wieder bleibt alles Fragment. Zu heftig rauscht diese Seele, als daß sie sich in wohlgefügte Dramen gießen könne; das Feuer dieses Geistes brennt jede Formel weg. Dieser seit dem 15. Jahre dichtende Jüngling wird 24 Jahre, bevor er, nach den lockeren Szenen des Götz, ein rundes Werk vollendet — und wieviel hat selbst noch dieses Werk, dieser Werther von der Skizze! Jetzt vollends bleibt alles Stoßgebet und Rhapsodie, da kein Erlebnis des Herzens ihn produktiv gemacht hat: denn als er schon Friederike kannte, griff er als Thema eines Briefromanes noch auf die Leipziger Leidenschaft zurück. Doch je tiefer solche dramatischen Blöcke in ihrer Urform stecken bleiben, um so heftiger verkünden sie das Stammeln dieser Brust. Nur dort, wo, wie im Götz, ein nachträglicher Kunstwille solch eine Skizze zum Bühnenwerke glättet, erkennen wir den Drang nicht ganz so klar.

Auch Götz wird wie durch Zufall eingefangen. Wie Goethe Berlichingens Leben liest, macht er für die Schwester aus dem Kopfe Szenen

daraus, bis es ihn lockt, sie aufzuschreiben. So fängt er eines Morgens an, ohne Entwurf oder Plan, schreibt ein paar Szenen, liest sie am Abende Cornelian vor. Ihr Beifall wird durch Zweifel an seiner Beharrlichkeit gemindert, dies reizt ihn nur noch mehr, und er fährt fort. Zugleich gesteht er, solche Pläne und Grillen hätte er nicht, wenn er ein Mädchen hätte, und doch nennt er die Arbeit eine unerwartete Leidenschaft. Nach sechs Wochen bezeichnete er die Handschrift, wie sie geheftet vor ihm liegt, als eine Skizze und fordert eine radikale Wiedergeburt. Doch zugleich erkennt er schon die Natur seiner Dichtungen als „Meilensäule, von der wegschreitend du eine weite Reise anzutreten und bei Ruhestunden zu berechnen hast“.

Hier ist der erste Ausdruck von Goethes Arbeitsform: stetes Gefühl des unfertig Stufenhaften, doch stetes Gefühl der Verantwortung, jede Stufe zu ihrer Art Vollendung zu führen, so daß am Ende unter 60 Bänden viele Umarbeitungen stehen werden und noch mehr Fragmente. Dies erste, „Götz“, nimmt er nach einem halben Jahre wieder vor, schmilzt, reinigt, gießt, versetzt, bis ein neues Stück vor ihm liegt, das er doch wieder nur als Vorübung betrachtet, um sie künftig abermals zum Grunde zu legen.

Götz ist dreimal geschrieben worden, die dritte Fassung nach einem Menschenalter, und Götz hat Goethe zu Lebzeiten berühmter gemacht als irgend ein späteres Drama. Ist es darum als ein Hauptwerk unentbehrlich? Was ist in ihm erlebt — da doch dieses Erlebtsein die Zauberformel für alle Werke Goethes bleibt? Ist ein Drang des Mitleids für die Unterdrückten, wie ihn das Drama spiegelt, ist tätiges Christentum, wie es der Ritter zeigt, ein Grundzug in Goethes Jugend? Wo finden sich — da alle Dokumente dieses Lebens durchforscht und jeder Analyse unterworfen wurden — in früheren Skizzen, späteren Werken Spuren eines solchen Grundzuges dieser Dichterseele? In welchen Briefen, welchen Gedichten jener Zeit? Berühmt um Dinge, die weder Goethes Wesen noch seine Dichtung in einem Hauptzuge bezeichnen, hängt dieses farbenreiche Bild in der Galerie seiner Werke für sich allein — doch nicht wie ein nie wieder erreichtes, vielmehr als ein bewußt und rasch verlassenes.

Die Hauptfigur dieses zweimal durchgeschriebenen Stückes ist seines Dichters Wesen ferner als alle jene, die er als Torso verließ: Belsazar, Cäsar, Prometheus, auch Faust, deren Gestalten er sämtlich schon in oder vor Straßburg erschaut hat. Problematiker darzustellen oder Amoralisten, das ist später seine suggestivste Kunst; Götzische Naturen hat er nur noch als Kontraste gebraucht.

An Berlichingens Leben, von ihm selbst beschrieben, reizt den Herderschen Goethe zuerst das naturhaft Simple, das trockene Grade, im Widerspruch zu seinem früheren Ich; dann reizt ihn das Deutsche im Ausdruck jener Epoche: Freiheit von Gesetz und Herkommen, Gefühl, an die Welt verschwendet. Doch schafft er nach seinem Ebenbilde Gestalten, das müssen grade Götzens Gegner sein: Goethes Wesen schwankt

in Weislingen, brennt in Franz, leuchtet in Adelheid. Hier sind die höchst persönlichen Visionen der Dichtung. Weislingen, mit gutem Herzen, doch mit schwachem Willen, ist einem bestimmten Goethe, teils nach Erlebnissen, teils vorgeahnt, so adäquat, daß er in späteren Werken immer wieder auftauchen wird, zunächst als Clavigo.

Doch wo hat er von jener heroisch amoralischen Adelheid ein Bild gesehen? Ein neuer Grundzug seines Dichtens: wie sich männliche mit weiblichen Elementen in ihm vermischen — und grade solche Mischung fordert und verbürgt beinahe das Genie — so steckt Goethe in seinen weiblichen Gestalten nicht weniger, oft mehr als in den Männern, ja zuweilen braucht er zwei Frauengestalten, um die Polarität seines eigenen Wesens mit erhöhtem Raffinement abzubilden. So spiegelt er sich in Adelheid mehr als in Götz und drückt dies später in der anmutig-didaktischen Art seines Alters mit den Worten aus, er habe sich während der Arbeit in Adelheid verliebt, bis sie Götz ausgestochen habe.

Die guten Frauen im Götz dagegen, Elisabeth und Maria — wie blaß sie sind! Die ältere, tüchtige wird oft im Hintergrunde späterer Dichtungen stehen; das Mädchen, unpersönlich und langweilig, wird er kaum wieder vorführen, und wenn er bekennt, er habe bei ihr an Friederike gedacht, so macht er handgreiflich, wie blaß das Bild der Pfarrerstochter vor ihm stand. Doch neben dieser Maria, die ihre Reinheit Sickingen heut ebenso gerne schenkt wie gestern Weislingen und beiden ohne nachfühlbare Entschließung, blickt das brennend kluge Auge dieser schachspielenden, Männer reizenden, liebend tötenden Gräfin herüber, bei der sich Goethe keiner Frau erinnern konnte; denn selbst später ist er kaum der dämonischen Frau begegnet, viel weniger damals in seinen engen Kreisen!

Nein, in ihm selbst liegt Adelheids Urbild, in ihm liegt Franz. Seine wilden Gefühle von Macht und Lebensgier glühen aus dem Weibe, in dem Knaben brennt sein Jünglingstraum, schwebend zwischen Wollust und Dienen: „Tausend Jahre sind nur eine halbe Nacht!“ ruft im Urgötz Franz in Adelheids Armen. „Wie haß ich den Tag . . O ich würde an deinem Busen der ewigen Götter einer sein, die in brütender Liebeswärme in sich selbst wohnten und in einem Punkte die Keime von tausend Welten gebaren und die Glut der Seligkeiten von tausend Welten auf einen Punkt fühlten . . Ich wollte meinen Vater ermorden, wenn er mir diesen Platz streitig machte!“ Traumbilder des dämonischen Jünglings, der doch seit Jahren kaum solche Wirklichkeiten erlebt hat!

Um diese vielfache Umbildung seines Ich legt Goethe eine Zeit, einen Zustand. Er, der nur noch einmal einen historischen Stoff ergreifen wird, er, dessen dichtender Geist lieber an alten Legenden, an Memoiren sich entfaltet, die ihm ein Gleichnis bieten, oder an Gestalten, die er gesehen hat, ist schon mit 23 Jahren zur kalten Darstellung des historischen Menschen zu egozentrisch. Weder ein Anfang noch ein Ende ist ihm dies historische Drama: ein Stück erkalteter Lava, ein erratischer Block, aus

jenem Freiheits- und Naturgefühl, das ihn damals durchglüht. Deshalb kopiert er auch nur dies eine Mal den Shakespeare — und doch bleibt alles „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen, dramatisiert“.

Befreit von den unerträglichen Regeln aus Paris, wechselt er nun weit häufiger als sein englisches Vorbild den Ort der Handlung und bleibt doch oft — etwa in der „Belagerung“ — ganz episch. An Stelle von Shakespeares dramatischer Härte bricht hier überall Gefühl durch die Schranken, Überschwang statt Kristall, viel Farbe, wenig Zeichnung; ohne Abstieg, ohne Aufstieg, in Wellenlinien läuft diese Kette von Bildern und Reflexionen weiter. Hinter den Szenen wird immer wieder als Quelle dieser Dichtung die Biographie transparent, die sie dramatisiert, und enthüllt sich am naivsten am Schlusse, wo Götz im Kerker seiner Frau sagt, warum er untergeht: „Es ist nicht Weislingen allein, es sind nicht die Bauern allein, es ist nicht der Tod des Kaisers allein. Es sind alle zusammen!“

Indem dies Ganze mehr gedacht ist als erlebt, bricht auch Goethes neue Sprachgewalt eigentlich erst im letzten Akt elementarisch vor; selten klingt sie im Götz so kühn, so schöpferisch wie in Gedichten und Briefen derselben Zeit oder in der Hymne an die Baukunst. Das Volk, dessen Sprachkraft Herders Schüler verehrt, hat Goethe damals noch kaum, wie Luther hat er es nie studiert. Sammelte er für Herder bei den Mütterchen im Elsaß alte Lieder, so saß er als ein Literat mit dem Stifte da, ganz als ein Fremder, und als er dann einmal Wochen auf dem Lande zubrachte, studierte er nicht deutsche Volks-Gegenwart, sondern griechische Urzeit. Die derbe Rittersprache der mittelalterlichen Chronik hat Goethe heftiger erfaßt als die der zeitgenössischen Bauern umher, und grade während er im Götz Volkssprache schreibt, fordert er in einer Kritik, Dichter und Schauspieler sollten eine feine Sprache lernen, Zutritt an einen Hof erhalten oder vielmehr in die wahrhaftige große Welt.

Als Goethe das Stück zaghaft an Herder sendet, urteilt dieser unfreundlich und schilt den Autor, Shakespeare habe ihn ganz verdorben. Goethe braucht nur ein paar Monate, um über sich und sein Werk alles zu wissen, dann schreibt er dem Freunde, er setze es schon weiter herunter als Herder selber: „Es ist alles nur gedacht. Das ärgert mich genug. Emilia Galotti ist auch nur gedacht . . . Drum bin ich dem Stück nicht gut, so ein Meisterstück es sonst ist, und meinem ebensowenig.“ Nur in diesem Werke muß Goethe sich Lessing vergleichen, seinem Antipoden.

Nur diesem Werke mußte er, um es zu retten, schaden. Als er bald nach dem Urgötz die zweite Fassung schreibt, fallen die stärksten Stellen aus: Franz in Adelheids Armen, ihre Ermordung, Sickingens Liebschaft, der symbolisch summende Beginn des fünften Aktes sind gestrichen, vieles ist matter, damit nur die Ökonomie der Szenen vorsichtiger werde, das Zahnrad des Dialoges schärfer fasse; die Kanten der Chronik sind abgefeilt.

Doch all dies tut Goethe ungern, trotzig gegen seine schweifende Lei-

denschaft, er fühlt, wie der Bühne ein Stück Natur geopfert wird, und schreibt zu diesem zweiten Götz einem Freunde:

„. und bring, da hast du meinen Dank,  
mich vor die Weiblein ohn' Gestank,  
mußt all die garstigen Wörter lindern.“

Urgötz ist das Werk des 23jährigen. In dem Jahr, das er damals zu Hause verbringt, hat er bald gesellig gelebt, bald einsam: sein Sturm und Drang aber steigt weit heftiger aus der Einsamkeit empor. Im Elternhause hat er's zuerst nicht immer leicht, sonderbare Einfälle, nächtliche Spaziergänge verdrießen den Vater, noch sehen die Seinen in dichterischen Versuchen nur Schrullen gegen die bürgerliche Welt. Auszugleichen ist die peinliche Aufgabe der Mutter, der Vater aber sieht sich zuerst halb enttäuscht, denn er bemerkt, wie die Advokaten-Robe dem Sohn zwar steht und paßt, auch mit Erfolg und Anstand getragen, doch als ehrwürdiges Staatskleid keineswegs von ihm geschätzt wird. Er bietet auf, was er kann, und auch vor freigebigeren Händen müßte man erstaunen, daß der junge Goethe in neun Frankfurter Monaten vom Vater 700 Gulden bezieht.

Der erste literarische Erfolg wirft die Stimmung des Hauses um. Achtung will dieser stolze, enttäuschte Mann für den Sohn, Erfolge, Ruhm — und wenn es selbst durch Verse wäre! Weltklug beginnt jetzt der alte Sonderling, mit all seinem eigensüchtigen Gehaben den Sohn zu fördern. Zugleich findet sich ein Freund, der, gewandter als der Vater, mit Welt-sinn zwischen Kultur und Geschäften, die Stöße des ungebändigten Genius auf die Welt zu übertragen, seine Hochspannung zu transformieren weiß. Das ist Merck, dem Goethe später den größten Einfluß nach-sagt.

Wieder ein Sonderling, wieder älter, wieder lang und hager, mit spitzer Nase, graublauen Augen, die aufmerksam hin und her gehen, dem Blick etwas Tigerhaftes geben. Anfang Dreißig, wo nicht Weltmann, so doch weltgewandter Mann, entschlossen, Rechner mit leichter Hand, viel Sinn für Literatur, natürliche Kritik, etwas Verleger-Typus, doch Gesellschafter nur für solche Menschen, „denen er sich durch beißende Züge nicht furchtbar gemacht hatte. . Von Natur ein braver, edler, zuverlässiger Mann, hatte er sich gegen die Welt verbittert und ließ diesen grillen-kranken Zug dergestalt in sich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu sein. . Doch wie man gern mit etwas Gefährlichem umgeht, wenn man selbst davor sicher zu sein glaubt, so hatte ich eine desto größere Neigung mit ihm zu leben. . da ein zuversichtliches Gefühl mich ahnen ließ, daß er seine schlimme Seite nicht gegen mich kehren werde“.

Merck dilettiert in Vers und Prosa, hat auch schon publiziert, sinnt, wenn ihn sein Produkt enttäuscht, wieder auf Unternehmungen, die Geld bringen und ihm zugleich Spaß machen sollen, fühlt sich zu empfind-

samen Frauen hingezogen, deren Dunstkreis Herders Gestalt umgibt, ist zart, solange er mag, fällt aber plötzlich mit Bosheiten ein, schreibt kühne und gallige Briefe in Versen, von denen Goethe sagt, sie seien nicht wiederzugeben. Und steht doch wieder mit ganzer Gewalt gegen das Zerstörende seiner Seele auf, indem er dem Freunde seinen Neid auf dessen „unschuldige Darstellungslust“ bekennt.

Sieht man seinen Schattenriß? Dies ist Mephisto. Faust sucht immer Mephisto; um wieviel stärker einer, der von Natur nicht nur Faust ist.

Aus praktischer Erwägung beredet Merck den Freund, Geschriebenes druckreif zu machen. Goethe, seit Behrischens drollig ernster Warnung gegen alles Drucken, auch von Herders Kritik zurückgehalten, nun, in der bürgerlichen Sphäre von Frankfurt, läßt er sich bereden, druckt auf eigene Kosten ein paar Flugblätter, verschenkt sie, gibt sie zugleich einer Buchhandlung, um sie so gut als möglich „zu verhöken“.

Für Verse Geld zu nehmen, galt bis vor kurzem noch als Simonie. Doch soeben hat Klopstock durch geschäftskluger Verbreitung eines neuen Werkes alle jungen Dichter befreit, die auf ein Vorbild nur gewartet hatten. Von solchem Lebenswunsche ist ihre Revolte gegen Bürgerluft getragen, daß sie sich auch in der Lebensführung breit entfalten wollen. Als Goethe zum erstenmal verlegen läßt, tritt die Entschlossenheit des Bürgersohnes sogleich hervor, Talent, Geist, Arbeit sich von der Welt auch bezahlen zu lassen. Im Laufe einer 60jährigen Autorenbahn wird er der höchstbezahlte deutsche Autor werden, lange bevor und obwohl nur wenige seiner Bücher durchschlagen.

Mercks praktischer Verstand hat Goethe zur Umarbeitung des Götz mitbestimmt: Merck zahlt den Druck, Goethe das Papier. Auch hat ein andres Element in ihm Gefallen am Gedruckten geweckt und erhöht. Als Knabe hat er dem Vater zu Willen jede Arbeit kalligraphiert und geheftet, später hat er seine Verse schön abgeschrieben, schön geheftet, immer werden die „sauberen Blätter“ erwähnt. Nun freut sich vollends sein ordnender Sinn, die wilden dramatischen Skizzen allmählich in sauberen Aushängebogen zu sehen. Dann versenden die Freunde selbst das Drama des Unbekannten.

Das Aufsehen ist groß, bald fehlt's an Exemplaren, ein Nachdruck erscheint, und während viele dem Autor gratulieren, ist er, bei unregelmäßiger Bezahlung der Bücher, um die große Papierrechnung verlegen. Merck hegt beste Hoffnung, alles werde herauskommen, doch noch im Alter fügt Goethe, wie ein großer Kaufmann, der von seinen Anfängen erzählt, seinem Berichte den halb erheiterten Schlußsatz an: „Ich bin aber nichts davon gewahr worden.“

Götz ist das einzige Stück von Goethe, das beim Erscheinen großen Beifall findet — und doch entspringt selbst bei diesem kommensurabelsten seiner Dramen die Wirkung halb aus Mißverständnis: die Jugend glaubt darin alles Wilde verherrlicht, die Alten streiten über solches Lob des Faustrechts, manche halten den Autor für einen Philologen und wün-

schen gelehrte Noten. Goethe selbst bezeichnet dies Mißverständnis am besten, indem er, ganz und gar unkriegerischer Natur, erklärt, das Stück müsse sein Glück unter Soldaten machen. Rasch rückt ihm selber das Werk in die Ferne, die zweite Auflage läßt er mit der Begründung unverändert, es sei sein Probestück und solle bleiben, wie es ist: „Wenn ich je wieder ein deutsch Drama mache, daran ich sehr zweifle, mögen alsdenn wahre Seelen fühlen, inwiefern ich zugenommen habe.“

So deutlich spürt er schon jetzt das Gelegentliche dieses Stückes und zeigt zugleich, ganz naiv, wie er sich selbst in die Mitte seiner Werke rückt und diese seltsame Form der Betrachtung schon jetzt von seinem Leser fordert. Dies unbestechliche Gefühl langsam geduldiger Entwicklung nach oben: diesen Grundzug seines Wesens verfolgen wir von junger Selbstbetrachtung bis zur Versenkung des Greises in die Kurven der Natur. Vollends in diesen Jahren, da seine Genossen sich in Entzückungen am Hervorgebrachten ergehen, überrascht Goethe durch dieses wie von unsichtbarer Hand Gebändigtsein. „Inzwischen haben Sie aus dem Drama gesehen, daß die Intentionen meiner Seele dauernder werden, und ich hoffe, sie soll sich nach und nach bestimmen. Aussichten erweitern sich täglich, und Hindernisse räumen sich weg. . Ein Tag mag bei dem andern in die Schule gehen. Denn einmal für allemal: die Minorenität läßt sich nicht überspringen.“

Gefangen und gerührt von einem Kreise junger Literaten, die gern Lob spenden, um es zu erhalten, fühlt er sich damals in Gefahr leeren Behagens, in dessen Phrasen sich der Charakter leicht verlieren könnte, und indem er alle Klubs und Zirkel meidet, ist es im Grunde immer jener eine Herder, den er lauschend umkreist, in dessen Sphäre „alles, was in mir von Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust, Eitelkeit, Stolz und Hochmut ruhen oder wirken mochte, einer sehr harten Prüfung ausgesetzt ward“.

Kaum hatte er Herder verlassen, gleich trieb ihn der Instinkt, diesen schwierigen Freund mit Briefen sich zu verketten. Zwischen Stolz und Verehrung schwankt seine Haltung: immer, wenn Goethe sich an Herder wendet, zittert sein Herz. Er hat ihm Stücke aus Ossian übersetzt, betont aber, es sei doch „ein Überfluß euch Herren seine Meinung zu sagen. . So viel können Sie hieraus sehen, daß ich mich mit Ihnen, für Sie eine Zeit her beschäftigt habe und daß ich keiner von den Letzten bin, für die Sie schreiben. . Ich bleib für Sie, was ich war. Adieu. Goethe.“

Da ist geheimer Wettlauf, da ist schweigende Gleichsetzung mit einem, der überwunden werden soll. Herder packt ihn mit bitteren Späßen, erklärt ihn für unfähig zu wahrer Begeisterung, weist ihn mit bösen Gleichnissen zurecht, vor denen der junge Mann erbleicht. Dann springt Goethe an den Schreibtisch, und fliegend, mit vielen Unterstreichungen, Zeichen, Fermaten, grade jetzt nicht trotzig, wirft er sich ihm mit diesen Worten zu:

„Ich zwinge mich, Ihnen in der ersten Empfindung zu schreiben.



Weg Mantel und Kragen! Ihr Niesewurz-Brief ist drei Jahre alle Tageserfahrungen wert . . Mein ganzes Ich ist erschüttert, das können Sie denken, Mann, und es fibriert noch viel zu sehr, als daß meine Feder stark zeichnen könnte. Apollo von Belvedere, warum zeigst du dich uns in deiner Nacktheit, daß wir uns der unsrigen schämen müssen . . Herder, Herder, bleiben Sie mir, was Sie mir sind! Bin ich bestimmt, Ihr Planet zu sein, so will ich's sein, es gern, es treu sein. Ein freundlicher Mond der Erde. Aber daß — fühlen Sie's ganz — daß ich lieber Merkur sein wollte, der letzte, der kleinste vielmehr unter Siebnen, der sich mit Ihnen um Eine Sonne drehte, als der erste unter Fünfen, die um den Saturn ziehn. Adieu, lieber Mann, ich lasse Sie nicht los. Ich lasse Sie nicht! Jakob rang mit dem Engel des Herrn. Und sollt ich lahm drüber werden!“

Nie vorher, später nie hat Goethe einem Manne, nur einer einzigen Frau hat er ähnlich geschrieben — und dies nach Herders hochmütigem Angriff! Welches Tempo, welch nachtwandlerisches Ergreifen, und doch dieser Stolz, der noch in jeder Nackenbeugung zittert! Den stolzen Formenwillen dieses hinausbrausenden Jünglings hört man rauschen, wenn er Herdern zuruft: „Über den Worten Pindars ἐπιπρατεῖν δύνασθαι ist mir's aufgegangen! Wenn du kühn im Wagen stehst und vier neue Pferde wild unordentlich sich an deinen Zügeln bäumen, du ihre Kraft lenkst, den austretenden herbei, den aufbäumenden hinab peitschest, und jagst und lenkst, und wendest, peitschest, hältst, und wieder ausjagst, bis alle sechzehn Füße in Einem Takt ans Ziel tragen — das ist Meisterschaft!“

Urgötz hatte Goethe an Herder mit dem Geständnis geschickt, die beste Kraft seiner Seele habe er dran gewandt, sein Urteil werde ihm über das Stück die Augen öffnen. Nach der Lektüre schreibt Herder seiner Braut: „Sie werden einige himmlische Freudestunden haben. Es ist ungemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit drin, obgleich hin und wieder es auch nur gedacht ist.“ Dem Dichter aber schickt er zugleich ein Spottgedicht. Begreift man ihn? Um dieselbe Zeit erklärt er der Braut: „Goethe liebe ich wie meine Seele; nur — soll und darf ich's ihm bezeugen?“

Das ist ein Wettlauf zwischen Meister und Schüler, und tief eröffnet sich des Schülers Seele, wenn er im Fragment des „Cäsar“ einen Älteren dieses Wort über den jungen Helden sagen läßt: „Es ist was Verfluchtes, wenn so ein Junge neben einem aufwacht, von dem man in allen Gliedern spürt, daß er einem übern Kopf wachsen wird!“ So hört er Herders Seele über Goethe reden, und Herders Unruhe wäre ihm vollends begreiflich geworden, hätte er die entzückten Worte gelesen, die Herders Braut ihm über Goethe schrieb.

Dies Mädchen — Caroline Flachsland — die Goethe in jenen Monaten oft im Freien sah, wird nicht müde, ihn einen guten, munteren Jungen zu nennen, den gutherzigen Wanderer, ohne Gelehrsamkeit und viel mit Kindern spielend. Tiefer erfaßt ihn schon damals Schlosser, später sein Schwager, der Goethes Bemühungen als ehrwürdig rühmt, „seine Seele zu

reinigen, ohne sich zu entnerven“. Hier wird in acht Worten beinahe die ganze Geschichte dieser Seele vorausgezeichnet.

Manches treibt er gern in Gesellschaft, er reitet, er ficht auch und, literarisch wie es dieser Zeiten Mode ist, beginnt er mit 23 Jahren eine neue Kunst: mit Klopstocks Versen auf den Lippen springt er eines heiteren Frostmorgens aus dem Bette, eilt auf die Eisbahn, um unbemerkt zu lernen. Bald ist er soweit, auch diese Kunst als Mittel des Geistes zu gebrauchen, denn auf Schlittschuh-Fahrten regt ihn dies Schwingen im Unbestimmten an und läßt manches schneller reifen.

Ganz scheint er sich erst im Wandern zu finden. Unvermutet entzieht sich der Gefällige, Gesellige den Freunden, ohne Abschied, um in den Aufregungen einer Seele, die sich zu ungeheurer Flügelspannung anschickt, sich nicht zu entnerven. Dies einsame Streifen in Wäldern, auf Bergen, oft bei Nacht, oft bei Regen: das ist Goethes eigenste Form des Sturms und Dranges. Dem Unwetter stampft er eines Tages entgegen, und wie es ihn unterwegs trifft, singt er leidenschaftlich vor sich hin:

„Wen du nicht verlässest, Genius,  
nicht der Regen, nicht der Sturm  
haucht ihm Schauer übers Herz.  
Wen du nicht verlässest, Genius,  
wird dem Regengewölk,  
wird dem Schloßensturm  
entgegensingend,  
wie die Lerche,  
du da droben . .“

Und in langhinrollender Rhapsodie ruft er in diesem einsamen Sturmliede, das den Oden an Behrlich verwandt ist, Musen an und Charitinnen, fühlt sich nahe, näher der Natur:

„Ihr seid rein wie das Herz der Wasser,  
ihr seid rein wie das Mark der Erde,  
ihr umschwebt mich, und ich schwebe  
über Wasser, über Erde  
göttergleich . .  
Weh! Weh! innre Wärme,  
Seelenwärme,  
Mittelpunkt!  
Glüh entgegen  
Phöb' Apollen,  
kalt wird sonst .  
sein Fürstenblick  
über dich vorüber gleiten . .“

Und Anakreons und Theokrits Namen wirft ihm der Sturm zu, doch wieder peitscht es ihn an:

„Wenn die Räder rasselten,  
Rad an Rad rasch ums Ziel weg,  
hoch flog  
siegdurchglüheter  
Jünglinge Peitschenknall  
und sich Staub wälzt’,  
wie vom Gebirg herab  
Kieselwetter ins Tal,  
glühte deine Seel’ Gefahren, Pindar,  
Mut. — Glühte?“

Plötzlich, mit einem Ruck wendet der göttergleich lallende Dichter den Wagen und endet:

„Glühte? —  
Armes Herz!  
Dort auf dem Hügel,  
himmlische Macht!  
Nur so viel Glut:  
dort meine Hütte,  
dorthin zu waten!“

Da ist es wieder! dies Umlenken des jungen Goethe aus der Ekstase, dies Rücklenken schon des 23jährigen aus Sturm in Stille, dies ruhend Schauende neben dem brausend Schweifenden, noch unverbunden durcheinander wetternd. Und als es ihm in dieser Zeit einmal gelingen soll, dies Widerspiel der Seele abzuformen, da braucht er die dramatische Grundform, den Dialog, da teilt er, im „Wanderer“, sein Gefühl in das des Wanderers und das der Frau. Da — wie beglückt atmet Goethe der Wanderer auf, als ihm hoch im Felsgebirge die Frau, den Säugling an der Brust, in antiken Tempeltrümmern hausend, begegnet, als er den schlafenden Knaben auf seine Arme nimmt; und wie sie in Freiheit und Beschränkung ihn einlädt zu bleiben, spricht weiterschreitend der Wanderer vor sich hin:

„Leb wohl!  
O leite meinen Gang, Natur!  
Den Fremdlings-Reisetritt,  
den über Gräber  
heiliger Vergangenheit  
ich wandle.

Leit ihn zum Schutzort  
vorm Nord gedeckt,  
und wo dem Mittagsstrahl  
ein Pappelwäldchen wehrt.  
Und kehr ich dann  
am Abend heim  
zur Hütte,  
vergoldet vom letzten Sonnenstrahl,  
laß mich empfangen solch ein Weib,  
den Knaben auf dem Arm!“

## DRITTES KAPITEL / EROS

„Mir gaben die Götter  
auf Erden Elysium —  
ach, warum nur Elysium!“

„. . . Sie nähert sich mir,  
himmlische Lippe!  
Und ich wanke, nahe mich,  
blicke, seufze, wanke —  
Seligkeit, Seligkeit!  
Eines Kusses Gefühl! . . .“

Ein halbes Seufzen geht durch den erwählten Kreis der Damen unter den Buchen, und Urania, der der junge Goethe diese Verse widmet, darf erröten. Es sind nur wenige, die in den hellgrünen Wäldern der Bergstraße den Frühling erwarten. Jede führt einen guten, meist einen adligen deutschen Namen, doch jede hat einen romantischen angenommen, und eine, Psyche, ist Herders Braut. Eine mystisch inbrünstige Welle, übersinnlicher Atem ästhetischer Mädchen, nicht mehr ganz jung und doch noch keine Frauen, reine, doch gedämpfte Sphäre etwas schwüler Keuschheit legt, so oft der Wanderer zu den Seelenfreunden nach Darmstadt kommt, Goethes Wesen in empfindsamere Falten, hier wird sein Sturm und Drang auf Moll transponiert: „Morgennebel, Lila, hüllen deinen Turm um.“

Zwischen moosigen Grotten liest und rezitiert, zwischen Hingabe und Analyse schwankt diese wundersame Kolonie schön geistiger Mädchen, und da Herder fern und Merck, auf wahrhaft mephistophelische Weise grade von diesen Frauen angezogen, doch nicht eigentlich Dichter ist, muß sich um Goethe die allgemein schwesterliche Neigung schmiegen. In erotischen Schauern gleitet sein junges Herz an diesen Frauen entlang, mit denen ihn weder Feuer noch Frische, nur ein gemeinsames Gefühl von Kultur und Sehnsucht verbindet. Ein Schwärmen, passivisch betrachtend, ein ruhend weibliches Leben in der Natur tritt, mitten in jenem heftig fordernden Drange, zwischen gleichgestimmten Frauen wie zum Ausgleich aus ihm vor.

Er sucht „das Äußere liebevoll zu betrachten und alle Wesen, vom menschlichen an, so tief hinab, als sie nur faßlich sein möchten, jedes in seiner Art auf mich wirken zu lassen. Dadurch entstand eine wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen ins Ganze, so daß ein jeder Wechsel,

es sei der Ortschaften und Gegenden oder der Tags- und Jahreszeiten oder was sonst sich ereignen konnte, mich aufs innigste berührte“. In solchem Sinn, um diese Zeit ist Goethe empfindsam gewesen wie viele Zeitgenossen. Zwischen heidnischen und christlichen Emblemen schwankt auch sein religiöses Fühlen. Antikisierend sind in den Darmstädter Gärten Felsen dem Dichter geweiht, doch Pans Verehrung scheint hier behutsamer.

„Die heiligen Götter . . gaben mir einen frohen Abend, ich hatte keinen Wein getrunken, mein Aug war ganz unbefangen über die Natur . . Das ist immer Sympathie für meine Seele, wenn die Sonne lang hinunter ist und die Nacht von Morgen herauf nach Nord und Süd um sich gegriffen hat und nur noch ein dämmernder Kreis vom Abend heraufleuchtet.“ Die heiligen Götter — und dies am Weihnachtsabend; aber selbst das freundliche Fräulein von Klettenberg, mit der er wieder eifrig streitet, gewährt ihm lieber diesen Ton, denn mit den christlichen Terminologien hat sie ihn nie recht fertig werden sehen. Lächelnd läßt sie's sogar geschehn, daß sich der Unbelehrbare beim Vorlesen von Missionsberichten für die Neger entflammt und ihren früheren Zustand ohne Missionare preist. Weil er es in der Knabenzeit leidenschaftlich zu erfassen suchte, entfernt er sich nun immer entschiedener vom Bekenntnis. Immer wieder versucht er's, läßt sich auf die Synode der Brüdergemeinde einführen, doch rasch fühlt er sich erkaltet: ganz auf die eigene Kraft verzichten, nur Gnade erwarten vermag dieser tätige Jüngling nicht, denn von der Kraft der wirkenden Natur im Menschen fühlt er sich innig durchdrungen.

Von allen Seiten, von Philosophen, Dichtern, Ärzten in die Natur verwiesen, spürt er tätiges Streben in sich, nicht gläubige Erwartung. So scheidet er sich jetzt von der Gemeinschaft, um nur noch ein „Christentum für seinen Privatgebrauch“ sich auszubilden, und kurz darauf ruft er durch des Euripides Mund in einer Farce den Christen zu, daß ihr „zu einer Sekte gehört, die allen Wassersüchtigen, Auszehrenden, an Hals und Bein tödlich Verwundeten einreden will: tot würden ihre Herzen voller, ihre Geister mächtiger, ihre Knochen markiger sein!“

Ganz der Natur vertraut, wird er in diesem Frühling mehr als je der landschaftlich Versenkte, der weich Empfangende — er wird der liebende Goethe und drum zugleich der Einsame. Dunkelheiten seines Herzens mißdeutet die Welt. „Das Unglück ist mir schon oft widerfahren — schreibt er um diese Zeit —; ich kam mit ganzem vollem warmen Herzen, da ist's ein Höllenschmerz, wenn man nicht empfangen wird, wie man kommt . . Von mir sagen die Leute, der Fluch Kains läge auf mir. Keinen Bruder hab ich erschlagen! Und ich denke, die Leute sind Narren . . So ganz allein zu sein . . Denn so wie Deukalion über den fruchtbaren Boden der unendlichen Erden hinzusäen und doch eines Geschlechts zu erman-  
geln — wenn einem da der Genius nicht aus Steinen und Bäumen Kinder erweckte, man möchte das Leben nicht!“ Dies ist sein Ton. „Lieben Sie mich!“ enden seine Briefe.

Den Menschen mehr entrückt, als seine aufgetane Seele wünscht, dennoch mit Macht verschlossen vor der Menge, deren Vorläufer ihn schon berühren, musisch nicht sonderlich, doch noch weniger praktisch gestimmt, sinnend, ruhend, schwebend fast: so kommt Goethe Ende Mai in eine heitere Gegend, wo die Berge kulissenartig sich verschieben, wo das Tal dampft und die Sonne an der Oberfläche des undurchdringlichen Waldes ruht, und liegt im hohen Gras am fallenden Bach, wo „tausend mannigfaltige Gräser mir merkwürdig werden. Wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen . . . näher an meinem Herzen fühle und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehn ich mich oft und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papier das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele“.

Oder er sitzt am Tische beim Landwein draußen und liest Tibull und sieht am Brunnen die Magd, die eine Hand sucht, um ihr das Gefäß auf den Kopf zu heben, und kommt zu Hilfe und lächelt, oder er spielt mit den Kindern am Hügel und zeichnet sie, und dann kommt die junge Mutter, die erzählt von der Reise des Mannes und daß er lange nicht geschrieben hat, und er gibt jedem Kinde einen Kreuzer und geht, glücklich und ruhevoll.

Ist dies ein Bad, in das er sich verlor? Ein Dorf im Gebirge? Es ist vor den Toren einer Stadt, und Wetzlar, schmutzig und eng, ist doch berühmt, weil in der Mitte ein großes Haus steht, das ist des Heiligen Römischen Reiches Kammergericht, bei dem die deutschen Fürsten und Städte Gesandte halten. Da sollen die jungen Juristen den letzten Schliff bekommen, sagt die Tradition, doch in Wahrheit ist alles viel zu weitläufig. Goethe hat dies Haus beinahe nur zur Eintragung in die Listen betreten, weil das der Vater wollte. Wer ihm gefällt, den trifft er im Wirtshause, wo man an satirischer Ritterschiff einander neckt und ihn, den Jüngsten, „Götz den Redlichen“ tauft.

Die bremische Gesandtschaft speist nicht an dem Tisch, und da Goethe nicht aufs Kammergericht geht, so lernt er den ernstesten klugen Sekretär dieser Gesandtschaft anfangs nicht kennen. Der hat nur gehört: ein junger Doktor aus Frankfurt sei angekommen, Sonderling, Schriftsteller, Philosoph. Ein Schöngest? Skeptisch spricht er den unbekannten Namen nach. Doch einmal, nach zwei, drei Wochen, da man sich im Freien trifft, sieht er den Fremden:

Im Grase sieht er einen magern, blassen jungen Herrn liegen, von länglichen Zügen, etwas großer gebogener Nase, Haar und Auge dunkel, der aufgestützt mit einer weichen, nicht grade schönen Hand unter den Bäu-

men lebhaft gegen ein paar andere junge Leute diskutiert. Horcht man hin, so zeigt sich: das sind Philosophen, die streiten, der eine epikureisch, der andere stoisch, der dritte ein Mittelding. Als sie einander vorgestellt werden, reicht Kestner, ein Weltmann Anfang der Dreißig, vorsichtig forschend dem 23jährigen Goethe die Hand.

Daneben, ein paar Schritt entfernt, steht Kestners braunschweigischer Kollege, noch ernster als dieser, verschlossenen Blicks, peinlich angezogen wie ein Engländer, in blauem Frack, ledergelber Weste, Stiefeln mit braunen Stulpen. Er heißt Jerusalem, Goethe trifft ihn selten, weiß wenig von ihm, im Grunde nur, was alle sagen: daß Leidenschaft zur Gattin eines Freundes ihn erfüllen soll. Dieser junge Diplomat und Philosoph mit dem verhängnisvollen Namen ist innerlich gegen diesen Goethe, der dort so heftig streitet, und als er nach Hause kommt, schreibt er einem Freunde: „Goethe war zu unserer Zeit in Leipzig und ein Geck. Jetzt ist er außerdem ein Frankfurter Zeitungsschreiber.“ Bald wird die beiden Herren Diplomaten der junge Mann im Grase unsterblich machen, doch davon wird der eine nichts mehr spüren, der andere nur zu viel. Keine Ahnung steigt auf in ihnen, wie eine Frau und wie ein Genius sie alle drei auf wunderliche Art verbinden soll.

Eine Woche später sind alle auf einem Feste, und da ist auch ein Mädchen, das tanzt viel mit dem jungen Doktor aus Frankfurt. In einfachem Sommerkleide bewegt sich heiter die leichte, gesunde Gestalt, weniger hingebend als Friederike, weniger leidenschaftlich als Käthchen, Bürgers-tochter, gewandt und aufgeweckt. „Keine vollkommene Beauté — so beschreibt sie Kestner, mit dem sie seit dem 16. Jahre verlobt ist — doch ein hübsches Mädchen. Eine freundliche, einnehmende Miene ist für mich ihre größte äußere Schönheit; dabei hat sie Verstand und ist von lustigem Temperament, unterhaltend und hat gute Einfälle. Nicht zu vergessen, sie hat ein vortreffliches Herz, edel, menschenliebend, guttätig und großmütig.“ Und so wird sie am Ende noch nach vierzig Jahren der Dichter beschreiben, mit dem sie heute tanzt.

Lotte Buff ist sein Typus, die Frauen seiner Jugend sind alle leicht und schlank, heitere Naturen alle, wie sein dämonischer Wille als Quietiv sie sucht. Nur Mephisto mißfällt sie, natürlich, denn als ihn Goethe bald darauf, neugierig und aufgeregt, bei ihr einführt, schilt Merck ihn bitter aus, warum er sich nicht lieber um eine andere, junonische Gestalt bemühe, die überdies frei sei.

Rasch wird in dieser Sommernacht und ganz und gar der Dichter von der Lieblichen gefangen, und auch, was sie an ihn fesseln muß, entwickelt er schnell: hat er nicht beinah alles, was ihrem Verlobten fehlt? Leidenschaft, Ingenium und noch dazu das Air des Fremden? Dafür hat jener viel, was diesem mangelt: Kenntnis der Welt, im Urteil Maß, Gerechtigkeit und einen solchen Takt, daß er damit die Braut, sich selbst und seinen neuen Freund aus dem dreimonatigen Laufe des eben beginnenden Romanes heil herausführt. Denn nichts spricht lebhafter für Kestner, als



daß er Goethes Freund werden kann, über Eifersucht, Neid, über das Unmögliche hinweg. Bald lernt er ihn so genau kennen, daß er dies Urteil über Goethe fällen kann:

„Er hat sehr viel Talente, ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter, besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne; wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen. Er ist in allen seinen Affekten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel, ohne Vorurteile. Frei handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt. Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarre und hat in seinem Betragen verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte . . Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung. In principiis ist er noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewissen System . . Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen wenige; stört andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen . . Er haßt den Skeptizismus, strebt nach Wahrheit . . Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten . . Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger wie das . . Er glaubt ein künftiges Leben, einen bessern Zustand . . Er ist mit einem Worte ein sehr merkwürdiger Mensch.“

So klug, wie Kestner Goethe erfaßt — denn dieser Brief stellt das beste Porträt des jungen Goethe durch einen Zeitgenossen dar — so erfaßt er auch die Dinge, die sich ansinnen. Vorsichtig handelt er. Kestner hat immer zu tun, Goethe nie. Kommt Kestner von der Arbeit, so findet er den jungen Mann bei seinem Mädchen: „er liebt sie, und ob er gleich ein Philosoph und mir gut ist, so sieht er mich doch nicht gern kommen und mit meinem Mädchen vergnügt sein. Und ich, ob ich ihm gleich recht gut bin, so sehe ich doch auch nicht gern, daß er bei meinem Mädchen allein bleiben und sie unterhalten soll. Ich muß gehen. Zum Glück kommt der Vater. Ich gehe schon ruhiger.“

Daß es hier einen Vater gibt und viele Geschwister, Kinder, mit denen man spielen kann, Halbwüchsige, vor denen man sich vorsehen muß, viel Arbeit für Lotte, die zugleich Hausfrau, Mutter und Braut ist; daß all dies dem häuslich gewohnten, idyllisch leicht entzückten Dichterblick Ruhe, Heiterkeit und auch Stoff bedeutet: diese bürgerliche Enge hat dem erlebten Roman so viel von seinen Gefahren genommen, als sie dem geschriebenen später an Reizen lieh.

Rasch läuft die Neigung ihrem Höhepunkte zu, und im empfindsamen Stile der Zeit sieht man vielleicht die Katastrophe drohen: Kampf zwischen Liebe und Pflicht im Herzen des Helden, Sieg seiner Freundschaft für den Verlobten, er opfert sich, indem er sich losreißt, Endkampf zwi-

schen *taedium vitae* und Lebenswillen. Für solchen Verlauf spräche zwar nicht Goethes Natur, doch vieles, was in der Luft liegt, über den jungen Leuten: Vorliebe für traurige Zustände, vieles Zitieren Ossians und Shakespeares an ihren melancholischen Stellen, wo „jedermann glaubte, er dürfe ebenso melancholisch sein als der Prinz von Dänemark, ob er gleich keinen Geist gesehn und keinen königlichen Vater zu rächen hatte“. Die Zeit steht damals still, tatenlos schläft das bürgerliche Leben, unbefriedigt schwelen Leidenschaften in vielen Herzen, die Ungeheures von sich fordern. Doch wenn es der alte Goethe ist, der aus solchen Quellen eines jugendlich kranken Wahns den Welterfolg seines Werther später deduziert: der junge Goethe ist es keineswegs, es ist nur eben Werther, dessen Fühlen der alte von fern aus solchen Zeitgefühlen ableitet.

Denn Goethe, in diese Leidenschaft versinkend, der Seele dieses Mädchens immer tiefer verbunden, stößt sich nicht an der Freundschaft, sucht auch nicht die Wollust im Verzicht: er sucht als ein Jüngling die Frau. Wieder denkt er, wie immer, weniger an Rausch und Abenteuer als an Hafen und Ehe. Das Mädchen aber, in bürgerliche Rücksicht ganz verstrickt, dem tüchtigen Manne seit vier Jahren treu, zu eng und viel zu scheu, um sich dem heftigen Werben des genialisch Brausenden zu ergeben und mit der Sprache der Sinne, mit der entschlossenen Wahl des Herzens ihr Schicksal, Vaters Ruhe, den Namen der Familie zu gefährden, hält sich zurück, weist ihn mit herzlichem Takte in die Schranken, bleibt sich gleich, maßvoll und heiter. Kaum erschüttert tritt sie im Grunde gar nicht vor die Alternative und hat, sobald sie im Geheimen erwägt, mit allen Gründen der Gewohnheit und Vernunft, in der Art gleichmäßiger Naturen sogleich für Kestner entschieden.

Dies steht zu lesen in Kestners Tagebuche, dem Spiegel eines klugen, graden, uneitlen Menschen, der, indem er sorgsam notiert, die tiefsten Gefühle auch diesen verschwiegenen Blättern verschweigt:

„13. August. Abends das Geständnis von einem Kuß (Goethe war den Tag über fort). Kleine Brouillerie mit Lottchen; welche andern Tags wieder vorbei war. — 14. Abends kam Goethe von einem Spaziergang vor den Hof. Er ward gleichgültig traktiert, ging bald weg. — 15. Ward er nach Atzbach geschickt, eine Aprikose der Rentmeisterin zu bringen. Abends gegen 10 Uhr kam er und fand uns vor der Tür sitzen. Seine Blumen wurden gleichgültig liegen gelassen; er empfand es, warf sie weg, redete in Gleichnissen. Ich ging mit Goethe noch nachts bis 12 Uhr auf der Gasse spazieren; merkwürdiges Gespräch, wo er voll Unmut war und allerhand Phantasien hatte, worüber wir am Ende, im Mondschein an eine Mauer gelehnt, lachten. — 16. Bekam Goethe von Lottchen gepredigt; sie deklarierte ihm, daß er nichts als Freundschaft hoffen dürfe, er ward blaß und sehr niedergeschlagen. . . Abends Bohnen geschnitten.“

An den nächsten Tagen fahren sie abwechselnd nach Gießen hinüber, an einander vorbei. Bald macht Goethe Anstalt, diesem Zustande zu entfliehen, doch er bleibt. Das Mädchen muß Kestner bei dieser Art,

den Dritten kurz zu halten, nur immer mehr bewundern: „Seine Ruhe — schreibt er bald einem Freunde über Goethe — litt sehr dabei, es gab mancherlei merkwürdige Szenen, wobei Lottchen bei mir gewann und er mir als Freund auch werter werden mußte . . Meistens dauerte er mich, und es entstanden bei mir innerliche Kämpfe . . Er fing an einzusehen, daß er zu seiner Ruhe Gewalt gebrauchen mußte.“

Dies ist der Punkt. Dieser Liebende verliert sein Bewußtsein niemals ganz, vielmehr er findet sich im Augenblicke wieder, als Lotte, nach acht Wochen der Werbung von ihm vor die entscheidende Frage gestellt, nach einer einzigen Nacht der Unrast entschieden den Andern wählt, nicht ihn. Der Genius, an des Mädchens Türe pochend, muß erfahren, daß hier nur Menschen wohnen. Derselbe Genius leitet den Schlafenden an der dunklen Schwelle vorbei. Hat das Unmaß namenloser Urgefühle, wie sie in diesem Busen rasen, ihn nicht gesprengt, so kann es keiner Lotte gelingen. Nichts, was damals aufgezeichnet wurde, deutet auch nur mittelbar an, daß die Ablehnung dieses Mädchens den ungeheuren Lebenswillen des Jünglings lähmte.

Als Mann verschmäht von einer geliebten Frau, zurückgestellt um eines Kleineren willen, bejaht er, als eine dämonische Natur, das Leben mit der stärksten Formel: gewaltsam reißt er sich los. Hat ihn nicht Merck zu Freunden an den Rhein geladen? Dies ist eine Gelegenheit: von Koblenz hat man schon viel gesprochen und daß man eines Tages fort sein werde, plötzlich, ohne Abschied. Nun heißt es, rasch sich entschließen.

Ein ruhend dunkles Gespräch verbindet ihn mit dem untrennbaren Paare an einem letzten Abend, Lotte hat es angefangen, über Tod und Wiederkunft; sie machen aus, wer zuerst sterbe, solle dem andern vom Zustand jenes Lebens Nachricht zu geben trachten. So harmonisch leben sie wieder zu Dritt. Goethe geht ruhig, er sagt nicht Lebewohl.

Doch plötzlich: welche Wandlung! Vom Augenblicke, da er ihre Nähe verliert, von dieser Nacht an, wo er den Koffer packt, steigt dieser Seele alles ins Schicksalhafte auf. Schließt sich der Rahmen um ein Stück Leben, dann fühlt Goethes Herz mit hundertfachem Leiden das unentrinnbar Verhängte allen Geschehens, das naturhaft Gesetzte seiner Bahn. Landschaft und Frohsinn des Mädchens, freundlicher Alltag, süßes Dienen haben ihm in ihrer Nähe bis heute abend jeden Verzicht überheitert. Jetzt, da er sich trennt, bricht, aus den milden Armen des Zufälligen stürzend, das Element hervor, das dieses Herz durchschüttelt. Stürme des Herzens rauschen plötzlich aus den Zetteln, mit denen er in dieser Nacht von beiden Abschied nimmt:

„Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort . . Ich war sehr gefaßt, aber euer Gespräch hat mich auseinandergerissen . . Wäre ich einen Augenblick länger bei euch geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein, und morgen geh ich. O mein armer Kopf . . Wohl hoff ich wiederzukommen, aber Gott weiß wann. Lotte, wie war

mir's bei deinen Reden ums Herz, da ich wußte, es ist das letzte Mal, daß ich Sie sehe. Nicht das letzte Mal, und doch geh ich morgens fort. Fort ist er . . . Das Zimmer, in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater, der mich zum letzten Mal begleitete. Ich bin nun allein und darf weinen, ich lasse euch glücklich und gehe nicht aus euern Herzen. Und sehe euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer. Sagen Sie meinen Buben, er ist fort. Ich mag nicht weiter.“ — Früh morgens: „Gepackt ist's, Lotte, und der Tag bricht an, noch eine Viertelstunde, so bin ich weg . . . Sie wissen alles, wissen, wie glücklich ich diese Tage war. Und ich gehe, zu den liebsten besten Menschen, aber warum von Ihnen. Das ist nun so, und mein Schicksal, daß ich zu heute, morgen und übermorgen nicht hinzusetzen kann — was ich wohl oft im Scherz dazusetzte. Immer fröhliches Muts, liebe Lotte, Sie sind glücklicher als hundert, nur nicht gleichgültig. Und ich, liebe Lotte, bin glücklich, daß ich in Ihren Augen lese, Sie glauben, ich werde mich nie verändern. Adieu, tausendmal Adieu. Goethe.“

Dies ist Goethes dritte Flucht vor einem Mädchen, und wieder wird ihm seine Liebe erst Fatum, als sie endet. Das ist die Art dämonischer Naturen: Gewinn und Besitz des Mädchens hätten ihn für kurze Zeit berauscht, Verzicht und Flucht entriegeln seine dunklen Kräfte. Das strebend Kühne dieses faustischen Gemütes sucht Tragisches, der große Durst nach maßlosem Geschehen, der ihn sonst zu Mythen, zu Legenden führt, um sich ganz durchzuwühlen, trinkt ein Erlebnis wie dies Fliehen ein. Aus solchen Stunden schlürft der Schicksalswunsch dieser titanisch phantastischen Natur Befriedigung und kann sie sich nicht groß genug gestalten.

Mit steigender Leidenschaft gräbt er sich nach der Entfernung in die Wonnen der Entsagung ein. Goethes Liebe zu Lotte Buff — zwei Sommermonate Idylle, einen dritten Wettstreit und Abweisung — wird nun, von diesem Abschied an, über zwanzig Monate durch die Entfernung wachsen. Denn was von nun ab in ihm waltet, ist weniger Lotte als Eros, und niemals ist er für Eros empfänglicher gewesen als jetzt — wie Romeo, der eben aus der Liebe in die Liebe schwamm.

Acht Tage nach der Flucht sitzt Goethe in einer schönen Villa am Rhein, wo vielbewegte Menschen im Luxus wohnen, bei einer sinnlich klugen, geistreich empfindsamen Frau von Mitte Dreißig. Es ist Sophie Laroche, ehemals Wielands Geliebte, auch sie wird eben jetzt als Autorin berühmt. Neben ihr sitzt eine Tochter. Die 16jährige Maximiliane ist etwas kleiner als Lotte Buff, doch von freien Zügen wie sie, wie sie von hellem Teint und hat die schwärzesten Augen, so wie sie. Und aus der Ferne erklingt die Stimme des alten Goethe, der sich an dieser Stelle seiner Erinnerungen in mildem Gleichnis ergeht: „Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen

anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter.“

Goethes periodischer Natur entspricht es, daß ihn in regelmäßigen Epochen immer wieder Frauen-Gruppen anziehen. Für jetzt bleibt es bei brüderlicher Neigung, die seine Verehrung zur Mutter des Mädchens erleichtert, und Goethe, vom Weltmann schon in seiner Jugend angezogen, weiß auch den sarkastischen Vater zu schätzen. Von diesen Menschen lernt er mancherlei über Welt, Reisen und Länder. Fünf Tage war er in diesem Hause. Fünfzig Jahre bleibt er Mutter, Tochter und Enkelin verbunden.

Kaum aber tritt er in Frankfurt ein, so taucht er wieder tief in Lotens Welt. Erst trifft er Kestner wieder, zehn Tage nach jenem schweigenden Adieu: er fällt ihm um den Hals und „erdrückte ihn fast“. Doch nun, wie Kestner weg ist, fängt Goethe an, ihn und Lotte mit Briefen zu bombardieren, voll Wunsch und voll Entsagung, huldigend zwischen Neckereien, mit Anmut fordernd, bei sicherer Entfernung farbensinnlich wühlend, in verzichtenden Erinnerungen — und werbend, immer werbend um ihre Liebe, ihr Gedenken, als lebte nichts in ihm so tief wie der Wunsch, einem Herzen unvergeßlich zu bleiben, das ihn abwies:

„Lotte hat nicht von mir geträumt, das nehm ich sehr übel und will, daß sie diese Nacht von mir träumen soll, diese Nacht, und soll's Ihnen noch dazu nicht sagen . . Und ob ich um sie gewesen bin mit Leib und Seel'! Und von ihr geträumt habe Tag und Nacht . . Meine Tage in Wetzlar wollt ich nicht besser zugebracht haben, und doch geben mir die Götter keine solche Tage mehr, sie verstehn sich aufs Strafen und den Tantalus . . Und doch sinn ich auf Wiedersehen. Hier mag's denn gehn wie's kann, und ich will Lotten nicht eher wiedersehn, als bis ich ihr Confidence machen kann, daß ich verliebt bin . . Es wäre besser, ich schriebe euch nicht und ließe meine Imagination in Ruhe — doch da hängt die Silhouette, das ist schlimmer als alles . . Es ist noch eben diese Blütenfarbe am Band, doch verschossener, kommt mir's vor, als im Wagen.“ Er lockt ihr einen Kamm ab, der zu groß sei, er wolle ihr einen kleineren senden, „denn wir sind arme, sinnliche Menschen, ich möchte gern wieder was . . von ihr in Händen haben, ein sinnliches Zeichen . . Mehr an Lotte gedacht, als sie an mich in einem Vierteljahre. Doch hoffe ich mit der Zeit auch dieser Plage loszuwerden“.

Nach acht Wochen hält er's nicht mehr aus, unter Vorwand von Geschäften reist er nach Wetzlar. In zitternder Freundschaft bleibt er ein paar Tage, vor der Abreise reut's ihn, daß er gestern nicht förmlich Abschied nahm, „ich kam um einen Kuß zu kurz, den sie mir nicht hätte versagen können. Fast wäre ich heute früh noch hingegangen . . Gewiß, Kestner, es war Zeit, daß ich ging. Gestern abend hatt ich rechte hängerliche und hängenswerte Gedanken auf dem Kanapee . . So ganz

über meine Hoffnung lieb empfangen geworden zu sein. Da bin ich viel ruhig . . Gott geb' euch ein ganzes Leben, wie mir die paar Tage waren!"

Wie seine Leidenschaft, wie der Genuß an seinem Leiden wächst! Und wenn jetzt, da er die Freundin unter dem Blicke des Freundes küssen könnte, so viele Wochen nach Entschluß und erstem Abschied, zum erstenmal ein Gefühl des Lebensüberdusses leise hörbar wird, so ist es doch auch jetzt nur eines Augenblicks Beschattung.

Denn Tatkraft fühlt Goethe, solange er den Lebenswagen lenkt, und je näher, je tiefer sich ihm der Abgrund öffnet, an dessen Rande beinahe die ganze 80jährige Fahrt hinrollt, um so entschlossener ergreift er die Zügel, bannt den Gedanken, wie unzulänglich doch das nächste Wegziel sei, faßt sich getrost in die Forderung des Tages. Jetzt also wird er ein Frankfurter Advokat, und formell bleibt er es diese drei Jahre, die letzte, längste Zeit, die er noch in der Heimat zubringen muß.

28 Prozesse hat er, meistens für Frankfurter Juden, geführt, nicht viel für fast vier Jahre, in denen er dies Geschäft betreibt. Obwohl Goethe kein starker Redner, niemals ein Überredner, auch kein Kämpfer war, obwohl ihm jeder weltliche Ehrgeiz abging, der nach Erfolgen unter den Leuten sucht, und so alle Stimulantia fehlten, die große Advokaten machen: sein Sinn für Wirklichkeiten hätte ihn doch auch diesem Kreise verbunden. Aber Formel, Brauch und Wortbedeutung, die ganze Pedanterie des Verfahrens schreckt ihn zurück.

Sein erstes Auftreten hat ganz Dichterstil des stürmenden Rhapsoden: den verweist ihm sogleich das Gericht! Was den Dramatiker vom Advokaten scheidet: Objektivierung gegen beide Parteien läßt er mit tätigem Instinkt in seiner Dichterstube und häuft nur den Affekt in der ersten Verteidigung, die seinen Namen trägt. Ein Sohn ist zu vertreten, dem sein Vater den ungestörten Besitz einer Porzellanfabrik nicht gönnt. Goethe beginnt den 10 Seiten langen Akt — als Antwort auf die Anklage — mit diesen barocken Rhythmen:

„Wenn großsprecherischer Eigendünkel das Urteil eines weisen Richters bestimmen und die gehässigste Grobheit eine wohlbegründete Wahrheit umstoßen könnte . . Es ist schwer zu glauben, daß Parteien sich öfter unterstehen sollten, Euer Wohl- und Hochedel-Geboren solches Papier vorzulegen, das unverschämteste Unwahrheit, aufgebrachtester Haß, ausgelassenste Schmähsucht um die Wette zur abscheulichsten Mißgeburt gebildet haben . . Daß der Ton der ganzen Schrift dem Ton eines zanksüchtigen aufgebrachten Weibs gleicht, deren erhitztes Gehirn, unfähig mit Vernunft und Gründen zu streiten, sich in Schimpfworten erschöpft . . Wie konnte oder sollte ich bei so bewandten Umständen das Feuer schüren, woran ich gebraten wurde? . . Nachdem sich die verhüllte tiefe Rechtsgelehrsamkeit lange Zeit in Geburtsschmerzen gekrümmt, springen ein paar lächerliche Mäuse von Kompendien-Definitionen hervor und zeugen von ihrer Mutter. Sie mögen laufen!"

Vor dieser Sprache mitten in ihren kahlen Akten stehen kopfschüt-

telnd, lächelnd die Richter, und der gegnerische Anwalt weist in der Replik all dies als geistreiche Tändeleien eines Menschen zurück, den er schon auf der Schule als hochfahrend erkannt habe. Da wird Goethe in seiner Duplik noch heftiger, mitten im Schriftsatz unterbricht er sich mit hochdramatischer Willkür:

„Ich mag's nicht ausschreiben, so wenig man sich den Mund auch nur mit nachgesuchten Lästerungen verunreinigen mag . . Was ist von so einem Gegner zu hoffen . . Blindgeborenen zum Gesichte zu verhelfen, gehören übermenschliche Kräfte, und Rasende in Schranken zu halten, ist eine Polizeisache.“ Da werden denn, vor solchen Wendungen eines Dichters, die Richter unwirsch, erteilen beiden Advokaten Verweise, worauf der Gegner mit Recht erklärt, er habe nicht angefangen.

Goethe aber, im engen Kreis des Altgewohnten niemals revolutionär, lenkt nach diesem ersten Vorstoß rasch ein und irritiert von nun an nur noch selten durch plötzliche Epigramme den Stil seiner Akten. Wie sich die Linien ebnen, kann man von einem Prozeß zum andern verfolgen: der Rhapsode wird Advokat. Ist dafür nicht der Vater gut? Ein eleganter Jurist, der zwar als Kaiserlicher Rat nicht praktizieren durfte, doch manchem vertraulich als Rechtsfreund half, greift nun, wie zur Kontrolle, öfters ein. Doch kaum beginnt des Sohnes Name sich literarisch zu verbreiten, gleich ändert der alte Herr entschlossen den Kurs.

Da sitzt nun der ehrgeizige Menschenfeind, rückt Akten und Mappe, Brille und Lineal, bis alles parallel liegt, und fängt an, dem Sohne die Fälle vorzubereiten, zusammen mit dem Sekretär; langsam dringt er in den Handel ein, und wie er's dann dem jungen Advokaten vorlegt zur Ausführung, setzt ihn dessen Leichtigkeit in Erstaunen. Goethes Vater ist es gewesen, der damals dem Sohne Zeit und Luft frei gemacht hat für seine Phantasien. Will er wegreisen, so braucht er die Geschäfte nur dem Vater zu übergeben, auch dem Schwager: denn nun heiratet Cornelia den Juristen Schlosser.

Bald nach der Verlobung wird Goethe eifersüchtig. An diese Vertraute hatte er sich gewöhnt, es war ihm angenehm, Entwürfe, Verse, Briefe, selbst seine Antworten ihr mitzuteilen, und den konservatorischen Teil seines Wesens macht Unterbrechung von außen ungeduldig. Dann wird diese Seele gleich hypochondrisch, er klagt, man lasse ihn allein, und ob er an der Schwester in Knaben- und Jugendjahren auch nicht mehr gehabt hat als ein Echo, vielleicht noch einen furchtsamen Verbündeten gegen den Vater: er möchte sie doch immer finden, wenn er ins Haus tritt, wenn er einen Vertrauten braucht.

In diesem Jahre nimmt die Unruhe seiner Nerven in ihm zu, die in ziemlich regelmäßigen Perioden, meist alle sieben Jahre, in Goethe steigt und fällt. Zu einem entfernten Herzen hinübersehend, sucht Eros in empfindsamen Freundschaften Ersatz. Eine entfernt verwandte Frau wird seine Beichtigerin, Johanna Fahlmer, nicht jung, unvermählt, ungefährlich. Von ihrem Neffen, dem Dichter Fritz Jacobi, hält Goe-

the ein Vorgefühl fern, er lehnt es ab, ihn und den Bruder aufzusuchen, sogar an ihrer neuen Zeitschrift teilzunehmen. Doch plötzlich entschlossen, besucht er ihn auf einer Rheinfahrt, erkennt einen idealistischen, bildschönen Menschen, und wie im Schmelz des innigsten Verstehens bricht er in erster Stunde mit Feuerworten die Spannung. Diese Begegnung gleicht zuerst dem Zusammensturze zweier liebender Geister, doch immer recht literarisch, mit Rezitationen im Mondschein, bald auch mit gestammelten Liebes-Briefen.

Und doch spürt er in der schwärmend stillen, vornehm melodischen Natur des Freundes seinen Gegenpol: „O, das ist herrlich, daß jeder glaubt, mehr vom andern zu empfangen, als er gibt . . Die Armut des Reichtums — und welche Kraft wirkt's in mich, da ich im Andern alles umarme, was mir fehlt, und ihm noch dazu schenke, was ich habe.“

Gegen Herder hat sich die Reibung schon zuvor vermehrt, aber Goethes Hingabe an diesen Geist ist noch immer stärker als sein Stolz: „Laßt uns dadurch, daß wir notwendig manchmal aneinandergeraten müssen, nicht wie Weichlinge abgeschreckt werden . . Habt ihr was wider mich, so sagt's. Grad und ernst, oder böß, grinsend, wie's kommt. So will ich euch auch sagen, daß ich letzt über eure Antwort . . euch habe einen intoleranten Pfaffen gescholten . . Und so hätt' ich das auch vom Herzen.“

Und doch, wär' er zur Eitelkeit gemacht, jetzt könnte er's schon werden! Götz hat seinen Namen berühmt gemacht, in Norddeutschland, in Wien versucht man ihn zu spielen, zwar hält er sich nicht, doch seinen Erfolg verbreitet das Buch. Das macht Goethe nur Spaß. Immer wirbt er um das Lob der Wenigen, während ihm der Beifall der Menge zuströmt. „Ich wollt, Lotte wäre nicht gleichgültig gegen mein Drama. Ich hab schon vielerlei Beifallskränzlein von allerlei Laub und Blumen, italienischen Blumen sogar, die ich wechselweise aufprobieret und mich vorm Spiegel ausgelacht habe.“

Zugleich rezensiert er selber. Die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“, Organ der literarischen Revolte, haben schon vor dem Götz Beiträge von Goethe gebracht, und so hat er seine Bahn als ein Kritiker begonnen — aber doch als ein kritischer Dichter oder, wie Herder sagt, als ein junger übermütiger Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüßen. Hier sprüht sein Geist aus den Ritzen seiner Glossen, ein spöttischer Geist, ein böser Witz, wie ihn Mephisto liebt: die ganze Imperitienz junger Literaten spricht aus seinen Verdammungen. Zum reinen Kritiker fehlt diesem chaotischen Jüngling beinahe alles.

Da liegt ein neues „Schreiben über den Homer, an die Freunde der griechischen Literatur“ vor, von einem Professor:

„Herbei, meine jungen Freunde, herbei! — fängt Goethe seine Besprechung an — die ihr euch längst nach dem Anschauen Homers geseht; euch ist ein neuer Stern aufgegangen . . Welcher ist unter euch so unglücklich, der neologisch kritisch fragen dürfte: warum bedeckt



er den kahlen Scheitel nicht wohlانständig mit einer Perücke? Hinaus mit ihm! Daß er Professor Seybolds Fingerzeig folge, herumgetrieben werde, in Wüsten, wo kein Wasser ist . . Der trojanische Krieg! Stoff zur Ilias! Man sollte denken, er kenne nur das Gedicht aus der Überschrift. Aber der Herr Professor haben's gelesen, schlimmer! studiert! Immer schlimmer! . .“

Funken sprüht er mit der ganzen Leidenschaft des Dichters, der zugleich Literat ist, gegen Literaten, die Dichter sein möchten. Oder über eine Bearbeitung von Cymbeline: „Der Verfasser, da er sich laut dem Vorbericht nach einer schweren Krankheit aller ermüdenden Arbeiten enthalten mußte, beschäftigte sich mit Shakespeares Werken. Das, hätten wir ihm nun gleich sagen wollen, war für einen Rekonvaleszenten keine Lektüre.“

Manchmal ist's nur wie eine Pflicht, er klagt, er müsse die schönen Stunden mit Rezensieren verderben. Immer hat sein Gefühl für und gegen längst entschieden, ehe es sich mit Gründen wappnete. „Es ist das empfundenste Kunstwerk, das uns seit langer Zeit vor die Augen gekommen, — schreibt er auf eine neue Radierung nach Michelangelo — auch fallen wir nur eine Anzeige, um jeden wahren Liebhaber einzuladen.“ Und als sich das Objekt vollends der eigenen Sphäre nähert, als er einmal über neue Gedichte schreibt, schildert der Kritiker sich und Lotte, kaum maskiert, wie sie vor solchen Dingen schweifen.

Und gleich ergreift er einen neuen Bogen und morgen wieder einen, übermorgen, immer, zwischen allen Tätigkeiten und Müßigkeiten wirft er dem Mädchen seine entsagenden Werbungen zu: „Sagt Lotten, daß ich manchmal mir einbilde, ich könne sie vergessen, daß mir dann aber ein Rezidiv über den Hals kommt und es schlimmer mit mir wird als jemals.“ Doch gleich darauf: „Es war ein schönes Leben, auf das ich ganz heiter zurücksehe.“ Von jedem der Kinder in Lottens Hause, vom Wandel der Stadt Wetzlar will er alles wissen, weil es Lotte weiß.

Da schickt ihm Kestner eine sonderbare Nachricht: einer von der braunschweigischen Gesandtschaft hat sich aus Liebe umgebracht. Von den Braunschweigern? Sonderbar. Schon vor Wochen, es war noch Oktober, hieß es, von deren Sekretären einer hätte sich erschossen, Goué, der Schriftsteller. Damals schrieb Goethe: „Ich ehre auch solche Tat und bejammere die Menschheit . . Ich hoffe, nie meinen Freunden mit einer solchen Nachricht beschwerlich zu werden.“ Männliche Worte, gepanzerte, die Grenzen und Gesetze seiner leidenschaftlichen Natur klar umschreiben. Doch war's ein Irrtum, der Mann lebt.

Diesmal ist's Wahrheit: Jerusalem ist tot. Sonderbarer Schwärmer, Philosoph und englischer Literat, auch etwas Zeichner, Sammler einsamer Landschaftsbilder. War er nicht reicher Leute Sohn, gebildet, unabhängig? Eine Liebschaft mit der Gattin eines Freundes? „Der Un-

glückliche — schreibt Goethe — der arme Junge! Wenn ich zurückkam vom Spaziergang und er mir begegnete hinaus im Mondschein, sagt ich, er ist verliebt. Lotte muß sich noch erinnern, daß ich drüber lächelte. Gott weiß, die Einsamkeit hat sein Herz untergraben, und —. Seit sieben Jahren kenn ich die Gestalt, ich habe wenig mit ihm geredt, bei meiner Abreise nahm ich ihm ein Buch mit, das will ich behalten und sein gedenken, so lang ich lebe.“

Schuld und Der Unglückliche, Trauriger Entschluß, Armer Junge, Einsamkeit und ein Gedankenstrich: das ist alles, so fühlt Goethe bei Jerusalems Tode, und lebt doch selbst in wachsender Leidenschaft, sieben Wochen nach seinem Abschiede von Lotte. Auf eine lange Beschreibung der Umstände, die er von Kestner erbat, schreibt er noch kühler, sie habe herzlich interessiert, man werde sie abschreiben, und fährt fort: „Gestern fiel mir ein, an Lotten zu schreiben. Ich dachte aber, alle ihre Antwort ist doch nur: wir wollen's so gut sein lassen, und erschießen mag ich mich vor der Hand noch nicht.“ Acht Tage später: „... Doch wird's im ganzen nicht besser werden. Fiat voluntas. Wie wohl es euch ist und nicht erschießerlich, gleich wie es niemanden sein kann, der auf den drei steinernen Treppen zum Hause des Herrn (Amtmann Buff) gehet, habe ich aus eurem Briefe ersehen.“

Und doch stand in Kestners langem Berichte, wie Jerusalem, der Gattin des Freundes seine Liebe erklärend, zurückgestoßen, am nächsten Tage von diesem Freunde aus dem Hause gewiesen, am andern Morgen tot aufgefunden wurde. Goethe, dem zuerst ein Vergleich ihrer Schicksale gar nicht einfällt, wird, als er zu vergleichen angefangen, bei aller Bitterkeit doch ironisch. Sein eigenes Erlebnis fühlt er, er fühlt das fremde dichterisch, und jede Realität muß sich in ihm zu Formen umgestalten.

Er spürt, wie seine Natur von Jerusalems verschieden sei. Der hatte in einem Essay geschrieben, Hingabe an die Leidenschaft sei verächtlich, — doch als sie ihn nun ergriff, beweist er höchste Hingabe, den Selbstmord. Goethe, der solche Moralismen nie geschrieben hätte, der jede Äußerung der Leidenschaft verteidigt, überdies frei von allen halb-kirchlichen Hemmungen, hat dennoch in seinem dämonischen Wesen solche Ventile, eine solche vitale Demut ist ihm eingeboren vor Schicksal und Natur, daß seiner gefährlich durchrauschten Seele der Tod von eigener Hand doch nie zur Frage werden kann. Damals hat er sich aus seiner Waffensammlung einen kostbaren Dolch jederzeit neben das Bett gelegt, „und ehe ich das Licht auslöschte, versuchte ich, ob es mir wohl gelingen möchte, die scharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Brust zu senken. Da dieses aber niemals gelingen wollte, so lachte ich mich zuletzt selbst aus, warf alle hypochondrischen Fratzen hinweg und beschloß zu leben.“

Doch welches Leben nimmt er auf? Wo ist das Feuer, wo die Begierde, zu lernen, zu bilden, die ihn im vorigen Jahr noch überfüllte?

Weltabgewandt steht er, sein Herz, von Eros tief gerührt, ist einsam, meist bleibt es sogar sein Wandel. Der Winter rückt vor in Frankfurt, er ist jung, gewandt, berühmt, sieht gut aus, er könnte gesellig leben, er schmückt eine Freundin zum Balle, doch geht er nicht zum Karneval: „Alles tanzt um mich herum. Die Darmstädter, hier, überall, und ich sitze auf meiner Warte . . Es wird ein sonderbares Frühjahr geben. Ich sehe nicht, wie das alles auseinandergehen wird, was wir angesponnen haben, indes sind Hoffnungen uns willkommen, und das Übrige liegt auf den Knien der Götter. . Sie klagen über Einsamkeit! Ach, daß das Schicksal der edelsten Seelen ist, nach einem Spiegel ihres Selbst vergessens zu seufzen . . Heilige Musen, reicht mir das aurum potabile . . aus euren Schalen, ich verschmachte! Was das kostet, in Wüsten Brunnen zu graben und eine Hütte zu zimmern . . Ich lasse meinen Vater jetzt ganz gewähren . . So lang meine Kraft noch in mir ist! Ein Riß! Und all die siebenfachen Bastseile sind entzwei.“

Als ihm der Freund rät, die dumpfe Stadt zu verlassen, Fürstendienste zu suchen, schüttelt er doch den Kopf: „Die Talente und Kräfte, die ich habe, brauch ich für mich selbst gar zu sehr. Ich bin von jeher gewohnt, nur nach meinem Instinkt zu handeln, und damit könnte keinem Fürsten gedient sein. Und dann, bis ich politische Subordination lernte!“

Ein „völlig zweck- und planloses Handeln“ beschäftigt Goethe auf mancherlei Art, ohne Zentrum des Lebens und der Kunst. Immer fühlt er sich jetzt auf der Woge, halb skeptisch wartend, halb neugierig vorschauend, passiv, wie ein unglücklich Liebender — und nach dem zweiten Götz schreibt er: „Ich glaube nicht, daß ich so bald was machen werde, das wieder das Publikum findet. Unterdessen arbeit ich so fort, ob etwa dem Strudel der Dinge belieben möchte, was Gescheueteres mit mir anzufangen.“ Oder etwas repräsentativer, an eine Berühmtheit, die ihm zum Götz Glück wünschte: „Da ich in der Welt noch keine Rolle spiele, bring ich meine besten Stunden im Aufzeichnen meiner Phantasien zu, und meine größte Freude ist, wenn jemand, den ich ehre und liebe, mit Teil daran nehmen will.“

Phantasien — zuweilen zeichnet er sie mit dem Stifte auf. Das Orakel eines Messers, auf der Wanderung in den Fluß geschleudert, ruft er so an: sieht er's im Fluß versinken, so will er Bildner, deckt es der Weidenbusch ihm zu, so will er's nicht mehr werden. Doch es bleibt ein Orakel, zweideutig und dunkel: die Büsche verbergen ihm das Auftauchen des Messers, deutlich aber sieht er das Wasser aufspritzen. Er zeichnet, Weiß und Schwarz auf Grau, Profile seiner Freunde; doch scheint's ihm unzulänglich, so greift er wieder zum Vers.

Da liegt eins von diesen Blättern: drei Menschen sind darauf zu sehen, die Schwester und ihre Freundinnen in einer Gruppe, bürgerlich gekleidet, akademisch gezeichnet. Wir drehen das Blatt um, da steht:

„Wer half mir gegen der Titanen Übermut?  
wer rettete vom Tode mich,  
von Sklaverei?  
Hast du nicht alles selbst vollendet,  
heilig glühend Herz . .“

Mit seiner matten Zeichnung und seinen Feuerversen ist dies Blatt ein Epigramm auf des Dichters bildnerische Leidenschaft, die jetzt beginnt: sie wird in langen Jahren beinah zur Tragödie wachsen. Denn ohne plastische Kraft, kaum aus plastischem Drange greift Goethe zum Zeichenstifte — doch erst nach 30 Jahren wird er erkennen, daß sie ihm fehlt. Dieser einzige große Irrtum Goethes über sich selbst beleuchtet hundert Regungen, und so wird selbst dies unfruchtbare Streben dem Nachgeborenen zur Erkenntnis des Menschen produktiv.

„Heut schlägt mir das Herz: ich werde diesen Nachmittag zuerst den Olpinsel in die Hand nehmen! Mit welcher Beugung, Andacht und Hoffnung drück ich nicht aus, das Schicksal meines Lebens hängt sehr an dem Augenblick.“ So pathetisch beginnt Goethe eine neue Kunst, zu der er doch zeichnend, radierend, Schattenbilder ziehend seit Jahren sich vorgebildet hat. Und doch hat er als Dichter noch nie vor dem Blatte gezittert, das weiß auf seine Züge wartete, nicht einmal, daß er den Beginn solcher Arbeit je feierlich nahm. Warum dann hier? Will ein Ohnmächtiger Throne erobern? Fehlt ihm die Hand des Malers?

Nicht doch, er zeichnet sicher, trifft Köpfe, namentlich Profile gut, sein Ton ist klar, er hat etwas gelernt, und seine besten Blätter sind nicht schlechter als die kleinen Singspiele, die er bald schreiben wird. Der innere Antrieb ist's, der alles entscheidet. Das Phantastische als wirklich zu gestalten, ist der anfangs unbewußte Trieb seines Dichtens, und weil er einzeln scharf sieht, was er allgemein erschaut hat, wird Goethe der erste Naturalist aus Vision. Sein Blick ist die Taube, die jedesmal sein Genius auf die Erde sendet, zu sehen, ob aus den ungefügten Fluten der Träume ein Festes aufragt, daran sich die Gestaltung halten kann. Nie will er nur in Worten fangen, was er sah; immer sieht er, was er in Träumen schon erkannt, doch sieht er's liebend, demutvoll mit zarter Klarheit an, und so wird er's gestalten.

Als Maler wirkt in ihm nur Eine Kraft. Da er des Wortes nicht entbehren kann, um seine Vision der Welt zu fassen, da er zeichnend nur ein Liebender ist, der das Gesehene wahrhaft spiegeln will, bleiben seine Arbeiten nichtige Wiedergaben ohne Seele, oft ohne Stimmung, und nichts gibt das Sekundäre dieser Blätter besser wieder als seine Art, auf Wanderungen, wo eine Landschaft ihn zur Skizze reizt, neben den Umriss auch mit Stichworten das Fehlende an Form und Farbe zu notieren; „und ich gewann mir auf diese Weise eine solche innere Gegenwart von dergleichen Ansichten, daß eine jede Lokalität, wie ich sie nachher in Gedicht oder Erzählung nur etwa brauchen mochte, mir alsobald vorschwebte und zu

Gebote stand“. *Pictura ancilla poetae*. Solange es bei solchen gezeichneten Notizblättern bleibt, ist's nicht gefährlicher als jedes andere Hilfsmittel des Dichters, als Plünderung von Geschichte, Legende, Schicksal des Mitmenschen.

Doch dieser Kommentar ist erst des 60jährigen Goethe Entschuldigung vor sich und vor der Welt. Damals scheint ihm das noch Zweck an sich — und er verbirgt sich, daß es doch meist nur ein Quietiv der Seele sei: „Wie wollen wir Ausdrücke finden für das, was wir fühlen! . . Gesegnet der gute Trieb, der mir eingab, statt allen weitem Schreiben Ihnen meine Stube, wie sie da vor mir steht, zu zeichnen!“ Malend will Goethe nur wahr sein, während sein Dichterblick längst in schönem Wahnsinn rollt. Schönheit ist dem jungen Goethe noch gar nicht Problem, und es ist vielleicht das erste Bekenntnis dazu, wenn der 25jährige noch ganz poetisierend, unmalerisch diese schön schwimmende Definition gibt: „Der reine Punkt der Schönheitslinie ist die Linie der Liebe, Stärke und Schwäche stehn ihr zu beiden Seiten. Liebe ist der Punkt, wo sie sich vereinigen.“

Von absoluter Schönheit hält sich diese helldunkle Stimmung vollends zurück. Während Gipsabgüsse klassischer Köpfe das Dachzimmer durchleuchten, die er den Italienern auf der Messe abkauft, wühlt in ihm die barocke Wildnis einsam liebender Naturen und tritt als Farce grell hervor. Ein Besucher schildert damals „seine Miene ernsthaft und traurig, wo doch komische, lachende und satirische Laune mit durchschimmert. Er ist sehr beredt und strömt von Einfällen, die sehr witzig sind . . Alles verwandelt sich gleich bei ihm ins Dramatische“. Am liebsten redet er in Gleichnissen, und auch hier wird die Doppelform seiner Erfahrungen deutlich: denn weil er liebend, forschend sieht, und zwar in allen Teilen der Welt, hat er aus allen Teilen Gleichnisse parat; weil er als Dichter schaut, wird ihm schon jetzt das Einzelne zum Gleichnis — und noch mit 80 Jahren wird es nicht anders sein.

Zuweilen, wenn er nachts erwacht, fallen ihm Verse ein, er rennt ans Pult, schreibt, seiner Eingebung gehorchend, die Verse schräg über den Bogen weg, um sich als Nachtwandler nicht zu stören. Meist dichtet er ganz früh, manchmal nach Träumen. „Es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Charakter hatte, so war ich bereit und fertig.“

Eines Tages liest er in Wielands Zeitschrift, wie dieser seine „Alceste“ gegen die des Euripides kritisch verteidigt. Das reizt seine Spottlust, er setzt sich zu einer Flasche Burgunder und schreibt — so rasch, daß er die Personen nur mit Chiffren bezeichnet — an diesem Nachmittage „Götter, Helden und Wieland“. Haßt er denn Wieland? Nicht doch, er horcht auf das Urteil dieses Papstes der von ihm bekämpften Generation so scharf hinüber, daß er mit Freunden gewettet hat, ob Wieland für oder gegen seinen Götz schreiben werde. Ihn hat nur Wielands Art gekränkt,

mit den griechischen Göttern umzugehen, nun nimmt er in seiner Farce Euripides gegen Wieland in Schutz.

Und doch ist dies mehr als die Laune eines Nachmittages. Immer schlägt Goethes eigenes Herz, wenn er kämpft, mitfühlend laut dem Bekämpften zu. Greift er heut Wieland an, so greift er die überwundene Stufe seines eigenen Rokoko noch einmal an, und wetterleuchtend fragt er gleich darauf in einem Briefe ganz Goethisch sich selbst: „Haß ich Wielanden, lieb ich ihn? Es ist wahrhaftig all eins — ich nehme Anteil an ihm.“

Bald stellt ihn das Schicksal auf die Probe, Stolz und Gutartigkeit, Selbstbewußtsein und Objektivität eines jungen Dichters, Verehrung, Kühnheit. Denn als aus Bosheit oder Übermut Goethes Freund Lenz die Farce eigenmächtig druckt, damit aus einem privaten Späße ein literarischer Skandal sich auftue: nun ist es Wieland, der den jüngeren Gegner mit weltkluger Galanterie besiegt. Denn grade jetzt schreibt er ein Lob über den Götz — freilich ist es ein Streicheln mit zarten Krallen. Da kommt es eben mit der Post, dies neuste Heft von Wielands Merkur, und eine zuhörende Freundin hält fest, wie Goethe im Lesen murmelt:

„Nu, Wieland, du bist ein braver Kerl! Ein ganzer Kerl! — Was? — Fängt er's so an? . . Ob ich ihm nicht immer gut war? Ich habe allezeit gesagt, es ist ein ganzer Kerl, ein guter Mensch . . Den verfluchten Dreck schrieb ich in der Trunkenheit . . Da! Das ist just, was mich an Wieland so ärgerte . . da, der Ton . . Ich will's nicht sagen, ich selbst hab Recht, Wieland hat Unrecht, denn Alter, Zeitpunkte, alles macht Verschiedenheit in der Art zu sehen und zu empfinden . . Vielleicht in dem Alter von Wieland, wer weiß noch eher, denk ich just so wie er . . Mit der Zeit! Ja das ist's! Just so spricht mein Vater! . . Ganz brav! Nun, Wieland, unsere Fehde ist aus, dir kann ich nichts mehr tun!“ Dies bei der Lektüre der Götzkritik. Dann liest er Wielands Antwort auf die Farce, er wird rot, die Freundin sieht, daß es ihn erschüttert, er ruft: „Besser hätt er's nicht machen können! . . Wieland gewinnt viel beim Publico dadurch, und ich verliere. Ich bin eben prostituiert!“

Dies ist die genialste seiner Satiren geblieben. Hier beißt er mit Heiterkeit. Mehr Unterwelt der Seele ist in „Satyros“, indem er hier einen andern und in diesem wieder sich selbst, die kaum verlassene Stufe verspottet. Immer lockt die Polarität seines Wesens Goethe rasch hinter die Kulissee, vor der er noch eben spielte und spielen ließ. In diesem Vergötterten Waldteufel parodiert er nicht nur Herder, den er verehrt: auch Sturm und Drang, Rousseau, naturhaftes Leben. Schon verzerren sich ihm des Lehrers Züge — sogar die Braut tritt mit ihrem Beinamen als Psyche auf —, wobei ihm freilich Herders Selbstironie zuvorkam, der sich einmal ein Capriccio mit Bocksfüßen nannte.

Doch da, eh sich's noch der spottende Dichter versieht, bricht Herders starker Geist ihm wider Willen durch die Schranken der Farce! Eben noch ließ er Satyros, den Natur-Apostel, gegen Hermes spotten wegen

seines weiten Gewandes, da kippt Goethes Geist von der ironischen Seite auf die pathetische um: plötzlich glänzen Herders Gedankenbilder über Naturtriebe in der Rede des Bocksfußes auf:

„Da eure Väter neu geboren  
vom Boden aufsprangen,  
in Wonnetaumel verloren  
Willkommeliad sangen,  
an mitgeborner Gattin Brust,  
der rings aufkeimenden Natur,  
ohne Neid gen Himmel blickten,  
sich zu Göttern entzückten . .“

Dann schlägt er plötzlich wieder um, wieder führt ein Cyniker die Feder, Satyros muß dem Volke befehlen, rohe Kastanien zu essen, und Offenbachisch jubelt das Volk: „Rohe Kastanien! Jupiters Sohn!“, kauert wie Eichhörnchen hin, Kastanien nagend, und Hermes seufzt:

„Sakrament! ich habe schon  
von der neuen Religion  
eine verfluchte Indigestion!“

worauf Satyros sogleich mit neuen, herrlich dunklen Versen den Urnebel der ersten Schöpfung schildert.

Mit diesem Stück ist Goethe vorsichtiger, nur ein paar Freunde dürfen es lesen; erst als nach 40 Jahren alle Modelle tot sind, hebt es Goethe ans Licht. Als er es schrieb, glühte er nicht für noch gegen, nur von Herder — und wiederum von sich, wie er sich jenen Natur-Gedanken hingibt und doch entzieht.

Denn hier geschieht das Außerordentliche: Goethes polares Empfinden parodiert seine eigene Gegenwart. Die Farce vom Satyros ist in denselben Sommermonaten entstanden wie „Prometheus“!

Der war es, den er in den Straßburger Glossen zur Deutschen Baukunst, zugleich in seiner Rede auf Shakespeare vor zwei Jahren als Träger allen Trotzes, als Vater erdhaften Naturgefühls verherrlicht hat. Nun schmiedet dies Gemüt zwischen Trotz und Verehrung ein dramatisches Fragment, wo Selbstbewußtsein vom Glauben an ein Schicksal männlich gebunden wird: denn beide sind diesem Dichter eingeboren. In keinem Werke seiner Jugend schlagen Dämon und Genius, die achtzig Jahre um Goethes Seele streiten, in Einer Gestalt so voll zusammen wie in diesem Prometheus, der zugleich Rebell ist und Künstler. Gegen die Götter drohen schon seine ersten Worte: „Ich will nicht, sag es ihnen! Und kurz und gut, ich will nicht!“ Gegen die Götter schließen die letzten: „Um dein nicht zu achten wie ich!“ Dazwischen liegt Goethes Aufschrei: „Ich bin kein Gott und bilde mir so viel ein als einer!“ Und dieser: „Wir alle sind ewig. Meines Anfangs erinnr' ich mich nicht . . So bin ich ewig, denn ich bin!“

Und doch ist dieser Rebell zugleich der Bildende. Nirgends wird darum deutlicher als hier, wie Goethes Sturm und Drang sich von dem seiner Kameraden trennt. Diese wälzen sich gern im Chaos, für Goethe ist's ein Urzustand, aus dem man heraus will. Schöpfer fühlt sich in Prometheus' Maske der rebellische Goethe, von Gestalten Schöpfer, doch auch aus Minervas Maske klingt Goethes Stimme:

„Dem Schicksal ist es, nicht den Göttern,  
zu schenken das Leben und zu nehmen.  
Komm, ich leite dich zum Quell des Lebens all,  
den Jupiter uns nicht verschließt:  
sie sollen leben und durch dich!“

So läßt Prometheus sich von der Göttin selbst als Schöpfer grüßen.

Doch wie Goethe, ganz Trotz und Empörung, fassend die wohlgegründete Erde, sich als Prometheus fühlt, Empörer und Gestalter, nur dem Schicksal untertan: plötzlich kniet dieser Künstler, den Demut vor den oberen Mächten nie verläßt, vor seinem Genius nieder, und Prometheus muß Minerva erwidern:

„Durch dich, o meine Göttin,  
leben, frei sich fühlen,  
leben! — Ihre Freude wird dein Dank sein!“

All dies sind ihm mehr Spiele, Versuche, nicht Werke; kaum daß er davon spricht. Mit diesen Spielen seines gaukelnden Wahns, halb Trotz, halb Spott, besänftigte Goethe jenen Eros, den er mit schwermütigen Augen noch immer über sich schweben fühlt. Als Lotte vor ihrer Hochzeit steht und Kestner ein Amt nach Hannover ruft, steigt Goethes Nervosität aufs höchste, und wie er vor vier Jahren Käthchens Hochzeit mit allen Sinnen eines Liebhabers verfolgt hat, ist es auch jetzt, als ob nach diesem Tage seine erotische Erregung sich zur Krisis steigere. Die Briefe aus diesen Wochen haben in seiner ganzen Jugend nicht ihresgleichen.

Zur Hochzeit mag er nicht kommen, persönlich will er immer ferner, im Geiste immer näher sein. Dabei verliert er alles Augenmaß für die steigende Unruhe der Verlobten, er sieht nur sich und fordert immerfort, aus Liebe. Fiebrig verfolgt er jede Bewegung der beiden Seelen, ängstlich, er könnte aus ihrem Bunde gedrängt werden. Während der Vorbereitungen läßt er sich von Lottens Bruder wöchentlich berichten, wie alles aussieht, auch um für die Zeit anzuspinnen, „wenn ihr werdet den Mittelstein geraubt haben aus dem Ringe. Denn um ihrentwillen werd ich sie alle lieben mein Leben lang, und ihre Gesichter werden mir alle sein wie die Erscheinungen der Götter“.

Warum läßt man ihn nicht die Trauringe kaufen? Und er bestellt sie doch, er will sorgen, daß sie schön werden wie die Kronen der Auserwähl-



ten: „Laßt nun das die ersten Glieder zur Kette der Glückseligkeit sein, die euch an die Erde wie an ein Paradies anbinden sollen. Ich bin der eurige, aber von nun an gar nicht neugierig, euch zu sehn noch Lotten. Auch wird ihre Silhouette . . auf euren Hochzeitstag aus meiner Stube geschafft und nicht eher wieder hereingehängt, bis ich höre, daß sie in den Wochen liegt. Dann geht eine neue Epoche an, und ich habe sie nicht mehr lieb, sondern ihre Kinder, zwar ein bißchen um ihrentwillen, doch das tut nichts . . Nach Frankfurt kommt ihr doch nicht, das ist mir lieb, wenn ihr kämt, so ging ich.“

Als dann das Paar durch schnellere Heirat ihn überrascht, stöhnt der gefangene Genius auf aus seiner Sucht nach irdischem Glücke: „Auf den Karfreitag wollt ich Heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben. So hängt sie, und soll denn auch hängen, bis ich sterbe . . Ich wandre in Wüsten, da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen. Und euer Schiff doch mit bunten Flaggen und Jauchzen zuerst im Hafen freut mich . . Unter und über Gottes Himmel bin ich euer Freund und Lottens.“ Nun wird er nicht müde, sich seines Nebenbuhlers Freuden vorzustellen, und schreibt sie ihm auf antikisch naive Art. Acht Tage nach der Hochzeit:

„. . also Herr Kestner und Madame Kestner, gute Nacht! Ich würde auch hier geschlossen haben, wenn ich was Besseres im Bett erwartete als meinen lieben Bruder. Sieh doch mein Bett da, so steril steht's wie ein Sandfeld . . Von der Lotte wegzugehn, ich begreif's noch nicht, wie's möglich war . . und sagt, ist's Heldentat oder was? Ich bin mit mir zufrieden und nicht. Es kostete mich wenig, und doch begreif ich nicht, wie's möglich war . . Das weiß ich aber, daß unser Herr Gott ein sehr kaltblütiger Mann sein muß, der euch die Lotte läßt . . Ich weiß nicht, warum ich Narr so viel schreibe, eben um die Zeit, da ihr bei eurer Lotte gewiß nicht an mich denkt. Doch bescheid ich mich gern nach dem Gesetz der Antipathie. Daß wir die Liebenden fliehen und die Fliehenden lieben . .“

Wie seine Nerven zittern in diesen Hochzeitstagen, sieben Monate nach seiner Trennung! Dieser Brief ist, anders als sonst, mit zittrigen Zügen unordentlich und schräg geschrieben. Nach einigen Tagen: „Aber daß ihr . . mir ein höhnisch Gesicht zieht und euch zu eurem Weibe legt, find ich unartig! . . Mich einen Neider zu heißen . . O Kestner, wenn hab ich euch Lottchen mißgönnt im menschlichen Sinn, denn um sie euch nicht zu mißgönnen im heiligen Sinn, müßt ich ein Engel sein ohne Lung und Leber . . Und das sag ich euch, wenn ihr euch einfallen laßt eifersüchtig zu werden, so halt ich mir's aus, euch mit den treffendsten Zügen auf die Bühne zu bringen, und Juden und Christen sollen über euch lachen . . Ich hab auf meinem Hut die Reste ihres Brautstraußes . . Lieber Kestner, der du hast Lebens in deinem Arm ein Füllhorn, lasse dir Gott dich freuen. Meine arme Existenz starrt zum öden Fels.“

In diesen Wochen, nicht im vorigen Jahr, als er um sie warb, noch weniger im nächsten, da er sie schildern wird, zuckt Goethes Herz in der

Krisis eines jungen Mannes, der einer jungen, sehr geliebten Frau zu entsagen von ihr gezwungen ward und der sie nun vor seinem inneren Blick beständig in den Armen eines Andern sieht.

Drei Wochen später atmet er befreiter, seine Stimme wird wieder heiterer: „Mein guter Geist hat mir ein Herz gegeben, auch das alles zu tragen. Ich bin gelassener als jemals . . Ich bin beschäftigt genug und vergnügt. Meine Einsamkeit bekommt mir wohl.“ Im Sommer träumt er zuweilen von ihr, schreibt es ihr: „Und so träume ich denn und gänge durchs Leben, führe garstige Prozesse, schreibe Dramata und Romanen und dergleichen.“ Gegen Herbst schickt er ihr ein Negligé, sie werde es wohl in kurzem brauchen. Je näher ihm ihre Niederkunft zu rücken scheint, um so brüderlicher wird der Ton; zu Weihnachten kann er's nicht mehr erwarten, und Silvester schreibt er einer Freundin: „Seit dreiviertel Jahren hab ich drei, vier Paare verheuratet, und noch will mir niemand gute Hoffnung melden.“

Aber indem sich über dem Strudel der versenkten Leidenschaft die Fläche endlich wieder glättet, so taucht am Horizont ein neues Schiff mit bunter Flagge auf, und vielleicht läßt der Einsame unbewußt jene Neigung rascher versinken, weil er die neue nahen fühlt. Dasselbe Mädchen, das ihm auf der Flucht von Wetzlar gefiel, kommt nun nach Jahr und Tag als reizende junge Frau nach Frankfurt, noch dazu als unverstandene Frau. Goethe hat um diese Zeit die gewisse Askese gebrochen, die er Lotens Gedächtnis lange geweiht hat, einer unbekannten Christel hat er ein Erotikon gedichtet, das mitten in die empfindsamen Briefe dieses Jahres einen herzhaften Ton trägt. Nun mag er der Ankunft der 17jährigen Maxe Laroche mit dem gewissen Vorgefühl eines jungen Mannes von Stand und Ruf entgegensehen:

„Ihr Künftiger scheint ein Mann zu sein, mit dem zu leben ist und also Heissa!! wieder die Anzahl der lieben Geschöpfe vermehrt, die nichts weniger als geistig sind . . Also bin ich weit geschäftiger zu suchen, wo was Liebs, Freundlichs und Guts stickt als bisher, und guten Humors, weil ich allerlei Unvermutetes finde pp, daß ich einige Male auf dem Sprunge gestanden habe, mich zu verlieben. Davor doch Gott sei!“

Alles liegt vorbereitet in ihm: so ist's kein Wunder, daß das hübsche sinnliche Wesen, soeben Frau eines älteren Großkaufmannes und Stiefmutter geworden, aus der schöngeistig hellen Rhein-Villa in ein dunkles Patrizierhaus in Frankfurt geführt, enttäuscht und wohl auch schon gelangweilt, nach vierzehn Tagen mit Goethe zusammenstößt. Schon spricht Goethe vom „Glück seines Lebens“, doch nennt er nun — und man sieht tief in seine Seele — nicht so die junge Frau, sondern sein Gefühl für sie. Zunächst scheint ihm auch der Gatte, der angeblich nicht Ursache zur Eifersucht finden soll, scheint ihm Herr Brentano ein würdiger Mann, starker Charakter, der Tätigste in seinem großen Geschäft.

Mephisto weiß es besser: „Goethe est déjà l'ami de la maison — schreibt Merck seiner Frau — il accompagne le clavecin de Madame avec la basse.

Mr. B., quoique assez jaloux pour un italien, l'aime . . G. a la petite Mme. Br. à consoler sur l'odeur de l'huile, du fromage et des manières de son mari.“

Diese Leidenschaft Goethes ist kurz und heftig gewesen. Ihre Briefe hat er ihr wiedergegeben, die seinen hat sie wohl vernichten müssen, nur von einem gibt's eine unvollständig abgeschriebene Ecke, da phantasiert er über eine ihrer schwarzen Locken: „Wenn ich in der Laune bin, kann ich die Haare lange betrachten, sie sind dadurch mein irdisches Eigentum an denen, die ich sonst nicht in meiner Macht habe, denn wer unter den vielen, die mit uns leben, hat sie sich auf diese Weise angeeignet! . . Ein Grabscheit dringt durch die Erde und wirft, was der Finsternis hingegeben war, ans Licht, und jene versagte nicht den Segen. Das ist alles Glück, was ich auf euch wünschen kann. Also wäre ich glücklich wie Sie . .“ Wie in mystischer Flamme leuchtet diese kurze Liebe aus dem einzigen Bruchstück auf. Zugleich ist alles von sinnlich erdenschwerer Bewegung umwogt. „Heut war Eis-Hochzeitstag! Es mußte gehn, es krachte und bog sich und quoll, und finaliter brach's, und der Herr Ritter pattelten sich heraus wie eine Sau . .“

Nach ein paar Wochen ist alles entschieden. Aufgelöst klagt Frau Laroche über die Ehe der Tochter, feindlich spottet Goethe über die spitze Nase des Hausherrn — aufgeschreckt aus einer kurzen Liebe. Jahresanfang waren sie angekommen, schon im Februar hat Brentano sein Haus dem Doktor Goethe verboten. Dieser sucht es ihrer Mutter erst gesellschaftlich anzudeuten und kann sich auf frühere Gespräche beziehen. Doch zugleich, indem er sich in diesem Fall als Gegner des Mannes, Partei der Mutter fühlen kann, macht er ihr die Konfession, die er der Tochter nicht mehr machen darf: „Von ihrer Max kann ich nicht lassen, so lang ich lebe, und ich werde sie immer lieben dürfen.“

Noch im Sommer, als die zum Besuch nach Frankfurt gekommene Mutter ihn herüberbittet, droht er zurück: „Wenn Sie wüßten, was in mir vorgegangen ist, eh ich das Haus mied, Sie würden mich nicht rückzulocken denken, liebe Mama. Ich habe in denen schrecklichen Augenblicken für alle Zukunft gelitten, ich bin ruhig, und die Ruhe laßt mir!“ Nur ein paar Straßen entfernt, leben sie in derselben Stadt, doch in diesen beiden Zetteln: wie ihn die Mutter einlädt, wie er absagt, donnert fern eine Leidenschaft ab, die ihn bis in die Wurzeln muß erschüttert haben.

Ist diese kleine Frau nicht schon die Dritte, von der Goethe sich reißen muß, mitten aus den Flammen des Herzens? Und ist's nicht allemal die Frau gewesen, um deren Schicksal oder Ruhe oder Sicherheit willen er flieht? Dies ist Goethes Sendung bei den Frauen seiner Jugend: Hingabe ohne Maß und mitten in der Hingabe Flucht, um die Frau zu schützen.

Und doch auch sich. Denn hinter diesen Frauen, die er niemals für den Augenblick, die er immer ganz, immer fürs Leben besitzen möchte, steht

ernst sein Genius, um unsichtbar den Dämon zu vertreiben, damit diese Natur nicht im Genuß verflache. Niemals in seinem Leben ist das deutlicher geworden als in diesen aufgeregten Winterwochen. Denn jetzt, wie er aufs neue brennt, aufs neue sich diesmal mit Gewalt aus dem Hause der Liebe vertrieben fühlt, jetzt, als er, ein wieder Fliehender, das Dachzimmer seines Vaterhauses wieder betritt: mit einem Male fällt ihm seine letzte Trennung ein, und wie anders, wie nur dem freien Entschluß der Geliebten er da gewichen sei.

Anders — doch so wie heute mag damals jenem Unglücklichen zumute gewesen sein, dem jungen Diplomaten, Philosophen aus Braunschweig, dem auch der Gatte seiner Geliebten das Haus verbot. Hat er sich nicht in selbiger Nacht erschossen? Jerusalem! Heute begreife ich dich, könnte schildern, wie dir zumute war! Schildern . . Liegen nicht dort die weißen Bogen, die Jahr um Jahr Entzückung und Leiden der Seele aufgenommen haben?

Und Goethe setzt sich nieder, und ohne Schema, ohne Skizze schreibt er Werthers Leiden. Die ganze Arbeit, wie von einem Schlafwandler begonnen, der sich von den Freunden abschließt, ist in vier Wochen zu Ende, aber schon wie er den ersten von Werthers Briefen niedergeschrieben hat, ist alles in ihm formender Wille, und er kann mitten in der Arbeit einem Freunde schreiben: „Ich hatte nie die Idee, aus dem Sujet ein einzelnes Ganze zu machen“, und bald einem andern: „Die Leiden des lieben Jungen . . und nun hab ich seiner Geschichte meine Empfindungen geliehen, und so macht's ein wunderbares Ganze.“

Was Werther und den Erfolg über die Stimmung seiner Zeit noch heut lebendig macht: dies Gegenständliche, dies unmittelbar Frische — diese Kunst scheint durch einen Kunstgriff Goethes erhöht. Vieles deutet darauf hin, daß er sich damals von Merck seine Wetzlarer Briefe wiedergeben ließ, um sie zu benutzen, und dies um so eher, als man damals Briefe wie Literatur schrieb und aufhob und deshalb auch den Briefroman schon als Mode empfand.

So groß ist die Ähnlichkeit zwischen Goethes und Werthers Briefen, selbst in Daten und Interpunktionen, daß man im ersten Teile des Buches über die Linien des Romans hinaus von Werthers Seele auf Goethes schließen darf — obwohl das Werk anderthalb Jahre nach seiner Trennung, nach Jerusalems Tode und lange nach überstandener Leidenschaft, mitten in einer neuen, halb rückfällig geschrieben ist. Noch nie hatte er vorher seine Neigungen anders als in schmale Lieder umgegossen. Indem er hier zum erstenmal sich selbst in einem vollen Werke gibt, ist alles in Natur gelöst, und zwar Natur als Agens des menschlichen Herzens. Bis auf zwei, drei Lieder an Friederike ist Goethes rhythmische Dichtung, vom 17ten bis zum 25ten Jahre, was die Natur betrifft, kalt und kahl, und wo sie auftritt, gedanklich.

Goethe an Kestner: „Der Morgen ist so herrlich und meine Seele so ruhig, daß ich nicht in der Stadt bleiben kann, ich will nach Garben-

heim gehn. Lotte sagte gestern, sie wollte heut etwas weiter als gewöhnlich spazieren — Nicht daß ich euch draußen erwarte, — aber wünsche? Von ganzem Herzen und hoffe . . just so viel, daß es die Ungewißheit des Wunsches so halb und halb balanciert. In der Ungewißheit denn will ich meinen Tag zubringen, und hoffen und hoffen.“

Werther an Wilhelm: „Ich werde sie sehen! ruf ich morgens aus, wenn ich mich ermuntere und mit aller Heiterkeit der schönen Sonne entgegenblicke; ich werde sie sehen! Und da hab ich für den ganzen Tag keinen Wunsch weiter. Alles, alles verschlingt sich in dieser Aussicht.“

Auch Kestners Bericht von Jerusalems Tode hat Goethe wieder vorgeholt, denn ganze Sätze hat er wörtlich benutzt; Kestners Briefe hat er bei der Arbeit wieder gelesen. Nun muß er ihm, muß Lotte wieder schreiben, ausführlicher, inniger als in der letzten Zeit. Das Gefühl, seine neue Liebe und Flucht ihnen verschwiegen zu haben, dazu geheime Furcht, dies Buch könnte der Freundschaft schaden, lassen es ihn dunkel, doch mit immer erneuter Bekräftigung seiner Liebe ankündigen. Plötzlich wird alles durch die Nachricht erhellt: Lotte hat einen Knaben geboren, gleich nachdem Goethe den Werther zur Welt gebracht hat.

Da schießen alle Instinkte des Eros in ihm zusammen, es ist der Liebhaber, der Freund, der Pate, und geistig ist es irgendwie der Vater in ihm, der jenen beiden über das Unmögliche hinweg gradezu fordernd zuruft: „Ich wünsche, daß Lotte . . möge gesagt haben: Wolfgang heißt er! . . und ich wünsche, daß er diesen Namen führe, weil er mein ist . . Schreibt mir gleich, was geschehn ist . .“ Zugleich rückt der Tag näher, wo der Roman erscheinen soll, dem Dichter ist bange zumute:

„Ich schick euch ehestens einen Freund, der viel Ähnlichen mit mir hat, und hoffe, ihr sollt ihn gut aufnehmen, er heißt Werther, und ist und war — das mag er euch selbst erklären!“

Inzwischen stürzt sich der Verjüngte, der Erstarkte in mancherlei Begebenheit, bis er endlich — nun sind es mehr als zwei Jahre seit seinem Abschiede — das gedruckte Buch senden kann: „und auch dieses Exemplar ist mir so wert, als wär's das einzige in der Welt. Du sollst's haben, Lotte, ich hab es hundertmal geküßt, hab's weggeschlossen, daß es niemand berühre. O Lotte!“ Doch zugleich hat er vergessen, dies Zettelchen in das Buch zu legen, „im Hurrli, in dem ich jetzt lebe. Die Messe tobt und kreischt, meine Freunde sind hier, und Vergangenheit und Zukunft schweben wunderbar ineinander. Was wird aus mir werden . . Behaltet den Lebendigen lieb und ehret den Toten.“

Wie fern ist schon sein Herz!

Da trifft ihn ein Rückschlag: Kestner fühlt sich verletzt, und soweit er sich mit Albert vergleicht, mit Recht; doch ist er's auch um Lottens willen. Nun werden Kestners Grenzen deutlich, die Sensation des Buches ist dem Beamten doch unbequem — man kann es ihm nicht ver-

übeln. Was wird nun Goethe tun? Die ersten Blitze ungeheuren Ruhmes schießen in sein Vaterhaus, in seine Stube. Wird er dem Freunde nicht zurufen: du verstehst nichts, und dies alles sind Fragen der Kunst?

Nein, er bittet, deutet, wirbt: „Du hast . . mir alles weggeschnitten, was ich zu meiner Entschuldigung sagen könnte . . nur die frohe Ahnung muß ich euch hinhalten . . und ich hoffe, daß das ewige Schicksal mir das zugelassen hat, um uns fester aneinanderzukuüpfen . . Ich muß noch euch und euren Kindern ein Schuldner werden für die bösen Stunden, die euch meine — nennt's wie ihr wollt, gemacht hat . . Haltet, ich bitte euch, haltet Stand . . Wenn euch der Unmut übermannt, denkt nur, denkt, daß der alte, euer Goethe immer neuer und neuer und jetzt mehr als jemals der eurige ist.“

Als Kestner halb einlenkt, läuft Goethes Feder zu einem zweiten Briefe mit wilder Handschrift über den Bogen: „Dank! . . O könnt' ich dir an den Hals springen, mich zu Lottens Füßen werfen . . O ihr Ungläubigen . . Könntet ihr den tausendsten Teil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die ihr dazu hergebt . . Gib Lotten eine Hand ganz warm von mir, und sag ihr: ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sei doch ein Äquivalent gegen Besorgnisse . . Wenn ihr brav seid und nicht an mir nagt, so schick ich euch Briefe, Laute, Seufzer nach Werthern . . Lotte leb wohl, Kestner du — habt mich lieb — und nagt mich nicht — !“

Noch so zärtlich, noch immer werbend und doch schon halb entückt, schon weiterfliegend, mit den Flügelschlägen des Dämon von Eros zu Eros getrieben.

## VIERTES KAPITEL / DÄMON

„Unseliges Schicksal, das mir keinen  
Mittelzustand erlauben will!“

„Mir ist das liebe Wertherische Blut  
immer zu einem Probierhengst gut,  
den laß ich mit meinem Weib spazieren,  
vor ihren Augen sich abbranlieren,  
und hintendrein komm ich bei Nacht . .“

und ließe sich's noch weiter zitieren, man fühlte sich vollends bestärkt in dem Gefühle: hier fährt ein cynisch feister Spötter in Werthers empfindsame Welt, um die Schleier ihrer Dämmerung zu zerreißen. Ist es erstaunlich, daß ein Bürger solche Reime knüttelt, um namens aller sogenannten Gesunden gegen Werthers larmoyante Welt zu protestieren?

Und doch sind es Verse von Goethe, gleich nach Werthers Erscheinen in das wüste Orchester von „Hanswursts Hochzeit“ gesetzt, das er aus seinen Werken streichen durfte, doch das wir als Dokument wieder brauchen. Denn hier finden wir, brünstiger als irgendwo, den riesigen Rückschlag, der Goethes polares Wesen nach dem Werther trifft. In Rabelaischen Bildern steht sein gigantischer Lebenswille gegen jene sublimste Form der Lebensverneinung auf, in der dies oft umdüsterte Gemüt sich verloren hatte, um sich zu finden.

Das Schicksal dieses leidenschaftlichen Jünglings ist es, in seiner Jugend fünf Frauen zu lieben, von denen er vier nicht eroberte oder gewaltsam und verfrüht verlor. In dieser Zeit des reinen Eros gibt er sich der Wonne der Entsagung mit der Gewalt der Phantasie so völlig hin, daß alle Lebensmächte, ein ganzes Jugendjahr und länger niedergehalten, aufspringen mußten, als sich im Werther solche Passivität endlich ausgerast hatte.

In diesem sonderbarsten Falle hat Goethes Genius, der sonst berufen war, den Dämon in ihm zu bekämpfen, den Dämon am Ende befreit. Fessellos brandet dies ungeheure Temperament vor, es wird den Genius in seine wilden Bahnen reißen. Werther, pathetisches Bekenntnis ganz und gar, läuft dicht am Rande jener Parodien hin, in denen des jungen Goethe Widersprüche sich selber aufzuheben suchen, wie in der Farce vom Vergötterten Waldteufel. Bis an die eine Grenze nervösen Innenlebens zieht ihn das Werk, bis an die andere wirft ihn die Entspannung.

Entspannung ist es auch von der Wirkung des Werkes. Mit Staunen und Schrecken steht der 25jährige vor einem Erfolge, wie er ihn nie wieder erlebt noch gewünscht hat. In skeptischen Stunden wird ihm klar, daß weniger seine Konfession als das Zusammentreffen mit der deutschen Sensation, dem geheimnisvollen Selbstmorde des deutschen Diplomaten, den Erfolg vertausendfachte. Nur was die Freunde sagen, ist ihm teuer. „Was macht Fritz (Jacobi)? Hat er Werthern? Ich mag ihm nicht schreiben, nichts schicken, um ihn nicht zu stören, wenn er ihn hat.“

Was Goethes Freunde über ihre und ihrer Freunde Eindrücke schreiben, ist heute schwer erträglich, man ist „übermannt, geriet außer sich, sein Angesicht glühte, sein Auge taute, seine Brust hob sich empor . . Du bist mir diese Nacht im Traum erschienen, und ich habe — mein Weib hat's gehört — in deinen Armen geschluchzt . . Daß ich täglich bei dir war, mit dir von einem Teller esse, aus einem Becher trinke, auf einer Streu schlafe, denn du bist der Einzige . .“

Den meisten Europäern bleibt Goethe durch fünfzig Jahre der Dichter des Werther. Indem der Roman ein Zeitgefühl bestätigt, das Goethe nur in schneller Bahn durchläuft, schadet das Werk draußen so viel, als es dem Dichter nutzte: alle Welt kleidet sich in blauen Frack und gelbe Weste, man weint sehr viel, einige bringen sich um; aber in Leipzig wird das Buch gleich nach Erscheinen bei 10 Talern Strafe verboten, in Deutschland erscheinen 16 Ausgaben, noch mehr in Frankreich, in England, es dringt bis nach China, wird dramatisiert, imitiert.

Auch parodiert — und vor diesen Parodien schimmert Goethes Gestalt wie eines fahrenden Sängers auf, der gerne alle seine Abenteuer, doch seine Lieder nie verspotten läßt. Als Nicolai in seinen „Freuden des jungen Werthers“ den mißglückten Selbstmord mit einer Pistole voll Hühnerblut und dann Werthers Ehe mit Lotte schildert, freut sich Goethe anfangs an den zarten Vignetten, schneidet sie aus und schreibt am selben Abend ruhig weiter an einem neuen Singspiel. Doch der Spott will ihm nicht aus dem Kopf, in drei Gedichten, in vielen Briefen empört er sich und travestiert am Ende die Travestie in einer dramatischen Szene.

Darin lacht er erst und schlägt Nicolais Witz mit dem seinen, doch bald läßt er Lotte ganz bitter aus der Rolle fallen und zu Werther sagen: „Sieh, wie er die besten, wärmsten Stellen deiner Briefe parodiert und sie, wie ein Zahnarzt die ausgerissenen Zähne, um seinen stattlichen Hals hängt!“ Und als hätte er Lottens Gespräch mit Kestner beim Erscheinen des Buches im Ohre: „Ich sagte dir immer, du solltest mit deinen Papieren vorsichtiger umgehn. Wie wenig Menschen fühlen solche Verhältnisse, und von den kalten Kerls nimmt jeder draus, nicht was ihn freut, sondern was ihn ärgert, und macht seine eigene Sauce dazu.“ Ja, diesem großen Parodisten mißlingt diese bittere Parodie so ganz, daß ein paar ungewollte Schönheiten dem Dialog einer dramatischen



Skizze anzugehören scheinen, die uns bereichert wie ein Epilog zum Roman.

Noch nach Monaten ist Goethe „weidlich voll auf Nicolai“, und Merck, der vermitteln möchte, hütet sich schließlich doch, weil Goethe in seiner Sache so blind sei, daß ihn auch das kälteste Lob seines Gegners aufbringt. Er will sogar nichts mehr drucken lassen: „Ich bin das Ausgraben und Sezieren meines armen Werthers so satt. Wo ich in eine Stube trete, find ich das Berliner Hundezeug, der eine schilt drauf, der andre lobt's, der dritte sagt, es geht doch an, und so hetzt mich einer wie der andere.“ Nicht bloß die Freude am Erfolge stört ihm der Lärm, er läßt ihn auch die Scheinfundamente des Ruhmes der Mitwelt tief erkennen; denn ob er auch aus den verschwiegensten Spannungen das Werk in die Welt geworfen hat: die Welt mit ihrer taktlosen Klugheit will nichts leidenschaftlicher erfahren, als was denn eigentlich an der Sache wahr sei. „Das forschende Publikum konnte Ähnlichkeiten von verschiedenen Frauenzimmern entdecken, und den Damen war es auch nicht ganz gleichgültig, für die rechte gehalten zu werden. Diese mehreren Lotten aber brachten mir unendliche Qual, weil jedermann, der mich nur ansah, entschieden zu wissen verlangte, wo denn die eigentliche wohnhaft sei.“

So behaglich sieht er's im Alter an. Damals ist er so reizbar, daß einer der Freunde, der von Lotte Kestners Haltung vor Goethes Porträt schreibt, den Empfänger warnt, Goethe davon zu erzählen, damit der nicht Lust bekomme, ihn wie ein Löwe zu zerreißen.

Goethe, der alle Werke aus seinem Leben zieht, muß nachträglich die Lebensspuren seiner Werke, er muß die Gesteinslagen zwischen Leben und Werk zu verwischen trachten. Tritt zu dieser Nötigung die andere, die Bruchstellen der immer neuen Umarbeitungen unkenntlich zu machen, dann ist er wunderbar stolz auf solche Kunst: erst beim Götz, dann beim Clavigo fordert er das kritischste Messer auf, die aus dem Memoire übernommenen Stellen vom Ganzen abzutrennen ohne tödliche Wunde. So auch nachher beim Faust: „Wenn ich das Papier räuchere, dünkte ich, sollte mir niemand (die neuen Szenen) aus den alten herausfinden.“

Aus solchen Gedanken zwischen Urbild und Abbild sucht er später für eine neue Ausgabe des Werther Alberts Gestalt zu heben, dem Ganzen aber läßt er den warnenden Vers voraufgehen, Werthers Beispiele nicht zu folgen. Doch abermals nach einem Menschenalter wird er Werthers Schatten in einer ganz anderen Stimmung zitieren, und als ihm im Alter ein Lord die jungen Leute vorhält, die er mit dem Roman in den Tod gelockt habe, erwidert Goethe kalt und stolz: „Tausende fallen dem System Ihres Handels zum Opfer — warum nicht auch einmal dem meinen!“

Niemand hat die seltsame Wechselwirkung zwischen Werk und Leben bei Goethe früher erfaßt, und auch später hat sie niemand schärfer

geformt als Merck, der ihm die tiefen Worte schrieb: „Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, die Andern suchen das sogenannte Poetische zu verwirklichen.“ Noch nach fünfzig Jahren fällt dem Greise dies frühe tiefe Wort des Weltmannes ein. Jetzt, nach dem Werther, muß er zum erstenmal die weltlichen Folgen davon tragen.

Und doch, über allen Kränkungen der Neugier, über allen Mißverständnissen des Applauses steigt dem jungen Verächter äußeren Scheines ein erstes Bild der wahren Gloria vor die Seele, und während er seine früheren Dichtungen vor sich und vor den Freunden als formal unzulänglich widerrief, fühlt er jetzt doch eine höhere Bestätigung in diesem Brausen, das seinen melodischen Namen durch die Länder trägt. Zum erstenmal schwebt ihm seine Sendung als ein Unerreichbares und dennoch scheinbar Nahes vor, die Menge fremder Huldigungen rührt an sein Herz, und er, der in voller Stille der Seele im März die Feder fortgelegt hat: nun im Herbst, als das Buch erschienen ist, schreibt er beinahe in Ekstase: „Werther muß — muß sein! Ich wollt um meines eignen Lebens Gefahr willen Werthern nicht zurückrufen!“

In diesem Jahre gewinnt seine Haltung an Selbstbewußtheit. Als eine anonyme Farce erscheint, die ihn zugleich kopiert und persifliert, gibt Goethe in der Zeitung eine Erklärung für die ab, „die mich lieben und mir aufs Wort trauen“, und fügt diesen öffentlichen Worten die fürstliche Wendung an: „Übrigens war mir's ganz recht, bei dieser Gelegenheit verschiedene Personen, aus ihrem Betragen gegen mich, in der Stille näher kennen zu lernen. Goethe.“ Am Urteil dieses Jünglings ist der berühmte Wieland schon so interessiert, daß er vertraulich danach fragt. Und als man einen Freund auf der Reise scherzweise für Goethe ausgibt, kommt man dem Unbekannten überall mit Respekt entgegen, „selbst durch Einbeck, wo man gar nicht liest, lief die Nachricht, daß Goethe da sei, wie ein Lauffeuer“. Eine Zeitschrift kündigt ein Buch an „mit einem Anhang aus Goethes Brieftasche“.

Schon jetzt läßt er einem Berliner Buchhändler ein Stück anbieten, ohne mehr als den Titel zu zeigen; der Verleger hält es für Eigensinn, es sei zwar etwas sonderbar, die Katze im Sack zu kaufen, doch will er die Probe machen. Schon damals kann Goethe öffentlich so launisch auftreten, daß er einen Beitrag über Cäsar beginnt: „Ich bin nicht in der Stimmung, von Cäsar zu reden.“ Berühmten älteren Dichtern, die er nicht kennt, begegnet er gleichberechtigt. Lessing läßt er durch einen Freund sagen, er habe auf ihn gerechnet und pflege sich an seinen Leuten nicht zu betrügen. Gegen Bürger tut er sich „was drauf zu Gute, daß ich's bin, der die papierne Scheidewand zwischen uns einschlägt . . Wenn Sie was arbeiten, schicken Sie mir's. Ich will's auch tun. Das gibt Mut.“

An den berühmtesten: „Warum soll ich Klopstocken nicht schreiben . . Soll ich den Lebenden nicht anreden, zu dessen Grabe ich wallfahrten würde?“ Als dann der Meister den jungen Goethe besucht, wird im wesentlichen nur von gewissen neuen, hohl geschliffenen Schlittschuhen gesprochen, die Klopstock empfiehlt, ferner über das Sprachproblem Schrittschuh oder Schlittschuh, endlich über Kunstreiten und Zureiten von Pferden. Als er fort ist, bricht Goethes weltliche Frische gegen Klopstocks priesterliche Gemessenheit vor, er lacht, weil der Meister jedes Gespräch über Literatur vermieden habe und eher wie ein Diplomat als wie ein Dichter aufgetreten sei. Selbst zu dem alten Salzmann spricht er nun zum erstenmal das Wort, das er als Greis noch wiederholen wird: „Fahren Sie fort, Anteil an mir und den Meinigen zu nehmen.“ Sehr stolz von 25jährigen Lippen fallen diese Worte, in plötzliche Unnahbarkeit sich hebend.

Um dieses Ruhmes willen wird ihm jene Universalität, von der ihn noch die Arbeit eines langen Lebens trennt, schon jetzt gar übertrieben attestiert: „Er ist 24 Jahre alt, ist Rechtsgelehrter, guter Advokat, Kenner und Leser der Alten, besonders der Griechen, Dichter und Schriftsteller, orthodox, heterodox, Possentreiber, Musiker, zeichnet frappant, ätzt in Kupfer, gießt in Gips, schneidet in Holz, kurz er ist ein großes Genie, aber ein furchtbarer Mensch.“ Frauen urteilen noch exaltierter, und seine Vaterstadt, in der er nur dies eine Jahr berühmt und zugleich gegenwärtig war, ist von Klatsch über ihn so voll, daß Merck ein Buch aus dem zu komponieren sich bereit erklärt, was man ihm über Goethe geheimnisvoll anvertraut. Bedürftige wenden sich an ihn, Abenteurer borgen ihm Geld ab, er kommt in Verlegenheiten.

Den Glanz des Ruhmes vor sich in der Höhe, schüttelt er verdrossen die elenden Formen seiner täglichen Erscheinung ab. In einer Farce läßt er die Leute Hanswurst ermahnen, sich wenigstens sittlich zu stellen:

„Doch ach, wie viel geht nicht an Euch verloren,  
zu wieviel Großem wart Ihr nicht geboren,  
was hofft man nicht, was Ihr noch leisten sollt!

Hanswurst:

Mir ist ja alles recht, nur laßt mich ungeschoren!  
Ich bin ja gern berühmt, so viel ihr immer wollt!  
Redt man von mir, ich will's nicht wehren,  
nur muß mich's nicht in meinem Wesen stören.  
Was hilft's, daß ich ein dummes Leben führe?  
Da hört die Welt was Rechts von mir,  
wenn man ihr sagt, daß, um von ihr  
gelobt zu sein, ich mich geniere.“

Ein entscheidendes Jahr für Goethe ist angebrochen, es ist das 26ste.

Wie sich in seinen Zügen damals das Innere spiegelt, das haben die beiden größten Physiognomisten der Zeit beschrieben. Von Schmoll wird er zweimal gezeichnet; vor einem dieser Blätter schwärmt Lavater: „. . . Wie ist drin der Verstand immer warm von der Empfindung, lichterhell die Empfindung vom Verstande. Man bemerke . . . die Form dieser warmen Stirne, bemerke das mit einem fortgehenden Schnellblicke durchdringende, verliebte, sanft geschweifte, nicht sehr tief liegende, helle, leicht bewegliche Auge . . . diese an sich allein so dichterische Nase, diesen so eigentlich poetischen Übergang zum lippichten . . . Munde, dies männliche Kinn, dies offene markige Ohr — wer ist, der absprechen könnte diesem Gesicht Genie!“ Kritisch bedeutender ist das Urteil Zimmermanns, dieses Bildnis Goethes (Bild 4 im Anhang) sei das beste „wegen des alles umfassenden und durchdringenden Adlerblickes, wegen der überaus schönen, edlen und feinen Nase, wegen der Schlaueheit, Unzuverlässigkeit der Grundsätze, Ironie und Wollustliebe im Munde“.

Dieser Kopf hat eine Anomalie, die von nun an auf allen wichtigen Enface-Bildnissen und -Büsten vortritt: die rechte Seite des Stirnbeines ist etwas eingedrückt, so daß das rechte Auge tiefer steht als das linke und zugleich kleiner ist. Wie innerlich er selbst diese Ungleichheit nahm, die er einen Nickfang nennt, zeigen am besten Äußerungen des Greises vor Rauchs Büste: das Gehirn sei die Werkstätte der Seele, doch könne die Natur solche Ungleichheiten kompensieren, so daß nur das Großhirn in höhere und tiefere Lagen kommt. Jetzt, in der Jugend, ist man freilich geneigt, solche körperliche Ungleichheit noch seelischer zu begreifen.

Denn niemals sprüht heftiger als in diesem 26sten Jahre aus Goethe jene dämonische, von Gegensätzen zerschüttelte Natur, mit der sein Genius den Lebenskampf aufnimmt.

Die große Polarität seines Lebens, sinnlich und übersinnlich, amoralisch und spinozistisch, ganz egozentrisch und ganz Hingabe, nun glänzend gesellig, nun schroff nach Einsamkeit rufend, gläubig und cynisch, Menschenfreund und Menschenverächter, stolz und gütig, geduldig und heftig, empfindsam und pornographisch, in Formen verloren oder nach Taten strebend, wüst und pedantisch, umfassender Denker, doch aus Instinkt handelnd, kalt objektiviert, doch glühend in sich selbst verrannt, ganz männlich und sehr weiblich —: so wirft sich das Doppelwesen dieses Unbehausten ins Rollen der Begebenheit, aus Lebenswillen dürstend nach Maß und Formung, und nur dem Einen gläubig anvertraut, was er grade jetzt in die Verse faßt:

„Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!  
Ich habe keinen Namen  
dafür. Gefühl ist alles.“

Die Wenigen, die was davon erkannt, bekräftigen in ihren Briefen damals dieses Bild:

„Du würdest den Doktor Goethe vergöttern. Er ist der furchtbarste und der liebenswürdigste Mensch“ (Lavater). — „Er ist lauter Kraft, Empfindung, Imagination. Er handelt dagegen, ohne zu wissen, warum und wodurch es wäre, wie ein Strom, der ihn fortreißt“ (Lavater). — „Wie oft sah ich ihn schmelzend und wütend in einer Viertelstunde“ (Stolberg). — „Ein bewundernswerter Kopf, ich möchte aber nicht in einer Stadt wohnen, deren dritter Teil Einwohner so dächte wie er“ (Deinet). — „Goethe ist mir zu stark. Sie haben Recht, er ist weiblich, wenn er aber in den nächsten Jahren nicht ganz zerbricht, so werden wir uns gewiß nähern . . Und doch wollte ich, Goethe schwärmte noch um ein solches Schattenbild. Eine wirksame Seele, die zu viel umfaßt oder nichts zu umfassen hat, muß vergehen“ (Schlosser).

„Alles um Liebe, sagt Goethe, und wer ihn gesehen hat, weiß, wie er durch Anmut die Kraft seines Geistes zudeckt und durch Freundlichkeit den Ernst seiner einsamen Stunden“ (Zimmermann). — „Er könne sich in die Personen und Situationen versetzen, in welche er wolle, und dann schreibe er fremde und nicht seine Meinungen. Man fürchtet, sein Feuer werde ihn verzehren“ (Passavant). — „Goethe lebt in einem beständigen inneren Krieg und Aufruhr, da alle Gegenstände aufs heftigste auf ihn wirken. Es ist ein Bedürfnis seines Geistes, sich Feinde zu machen, mit denen er streiten kann . . Er hat mir von allen denen Personen, auf die er losgezogen ist, mit ganz besonderer empfundener Hochachtung gesprochen“ (Knebel). — „Goethe ist ein Besessener, dem fast in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln . . im höchsten Grade lächerlich von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln soll . . Hiermit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schöneren und Besseren in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie in ihm möglich, als so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift.“ (Jacobi).

So strahlt damals dies Gestirn. Betrachten wir sein Spektrum.

In dieser Zeit, die Goethes größte Entwürfe und Entscheidungen im Werk und Leben zeugt, bricht seine polare Natur in ihren grellsten Widersprüchen vor. Sein ganzes Wesen, visionär erleuchtet, in jedem Augenblicke genial ergriffen, kritisch ergreifend, mit jedem Atemzuge produktiv, wirft sich in Antithesen hin und wider, und indem der Sturm der Leidenschaften jetzt die Oberfläche schüttelt, sinkt harmonisches Bestreben in den klüftereichen Meeresgrund dieser Seele. Vierzig Jahre wird Goethe brauchen, bis er bei beruhigter Fläche, in Harmonien atmend, in der Sonne Gottes heiter segeln kann. Heut hören wir nur immer eine Stimme gegen die andere rufen.

Da ist der Amoralist, der in Herkules' Maske gegen Wieland wettet: „Laster, das ist wieder ein schönes Wort! Dadurch wird eben alles so halb bei euch, daß ihr euch Tugend und Laster als zwei Extrema vorstellt,

zwischen denen ihr schwankt, anstatt euren Mittelzustand als den positiven anzusehn und den besten, wie's eure Bauern und Knechte und Mägde noch tun.“ Oder an einen Freund: „Und so ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes, es mögen's Pfaffen oder Huren . . hingestreut haben. Mit inniger Seele fall ich dem Bruder um den Hals. Moses! Prophet! Evangelist! Apostel, Spinoza oder Machiavell! Darf aber auch zu jedem sagen: lieber Freund, geht dir's doch wie mir!“ Oder an Herder: „ . . wenigleich Gott oder Teufel so behandelt mir lieb wird, denn er ist mein Bruder. Und so fühl ich auch in all deinem Wesen . . den ewig gleichen Bruder, Mensch, Gott, Wurm und Narren.“

Durch Carlos' Mund legt er im *Clavigo* die Ausnahme-Moral für das Genie dar, aber zugleich bricht sein Gewissenskampf, ob das Genie ein Mädchen im Unglück verlassen dürfe, durch den *Urfaust*, den er in den zwei letzten Frankfurter Jahren schreibt. Zugleich biegt er sich den sittlichsten der Philosophen zum Quietiv seiner durchwühlten Seele um: „Die alles ausgleichende Ruhe Spinozas kontrastierte mit meinem alles aufregenden Streben . . und eben jene geregelte Behandlungsart, die man sittlichen Gegenständen nicht angemessen finden wollte, machte mich zu seinem leidenschaftlichen Schüler.“

Der trotzigste Glaube an sein Genie sucht überall — wie zum Vergleich — Persönlichkeit: Spinozas Lehre kann ihm nur nach dem Gesetz des Gegensatzes, nur in jenem höher formalen Sinne eingehen, — doch gleichzeitig schreibt er in ein Stammbuch Shaftesburys unphilosophische Worte: „The most ingenious way of becoming foolish is by a system.“ Aber er greift nach dem Manne, der das System machte, und wenn er einmal von Spinoza redet, so ist's weder sein System noch seine Seele, es sind Spinozas Umstände, Briefwechsel, seine Art, mit Hausleuten umzugehen, eine Erbschaft auszuschlagen, sein Feldbett, sein Ruf unter Staatsmännern ist es, der ihn fesselt. Indem er sich an allem mißt und alles an sich, überträgt er dies Verfahren auf die Welt und schildert die Welt so egozentrisch, wie er selber ist, da jeder „durch eine gewisse Anzahl von Erfahrungen bemerkt, was ihm analog ist, und so wird er nach und nach im Lieben und Hassen auf das festeste bestätigt“.

Indem er Persönlichkeit in die Mitte setzt, fordert er Taten. Lavaters Anklage gegen einen Landvogt entzündet ihn, er fordert von ihm Darstellung ohne Bescheidenheit, „damit ich dich mit deiner Tat messe . . Eine solche Tat gilt hundert Bücher, und wenn mir die Zeiten wieder auflebten, wollt ich mich mit der Welt aussöhnen. Schreib mir's ganz, ich beschwöre dich . .!“

Für ihn selbst wird diese Forderung mehr eine solche nach Tätigkeit als nach Taten, schon weil ihm nur „darum zu tun war, den Menschen kennen zu lernen; die Menschen überhaupt ließen wir gern gewähren“. Bewegung will er, Aktivität: „Ich bin nicht laß; solange ich auf der Erde bin, erobere ich wenigstens gewiß mein Schritt Lands täglich.“ Manches davon strömt in Satiren, Kritiken, Zweikämpfe des Geistes, doch verach-

tet er's in andern Stunden als Surrogat und ruft: „Warum richtet man nach den Werken! . . Sind das unsere Früchte, was wir aufs Papier sundeln, geschrieben oder gedruckt?“

Ein Drang nach guten Taten ist es, der diesen Amoralisten zu Kindern, zu Freunden, zu Fremden treibt. Lottens Brüdern schickt er Bücher, damit sie sich nicht Zeitungen kaufen, ein Streit mit ihrer kleinen Schwester geht ihm lange nach, einem andern Kinde schickt er einen neuen Frankfurter Heller, einem Musiker sucht er Text und Aufführung zu schaffen, Klinger ermöglicht er sein ganzes Studium, drängt ihm zweimal seine Hilfe auf, erhält ihn dann über Jahr und Tag.

Doch nicht aus reiner Menschenliebe. Verachtung, Spott sind ihm näher: darum kämpft sein Wunsch nach Freunden, nach Verständnis immer mit diesem nervösen Durst nach Einsamkeit. So erklärt sich sein anziehend abstoßendes Verhältnis zu Bekannten und der allgemeine und jähe Wechsel von Heiterkeit zu Schwermut. Mit Feuer tritt er, redend und schreibend, für Klopstocks, für Heinses neue Werke ein. Vertraute sehen ihn bei den verschiedensten Menschen als „allenthalben denselben edlen, alles durchschauenden, duldsamen Mann. Doch wehe dem, der Präntationen gegen ihn macht, der seine kanonischen Bücher angreift!“

In seiner Stube hält er mit wenigen Getreuen poetische Gelage ab, man liest sich vor, man öffnet seinen Busen, man schwärmt. Auf einer Rheinreise, gleich nach dem Werther, ist er ganz ausgelassen, hier nennt er sich das Weltkind, und als man Gäste empfängt, kann er nicht sitzen, tanzt um den Tisch, macht Gesichter, zeigt, wie königlich ihn der Zirkel gaudiert: „die Schönthaler glaubten, Gott sei bei uns! der Mensch müsse nicht recht klug sein, . . wenn ihn einer mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah und er dann mit großem . . Blick ihn darniederschloß“.

Und doch ist auch dies keine sternklare, es ist eine dämonische Heiterkeit. „Sobald man in Gesellschaft ist — gesteht er gleichzeitig — nimmt man vom Herzen den Schlüssel ab und steckt ihn in die Tasche. Die ihn stecken lassen, das sind Dummköpfe . . Ich hätte vielerlei zu sagen, wenn du nicht jedermann meine Briefe wiesest . . Ich kann nicht leiden, daß meine Briefe einem Menschen das offenbaren, dem ich den zehnten Teil davon nicht mündlich sagen würde.“ Eine Annäherung der Freimaurer lehnt er ab, „aus Unabhängigkeitsgefühl“, nach einem Besuch in Zürich heißt es, *Goethe habe sich keine Freunde gemacht*, er sei zu hoch und zu entscheidend, und noch in den Erinnerungen sagt er: „Wer mich nach meinen Werken für lebenswürdig hielt, fand sich sehr enttäuscht, wenn er an einen starren, ablehnenden Menschen anstieß.“

Volk ist ihm fremd, doch der Einzelne lieb, den ihm ein Zufall zuführt. Aus erlauschtem Gespräche der Mutter mit einer Bäuerin notiert er sich plastische Wendungen, überträgt sie sogar in ein neues Notizbuch, in dem Volksworte gesammelt stehn, und als er beim Brand in der Judengasse löschen hilft, schreibt er hernach, aber- und abermals habe er sich vergewissert, das gemeine Volk fasse doch die besten Menschen. Dennoch hat

er, der so viel reproduzierte, dies Erlebnis niemals, und das Ertrinken eines Knaben, das ihn um diese Zeit in Ems erregte, erst nach fünfzig Jahren dargestellt. So ist auch in den kleinen Singspielen dieser Zeit und selbst im Urfaust das Volkstümliche meist nur stilisiert. Von Toleranz gegen Menschengesichter mag er nichts wissen, und im Gewirre der Messe fällt ihm Ariostens Wort von der Menge ein: wert des Todes vor der Geburt.

Doch zugleich begreift seine Doppelseele beide Welten: „Der Magnet zieht die Feilspäne aus Staub und Spreu an sich, und so ist's doch am Ende mit dem Edlen auch, er wühlt unter der Menge mit liebendem Wirken und zieht nur Wenige an sich, die seiner Natur sind. Können Sie nun aber wieder der Menge verdenken, wenn sie sich gegen das Wühlen und Wirken auflehnt, das sie drängt und schiebt, ohne Einfluß auf sie zu haben?“

Hier ist Goethes Stellung zur Revolution um 20 Jahre vorausgefühlt: Volk als Gedanken liebt er, den Einzelnen studiert er, die Menge als Erscheinung ist ihm peinlich oder verächtlich.

Denn schon beginnt wüstenhafte Einsamkeit in abarischem Felde den 25jährigen Goethe einzukreisen, aus vollschaffender Jugend muß er einer Freundin dies ergreifende Vorgefühl gestehen: „Ich lag seither Stunden in mich gekehrt und ahndete in meiner Seele auf und nieder, ob eine Kraft in mir läge all das zu tragen, was das eherne Schicksal künftig noch mir und den Meinigen zugedacht hat; ob ich einen Fels fände darauf eine Burg zu bauen, wohin ich im letzten Notfall mich mit meiner Habe flüchtete.“ So wirkt's in diesem Busen nächtig, der eben noch von Tätigkeiten, von Freund und Feind und Beifall schwoll. In einer Nachtstunde, da er der Freundin Bekenntnisse macht, wählt dieser Jüngling, berühmt, umworben, vermögend, aussichtsreich, dies Bild vom Ewigen Juden, und in einer kleinen Operette läßt er einen armen, zärtlichen Erwin aus seiner Rolle plötzlich in die dämonischen Worte stürzen:

„Inneres Wühlen  
ewig zu fühlen,  
immer verlangen,  
nimmer erlangen,  
fliehen und streben,  
sterben und leben,  
höllische Qual,  
endig' einmal!“

Auch unter milderer Fläche stürmt es: „Sie fragen, ob ich glücklich bin? Ja, meine Beste, ich bin's, und wenn ich's nicht bin, so wohnt wenigstens das tiefe Gefühl von Freud und Leid in mir. Nichts außer mir stört, schiert, hindert mich. Aber ich bin wie ein klein Kind, weiß Gott.“



Denn Alles und Alle will er umfassen, alles fühlen und sein — und doch wirkt zugleich, selbst in dieser fliegenden Zeit, das unbestechliche Gefühl einer Sendung in ihm, die langsames Wachstum fordert: „Der wunderliche Mensch glaubt eben — schreibt er von einem Genossen — er brauche nur zu würfeln, und unser Herrgott müsse ihm die Steine setzen.“

Dann wieder reißt sich dieselbe Seele empor, und wie die Postchaise bergauf und -ab rennt, spürt er den Trott des Lebens, sieht er das Bild des Geschehens; auf dem Kutschbock sitzt die Zeit, aber indem er nun „Schwager Kronos“ anruft, sind ihm die vier Pferde nicht mehr wie damals ein musikalisches Gleichnis beherrschter Leidenschaften nach Pindar, jetzt fühlt er nur faustische Kämpfe:

„Nun schon wieder  
den eratmenden Schritt  
mühsam Berg hinauf!  
Auf denn, nicht träge denn!  
Strebend und hoffend hinan!  
Weit, hoch, herrlich der Blick  
rings ins Leben hinein!  
Vom Gebirg zum Gebirg  
schwebet der ewige Geist  
ewigen Lebens ahndevoll.“

Ebenso schwankt der Pendel seiner Sinnlichkeiten im selben Jahre zwischen Werther und Hanswursts Hochzeit — das ist so viel wie zwischen Petrarca und Aretino! Wie im zweiten Götz die sinnlich strahlendsten Stellen des Urgötz gemildert werden, so hat auch im Urfaust Gretchen „Meine Ruh ist hin“ mit einem einzigen Worte heißer gefühlt, denn da hieß es: „Mein Schoß! Gott! drängt sich nach ihm hin!“ Und im Kerker sagte sie damals: „Wie sonst ein ganzer Himmel mit deiner Umarmung gewaltig über mich eindrang! Wie du küßtest, als wolltest du mich in wollüstigem Tod ersticken!“

Selten tritt dies dunkle Doppelwesen außerhalb seiner Ekstasen zu objektiver Betrachtung aus ihm vor. Einmal, als er in Mainz mit einem Freunde sitzt, fängt er nach einem Gespräch über literarische Fehden ganz traurig an: „Nun bin ich mit all den Leuten wieder gut Freund . . das ist mir gar nicht recht. Es ist der Zustand meiner Seele, daß, so wie ich etwas haben muß, auf das ich eine Zeitlang das Ideal des Vortrefflichen lege, so auch wieder etwas für das Ideal meines Zorns. Ich weiß, das sind lauter vortreffliche Leute; aber just deshalb: was kann ich ihnen schaden?“ Vor einer Burgruine diktiert er das empfindsame Lied:

„Hoch auf dem alten Turme steht  
des Helden edler Geist“ . .

doch kaum wird es gut aufgenommen, so beschreibt er die nächsten Blät-

ter mit allerhand Reimen und Possen, um den Eindruck rasch wieder zu verderben. Und als er sein Vorgefühl eines Menschen in dessen erstem Briefe bestätigt findet, klagt Goethe: „Das ist was Verfluchtes, daß ich anfangs mich mit niemand mehr mißzuverstehen.“

Bis in die Form der Briefe, Interpunktion und Handschrift dringt dieses gehetzte Wesen, und gibt er seine eigene Handschrift zum Druck, so muß man Zeichen ergänzen, berichtigen, orthographieren. Auch liegen seine Arbeiten durcheinander, er zieht sie — schreibt ein Besucher — aus allen Winkeln seines Zimmers hervor. Dann wieder ist er so genau, daß er die Freundin bei Sendung einer Zeichnung bittet, „bei allem was heilig ist, sie aufs sorgfältigste zu verwahren, denn so hü ich sonst bin, ein Fältchen in so was macht mich rasend“.

Noch in so kleinen Symptomen zuckt die große Antithese seines Doppelwesens auf. Jene zwei Seelen, von denen er viel später Faust wird reden lassen, deuten nur einen Teil des inneren Kampfes an. Den ganzen Zwiespalt seines Innern hat Goethe nie in Einem Wesen dargestellt, keine goethische Gestalt ist Goethe, immer hat er sich in ein Paar von Gegenspielern, auch von Frauen zerlegt — und hier liegt vielleicht der tiefste Grund, warum dieser vorwiegend lyrisch und episch fühlende Dichter zum Drama ging und nie mehr ganz von ihm loskam. Deshalb hat er in diesen Jugendjahren, da der Konflikt am grellsten aus ihm rief, den Dialog des Dramas mehr gebraucht, nun wird ihm selbst die kleinste Parodie zum Dramolett. Deshalb enthält er sich in diesem unruhvollsten Jahre des Gedichtes fast ganz, während zwei Singspiele, *Clavigo*, *Stella* geschrieben und große Strecken des *Urfaust* „hingewühlt“ werden.

Es ist weder Laune noch Mangel an Selbstzucht, daß er nur die kleinen Stücke ausführt, Faust aber, wie Prometheus, Mahomed und Cäsar, als Fragmente verläßt. Während die Riesenthemen als Blöcke um ihn herumlagern, während er noch im zweiten Götz einen immerwährenden Szenenwechsel nicht überwinden mag, lesen sich die Singspiele wie ausgearbeitete Regiebücher. Mit voller Theatersicherheit wird „*Claudine von Villa Bella*“ von derselben Hand komponiert, die zugleich im *Urfaust* Szenen von vier Zeilen hinwirft. Und derselbe Autor, der seine Singspiele bis in die Orchester-Zeichen vorbereitet, immer Abschriften und Hefte machen läßt, verschließt Faustens Urschrift wie ein Geheimnis und findet, als er sie 25 Jahre später fortsetzen will, nur ein Konzept von gelben, mürben, abgestoßenen Blättern, das selbst wie ein altes Faustbuch wirkt.

In allen diesen Stücken lebt der innere Zwiespalt, sie leben von ihm, indem sie ihn in Paare von Gestalten auflösen. Schon damals nennt er seine Arbeiten selbst die aufgesparten Freuden und Leiden seines Lebens, und — ganz Mephisto — transponiert er geradezu das Dämonium seiner Seele durch seine Kunst auf die Mitwelt. „Ich bin müde, über das Schicksal unseres Geschlechts von Menschen zu klagen, aber ich will sie darstellen, sie sollen sich erkennen . . und sollen, wo nicht beruhigter, doch stärker in der Unruhe sein.“

Was er von seinem weiblich zarten Schwanken in Weislingens Gestalt angebahnt hatte, als Fernando, als Clavigo bildet er's fort, nur ist Fernando — wild, schön, zwischen den Frauen — mehr als Weislingen ein Stück Goethe, freilich ein durch Herder, durch Pindar hindurchgegangener.

Deutlich wird das Doppelporträt zuerst in Clavigo und Carlos, und es ist nicht bloß der amoralisch junge, es ist sogar der alte Goethe, der für diesen Bruder Mephistos in seinen Erinnerungen eintritt: „Der Bösewichter müde, die aus Rache, Haß . . sich einer edlen Natur entgegensetzen und sie zu Grunde richten, wollt ich in Carlos den reinen Weltverstand mit wahrer Freundschaft gegen Leidenschaft, Neigung und äußere Bedrängnis wirken lassen.“ Ja, dieser Weltmann ist dem jungen Goethe besser gelungen als Clavigo der Dichter: es ist, als spürte er auch die weltliche Antithese voraus, in die sich seine innere bald verspinnen soll.

Doch erst im Faust tritt der zwiegespaltene Goethe ganz vor. Zwar ist der Dialog des Goethischen Dämons im Urfaust erst angebahnt, und darum wirkt dies Fragment monologischer als das spätere Werk. Sonst erscheint Urfaust, da hier die Fabel vom Gedanken weniger erdrückt wird, auch wegen seiner Kürze dramatischer als der spätere Erste Teil. Es ist fast nur die Tragödie Gretchens, die er damals gestaltet, denn von den 28 Szenen des vollendeten Faust stehen die zehnte bis letzte (bis auf drei) alle schon im Urfaust; die große erste Hälfte aber, die uns heut eigentlich den Faust bedeutet, fehlt beinah ganz: es fehlen zweiter Monolog und Ostermorgen, Spaziergang, Übersetzung und die ersten großen Szenen mit Mephisto. Da aber grade für diese die Vorlage schon im Puppenspiel steht, so wird deutlich, wie Goethe damals Gretchen mehr als Faust dramatisieren will: die Wette aus dem Volksspiel läßt er weg, nur das Schicksal des Mädchens wird gestaltet.

Ist dies Mädchen Friederike? Da Goethe überall, besonders in der Jugend die Züge der gesehenen Gestalt zu übertragen weiß und liebt, fragt man: warum fehlen hier Friederikens persönliche Züge? Eine Liebschaft, die Goethe nur Idylle war, nicht Passion, ist verallgemeinert, also beinah das Umgekehrte wie im Werther ist geschehen. Doch ist hier nicht alles verallgemeinert, haben nicht auch Merck und Herder nur summarisch für Mephisto gesorgt? Hier hat nicht ein faustischer Goethe dem kaustischen Merck, nicht ein bauend Strebender mit reinstem Aufblicke dem lauernd Webenden dieses Tigerauges sich gegenübergestellt — er hat vielmehr die tiefe Verwandtschaft, die ihn zu solchen Naturen zieht, hier auch durch ihre Spiegelung schimmern lassen. Beide Gestalten, Faust und Mephisto, sind ganz und gar dämonisch, aber erst ihre Summe genügt, um Goethes Dämonie ganz auszuschöpfen.

Ihre Dialoge sind die stürmischen Dialoge in Goethes Herzen. Keiner von beiden ist rein, keiner Bösewicht, Mephisto ist im Urfaust durchaus

nicht der Teufel, er ist von beiden nur der Klügere, Vorsichtigere, ein stärkerer Carlos.

Im Urfaust tritt Mephisto zuerst in Auerbachs Keller mit Faust zusammen auf, in Gegenwart der Studenten: kein Dialog. Nach einem Vierzeiler folgt erster Dialog auf der Straße, als Gretchen vorübergeht: sogleich ist es Mephisto, der verständig auftritt, als Weltmann lehrt er den ungestümen Faust das Raffinement erotischer Präliminarien. Faust wüst, Mephisto kultiviert. Gleich darauf tauschen sie die Rollen; als Faust in ihrem Zimmer reuig zögert: „Ich weiß nicht, soll ich?“, erwidert nun Mephisto: „Fragt Ihr viel!“ Wie dann Faust den Tod von Frau Marthens Mann nicht ohne Beweise beschwören will, lacht ihn Mephisto aus, er habe Gott und Welt mit großer Kraft stets definiert,

„und habt davon in Geist und Brust  
so viel als von Herrn Schwerdtleins Tod gewußt! —

Faust: Du bist und bleibst ein Lügner, ein Sophiste!

Mephisto: Ja, wenn man's nicht ein bißchen tiefer wüßte!“

Und er fragt ihn, wenn er ihr morgen ewige Treue schwören werde:

„Wird das auch so von Herzen gehn?

Faust: Laß das. Es wird. Wenn ich empfinde  
und dem Gefühl und dem Gewühl  
vergebens Namen such und keine Namen finde  
und in der Welt mit allen Sinnen schweife  
und alle höchsten Worte greife  
und diese Glut, von der ich brenne,  
unendlich, ewig, ewig nenne,  
ist das ein teuflisch Lügenspiel?

Mephisto: Ich hab doch Recht!

Faust: Hör, merk dir dies . .  
Und komm, ich hab des Schwätzens Überdruß,  
denn du hast Recht, vorzüglich weil ich muß.“

Wo ist in diesem ersten Kampfe der beiden Stimmen die wahre, echte Stimme Goethes? Es ist nur ein zerteilter Monolog. Die wahren Dialoge zwischen beiden schreibt er 25 Jahre später.

Denn — nach einem theologischen Gespräche — unterbricht nun im Urfaust Mephisto nur zwei faustische Monologe, um auf dessen wilden Wunsch, mit Gretchen zu Grunde zu gehen, das weltmännische Wort zu stützen:

„Wo so ein Köpfchen keinen Ausweg sieht,  
stellt es sich gleich das Ende vor.“

Schließlich kommt Mephistos Wort: „Sie ist die erste nicht! — Faust: Hund, abscheuliches Untier! — Mephisto: . . Warum machst du Gemein-

schaft mit uns? .. Willst fliegen und der Kopf wird dir schwindlig .. Wer war's, der sie ins Verderben stürzte? Ich oder du? — (Faust blickt wild umher) — Mephisto: Greifst du nach dem Donner? Wohl, daß er euch elenden Sterblichen nicht gegeben ward!“

Dies ist das Register ihrer Dialoge. Wo ist Goethes Partei? Wo sein Porträt? Wo das Tat-Wam-Asi? Auf beiden Seiten. Und selbst in dieser letzten, dieser einzigen Szene des Urfaust, wo sie sich bekämpfen, — ist es nicht auch hier Mephisto, der das Verständige vorschlägt, vorbereitet, die gemeinsame Flucht? Denn wenn ihn Mephisto nicht am Ende rettete, dann müßte Faust zu Grunde gehn, wie Gretchen, der eine Stimme zu ruft: „Sie ist gerichtet!“ — und kein Widerhall des Himmels widerruft hier das unversöhnte Wort, das die ganze Dämonie dieser Vision am Schlusse noch einmal zusammenreißt.

Ein andres Problem seines Doppelwesens läßt Goethe in Faustens Seele monologisch laut werden: sein Schwanken zwischen Versenkung und Tatenlust beherrscht den großen Beginn des Urfaust. Erst ruft er: „Bin ich ein Gott? Mir wird so licht!“ Dann ruft er: „Du, Geist der Erde, bist mir näher!“ Abgewiesen, stürzt er zusammen, ruft: „Ich Ebenbild der Gottheit! Und nicht einmal dir!“ Im selben Augenblicke tritt hier schon Wagner ein: das Problem zwischen aktivem und Gedanken-Leben bleibt unentschieden liegen; sogleich folgt der Student, der Keller, dann nur noch Gretchen. Das Problem wird gar nicht mehr aufgenommen, weil es dem Jüngling unlösbar scheint. Er wird es ein Leben lang wälzen und doch nicht rein auflösen.

Und doch ist's diese selbige Konfession eines Zerklüfteten, aus der sich ihm ein Ausweg lichtet! Ruft der enttäuschte Goethe als Faust vor den Formeln des Weltgeistes: „Welch Schauspiel! Aber ach, ein Schauspiel nur!“, so ist's doch nur ein Gleichnis, denn er fragt weiter:

„Wo fass' ich dich, unendliche Natur?  
Euch Brüste wo? Ihr Quellen alles Lebens!“

Natur — Zentrum seines Glaubens, einziger Polarstern, der dem chaotisch durchbrauten Jüngling unverrückbar leuchtet! Was noch von Resten kirchlicher Kerzen ihm in den letzten Jahren Segmente der Welt belichtet hatte, ist nun erloschen. Seine beiden Freunde sind Prediger, aber der eine sagt zu ihm: „Du bist kein Christ!“ und an den andern, an Herder, schreibt er selbst mit wüsten Worten: „Wenn nur die ganze Lehre von Christo nicht so ein Scheißding wäre, das mich als Mensch, als eingeschränktes bedürftiges Ding rasend macht!“

In solcher Dunkelheit und Wirrnis bleibt Goethe nichts, woran er sich klammern könnte, als Natur — jetzt aber weniger als ein idyllisch Aufleuchtendes, mehr als dumpfes Urgefühl des Schaffenden, als Trieb zu immer neuem Leben, als den „zerstückten, stammelnden Ausdruck, wenn

das Bild des Unendlichen in uns wühlt“, — mehr Gää als Pan: „Frühlingsluft arbeitet wieder an meinem Herzen, und ich hoffe, es löst sich aus dem Gewürge wieder was ab.“

Dasselbe, ästhetisch gewendet, in einer Kritik: „Warum ist die Natur immer schön, überall schön, überall bedeutend? . . Ist's nicht, weil die Natur sich ewig in sich bewegt, ewig neu schafft und der Marmor, der belebteste dasteht, tot?“ Dasselbe, naturwissenschaftlicher: als er in physiognomischen Studien den Hund unbedeutend nennt, verbessert er sich: „Ich spreche unrichtig. Alles, auch das Alltäglichsste, auch das Mittelmäßigste ist so bedeutend als das Ausgezeichnetste.“

Und noch einmal dasselbe rhapsodisch gerafft, hymnisch gehoben, ganz Sehnsucht und doch der höchste Grad von Harmonie, den Goethe damals für eine Stunde erhaschte:

„Wie im Morgenglanze  
du rings mich anglühst,  
Frühling, Geliebter!  
Mit tausendfacher Liebeswonne  
sich an mein Herz drängt  
deiner ewigen Wärme  
heilig Gefühl,  
unendliche Schöne!  
Daß ich dich fassen möcht  
in diesen Arm!“

In diesem 26. Lebensjahre, das seine Dämonie am grellsten bestrahlt, muß Goethe seinem Leben mehr Diener als Herr sein. Frankfurt verläßt er nicht; „doch habe ich ein so verworrenes Leben geführt, daß es neuer Empfindungen und Ideen niemals ermangelt hat,“ schreibt er einem fernen Freunde.

Das Leben dieser erregten, einsamen Seele ist immer auf der Suche nach Verständnis, Freundschaft, Liebe. Die er zunächst sucht, trifft und hält, sind Literaten. Nie wieder hat Goethe so tief in der Gesellschaft von Schriftstellern gesteckt wie eben jetzt, und wie im Ganzen ihn die Welt und er die Welt periodisch anzieht und abstößt, so vollends geht's ihm mit den Literaten:

„Was die Kerls von mir denken, ist mir einerlei. Ehdessen haben sie mich geschimpft wie einen Hundejungen, und nun müssen sie fühlen, daß man ein braver Kerl sein kann, ohne sie just leiden zu können.“ In der Farce gegen Wieland spricht er von der Ehrfurcht, deren dies ganze aberweise Jahrhundert von Literatoren nicht fähig sei, und noch im Alter betont er, wie man dies literarische Vertrauen für Liebe gehalten habe und wie er daran viele Jahre auf mehr als eine Weise litt.

Das ist der Grundton. — Wo sich's um solche handelt, die ihn be-

lauschen, ihn kopieren, begreift man Goethes Separation, auch wenn ein schnelles Bündnis vorausging. Klinger verehrt ihn mit Neid, Lenz haßt ihn mit Liebe. Beide etwas jünger, beide hochbegabt, doch Klinger bei aller Wildheit, mit der er immer neue Dramen hervorschüttelt, zu innerem Wachstum geduldig und berufen, Lenz dagegen auch als Charakter falsch, unkontrolliert, naiv-böse. Als Goethe Friederike verlassen, als er seine Schwester besucht hat, immer folgt ihm Lenz auf der Spur, er nagt an seinem Bildnis, während er's zu vergöttern wähnt, denn an ihm nagt die Mißgunst des Zweiten. Klinger aber brauchte, um sich als genial zu erweisen, nichts als den einzigen lapidaren Satz, den er 21jährig über den damals sehr schwer erkennbaren 24jährigen Goethe schrieb: „Ein wunderbarer Mensch . . er trägt Sachen in seinem Busen: die Nachkommen werden staunen, daß je so ein Mensch war!“

Schwieriger geht's Goethe mit Jacobi, denn während ein Golfstrom der Empfindung ihn dem Freunde verbindet, hat sein kältester Blick das Übertriebene, Wertherische in Jacobis Natur und Werken erkannt, karikiert, und ein verteufelter Trotz reizt ihn, dem Freunde, dessen schwache Nerven er kennt, die Bosheit vorzutragen: diese Absicht vertraut er einem Freunde im selben Augenblicke an, als er denselben Jacobi über alles preist!

Gefährlich wetterleuchtet es zwischen Goethe und Herder. Untilgbar lebt die Inbrunst seines ersten Eindruckes Goethe im Herzen, aber je mehr er steigt, da er alles vor sich hat, um so schwieriger wird Herders Haltung, der damals das Wichtigste hinter sich hatte. Hier war alles hochgeistig begründet: soll es nun in tägliche Lebenskreise gleiten? Verstimmt vergehen zwei Jahre ohne Begegnung, ohne Briefe, dann überwindet sich Herder — vermählt, in Amt und Würden — als Erster wieder zu schreiben. Fünf Jahre sind verflossen seit dem Straßburger Krankenzimmer. Schnell und warm, doch seltsam fernhaltend, herzlich und doch fremder erwidert Goethe:

„Ich hatte mich eben mit viel Lebhaftigkeit des Wesens und Unwesens unter uns erinnert, und siehe, du trittst herein und reichst mir die Hand. Da hast du meine, und laß uns ein neu Leben beginnen miteinander. Denn im Grund hab ich doch bisher für dich fortgelebt, du für mich . . Mir wird's recht wohl, daß ich an euerm Buben und Haushalt wieder Teil habe.“ Später, mitten im Wirbel der Liebeskämpfe: „Schick mir doch was, schreib mir doch was von dir, was es auch sei! Wär's eine abgerufte Papillotte — und besonders eine Silhouette deines Buben!“

Fern ist er schon, und wenn er meint dem Freunde die Hand zu reichen, so ist's im Grunde doch nur ein Winken. Doch auch Herder erkennt Goethe mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe — und wie sollte das nicht ergreifen bei einem Mann wie diesem, der lebenslang sein Herz bekämpft! Noch jetzt, von dem fast 26jährigen Goethe, schreibt Herder *privatim*, er sei „überhaupt mit seinen Schriften nur Komödiant, in seinem Leben wilder Mensch und Zeichner und guter Junge“.

Am stärksten werden Goethes Nerven von einem neuen Freunde auf die Probe gestellt, denn wirklich muß man in dem engen Verkehr, der ihn in diesem Jahre mit Lavater verbindet, Goethes Geduld bewundern. Hier ist der erste Fall — und wenige werden ihm und erst viel später folgen — in dem sich Goethe einem andern um einer Sache willen anvertraut. Da er als Dichter nicht lernen kann, so muß es ein Stück Wissen sein, das Jener vor ihm besitzt. Aber um sich eng ihm zu verbinden, muß es doch mehr sein als bloße Wissenschaft, ein ganz Persönliches, nur von Natur zu Natur Übertragbares, was ihn lockt.

Und wirklich ist die Physiognomik, die Lavater wie eine neue Entdeckung nach Deutschland bringt, für den Augenblick beinah Lavaters Erfindung und Patent, halb Kunst, halb Wissenschaft, ein Verfahren, zu dem soviel Intuition als Beobachtung, soviel dichterisch heißes Vorgefühl für Seelen als naturforschend kühles Betrachten von Körpern nötig ist. Auf diesem halbsachlichen Felde begegnen sich beide, lernend und im Lernen produzierend Goethe, hingerissen vom Schüler sein Lehrer.

Denn Lavater, acht Jahre älter als Goethe, trägt ihm grenzenlose Verehrung zu; schon die Entschiedenheit, mit der dieser unter allen Geistern der Zeit herumreisende Fanatiker in dem Einen Jüngling das Genie erkennt und festhält, genügte, seine Urteilskraft zu erweisen. Und doch will's die Ironie des Geschehens, daß dieser Mann, der die verräterische Wahrheit menschlicher Züge neu entdeckt hat, grade Goethe, seinen Helden, zwar aus seinen Werken erkennt, vor seinem ersten Bildnis aber enttäuscht steht! Brüderliche Begrüßung kann später dem Auge nur ein Vorgefühl des Herzens bestätigen.

So geht es Lavater immer in entscheidenden Momenten: dieser große Physiognomist, der tiefe Quellen der Menschen-Erkenntnis aus der Verschüttung zuerst freigelegt hat, ist doch im Grunde weder Menschenkenner von innen noch Augenmensch von außen, weder intuitiv noch eigentlich genial: nur Analytiker und Enthusiast. Es gibt Blätter in Lavaters großem physiognomischen Werke, auf denen man Art und Handschrift beider Autoren nebeneinander betrachten kann, und gleich ist alles klar. Hastig schräge, wilde Züge kündigen in der Mitte Goethes schnell fassende Art an, zierlich und vertikal gruppiert Lavaters Hand um diesen feurigen Kern seine klugen Kommentare.

Man tritt vor ihre Bildnisse: da blicken, neben Goethes stechenden, raffenden Augen, Lavaters suchende, und neben Goethes lustvoll kühnem, stolz geschlossenem Munde ist da ein geistlich-weltlicher zu sehen, von dem ein Freund und Kenner schrieb, „dies unschuldige Lächeln um seine Lippen sei verführerisch“. Es ist alles nur so Blick bei euch, sagte Herder in Straßburg zu Goethe und sagte es mit der ganzen kritischen Suffisance des augenleidenden Geistesmenschen. Jetzt, in der Physiognomik kann niemand eingeborener herrschen als ein Dichter, bei dem alles Blick ist: Menschen-Erkenntnis und Beobachtung wirken



hier in Eins, um Goethe sogleich zum ersten Physiognomisten zu machen, und indem er seine schauenden Geisteskräfte hier in eine Provinz der Wissenschaften senkt, beginnt er, ohne es noch zu ahnen, als Augemensch eine zweite Bahn, die erst mit seinem Leben enden wird.

Während Lavater schwärmt oder tadelt, sucht und findet Goethe allemal das Gesetz. Statt in den Zügen eines historischen Kopfes nachträgliche Bestätigung für seine Leistung zu erforschen, vermag es Goethe, einen unbestimmten Kopf auf den Namen zu signalisieren, dem er einzig gehören kann. Dies ist Intuition, und es ist, als hörten wir ihn beim Weine genialisch improvisieren, wenn wir ihm zuhören vor einer angezweifelte Büste Homers:

„Der Mann sieht nicht, hört nicht, fragt nicht, strebt nicht, wirkt nicht. Der Mittelpunkt aller Sinne dieses Haupts ist in der obern, flach gewölbten Höhlung der Stirne, dem Sitze des Gedächtnisses. In ihr ist alles Bild geblieben, und alle ihre Muskeln ziehen sich hinauf, um die lebendigen Gestalten zur sprechenden Wange herabzuleiten. Niemals haben sich diese Augbrauen niedergedrängt, um Verhältnisse zu durchforschen, sie von ihren Gestalten abgesondert zu fassen, hier wohnt alles Leben willig mit- und nebeneinander. Es ist Homer! Dies ist der Schädel, in dem die ungeheuren Götter und Helden so viel Raum haben . . Dies ist der Olymp, den diese rein erhabne Nase wie ein andrer Atlas trägt . . Diese eingesunkne Blindheit, die einwärts gekehrte Sehkraft strengt das innere Leben immer stärker und stärker und vollendet den Vater der Dichter . . der willige Mund . . scheint kindisch zu lallen, hat alle Naivetät der ersten Unschuld . . Leidenschaftslos ruht dieser Mann dahin, er ist um seiner selbst willen da, und die Welt, die ihn erfüllt, ist ihm Beschäftigung und Belohnung.“

Dagegen ist es Lavaters Technik, daß er in der Kirche die Hände der Gebenden beobachtet, wenn der Klingelbeutel herumgeht. Deshalb — schreibt Goethe später — war auch „die Art, womit Lavater die Physiognomien zergliederte, nicht in meinem Wesen. Der Eindruck, den der Mensch beim ersten Begegnen auf mich machte, bestimmte gewissermaßen mein Verhältnis zu ihm“. Hier ist die Art dämonischer Naturen, sich rasch, einseitig greifend in den Besitz des andren zu setzen — und damit der tiefste Grund genannt, aus dem Goethes Wesen grade damals zur Physiognomik neigte.

Dies heiße Leben von Person zu Person, dies feurige Erdringen des Menschen in Liebe und Ironie, in Mitleid und Spott — niemals in Haß — und somit stets positiv: dies höchst persönliche Empfinden führt ihn und grade in dieser nervösesten Zeit zur Körperlehre der Seele. Deshalb beschäftigten ihn am liebsten Tierschädel, von denen jeder anders wirkt und ist. Zugleich findet er hier für seinen gesamten Impressionismus Deutung, Ruhepunkt, sogar Verteidigung.

Verschiedene Anschauungen — schreibt er, Lavaters Werk einleitend, mit persönlichen Hintergedanken — machen eine Sache noch

nicht unentschieden. Schreibt einer über die Liebe, verschlingen's die jungen Leute, die alten wehren es ab. „Wer soll's entscheiden? Niemand denn der Physiognomist. Der tritt dazwischen und sagt . . Das Buch ist weder fürtrefflich noch elend. Es hat nur deine ganze Gestalt, guter Jüngling, es enthält alles, was sie bezeichnet: diese blühende Wange, diesen hoffenden Blick, diese vordringende Stirn; und weil dir's gleich sieht . . so nennst du's deinesgleichen, oder, welches Eins ist, deinen Freund, oder, welches Eins ist, fürtrefflich.“

Weil ihm in diesen Dingen Lavater eine kurze Weile Führer ist, verzeiht er ihm sein Wesen jahrelang. Am besten hat ihn Goethe erfaßt, bevor er ihn sah: „Lavater, der mich recht liebt, kommt in einigen Wochen her. Wenn ich ihm nur einige Tropfen selbständigen Gefühls einflößen kann, soll mich's hoch freuen. Die beste Seele wird von dem Menschenschicksal so innig gepeinigt, weil ein kranker Körper und ein schweifender Geist ihm die korrektive Kraft entzogen und so der besten Freude, des Wohnens in sich selbst beraubt hat. Es ist unglaublich, wie schwach er ist.“ Als dann Lavater nach Frankfurt kommt, überströmend, wird Goethes Herz gefangen und zu dem Urteil verleitet, er habe ihn nie für einen Schwärmer gehalten; doch zugleich findet er weniger Phantasie, als er sich vorgestellt hat.

Bald macht ihn Lavaters beharrlicher Pietismus nervös. Gleich zu Beginn hatte er ihm die vier einfachen Worte geschrieben: „Ich bin kein Christ.“ Lavater hat ihn darum für einen Atheisten erklärt, der ihn sofort selbst zum Atheismus überzeugen müßte. Zugleich zeigt er Goethes Briefe überall herum, dieser mahnt leise ab, darauf Lavater: „Goethe! Du fängst an zu sinken — aus Güte, denk ich, aus Weisheit —: Mußt du mir sagen: gehe behutsam mit deinen Briefen um — Goethe! warum sinkst du unter mich — o du!! Lieber! — Zehn Minuten halte ich die Feder schon. Bäbe heißt mich fortschreiben . .“

Und seitenlang und bogenweise gehen so seine Briefe, Verschen eingestreut, Gedankenstriche (die Goethe eine kurze Weile anstecken), mit Aufschriften, Anschriften, Ausrufezeichen, alles in Diminutiven, alles weich, alles kritiklos. Goethes und aller Menschen Vertrauen sucht sich Lavater zu erdringen, nicht eigentlich aus Mangel an Takt, nur aus Gier nach allem Psychischen, um alles Physischen Grund und Deutung zu bestimmen. „Überhaupt dürst' ich in meinen Phantasiestunden nach nichts so kindisch wie nach unsichtbarer Beschauung . . meiner Freunde. Ich möchte sie mir ganz vorstellen, wie sie liegen, aufstehen, sich anziehen, schreiben, essen, faulenzen, lieben, geliebt werden, auf den Schlittschuhen schweben — meine Briefe lesen, lachen, schweigen, zürnen, stampfen, sich frisieren, frisieren lassen usw. . . Was ich für ein Kind bin!“

Der letzte Satz ist gelogen, er könnte dem vorigen seine Bedeutung nehmen: denn grade in diesen Sätzen greift man ihn ja ganz, den Mosaik-Künstler, den Analytiker.

Goethe erwidert diesen Kugelregen von Briefen seltener, kürzer, ver-

schwiegener, doch immer brüderlich, meist über das gemeinsam zu edierende Werk, warnend, Lavater möge nicht alles drucken, stechen, nicht alles sehen lassen. Das Kostbarste, was er ihm anvertraut, geht durch Lavaters Zerstretheit verloren: denn in seinem weibischen Tagebuche, das zugleich herrliche Einfälle enthält, heißt's wiederholt, Goethe habe ihm hundert Dinge mit der Miene des sich fühlenden Genius gesagt, — er habe sie aber vergessen. Wie lange er selber geschlafen hat, wird täglich notiert.

Dabei übernimmt Goethe die Korrespondenz mit dem Verleger, läßt alle Beiträge, Silhouetten, Stiche durch seine Hände gehen, schlägt schließlich ein System dieser Sammelforschung vor, das Lavater annimmt, doch nicht festhält. Später faßt ihn Goethe energischer an: „Wenn ich dich künftig frage, so antworte Mir — es kann all gut sein, was du dir denkst und wähnst, aber wenn ich frage, mußt du nie Weibern antworten.“ Schließlich fällt Goethes bester Anteil an dem Werke durch Lavaters Zerstretheit weg, und selbst sein Name wäre um ein Haar in dem Buche verschwiegen worden.

Mit sonderbaren Gefühlen blicken Freunde und Menschenkenner, neugierig und sensationell blicken fremde Besucher sich im Goethe-Hause zu Frankfurt um. Es ist der Rahmen, der ihn mit der Welt heute verbindet, morgen von ihr trennt, und darin regiert dieser junge berühmte Sohn, mit Anmut oder heftig, die Freunde an des Vaters Tafel, auch als Hausgäste ladend, und Frau Aja — wie die Grafen Stolberg die Mutter nennen — muß oft in den Keller, vom Ältesten einen heraufzubringen.

Jetzt endlich sieht sich der lebendige Instinkt dieser immer noch jugendlichen Frau von ihrem Sohn bestätigt: Ruhm, den man ihm von außen zuträgt, erlaubt ihr nun, ihn restlos zu vergöttern und alle Unbill zu vergessen, in der sie so lange die freudlose Ehe trug. Des Vaters Liebe, auf Ehrgeiz gebaut, ist freilich werktätiger als die ihre, doch der Sohn, ob er der immer heiteren Mutter auch herzlicher begegnet als dem knorpligen Vater: keinem von beiden bringt er in diesen stürmischen Zeiten seiner Seele tieferes Vertrauen entgegen. Weder Briefe an sie, die es auf Reisen bezeugen müßten, noch seine Tagebuch-Briefe an die Freunde noch die Berichte der Besucher geben irgend ein Zeichen wahlverwandter Hingabe, die auf Verständnis ruhte.

Dies Haus ist sein Hafen, und schreibt er in Wochen heftigsten Treibens einmal, er sei mit einem Katarrh bis Zehn im Bette geblieben, so ist es „mehr, um die Empfindung häuslicher Innigkeit wieder in mir zu beleben, die das gottlose Geschwärme der Tage her ganz zerflittert hatte. Vater und Mutter sind vors Bett gekommen, es ward vertraulicher diskuriert, ich hab meinen Tee getrunken und so ist's besser. Ich habe wieder ein Wohngefühl in meinen vier Wänden“. Ist's nicht

schade, daß die Schwester nun aus dem Hause ging? Für sie ist es vielleicht gut oder doch besser, ihr disharmonisches Gemüt hat in diesem Hause nur schwer geatmet. Wird es nun heller werden in dem badischen Städtchen, in das eine gute Stellung ihren schwierigen Gatten gerufen hat?

Wieder taucht Corneliens zerquältes Gesicht neben Goethes ringenden Zügen auf: ihre gewölbte Stirn, von der Haartracht der Mode vollends entstellt, macht keinen guten Eindruck. Im geistigen Verkehre mit dem Bruder sänftigten sich auch die erotischen Instinkte des pathologisch unsinnlichen Mädchens, und er selbst bezeichnet im Alter ihren Verkehr mit den merkwürdigen Worten „frei, artig, wenn auch gleich manichmal ans Kühne heran . . (Sie) wünschte ihr Leben in dieser geschwisterlichen Harmonie fortzusetzen und zuzubringen“ und wäre nach Goethes Idee besser Äbtissin als Hausfrau geworden, hätte sie nicht die Kühle der Eltern, das Werben des jungen Mannes verwirrt, der sie haben wollte. In ihrem Tagebuche sucht sie vergeblich die „hohe Vorstellung von der ehelichen Liebe zu vertilgen . . Wie dürfte ich aber eine solche Seligkeit erhoffen, da es mir an jedem Reize fehlt, der Zärtlichkeit einflößen könnte?“

Dem sie nun folgt mit 23 Jahren: Schlosser, der 34jährige Sohn eines Frankfurter Kaiserlichen Rates, von Goethe sein Antipode genannt — Kopf ohne Ebenmaß und Gleichgewicht der Züge, mit wildem Auge, spöttischem Munde — eine dunkle, sinnliche Natur, erdrückt das Mädchen. Das Schicksal dieser zweiten Mischung des Goethischen Blutes wirft rückwärts und vorwärts Strahlen und Schatten in die Geheimnisse jener Physis, in der sich Goethes Lebenskampf abspielt.

Wieder wird dieser Kampf durch eine Leidenschaft erst wahrhaft transparent. Denn niemals bleiben Goethes Liebes-Affären ohne Folgen für sein inneres Werden; sonst könnten sie — für ihn und für die Darstellung — zurückbleiben hinter der Begegnung mit einem starken Geiste, einem neuen Volk, einer neuen Wissenschaft. Weil Eros die stärkste Kraft bedeutet, mit der sein Wesen und Werk sich in höhere Ebenen schraubt, weil er so greifbar wirkt und deshalb so ergreift, ist er Goethes Zeichendeuter.

Dies sturmbewegte Jahr der Seele ruft nach Konflikten mit der Welt. Seit er mit Achtzehn das Leipziger Käthchen verlor, hat Goethe Leidenschaft aktiv und gegenwärtig nur selten, vielleicht hat er sie nur in den wenigen Wochen seiner Liebe zur jungen Frau Brentano gefühlt. Jetzt, sieben Jahre nach dem Abschiede von Leipzig, ist er gestimmt und reif, sein dunkel aufglühendes Temperament in einen andern, glänzenderen Spiegel zu werfen. Welt hat sich ihm das erstemal aufgetan, der Schimmer, in den der Ruhm den Jüngling hüllt, strahlt in dies unbestechlich strebende Gemüt, Schönheit, wie sie ihm nie be-

gegnet ist — von seinen Frauen war keine schön gewesen — lächelt ein erstes Mal ihm zu, leichtsinnig, fangenswert, haltenswert, und da sie ihn aus goldenem Rahmen anruft, tritt er geblendet aus der Höhle der Dämonen und sucht sich eine neue Freiheit zu erfliegen.

Etwas unendlich Leichtes ist es, was Goethes beschwertes Gemüt durch Lili sich zu erhaschen trachtet. Ein Zauber ist es, den er dem schlanken, blonden Mädchen zuschreibt, dies Wort vom Zauber erfüllt Verse und Briefe, die nun dreivierteil Jahre lang das Mädchen umkreisen werden, und nennt er sie jetzt schön wie einen Engel und bekennt er noch nach über 50 Jahren, er habe im Grunde nur diese Eine geliebt: beides ist nur wahr, wenn man beides zusammenhält.

In diesem Jahr ist er zum ersten und letzten Male größeren Stiles ein junger Mann der Frankfurter Gesellschaft. Auf dem Eise, im Fasching, auf Bällen scheint er unter Frankfurter Patrizier-Söhnen und jungen Engländern der Stadt ein Gleicher unter Gleichen, obwohl ihn jene so wenig zur ersten Gesellschaft rechnen, wie er sie Freunde seines Herzens nennen würde. Denn es ist mehr der geniale Sonderling, von dem die Gazetten schreiben, als der Sohn des retirierten Kaiserlichen Rates, den man einlädt, mehr Neugier als Standesstolz zieht ihn heran, — und so verzeiht man ihm auch die etikettelose Art, mit der er, durch einen Freund in einer Abendlaune eingeführt, plötzlich im Rokoko-Salon eines Frankfurter Bankiers erscheint.

„Es war schon spät . . Die Gesellschaft war zahlreich; ein Flügel stand in der Mitte, an den sich sogleich die einzige Tochter des Hauses niedersetzte und mit bedeutender Fertigkeit und Anmut spielte. Ich stand am unteren Ende des Flügels, um ihre Gestalt und Wesen nahe genug bemerken zu können; sie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen; die Bewegungen, wozu das Spiel sie nötigte, waren ungezwungen und leicht. Nach geendigter Sonate trat sie ans Ende des Pianos gegen mir über; wir begrüßten uns ohne weitere Rede, denn ein Quartett war schon angekommen . . Ich konnte bemerken, daß sie mich aufmerksam betrachtete und daß ich ganz eigentlich zur Schau stand.“

Dies ist Lili Schöнемann — und daß die Szene nicht etwa für Dichtung und Wahrheit erfunden ist, bezeugen die Skizzen dazu. Nach dem ersten coup de foudre ist es um ihn getan. Denn wie er sie in jenen Minuten mit antiker Naivetät sinnlich ins Auge einfängt, so ist es ihre hohe, blonde, blauäugig strahlende Gegenwart, dann ist es Frisur und Toilette, Fächer, Reitpferd und Wagen, Park und Balkon, das ganze Arsenal eleganter Reize, in dem er sie erfaßt, aus dem er sie anfänglich nicht entfernt sehen möchte.

Da ist es ja! — denn was er immer bei den Frauen sucht, das Dauernde, das Bindende, Gemeinschaft, Hafen, Haus und Ehe: hier scheint ihm alles dafür bereit, sie ist frei, reich, Stadtgenossin, sein stetes Fliehen aus Unrast unter ein Dach scheint hier die weltlich rechte Stätte endlich zu finden. Entzücken, das die schöne 17jährige besitzen will,

Lust an Glanz und Gut, dumpfes Streben nach Erlösung innerer Spannungen durch Gründung einer Familie: — alles reißt den ohnedies in karnevalistischer Flut treibenden jungen Mann in diese reiche bürgerliche Gesellschaft der Freien Stadt, um Lilis Herr und Diener darin zu heißen.

Aus seinem Kontobuche: „Blumen, Bilderbögen, Pferd, ein goldenes Herzchen, acht Schachteln Husaren und Reiter von Zinn, wegen Abtragung des Pferdes, 100 holländische Federkiele, Perückenmacher, Blumen, Degenverputzen, Stiefelschnallen, lederne Handschuh waschen, Messingschilder, ein Lot italienische Zeichenkreide, Zungen in die silbernen Schnallen,  $\frac{1}{2}$  Pfund Schrot,  $\frac{1}{2}$  Pfund Pulver, Haarbeutel, Blumen, eine weiße venezianische Maske, Paar weiße Handschuh, 32 Kupferabdrücke von Herrn Klopstock, Pfund Konfekt, Schneiderrechnung, Blumen . .“

Das sind die Requisiten des einzigen weltlichen Romanes, den Goethe durchlebt, der ihn glücklich und rasend gemacht, den er nie vergessen hat. Trotzdem kopiert er eigentlich nie die jungen Kavalieri: die bürgerliche Geld-Elegance macht ihn gleich stutzig, sofort spürt er die Differenz von wahrhaft und von scheinbar großer Welt.

Als er im selben Winter zum erstenmal an der Tafel eines Fürsten sitzt, ist er vollkommen: „Goethe spricht viel, gut, besonders, original, naiv und ist erstaunlich amüsant und lustig — schreibt der Meininger Herzog an seine Schwester —, er hat seine ganz eigenen Façons . . seine eigenen Ideen und Meinungen . . verdienen Bewunderung.“ Dies erste Urteil eines Fürsten über Goethe, nicht tief, nicht schief, enthält keine Glosse über geniehafte Lässigkeit, die ein Fürst gewiß zuerst erzählt, vermutlich erwartet hätte.

Hier aber, unter den reichen Bürgern der Vaterstadt, deren verstockte Witzigkeit über sein Wesen er kennt und verachtet, gibt er sich mit Absicht oft als Naturbursche. „Goethe ist jetzt lustig — schreibt ein Maler —, geht auf Bälle und tanzt wie rasend! Macht den Galanten beim schönen Geschlecht: das war er sonst nicht. Doch . . im eifrigsten Gespräche kann ihm einfallen aufzustehen, fortzulaufen und nicht wieder zu erscheinen . . Wenn und wo alle Menschen in feierlichsten Kleidungen sich sehen lassen, sieht man ihn im größten Negligé und ebenso im Gegenteil.“

Aus dieser Opposition entwickelt sich die äußere Verwirrung, die seine innere begleiten wird. Er, der alle Frauen seines Herzens im Rahmen ihres Kreises aufzufassen und so zu lieben pflegt, stellt sich mit der Erbitterung des genialen Bürgersohnes, mit trotzigem Veto gegen die Welt, der er entstammt — und muß sich dennoch gestehn, wie eben durch diesen Rahmen Lilis Bild nur reizender wird! Doch erst nach einem unleidlichen halben Jahre sieht er das Mißtrauen gegen diese Bürgerwelt handgreiflich bestätigt.

Ein seltsam tieferes Mißtrauen ist es, das mitten in voller Hingabe an ihre Gestalt ihm seine Neigung selbst verdunkeln will, es tönt sogar aus den drei Liedern wieder, die er ihr formt, leicht wie ihre Füße schweben. Neue Liebe, neues Leben — doch zugleich steht er im Grund befremdet, fragt erschrocken:

„Welch ein fremdes, neues Leben!  
Ich erkenne dich nicht mehr.  
Weg ist alles, was du liebtest,  
weg, warum du dich betrübtest,  
weg dein Fleiß und deine Ruh —  
ach wie kamst du nur dazu . .

Will ich rasch mich ihr entziehen,  
mich ermannen, ihr entfliehen,  
führet mich im Augenblick,  
ach, mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberkfädchen,  
das sich nicht zerreißen läßt,  
hält das liebe, lose Mädchen  
mich so wider Willen fest:

Muß in ihrem Zauberkreise  
leben nun auf ihre Weise.  
Die Verändrung, ach wie groß!  
Liebe! Liebe! laß mich los!“

Ist dies das nämliche Herz, das immer sonst nach Liebe rief, sie brauchte und ergriff, bis sie auf sonderliche Art ihm wieder genommen wurde?

Eine Art Antwort gibt er im zweiten Liede, in dem er sich als den armen unbekannten Träumer stilisiert, als hätt' er nie die Welt gesehn. Staunend hören wir ihn anfangs also lügen:

„Warum ziehst du mich unwiderstehlich,  
ach, in jene Pracht?  
War ich guter Junge nicht so selig  
in der öden Nacht?  
Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen . .“

Doch bald bricht er durch:

„Träumte da von vollen goldnen Stunden  
ungemischter Lust!  
Ahndungsvoll hatt ich dein Bild empfunden  
tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den du bei so viel Lichtern  
an dem Spieltisch hältst?  
Oft so unerträglichen Gesichtern  
gegenüberstellst?“

Doch erst in den glühenden Duetten zwischen Stella und Fernando offenbart der Dichter, nach mancher Maskerade, wie sehr er Lili begehrt, weg über alle Pracht, die ihn gestern blendete, die er heute verachtet: denn in einer Viertelstunde seines Traumes zeigt ihm der Genius mehr Herrlichkeiten, als die Familie Schönemann und ihre Offenbacher Freunde in allen ihren Parks und Villen aufzubauen wissen.

Er kennt sich wohl. Die Doppelrolle, die zu spielen er sich nun gedrungen fühlt, sieht er so klar mit seinem kalt fassenden Auge, als er sie im heißen Herzen spürt. Er spricht's auch aus, doch nicht dem schönen Mädchen, die er von seinen Dunkelheiten nur so viel sehen läßt, als sie begreift. Zugleich liebt er, auf eine gänzlich andere Art — von dieser Erde auf ein Gestirn versetzt — eine junge Adlige, die er nur aus Briefen an ihre Brüder ahnt.

Dieser jungen Auguste Gräfin Stolberg, die er gar nicht kennt, auf deren Mitfühlen er nur aus ihren Briefen geschlossen hat, schreibt Goethe in der Verwirrung seines Herzens die intimsten Briefe seiner Jugend, und je ferner sie ihm bleibt auf ihrem norddeutschen Gute, um so hingebender braust sein Selbstgespräch zu ihr hinüber, — als fühlte er sich, getrennt, vor allen Enttäuschungen der Wirklichkeit gesichert. Es ist, als baute er sich mit zuckenden Händen in der Ferne eine einsame Burg, auf die aus allen Trubeln des Herzens zu entfliehen ihm doch ewig nur Hoffnung bleiben darf.

Sie wiederum begreift dies Unerhörte, ihr Takt hält sie zurück, noch nach Jahrzehnten reist sie nicht zu diesem Manne — und erst im hohen Alter werden sie wieder zwei wunderbare Briefe wechseln. Goethe hat die Gräfin Stolberg nie gesehen. Hier folgen Stücke aus den Briefen an sie, die er selber Tagebücher nennt, weil darin seine Verwirrung zu sich selbst redet, wie Werther:

„Wenn Sie sich einen Goethe vorstellen können, der im galonierten Rock, sonst von Kopf zu Fuße auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von einem Paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreung aus der Gesellschaft ins Konzert und von da auf den Ball getrieben wird und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht, so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe tiefe Gefühle vorstolperte, der nicht an Sie schreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt.“

„Aber nun gibt's noch einen, den im grauen Biberfrack mit dem



braunseidnen Halstuch und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausrats mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Maße auszudrücken sucht . . weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will. Das ist der . . dessen größte Glückseligkeit es ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben.“

„Gott weiß, ich bin ein armer Junge — den achtundzwanzigsten haben wir getanzt, die Fastnacht beschlossen . . und dann — viel Freud und Lieb umgeben mich — Morgens, da ich nach Hause kam, wollt ich Ihnen schreiben . . Was soll ich Ihnen sagen, da ich Ihnen meinen gegenwärtigen Zustand nicht ganz sagen kann . . Bleiben Sie mir hold — ich wollt, ich könnt auf Ihrer Hand ruhen, in Ihrem Aug rasten. Großer Gott, was ist das Herz des Menschen! — Gute Nacht. Ich dachte, mir sollt's unterm Schreiben besser werden — Umsonst, mein Kopf ist überspannt.“

„Heut war der Tag wunderbar. Habe gezeichnet, eine Szene (an Stella) geschrieben. O, wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe, ich ging zu Grunde. Bald schick ich ihnen eins.“ — „Mir ist's wieder eine Zeit her für Wohl und Weh, daß ich nicht weiß, ob ich auf der Welt bin, und da ist mir's doch, als wär ich im Himmel . . Dank für die Schilderung dein und deines Lebens, wie wahr, wie voraus von mir gefühlt! O könnt ich auch! — Behalt mich lieb . . Jetzt gute Nacht und weg mit dem Fieber! — Doch wenn du leidest, schreib mir — ich will alles teilen — o dann laß mich auch nicht stecken zur Zeit der Trübsal, die kommen könnte, wo ich dich flöhe und alle Lieben! Verfolge mich, ich bitte dich, verfolge mich mit deinen Briefen dann, und rette mich von mir selbst!“

Seit er vor sieben Jahren liebte und sich in tollen Briefen Behrisch anvertraute, hat diese Brust nicht mehr so wild gestöhnt; auch wird sich dieser Ton nie wieder finden. Mühsam zurückgedrängt scheint nun das Chaos wieder vorzuberechnen, doch weit gefährlicher — denn diese sieben Jahre waren dem Bau eines Deichs und Dammes gewidmet, und es hat Momente gegeben, wo man sich schon sicher fühlte.

Goethe verlobt sich — und alle Einzelheiten seiner künftigen Häuslichkeit drängen sich dicht vor seine Sinne, grade zu einer Zeit, wo die von Widersprüchen geschüttelte Natur im Sturm sich biegt. Furcht vor Erfüllung seiner Wünsche muß die Folge sein. Nach außen ist es zuerst sein Vater, der sich recht unwirsch zeigt; sein Haus sei zwar für eine Schwiegertochter, doch nicht für solche „Staatsdame“ zubereitet, man müßte ein neues Gewölbe bauen; die Elternpaare, zusammengeführt,

können sich ineinander nicht finden — tragischer Grund: Schönemanns reformiert, Goethes Lutheraner! Frau Aja freilich wünscht sich eine Tochter ins Haus, und wie der Sohn sie auf dem Boden in Betrachtung seiner alten Wiege findet, verbergen Beide ihre Verlegenheit in dem Streit, ob Wiege oder Körbchen für Neugeborene besser sei.

Doch wie soll Lili all ihre Geselligkeiten in einem Hause weiter pflegen, wo ein mürrisch-didaktischer Schwiegervater neben einer tätigen Hausfrau lebt, die es nach der Arbeit gemütlich haben will und bequem? „Ahnung des Trugschlusses, — heißt es später in biographischen Notizen — man verschweigt sich die Zweifel, teilt sich das Günstige mit, bestärkt sich äußerlich, nachdem man innerlich schwankt, ohne daß die Leidenschaft dadurch gemildert werde. Vollkommene Dienstbarkeit war eingetreten.“

Denn zwischen Eltern und Freunden, die auf beiden Seiten Mißmut pflegen, läuft nun der Bräutigam auf und nieder, Advokat, Kavalier, als Berühmtheit aufgesucht, gehorchend Lilis Wünschen, wenn er kalt sein soll, — denn sie ist doch noch eine kühle Schöne, und beliebt es ihr mit andern obenhin zu kokettieren, so muß der Mann der ungeheuren Gefühle diese Spiele ihrer flachen Erziehung wie Peitschen der Eifersucht empfinden.

Als Dichter macht er sich Luft, und scheint auch „Stella“ eben deshalb weniger gelungen, weil er es mitten in der Leidenschaft, nicht wie den „Werther“ nach ihr schrieb, weil Genius und Dämon — könnte man auch sagen — vereint sind, statt heilsam getrennt: dennoch glüht das Stück nur um so heftiger und heißt mit Recht ein „Schauspiel für Liebende“. Zugleich vollendet und verändert er unter Lilis Eindruck das Singspiel „Erwin und Elmire“: da muß Elmire all die schönen Dinge sagen, die er so gern von Lilis Lippen gehört hätte, wobei er denn sich selbst beinah als Engel porträtiert:

„Weh dir, Elende, die du ihn zur Verzweiflung brachtest! Wie rein, wie zärtlich war seine Liebe! War er nicht der Edelste . . Und doch konnt' ich ihn kränken, konnte ihm mit Kaltsinn, mit anscheinender Verachtung begegnen, bis sein Herz brach?“ Dann läßt er Lili sich wieder verteidigen, und obwohl er den Sittsamen spielt, macht er uns doch zum Zeugen einer zweifellos echten Szene: „Wäre er nicht so . . demütig gewesen, — sagt Stella — ich hätte ihn nicht so geliebt, und er wäre nicht unglücklich. Er hätte merken müssen, daß ich mich oft nach ihm umsah, wenn er vor dem Schwarm unleidlicher eitler Ver ehrer zurücktrat . . Wie er mir die zwei Pfirsiche brachte, auf die er so lang ein wachsames Auge gehabt hatte, die ein selbstgepfropftes Bäumchen zum ersten Male trug. Er brachte mir sie, mir klopfte das Herz, ich fühlte, was er mir zu geben glaubte, was er mir gab. Und doch hatte ich Leichtsinn genug, nicht Leichtsinn, Bosheit . . ich prä-

sentierte sie an die gegenwärtige Gesellschaft. Ich sah ihn zurückweichen, erblassen: ich hatte sein Herz mit Füßen getreten.“

Da sind sie, Lilis Reizungen, Sprödigkeiten, da ist ihre ganze herzbrechende Teufelei!

An ihrem Kreise läßt der Dichter seinen Ärger aus in „Claudine von Villa Bella“, dem andern Singspiel dieser Monate, wenn er den edlen Räuber die Aufforderung, sich besser aufzuführen, so zurückweisen läßt: „Davon versteht ihr nichts! Was heißt das: aufführen? Wißt ihr die Bedürfnisse eines jungen Herzens, wie meins ist? Ein junger toller Kopf? . . . Wo habt ihr einen Schauplatz des Lebens für mich?“ — ruft Goethes Stimme leidenschaftlich durch des Räubers Organ — „Eure bürgerliche Gesellschaft ist mir unerträglich! Will ich arbeiten, muß ich Knecht sein; will ich mich lustig machen, muß ich Knecht sein. Muß nicht einer, der halbwegs was wert ist, lieber in die weite Welt gehn?“

Doch zwischen Szenen und Mißverständnissen: welche Stunden leichter Freude, welche Unbefangenheit in ihren Armen! „Schön wie ein Engel, und ich hatte sie vier Tage nicht gesehen! . . . Gestern waren wir ausgeritten. Du solltest den Engel im Reitkleide zu Pferd sehn! . . . In mir ist viel Wunderbares, Neues, in drei Stunden hoff ich Lili zu sehen.“

Rasch bleicht der Stern der jungen Frau Brentano zurück. Noch im Herbst hatte er, nach einer Begegnung in der Komödie, appassionato ihrer Mutter geschrieben: „Ich hab wieder die Augen gesehn, ich weiß nicht, was in den Augen ist.“ Kaum hat er Lili kennen gelernt, heißt Maxe die „liebe Schwester“, bald noch schlimmer „die kleine Frau“. Wieder wartet er ungeduldig auf das Kind der Geliebten, dessen Ankunft alles ausgleichen soll, und im Frühling legt er's, mit seinem Herzen schon in weiter Ferne, sich so zurecht: er wolle wiederkehren, wenn ihr Herz sich zu ihrem Gatten neige, — und man versöhnt sich, als sie Mutter ist.

Um Lili wechseln unaufhörlich in ihm Hoffnung und Verzagen. Am gleichen Tag, als er der Freundin zuruft: „Rette mich von mir selbst!“, hofft er gegen Herder, bald werde sich alles ordnen, die Zwirnsfäden, an denen sein Schicksal hänge, sich endlich knüpfen lassen; „übrigens machen mich allerlei Umstände ziemlich lahm, ohne mir doch den guten jungen Mut zu nehmen.“ Kurz zuvor, an Jacobi: „Bleib bei mir, lieber Fritz — mir ist, als wenn ich auf Schlittschuhen zum erstenmal allein liefe und dummelte auf dem Pfade des Lebens, und sollte schon um die Wette laufen, um das, wohin all meine Seele strebt.“ Zugleich: „Täglich streb ich und arbeit ich braver zu werden, hab auch Gott sei Dank wieder Relaispferde für meine weitere Route getroffen.“ Oder einer Fremden, mitten in einem ersten höflichen Brief: „Ich lebe wie immer in Strudelei und Unmäßigkeit des Vergnügens und Schmerzens.“

Indem er diesen Satz schreibt, anfangs Mai, ist die Unmäßigkeit des Schmerzes in ihm vervielfacht, es ist auch Frühling geworden, es sind auch die Grafen Stolberg angemeldet, die mit ihm reisen möchten. Was sich im einzelnen zwischen den Liebenden noch zutrug, ist unbekannt, auch nicht sehr erheblich. Vielleicht war sie seine Geliebte, selten: denn in den Formen ihres Umgangs und nach Lilis Natur könnte es nur ein rasches gelegentliches Abenteuer sein; die biographischen Notizen, über Lili sehr ausführlich, enthalten später diese Worte: „Abenteuer mit Lili. Einleitung. Verführung. Offenbach.“

Jetzt scheint eine halbe Entlobung einzutreten. „Mir geht's wie dir, lieber Bruder, — schreibt er an Herder — meinen Ballen spiel ich wider die Wand, und Federballen mit den Weibern. Dem Hafen häuslicher Glückseligkeit und festem Fuße in wahren Leid und Freud der Erde wähnt ich vor kurzem näher zu kommen, bin aber auf eine leidige Weise wieder hinaus ins weite Meer geworfen.“

Goethes vierte Flucht vor einer Frau, wieder ohne Abschied, wenn auch diesmal mit „einigen Andeutungen“. Kaum ist er fort, wie fühlt er sich befreit! Nennt sich den ausgebrochenen Bären, die entlaufene Katze, fühlt die kleine goldene Kette nicht mehr, mit der er sich wollte binden lassen, und „alles ist besser, als ich dachte. Vielleicht weil ich liebe, find ich alles lieb und gut“. Denn wie er nun nach Süden reist, fühlt er sich immer noch als Liebender, aber zugleich ein freier Mann, man weiß nicht recht, wie er sich sein Verhältnis zu Lili eigentlich bürgerlich vorstellt: er selbst scheint es nicht wissen zu wollen. „Ich bin sehr in der Luft, Schlafen, Essen, Trinken, Baden, Reiten, Fahren war so ein paar Tage her der selige Inhalt meines Lebens.“

In dieser Stimmung, wahrhaft als ein Liebender, tritt er zum erstenmal ins Haus der Schwester.

Wieder verdunkelt sich dies eben erleichterte Gemüt. Wird denn der Schwester die Ehe zum Verhängnis? In den ersten Stunden sieht sein Auge, was Schlosser vertraulich schrieb: „Ihr eckelt vor meiner Liebe.“ Den Schwager sieht er vormittags als Oberamtmann fungieren, nach Tische Garten- und Drechslerarbeit tun, dann wieder Kanzlei, dann eine Stunde Griechisch, abends mit der Frau. Cornelia hört er über den Haushalt klagen, für den sie nicht sorgen mag, sie kränkelt, geht nicht aus. Und als er ihr wie früher Konfessionen macht und für und gegen Lili alles beichtet, da fühlt er das ganze Unheil dieser Ehe im Zittern ihrer Stimme, als sie ihn beschwört, nicht Lili — und keine und niemals zu heiraten! Halb sagt er's zu, sie will ein Versprechen, das schlägt er aus.

Als Cornelia ein Jahr darauf ein Kind zur Welt bringt, mag sie's nicht behalten, gibt es fremden Leuten, weil es lustig sei. Sie wird gemütskrank, man versucht's mit einer Kur: kurzer Erfolg, Zusammenbruch. Von dem Bruder kommen nur noch selten Briefe.

Jetzt verläßt Goethe mit schweren Gliedern, mit lastenden Gedan-

ken über ihr Schicksal das Haus der Schwester, fährt nach der Schweiz hinüber, klagt aber schon nach zwei Wochen, der Hauptzweck seiner Reise sei verfehlt; „und komm ich wieder, ist's dem Bären schlimmer als vorher. Ich weiß es wohl, ich bin ein Tor, allein drum bin ich's doch — und warum soll man auch das Lämpchen auslöschen, das einem so artig auf dem Wege des Lebens vorleuchtet und dämmert . . Könnt ich nur recht tief in die Welt! Vermute aber, ich werde nächstens wieder bei euch sein.“

Je ferner er Lili rückt, so heftiger wünscht er wieder die reizende Gewohnheit ihrer Nähe. Dabei lernt und genießt er, sucht Menschen auf und Dinge, und auf dieser Sommerfahrt der Freunde, auf Seen und Gipfeln der deutschen Schweiz heißt es zuweilen: „gejauchzt bis nachts Zwölf“ oder „sauwohl und Projekte“. Nur das Herz will nicht in Gleichklang kommen, im Grunde ist Goethe doch immer einsam bei den Andern, und wie er sich mit Eros hin und wider streitet, plötzlich fällt ihm, nach Jahr und Tag zum erstenmal, in einem Hochtale seine Lotte ein, und als riefe er sie aus der Ferne bis in die norddeutsche Stadt, so klingt es: „Nicht wahr, Sie haben mich noch ein bißchen lieb, und so halten Sie's und küssen Ihren Mann auch von mir und Ihre Kleinen.“

Zugleich rettet er sein verwirrtes Herz in einen andern Hafen: einer wunderlichen, beinah unbekannten Freundin — Nagel heißt sie, Vorname ungewiß — schickt er nach Offenbach, wo sie dicht neben seiner Braut wohnt, schwermütige Zeilen, in denen es heißt:

„Still und eng und ruhig auferzogen,  
wirft man uns auf einmal in die Welt,  
uns umspülen hunderttausend Wogen,  
alles reizt uns, mancherlei gefällt . .  
Und da sucht das Aug oft so vergebens  
rings umher und findet alles zu:  
So vertaumelt sich der schönste Teil des Lebens  
ohne Sturm und ohne Ruh . .  
Sieh, da tritt der Geist in sich zurücke,  
und das Herz — es schließt sich zu.“

Wie schnell dies Leben rauscht! Lotte, für die er heut vor drei Jahren so heftig glühte, daß noch der Abglanz dieses Feuers die Welt beleuchten konnte — und eine ganz verschollene Freundin, beide nur Kulissen für seine neue Leidenschaft! An Lili selber schreibt er nicht, und auch nur einmal, auf einer Aussicht, wendet sich sein Vers an sie:

„Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,  
welche Wonne gäb mir dieser Blick!  
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,  
Wär, was wär mein Glück?“

In einem Kloster hebt er eine kleine Krone aus dem Schatz, hält sie empor: wie sie wohl Lili stehen möchte, wenn er sie vor den Spiegel führte. Niemals ist Goethe ein solcher Einfall wieder gekommen, vor keiner Fürstin. Lili allein scheint unter seinen Frauen ihm die Fürstin, neben ihr hätte er die andere Krone getragen: doch all dies durfte nur in seinen Phantasien leben. Am Hirschgraben zu Frankfurt hätte sie ihm die unsichtbare Krone fortgelächelt. Sollte er sie entführen? Als er, über 80jährig, diesen Teil seines Lebens schildert, betont er noch, sie wäre mit ihm nach Amerika gegangen. Doch ist Goethe nie Abenteurer gewesen, so wenig wie er je Don Juan war. Noch in dieser Woche wird er's erweisen.

Denn endlich hat er mit einem Freunde den Gotthard erklommen, nun sitzt er auf dem Paß und zeichnet mit mehr Innigkeit als Kunst sich und den Freund, die Berge und das Tal, wie sich's erst stürzend, sanfter dann, nach Süden öffnet.

Dies ist Italien, das Goethe hier zu seinen Füßen sieht, Italien, wohin sogar der alte Vater des Sohnes Reise wünscht, und wie da eben der geistliche Wirt des Hospizes heraufgeritten kommt und hat vor wenig Tagen im rosenfarbenen Marmor-Dom von Mailand das Knie gebeugt, und wie der Gefährte ihn jetzt ermuntert, ein Gleiches zu tun, die blühenden Inseln anzuschauen im langen blauen See: da sitzt er unschlüssig, Goethe, auf dem Gotthard, nach Süden den Blick gewandt, entscheidet nicht, läßt aufpacken, bleibt auf seinem Felsvorsprunge sitzen, allein. Deutschland fühlt er im Rücken, wohlvertraut — und doch muß alles, was er gedacht hat, ihn dorthin ziehen, von wo der Pater kam.

Doch, wie er es erwägt — so fügt nach einem halben Jahrhundert der Greis hinzu — „sei es nur gestanden: das, was mich so lange ganz umfängen, meine Existenz getragen hatte, blieb auch jetzt das unentbehrlichste Element, aus dessen Grenzen zu treten ich mich nicht getraute“. Am Halse spürt er Lilis Gabe, ein goldenes Herz, schnell steht er auf, begrüßt den Pater, wortlos wendet er sich nach Norden.

Kaum ist er wieder in Frankfurt, kaum hat er voll Wonne wieder das Mädchen umarmt, das ihn mit Lächeln aufnimmt wie einen etwas verrückten Bräutigam: sogleich bereut er seine unselige Rückkehr, sogleich bricht wiederum, doch nur mit heftigeren Schlägen, Verwirrung, Zweifel, Wunsch nach Einsamkeit durch sein janushaftes Wesen! Sogleich spricht er zur Gräfin Stolberg von einer Zuflucht, die er bei ihr finden möchte: „Ich muß noch viel herumgetrieben werden, und dann einen Augenblick an Ihrem Herzen! Das ist immer so mein Traum, meine Aussicht durch viel Leiden. Ich habe mich so oft am weiblichen Geschlecht betrogen.“

Zwei Wochen nach der Rückkehr entschlossener an Freund Merck: „Ich bin . . . gestrandet, und möchte mir tausend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war. Ich passe wieder auf neue Gelegenheit auszudrücken, nur möcht ich wissen, ob du mir im Fall mit

einigem Geld beistehen wolltest . . Allenfalls magst du meinem Vater . . beweisen, daß er mich aufs Frühjahr nach Italien schicken müsse; das heißt, zu Ende dieses Jahres muß ich fort.“ Wie ein Getriebener irrt er zwischen den Bourgeois-Familien, die ihn einschließen wollen samt dem Mädchen, denn noch oder wieder gelten sie als verlobt. Als Bären fühlt er sich zu ihren Füßen mit seidenen Bändchen angefesselt, doch die vielen Verwandten und Freunde sind auch in der Nähe, und Lilis Park, in den er sich verstrickt fühlt, macht ihn wütend:

„Die Büsche fliehn, die Bäume weichen mir,  
und so — zu ihren Füßen liegt das Tier.  
Sie sieht es an: Ein Ungeheuer, doch drollig!  
Für einen Bären zu mild,  
für einen Pudel zu wild,  
so zottig, täpsig, knollig!  
Sie streicht ihm mit dem Füßchen übern Rücken,  
er denkt im Paradiese zu sein.  
Wie ihn alle sieben Sinne jücken!  
Und sie — sieht ganz gelassen drein . .  
Und ich! Götter ist's in euren Händen  
dieses dumpfe Zauberwerk zu enden, —  
wie dank ich, wenn ihr mir die Freiheit schafft! . .“

Alles in ihm greift nach Lilis leichtem Wesen hin, alles in ihm stürzt sich von ihr hinweg. Vor der Stadt, wo Lilis Verwandte nach reicher Bürgerart das Land in die Stadt zurückverwandelt und zwischen Prunkbeeten und Ziersträuchern auf abgeschnürten Wegen sich eingesammelt haben: dort hat Goethe alle Zuckungen seiner Natur zum letztenmal in der luxuriösen Kulisse des Rokoko erlitten — doch nun als ein Fremder in längst überwundener Welt. Zwischen den zierlich stumpfen Festen dieser Familien stolpert er ein paar Tage herum, galoppiert in die Stadt zurück, schreibt den Verwandten ein langes Gedicht, in dem er sich's und ihnen zu deuten sucht und doch die reiche Welt, aus der er eben floh, mit affektierter Sehnsucht schildert. Zugleich fliegen seine Geständnisse an die Stolberg — vom Schreibtisch der Braut, die nichts von jener ahnt, hingekritzelt, tagelang liegengelassen, wieder überfliegen, plötzlich geendet:

„. . So kann's allein werden, wenn ich dir so von Moment zu Moment schreibe . . Vor einem stroheingelegten bunten Schreibzeug — da sollten feine Briefchen . . geschrieben werden, und diese Tränen und dieser Drang! Welche Verstimmung! O daß ich alles sagen könnte! Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitre Tage ich trübe, ich! . . Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr . . und ich sitze wieder in Offenbach, so vereinfacht wie ein Kind, so beschränkt als ein Papagei auf der Stange . .“

„Und doch, manchmal, wenn die Not in meinem Herzen die größt ist, ruf ich . . dir zu: Getrost! Ausgeduldet, und es wird werden! . . Diese Leidenschaft ist's, die uns aufblasen wird zum Brand, in dieser Not werden wir um uns greifen und brav sein . . Ich saß eine Viertelstunde in Gedanken, und mein Geist flog auf dem ganzen bewohnten Erdboden herum. Unseliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will! Entweder auf einem Punkt, fassend, festklammernd, oder schweifend gegen alle vier Winde . . Auf dem Tisch hier ein Schnupftuch, ein Panier, ein Halstuch drüber, dort hängen des lieben Mädchens Stiefel. Notabene heute reiten wir aus. Hier liegt ein Kleid, eine Uhr hängt da, viel Schachteln und Pappedeckel zu Hauben und Hüten — Ich hör ihre Stimme — Ich darf bleiben, sie will sich drinne anziehen . . Ich habe Ihnen beschrieben, wie's um mich herum aussieht, um die Geister durch den sinnlichen Blick zu vertreiben . . Der Unruhe.“

Vollends zum Herbst: da kommt mit der Messe ein Schwarm von Geschäftsfreunden in ihr Vaterhaus, die Lili alle wie alte Bekannte begrüßt; jeder hat ein Anrecht auf sie, den sonderbaren Bräutigam nimmt keiner recht ernst. „Es waren schöne Männer darunter, mit dem Behagen eines gründlichen Wohlstandes. Nun aber die alten Herren waren ganz unerträglich mit ihren Onkelsmanieren, die ihre Hände nicht im Zaum hielten und bei widerwärtigem Tätscheln sogar einen Kuß verlangten, welchem die Wange nicht versagt wurde . . Von Lustfahrten wurde gesprochen . . von Bällen und Abendpromenaden, von Verspottung lächerlicher Werber, und was nur eifersüchtigen Ärger in dem Herzen des trostlos Liebenden aufregen konnte, der gleichsam das Fazit so vieler Jahre auf eine Zeitlang an sich gerissen hatte . . Doch! Wenden wir uns von dieser noch in der Erinnerung beinahe unerträglichen Qual . .“

Dies letzte ist kein Tagebuch, es sind die Worte, die Zeichen eines Achtzigjährigen, der in diesem Berichte nach einem halben Jahrhundert noch vom Hades spricht und vom Vorhof der Hölle!

Damals aber, während er im Irrgarten der Liebe gefangen herumrennt, ist sein Ton zu Lilis Verwandten bald drollig, bald demütig: „Da ist Käs, liebe Frau, und gleich in Keller mit ihm! Der Kerl ist wie ich, solange er die Sonne nicht spürt und ich Lili nicht sehe, so sind wir feste, tapfre Kerls . . Gestern führte mich ein böser Geist zu Lili in einer Stunde, da sie mich so ganz entbehren konnte, da es denn an meinem Herzen ward, als wenn's gemangt würde, und ich mich eilig fortmache.“ — Zettel an eine Freundin: „Ich komme von Offenbach! Kann Ihnen weder Blick noch Zug geben von der Wirtschaft. Mein Herz immer wie ein Strumpf, das Äußere zu innerst, das Innere zu äußerst gekehrt. Bitte! Bitte! Sehen Sie sich in der Messe um nach was für Lili!! Galanterie, Bijouterie, das Neueste, Eleganteste! Sie fühlen's allein und meine Liebe dazu! Aber heilig unter uns, der Mama nichts davon! . . Und schreiben Sie, was es kostet!“



Zugleich geht seine volle Sehnsucht nach jener hohen Stille, die er sich am Herzen der jungen Gräfin Stolberg malt, zu ihr träumt er sich, er nennt es eine selige Stunde. „Unglücklicherweise macht der Abstand von mir das Band nur fester, das mich an sie zaubert . . Sollt's nicht übermäßiger Stolz sein zu verlangen, daß dich ganz das Mädchen erkannte und so erkennend liebte? Erkenn ich sie vielleicht auch nicht? Und da sie anders ist wie ich, ist sie nicht vielleicht besser? . .

„Sie raten nicht, was mich beschäftigt: eine Maske auf kommenden Dienstag, wo wir Ball haben . . Meine Maske wird eine Art altdeutsche Tracht . . Ach wie danke ich Gott, daß er mir diese Puppe auf die paar Tage gegeben hat . . Halb viere . . In Brunnen gefallen, wie ich's ahndete. Meine Maske wird nicht gemacht. Lili kommt nicht auf den Ball . . Ich tat's, sie zu ehren, weil ich deklariert für sie bin . . 16. Sept. Heut nacht necksten mich halb fatale Träume . . Doch wie ich die Sonne sah, sprang ich mit beiden Füßen aus dem Bette, lief in der Stube auf und ab, bat mein Herz so freundlich, und mir ward's leicht, und eine Zusicherung ward mir, daß ich gerettet werden, daß noch was aus mir werden sollte . . Hier noch müssen wir glücklich sein . . Gehe jetzt nach Offenbach, um Lili heute abend nicht in der Komödie, morgen nicht im Konzert zu sehen . . 17. Offenbach. Ist der Tag leidlich und stumpf herumgegangen, da ich aufstund, war mir's gut, ich machte eine Szene an meinem Faust. Vergängelte ein paar Stunden. Verliebte ein paar mit einem Mädchen . . das ein seltsames Geschöpf ist . . Mir war's in all dem wie einer Ratte, die Gift gefressen hat, sie läuft in alle Löcher, schlürft alle Feuchtigkeit . . und ihr Innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer. Heut vor acht Tagen war Lili hier. Und in dieser Stunde war ich in der grausamst feierlich süßesten Lage meines ganzen Lebens, möcht ich sagen! . . Wie ich durch die glühendsten Tränen der Liebe Mond und Welt schaute und mich alles seelenvoll umgab.

„18. Sept. . . Wird mein Herz endlich einmal in ergreifendem wahren Genuß und Leiden die Seligkeit, die Menschen gegönnt ward, empfinden und nicht immer . . himmelauf und höllenab getrieben werden? . . Lili heut nach Tisch gesehn . . Hab kein Wort mit ihr zu reden gehabt — auch nichts geredt! Wär ich das los . . Und doch zittre ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte . . Sieben morgens. Im Schwarm! Gustchen! Ich lasse mich treiben und halte nur das Steuer, daß ich nicht strande. Doch bin ich gestrandet, ich kann von dem Mädchen nicht ab — heut früh regt sich's wieder zu ihrem Vorteil in meinem Herzen . . Ich bin ein Armer, Verirrter, Verlorener. Nachts achte. Aus der Komödie nun die Toilette zum Ball . . Wenn ich wieder so fühle, daß mitten in all dem Nichts sich doch wieder so viel Häute von meinem Herzen lösen, so die konvulsiven Spannungen meiner kleinen närrischen Komposition nachlassen, mein Blick heitrer über Welt, mein Umgang mit den Menschen sichrer, fester, weiter wird, und

doch mein Innerstes immer ewig allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold —: da laß ich's denn so gehn, betrüge mich vielleicht selbst — und danke Gott. Gute Nacht.“

Im Umkreise dieses langen Lebens ist kein Dokument, das unverhüllt das Zwiegespräch in Goethes Herzen darstellte, und so wird dieser Brief, als Spiegel seines inneren Kampfes, dem Nachgeborenen so wichtig wie Werther und Tasso. Denn während Stella, ein geformtes Schauspiel, unter der Unmittelbarkeit leidet, aus der es zu rasch hervorschoß, bedeutet dieser Brief, der nur formlos Stimmungen festhält, über die Geschichte dieses Menschen hinaus ein Exempel, wie ein dämonisches Herz aufzuckt bei der Berührung der Welt — und doch bleibt diese Welt, bleibt dieses Mädchen, das ihn toll macht, nur Feuerstein, an dem die Elemente Funken fangen. Wieder brennen, wie vor sieben Jahren, seine Sinne am Busen einer jener Halb-Jungfrauen des Rokoko, doch jetzt schwillt in wilderen Synkopen der Kampf an zwischen melodischen und dumpfen Kräften, zwischen Wonne und Werk, zwischen Glück und Sendung. Grade in diesen Wochen der grazilen Spiele, die ihm das schöne Kind abdringt, schreibt er „viel“ am Faust, grade in diesen Stunden des unerfüllten Eros übersetzt er Salomonis Hohes Lied!

Die Tage jenes Briefes bedeuten den Höhepunkt der Krisis, vielleicht ist's jene Ballnacht, die Goethes Schicksal äußerlich entscheidet. Von nun an härtet sich der Ton, Trotz tritt männlicher vor, Gefühl steigt, die Zeit bereitet Wendungen, und wie ein Herold der großen Welt, die draußen liegt hinter dem Verzicht auf Lilis Küsse, tritt Goethe ein Fürst entgegen.

„Auf dem Ball bis sechs heut früh, nur zwei Menuetts getanzt, Gesellschaft gehalten einem süßen Mädchen, die einen Husten hatte . . Wenn ich dir lebhaft — Nein . . du hieltest's nicht aus. Ich auch nicht, wenn alles auf einmal stürmte, und wenn Natur nicht in ihrer täglichen Einrichtung uns einige Körner Vergessenheit schlucken ließ . . Gegessen, etwas besorgt, mich angezogen, den Prinzen von Meiningen mich dargestellt, ums Tor gegangen, in die Komödie. Lili sieben Worte gesagt. Und nun hier. — 21. Ich habe mir in Kopf gesetzt, mich heut wohl anzuziehen, ich erwarte einen neuen Rock vom Schneider, den ich mir hab in Lyon sticken lassen, grau mit blauer Bordüre, mit mehr Ungeduld als die Bekanntschaft eines Manns von Geist, der sich auf eben die Stunde bei mir melden ließ . . Mein Perückenmacher hat eine Stunde an mir frisiert, und wie er fort war, riß ich's ein und schickte nach einem andern, auf den ich auch passe. — 23. Es hat tolles Zeug gesetzt. Ich hab nicht zum Schreiben kommen können. Gestern lauter Altessen.“

Altessen? Und eine Sorgfalt auf Schneider und Friseur, wie sie zuvor kein Zettel angedeutet und wie sie dieser Brief nur halb ironisiert? Tolles Zeug? Und wie er die Prinzen von Meiningen zwischen eine Besorgung und einen Spaziergang rückt, in Kommata gleichgültig eingeschlossen! Hebt etwas Neues an? Und er fühlt's — und macht in diesen leidenschaftlich wochenlangen Beichten plötzlich eine Pause von fünfzehn Tagen: dann fährt er auf demselben Bogen fort: „8. Okt. Bisher eine große Pause. Ich in wunderbaren Kälten und Wärmen. Bald noch eine größere Pause. Ich erwarte den Herzog von Weimar.“ Völlig wie ein Fürst. Völlig wie in einem Roman.

Fast ist es ein Jahr, daß eines Nachmittages plötzlich im Dämmerlichte seiner Stube ein Fremder steht, nennt sich Knebel, vom Herzoglichen Hof in Weimar, bringt Goethe nach ein paar Tagen ins Gasthaus zu seinem Herrn. Ein 18jähriger Jüngling, Carl August, ist eben zur Regierung gelangt — und wie sich an der Tür des Gasthofzimmers vor dem Fürsten der Dichter verneigt und wieder den Kopf erhebt, senken vier Augen sich ineinander, doch wie mit ausgetauschten Rollen: neugierig die des Fürsten, forschend des Dichters, dieser fragend suchend, jener rasch findend. Pause. Liegt nicht ein patriotisches Werk auf dem Tische? Rasch gewinnt der weltgewandte Dichter den naiven Fürstensohn, indem er über nationale Monumente geistvoll plaudert.

Der Hauptmann von Knebel, in des Herzogs Gefolge, ist Goethe schnell Freund geworden, aber über das herzlich Mitteilende hinaus sind Goethes Briefe an diesen Mann voll Fragen; diese Hofluft ist ihm neu gewesen, doch ist er keineswegs der träumerische Dichter, den er in ein paar dankbar überraschten Worten glänzend spielt. Sein Auge hat sogleich errafft, was in diesen fremden Gärten für ihn blühen kann. Nach Karlsruhe reisen sie, wo der Herzog die Braut hat? Da ist ja Schlosser, und Goethe fragt in seinem ersten Briefe an Knebel nicht bloß an, was für ein Mann denn der Präsident in Karlsruhe sei, unter dem sein Schwager arbeitet, er bittet auch gleich: „Sondieren Sie mir womöglich den Markgrafen und Präsidenten über meinen Schwager, den Schlosser. Auch unbedeutende Worte geben Licht.“

Hier ist die erste weltmännische Wendung, die wir von Goethe besitzen, in seinen ersten Brief an einen Hofmann eingeflochten und mit vollkommener Sicherheit im Stile dieser Welt gehalten, der er jetzt adäquat werden soll: Sondieren Sie mir . . auch unbedeutende Worte — und das Protegierende: meinen Schwager, den Schlosser. Das erstemal, daß Goethe eine äußere Beziehung in die Welt wert genug hält, sie spontan festzuhalten, das erstemal sogar, daß er einem Manne nach wenigen Wochen aufs neue schreibt: „Ich bitte Sie gar sehr um ein Wort von Ihnen . . Bin ich in gutem Andenken unter Ihnen?“ Und ein drittes Mal: „Lieben Sie mich noch? Schreiben Sie mir viel von Ihnen. Vom teuren Herzog. Erinnern Sie ihn meiner in Liebel!“

Keinerlei Zeichen schneller Liebe war zu sehen, als sich die Beiden im

Gasthof zu Frankfurt, dann auch in Mainz begegneten. Goethe fühlte nur: Auf alle Fälle . .

Beim Markgrafen hat er dann Carl August wiedergesehen, auch die Braut begrüßt: „Luise ist ein Engel, der blinkende Stern konnte mich nicht abhalten, einige Blumen aufzuheben, die ihr vom Busen fielen, und die ich in der Brieftasche bewahre, wo das Herz ist.“ Allen gefällt der feurige junge Mann. Herzlich sieht er sich nach Weimar eingeladen, zum erstenmal bei Hof benimmt er sich hier beim Markgrafen von Baden „ganz leidlich für einen Neuling. Auch ward man gewissermaßen aufgefordert, natürlich und doch bedeutend zu sein“. Den jungen Herrn weiß er gleich recht zu fassen, wählt aus seinen Arbeiten für Carl August das Singspiel Claudine, das wird ihm gut eingehen: leicht, etwas üblich, romantisch, mit Räubern.

Mit dem Adel hatte Goethe verkehrt, mit Fürsten niemals, doch ein nahes Lebensverhältnis, etwa eine Ehe, schien damals diesem Bürgersohne und Schneidersenkel verschlossen. An seinen Freund Stolberg schrieb er über dessen Schwester, mit einem Gedankensprunge: „Gustchen ist ein Engel. Hol's der Teufel, daß sie Reichsgräfin ist!“

Jetzt, auf der Höhe seiner inneren Krise, im Geiste immer auf der Flucht vor Lili, trifft er den Herzog wieder, die Einladung nach Weimar wird dringend wiederholt: nun ist's beinah Berufung, die an ihn ergeht.

Für Goethes Ohr ist es ein Hornruf durch den Nebel. Alles hat ihn zu neuer Flucht, zur fünften seiner Jugend hingedrängt, immer stachlicher ist diese Verlobung geworden, diese Liebe immer peinvoller, jener lange Brief war nur ein Schrei nach Freiheit, Flucht nach Nord und Süd war, wo nicht vorbereitet, doch als Rettung vielfach durchgedacht —: da fällt ein Fürstenwort, freundlich und fest, das Lächeln einer jungen Fürstin lädt ihn ein, fern tut sich vor der Kraft der Einbildung ein Hof auf, den Wielands Geist bestrahlt, vor den Brauteltern wird es ein Ansehen haben, vor den eigenen ist's endlich ein Vorwand, Frankfurt zu verlassen. Muß man durchaus in dieser engen alten Stadt grau werden, immer Advokat, immer im selben Giebelhause — und all dies nur um Lili? Alles nur, um diese Blondheit und Bläue, diese Schlankheit und Frische endlich und ewig zu besitzen?

„Einen guten Nachmittag, der selten ist — mit Großen, das noch seltener ist — Ich konnte zwei Fürstinnen in Einem Zimmer lieb und wert haben . . Ich bin schon seit vierzehn Tagen ganz im Schauen der großen Welt.“ Aber gleich darauf das Aufbegehren: „Wenn ich nach Weimar kann, so tu ich's wohl, gewiß aber . . keinem Menschen zu Liebe, denn ich hab einen Pick auf die ganze Welt . . Mein Herz ist übel dran. Es ist auch Herbstwetter drinn, nicht warm, nicht kalt.“

Doch rasch nimmt, als es entschieden ist, das Tempo, nimmt die Frische zu. „Da wird's doch wieder allerlei Guts und Ganzes und Halbes geben, — hatte er an Merck geschrieben — das uns Gott gesegne . . Kannst Du mir zehen Carolin schicken, so tu's mit dem nächsten.“

Das Herzogspaar reist ab, ein Reisewagen, ein Kavalier sollen kommen, Goethe abzuholen. Er packt, sagt aller Welt Adieu, zieht Reisekleider an: der Wagen kommt nicht. Der Vater, dem als Reichsstädter dies ganze Fürstenwesen peinlich ist, denn im Grunde kann man doch nur in Frankfurt recht zu Ehren kommen, spottet über den Hofwagen, sucht, wie er's schon vorher getan, gegen des Sohnes Plan leise zu wirken, bietet ihm gradezu die Reise nach Italien an, bedeutet ihm, wie dies grade seiner Kunst mehr helfen würde als eine Reise in einem Wagen, der nicht kommt, in eine kleine Stadt ohne Bedeutung.

Soll er's tun? Peinlich ist es ihm schon, die guten Freunde lächeln, er geht nur noch abends aus, in den Mantel gehüllt wie ein Fremder, in seiner Vaterstadt. Lili, zu der er auch diesmal kein entscheidendes Wort wagt, denn sie sind böse miteinander, besucht er nicht mehr. Wie er aber vor ihr Haus schleicht, hört er sie eines seiner Lieder singen, ihren schlanken Schatten sieht er hinter der Gardine, seine Sinne tragen das Bild nach Haus. Er setzt sich an den Tisch, schreibt, dichtet die ersten Szenen des Egmont, liest sie dem Vater vor, geht wieder aus, kommt wieder heim. Ist er sein eigener Geist?

Ist's nicht, als hätte sich in zwanzig Tagen alles aufgelöst, was ihn an seine Vaterstadt noch bannte? Wie er sie durchschleichen muß, gleich einem Verbannten, einem Verstorbenen! Er setzt sich an ein „holdes Kaminfeuer, auf einen niederen Sessel, ans Kindertischchen“: da fällt ihm plötzlich der Dichter Bürger ein, dem schuldet er lange einen Brief, dem widmet er den ersten Augenblick der Sammlung „nach den zerstreuesten, verworrensten, ganzesten, vollsten, leersten, kräftigsten und läppischesten drei Vierteljahre, die ich in meinem Leben gehabt habe. Was die menschliche Natur nur von Widersprüchen sammeln kann, hat mir die Fee Hold oder Unhold, wie soll ich sie nennen? zum Neujahrsgeschenk von 75 gereicht. . . Wie's von nun an mit mir werden wird, weiß Gott! Es wird noch unruhiger werden, noch verwickelter, und dann will ich mich mit Freuden des gegenwärtigen Augenblicks erinnern, in dem ich schreibe: Glockenschlag sechs. Mittwoch den 18. Okt. 1775.“

Vorgefühl der Wegscheide ist in ihm, historisches Denken über sich selbst, ungewiß, wie über den Reisewagen, so über die Richtung der Lebensfahrt, die morgen weiterführen soll — wohin? Doch auch Getrostheit ist in ihm, ein männliches Bekenntnis zur Stunde, ein Glaube, daß es gut wird, irgendwie. Denn als der Wagen immer noch nicht kommt und privat zu reisen doch nicht behagen mag, und wieder der Vater drängt und wieder Italien winkt, da sucht sich Goethe einen Mittelweg: er fährt nach Süden, von wo der Wagen kommen muß, nach Heidelberg zuerst, wo man mit Lilis Freundin doch über Lili sprechen kann, und wie er Rast macht an der Bergstraße, bekennt er sich, es frage „das liebe unsichtbare Ding, das mich leitet und schult, nicht, ob und wann ich mag. Ich packte für Norden und ziehe nach Süden. . . Am Kornmarkt machte der Spenglersjunge rasselnd seinen Laden zurecht, begrüßte die Nachbarsmagd in dem

dämmrigen Regen . . Wer Gedächtnis hat, sollte niemand beneiden — — Lili adieu, Lili, zum zweiten Mal! . .

„. Und du! Wie soll ich dich nennen, dich, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Holde Blume sollst du heißen . . Einige Tage später! Und schon — o lebe wohl — Bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden . . Hier läge denn nun der Grundstein meines Tagbuchs . . Was nun aber eigentlich der politische, moralische, epische oder dramatische Zweck von diesem Allen? Der eigentliche Zweck der Sache, meine Herren, (hier belieben alle, vom Minister . . bis zum Brief- und Zeitungsträger ihre Namen einzuzeichnen) . . ist, daß sie gar keinen Zweck hat. So viel ist gewiß, treffliches Wetter ist's, Stern und Halbmond leuchten . . Heut abend bin ich kommunikativ, mir ist, als redte ich mit Leuten, da ich das schreibe. — Will ich doch allen Lauen den Lauf lassen.“

Das ist ein neuer Ton: Dämon, scheint es, ist Tyche gewichen. Wird es nach Süden gehen? Auf alle Fälle sagt man auf der Post in Heidelberg, wenn doch ein Wagen käme . . Er kommt. Ein höflicher Hofmarschall holt den Gast mit Entschuldigungen ab. Der schreibt mit Bleistift, halb verwischt seinem Freunde:

„Nachts . . schwebend im herrlich unendlich heiligen Ozean unseres Vaters, des Unergreiflichen, aber des Berührlichen. O Bruder! Nennbare, aber unendliche Gefühle durchwühlen mich . . Das erbärmliche Liegen am Staube, Fritz! Und das Winden der Würmer, ich schwöre dir bei meinem Herzen! wenn das nicht Kindergelall und Gerassel ist, der Werther und all das Gezeug, gegen das innre Zeugnis meiner Seele!“

Und an der Seite des höflichen Hofmarschalls fährt Goethe nach Weimar.

## FÜNFTES KAPITEL / TATKRAFT

„Das Glück des Lebens liegt  
dunkel auf mir.“

Wie eine Schlittenfahrt geht mein Leben, rasch weg und klingelnd und promenierend auf und ab. Gott weiß, wozu ich noch bestimmt bin, daß ich solche Schulen durchgeführt werde. Diese gibt meinem Leben neuen Schwung, und es wird alles gut werden. . . Ausspinnens ist jetzt nicht Zeit, der ich in verbreiteter Wirtschaft und Zerstreuung von morgens zu Nacht umgetrieben werde. . . Ich bin hier wie unter den Meinigen, und der Herzog wird mir täglich werter und wir einander täglich verbundener. . . Ich treib's hier freilich toll genug. . . Wirst hoffentlich bald vernehmen, daß ich auf dem *Theatro mundi* was zu tragieren weiß und mich in allen tragikomischen Farcen leidlich betrage.“

Mit lockern Zügeln, jung, schnell, überlegen reitet Goethe in die neue Arena ein, und was hinter solchen Worten steckt, die seinen Briefen aus den ersten acht Wochen entnommen sind, ist weniger erschrecklich, als draußen die Leute glauben. Den überspannten Goethe hat sich der neue Herzog von Weimar ins Haus genommen, — sagt und schreibt man in Deutschland — zum Schloßfenster werfen sie Teller herunter, lassen sich Löcher ins Eis schlagen, um zu Neujahr zu baden, Lustknaben halten sie und haben zusammen dieselbe Mätresse, und die arme junge Herzogin weint. Der Bürger findet einen Punkt, um sein doppeltes Mißtrauen gegen Fürst und Genius sich zu bestätigen, und als dann Goethes Jugendfreunde zu Besuch kommen, bildet sich bald in Deutschland das spöttelnde Wort von dem „Geniewesen“ in Weimar.

In Wahrheit hat es in solchem Sinne kaum drei Monate gedauert. In wilden Jagden und Hetzen, in Reiten und Peitschenknallen, in Saufen und Parodien hat man sich erschöpft, und ein paar Bauernmädchen haben Fürsten und Dichter geherzt. Der Kammerherr zieht die Decke vom Abendtische und läuft davon, oder beim Plumpsack-Spiele ruft der Hofmann: „Schlagt doch! So leicht könnt Ihr nicht bald Euren Fürsten prügeln!“ Ein 18jähriger Fürst, vulkanisch, einem scheuen Mädchen angetraut, fühlt sich zu einem 26jährigen Dichter hingezogen, von dem er zwei Bücher eingetrunknen, die Zartheit hinter Kraft, Kraft hinter Zartheit verstecken. Wen er da vor sich hat, kann weder sein Wesen noch sein Alter erraten. Goethes kräftiges Deutsch, sein mutiger Blick, natürliche Männlichkeit, auch eine gewisse Romantik, die seinen Namen umschweift,

ohne in ihm selbst zu leben, fesseln den Herzog im Trotze gegen eben abgestreifte Erziehung und Tradition, rebellischer Instinkt hält ihn an diesem Bürgerssohne, vielleicht hofft er heimlich auf Zusammenstöße mit den alten Elementen seines ererbten Hofes.

Sie bleiben aus. Ein Offizier von altem Adel fühlt sich als Kunstrichter bei Hofe verdrängt, Eifersucht pfeift durch die Luken, doch ziehen alle: Hof, Adel, Gesellschaft ihre Hüte vor dem Parvenu, und sorgsam schließen sie die Tür, bevor sie den ersten Unmut über dies genialische Treiben einander vertrauen. Ist er nicht Favorit des jungen Herrn? Wie lange kann's denn währen, und die Raison des Staates trennt Fürsten und Dichter. Übrigens ist er charmant. Warum hieß es denn immer, der Dichter des Götz sei von einer Natürlichkeit, die jede Grobheit zuchtlos billige? Frei doch erzogen bewegt er sich in dem ihm neuen Kreise. Bald einigen sich mehrere Hofleute dahin, man könne — *salva nobilitate*, versteht sich — mit ihm leben, denn niemals prätendiere er, Hofmann zu sein. Bald sagen sich vertraute Damen, dieser Wildling, dessen trunkene Torheiten aus dem Thüringer Wald in die Gespräche ihrer Boudoirs zu versetzen sie nicht müde werden, sei doch am Ende für Weimar ein Gewinn, immer galant, immer geistreich, nur selten verrückt, und auch dann nicht über die Grenze des Erlaubten.

Endlich hat man einen eleganten Maitre de plaisir, Bälle und Maskeraden häufen sich, alle Welt trägt die Wertherische Montierung, und wem dafür das Geld fehlt, dem schenkt sie der Herzog wie eine Uniform. Ein neuer Stoffkreis für höfische Gespräche ist erschlossen. Und wer könnte denn noch, wie dieser junge Dichter, den neuen Musenalmanach, der eben beim Tee herumgeht, aus dem Kopfe fortsetzen und in allen Versarten An- und Abwesende ironisieren?

Dort drüben sitzt des Landes erster Minister, er denkt: Mag er ihn immerhin unterhalten, so ist der Herzog beschäftigt und fährt mir nicht mit seiner jungen Torheit in die Leitung. Auf die Geschäfte sieht er's ja wohl nicht ab, dieser Dichter; daß er Jurist war, wird er jetzt im Glücke rasch vergessen, und wenn er meine Kreise nicht stört, mag er immer eine Weile den Hof beleben. Mit Wieland ist es ja auch gegangen. — Was sagt denn übrigens Wieland? Den hatte ja der junge Mann vor kurzem so arg mitgenommen . .

Wieland, seit ein paar Jahren das geistige Haupt von Hof und Stadt, er, dem eigentlich die Gefahr droht, denn er hatte bisher allein entscheidenden Einfluß auf den heranwachsenden Fürsten, — Wieland ist entzückt und spielt noch doppelt den Begeisterten, denn Weltmann wie er ist, fühlt er wie eine in die Jahre tretende Geliebte des Fürsten: das Klügste ist in solcher Zeit, der Nachfolgerin zu applaudieren. Das Schicksal macht es ihm nicht schwer, beim feinsten kritischen Gefühl für Dichtung hat er es auf Distance längst gespürt: der hier kommt, ist der Stärkere. Künstler des Lebens, nicht geneigt, sich's durch verzweifelten Wettkampf zu versauern, in Welt und Dichtung Schüler Epikurs, greift er bei



Goethes Ankunft in seine virtuos beherrschten Saiten und schwärmt hinauf zu dem neuen Gestirn.

Im nächsten Hefte seines „Merkur“ läßt er eine Ode auf Goethe drucken, damit sie es alle wissen sollen, die deutschen Literatoren draußen: daß Wieland, den eine vielgewandte Fahrt in diesen hellen Hafen trieb, kein Pechvogel sei, den jüngere Konkurrenz plötzlich aus Fürstengunst verdränge. Doch da er weiß, daß Deutschland seine Klugheit kennt, wagt er's und läßt durch die galanten Verse auch eine Spur von seiner Skepsis schimmern.

Denn Wieland spürt nicht nur Goethes Schicksal an diesem Hofe voraus, er ahnt auch einen Teil von seinem Wesen. In einem halben Dutzend fast gleichzeitiger Briefe schreibt er zunächst den literarischen Häuptlingen, in eben dem exaltierten Tone, den er bisher verspottet hat: wie er von Goethe hingerissen sei und daß er ihn wie einen größeren Sohn liebe, verehere. Ja, seine Klugheit bittet die Freunde, frühere kritische Briefe zu vernichten, dort stehe albernes Zeug über Goethe, man müsse sich eben von Angesicht sehen. Trotzdem nimmt er später, bei dauernder Freundschaft für Goethe, die Huldigungs-Ode in seine sämtlichen Werke nicht auf!

Für jetzt hat er, mit seinem gefürchteten Namen, Goethe in Weimar legitimiert, auch mit seinen Jahren. Mit 42 ist er der Älteste in diesem jungen Kreise. Der Oberstallmeister von Stein ist 40, seine Frau 33, Knebel 32, die Herzogin-Mutter 36, Herzog und Herzogin unter 20 Jahren. Goethe steht zwischen ihnen, er ist sieben Jahre älter als der Herzog, sieben Jahre jünger als die Oberstallmeisterin.

Aber seine Seele ist die älteste Seele weit umher, und so erscheint auch sein Geist erfahrungsreicher, als er mit 26 Jahren sein kann. Merkt denn an diesem klugen Hofe niemand, daß der junge Favorit Menschen und Dinge von Weimar zwar scharf unterscheidet — doch daß er zugleich mehr sieht und mehr meint als nur dies Weimar? Ist denn der tolle Goethe wirklich toll? Macht er den Damen den Hof auf Bällen, so geschieht es zerstreut, als Palliativ. Küßt er der Herzogin die Hand, so heißt's: „Louise war ein Engel, ich hätte mich ihr etlichemal zu Füßen werfen müssen! Aber ich blieb in Fassung und kramte läppisches Zeug aus. Sie widersprach über eine Kleinigkeit dem Herzog heftig, doch macht ich sie nachher lachen.“ In drei Sätzen, vertraulich mitgeteilt: Dämonie, Weltsinn, ein neuer Beruf.

Plötzlich ist ihm dies ganze Treiben, das dem Bürger zur Ehre gereichen müßte, fatal, Herzog und Hof läßt er im Rücken, und der anfangs November in der Stadt erschien, ist schon Weihnachten mit ein paar Kameraden in die Berge dem Hof entflohen. Frisch, heiter, durcheinander schreibt er dem Herzog einen herzlichen Brief: er träume von Heerzügen, die glücklich ablaufen, einer von der Gesellschaft sei in Geilheit stark befangen, indes er selbst zum Pfarrer schickte um einen Homer, kriegte aber nur die Bibel, schlägt sie auf, schreibt diese Stelle aus Jesaias auf: „Siehe,

der Herr macht's Land leer und wüste und wirft um, was drinnen ist, und zerstreuet seine Einwohner — der Most verschwindet, die Rebe verschmachtet, und alle, die herzlich froh waren, ächzen . . Niemand singt mehr zum Weintrinken, das beste Getränk ist bitter im Munde . .“

Und er fährt fort: „Die Schlittschuh sind vergessen, ich habe gestrampft und geflucht und eine Viertelstunde am Fenster gestanden und gemault.“ Das Porträt eines früheren Herzogs von Weimar hat er hier gesehen, „es hat was Starres, Scheues, bezeichnet einen Mann, der eigentlich nicht nachdenkt, mehr durch den ersten gegenwärtigen Eindruck sich bestimmen läßt . . bei übrigens trefflichen Anlagen Tyrann.“ Sie haben die Kleider gewechselt, in Kalbs blauem Rock, mit rotem Kragen sehe er aus wie ein Kapital-Spitzbube. „Nun aber und abermal gute Nacht!

Gehab dich wohl bei den hundert Lichtern,  
die dich umglänzen,  
und all den Gesichtern,  
die dich umschwänzen  
und umkredenzen.  
Findst doch nur wahre Freud und Ruh  
bei Seelen grad und treu wie du.“

Leise, ohne daß es der Herzog spürt — denn der wird nur die übermütigen Partien des Briefes immer wieder lesen, sehnsüchtig, wär' ich doch dabei —, ganz leise läßt der Mentor aus den Bergen dem Jüngling Warnung und Mahnung zufließen, zwischen Kapriolen und Gelächter. Und während er unterm Winterhimmel den Morgenstern betrachtet, den er sich ins Wappen nehmen will, wühlt in ihm die eine Frage: Soll ich bleiben? „Es geht mir verflucht durch Kopf und Herz, ob ich bleibe oder gehe.“

Der Herzog hält ihn, denn sein bestes Teil spürt in dem neuen Freund einen Erzieher, der's ihn doch nie fühlen lassen würde; aber noch sagt Goethe nicht zu. „Ich bin immerfort in der wünschenswertsten Lage der Welt, — schreibt er einer Freundin nach Haus — schwebe über all den innersten größten Verhältnissen, habe glücklichen Einfluß und genieße und lerne und so weiter. Jetzt nun aber brauch ich Geld.“ Sie soll mit der Mutter zusammen dem Vater 200 Goldgulden abdringen. In kurzen Sätzen fordert er's, hochmütig fragend, ob der Vater keinen Sinn für seinen Glanz habe, und wenn der Vater nichts hergibt, soll Merck borgen.

Doch während alles Frühere zurücksinkt, denkt er des Einzigen, dem er sich immer dankbar fühlt, und ehe er selbst noch sicher ist zu bleiben, sucht er Herder herzubringen, um zugleich ihm und dem Herzog zu nutzen, doch wohl auch um sich selbst zu ermutigen, denn sein unbestechlicher Geist spürt schon die Kämpfe voraus, die hier seiner warten — und lockt und warnt ihn gleichermaßen.

Nach zehn Wochen scheint sich's zu entscheiden, doch nur Einem vertraut Goethe, was ihn hier hält: „Ich bin nun ganz in alle Hof- und po-

litische Händel verwickelt — schreibt er dem Weltfreunde Merck — und werde fast nicht wieder weg können. Meine Lage ist vorteilhaft genug, und die Herzogtümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stünde. Ich übereile mich drum nicht, und Freiheit und Gnüge werden die Hauptkonditionen der neuen Einrichtung sein, ob ich gleich mehr als jemals am Platz bin, das durchaus Scheiße dieser zeitlichen Herrlichkeit zu erkennen.“ Freilich, es ist Mephisto, für dessen Geist er dies cynische Programm entwirft, doch es ist auch Mephisto, der es entwirft. Denn nur der Ton an seine Familie weicht ab: „Ich werd auch wohl dableiben und meine Rolle so gut spielen, als ich kann . . Wär's auch nur auf ein paar Jahre, ist doch immer besser als das untätige Leben zu Hause . . Hier hab ich doch ein paar Herzogtümer vor mir.“

Mit allen Mitteln fesselt ihn der Herzog, schenkt ihm ein Gartenhaus vor der Stadt, schreibt an die Eltern, ruft, gegen den Widerspruch der meisten Pfarrer, den freisinnigen Herder an die Spitze seiner Geistlichkeit. Vier Monate nach Goethes Ankunft, zu Anfang März: „Den Hof hab ich nun probiert, nun will ich auch das Regiment probieren und so immer fort.“ Das Intimste wieder an Mephisto. Ist es das Intimste? Was sagt Faust zu dem Plane?

Der weiß genau, was er aufgibt, tritt keineswegs als ein Trunkener in dies Verhältnis: nur als einer, der großen Stiles zu handeln wünscht. Den Herzog kennt er, und will er ihm liebend dienen, so erkennt er doch in der ungleichen Stellung zugleich die Gefahr. Dennoch will er's wagen. Einen kleinen Fürsten groß zu ziehen, den Schimmer der Menschlichkeit einem kleinen Lande stärker zu leihen, von Geistes wegen zu tun, was sonst nur von Geburts oder von Interesses wegen getan ward: lauter halb verdeckte Nebenmotive.

Mit der Tat in die Breite zu wirken, umfassend Welt sich zu erschließen, gegen Menschen kämpfend sich zu ermüden, wie bisher gegen unsichtbare Schatten: das sind Goethes Motive, als er beschließt zu bleiben. Mit solchen Wünschen treibt ihn der Dämon vorwärts, von Flammen will er ihn verzehren lassen. Schweigend läßt es der Genius geschehen, er kennt den Ausgang, er kann es wagen, und mitten im ersten Wirbel, „da ich mich immer von Tag zu Tag aufzubieten habe, tausend Großem und Kleinem, Liebe und Haß, Hundsföttei und Kraft meinen Kopf und Brust entgegensetzen muß“ —: in derselben Woche solch wohlthätigen Getümmels schreibt Goethe auf einer Wanderung die Worte nieder:

„Der du von dem Himmel bist,  
alles Leid und Schmerzen stillest . .  
Ach ich bin des Treibens müde.  
Was soll all die Qual und Lust?  
Süßer Friede  
komm, ach komm in meine Brust!“

Ein einziger lebt in Weimar, der begreift, was hier im Stillen anhebt. „Aber oh! — schreibt Wieland nach drei Monaten an Lavater — wieviel mehr könnte, würde der herrliche Geist tun, wenn er nicht in dies unser Chaos gesunken wäre, aus welchem er — mit allem seinen Willen, aller Kraft — doch keine leidliche Welt schaffen wird. Aber — war ich nicht schon 38 Jahr alt, da ich mich noch durch eine magische Einbildung und die noch stärkere Magie des verführerischen Gedankens, viel Gutes im Großen auf Jahrhunderte zu tun, an diesen Hof ziehen, in dieses gefahrvolle . . und bei Tageslicht besehen doch immer unmögliche Abenteuer verwickeln ließ? Goethe ist erst 26 Jahr alt. Wie sollt’ er, mit dem Gefühl solcher Kräfte, einer noch größeren Reizung widerstehen können? . . Und doch — wollen wir sehen! Wenn’s auch nur nicht ganz so schlimm wird, als es sonst geworden wäre, wenn auch nur Etwas Gutes geschieht . . so war’s ja der Mühe wert . . Ich stelle mir seine hiesige Existenz als ein Pharaospiel vor. Der Herzog hält die Bank, Goethe pointiert wider ihn. Goethe setzt 1, 2, 3, 4, oft 8 und mehr Tage auf eine Karte, verliert manchmal, aber weil er sein Spiel poussiert, so braucht er auch nur wieder ein einziges trente-leva . . so ist alles wieder ersetzt.“

Etwas später sucht sich Wieland zu trösten, daß Goethe „als Dichter wenigstens auf diese Jahre für die Welt verloren ist. Denn Goethe tut nichts halb. Da er nun einmal in diese neue Laufbahn getreten ist, so wird er nicht ruhen, bis er am Ziel ist, wird als Minister so groß sein, wie er als Autor war“.

Mit visionärer Kraft ist hier Weg und Ausgang vorausgeschaut. Kein anderer hat, in den vielen Kommentaren jener Tage, die Dinge ähnlich tief erfaßt.

Weimar erfaßt sie banal. Als der Herzog beschließt, Goethe in sein Geheimes Conseil, d. h. in die Zentrale seiner Regierung aufzunehmen, entstehen zwei Parteien: eine kleinere aus Höflingen, die es mit dem Favoriten, und aus Neuerern, die es mit Goethe halten; eine größere, Partei der Tradition und des strengen Adels, die den Eintritt eines bürgerlichen Dilettanten tadeln. An ihrer Spitze steht der Ministerpräsident von Fritsch, den man, nach treuen Diensten während der Regentschaft, jetzt nicht aufgeben kann, und so muß selbst Anna Amalia, die sonst des Sohnes Wahl in Goethe fördert, froh sein, daß dieser Sohn, der am liebsten mit dem Freunde allein regiert hätte, ihm zunächst nur den untersten Sitz in seinem sechsköpfigen Rate bietet, als Geheimer Legationsrat mit 1200 Talern Gehalt.

Dennoch wehrt sich Fritsch. Ist er nicht 10 Jahr älter als dieser über Nacht aufgetauchte Dichter? Sitzt er nicht längst im Conseil und seit vier Jahren an der Spitze? Hat ihn nicht das Vertrauen der Herzogin alle Intrigen überdauern lassen, die seit Jahren ihren Hof unterwühlten? Weltklug und hochgebildet, treu und stolz, rechtschaffen und fromm: nichts fehlt ihm, um Vertrauensmann eines Fürsten zu sein, nur die Grazien sind leider ausgeblieben — und nun sollte er ihrem Schützlinge weichen?

Seltsam, er ist es selbst, der voriges Jahr den preußischen Hauptmann von Knebel an den Hof zog, und Knebel ist es, der Goethe zum Herzoge gebracht hat: so hat Fritsch eigentlich seinen Gegner herbeizitiert. Schon im Februar hat er dem Herzoge gegen Goethes Bestallung opponiert. Nun wagt er's, auf den Fall, daß man ihn gehen lasse: „. . daß ich in einem Collegio, dessen Mitglied gedachter D. Goethe anjetzt werden soll, länger nicht sitzen kann; daß ich Ihro in selbigem mit Nutzen vor Höchstdieselben und mit Ehren vor mich länger zu dienen nicht hoffen darf, und daß ich sonach meine bisher bekleideten Stellen zu Euer H. D. Füßen niederzulegen . . mich bemüßigt sehe.“

Entschlossen tritt der Herzog für seinen Freund ein: „Was das Urteil der Welt betrifft, welche mißbilligen würde, daß ich den D. Goethe in mein wichtigstes Kollegium setzte, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammer- oder Regierungsrat war, dieses verändert gar nichts. Die Welt urteilt nach Vorurteilen, ich aber . . arbeite nicht um Ruhm zu erlangen, sondern . . um mich vor Gott und meinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können . . Goethe aber ist rechtschaffen, von einem außerordentlich guten und fühlenden Herzen . .“ Fritsch fordert neue Beweise des Vertrauens, bleibt schließlich; dann sitzt er mit Goethe zehn Jahre lang in Einem Amt zusammen.

Der Dichter tut den großen Schritt entschlossen — tut ihn ganz. Die Türen, die er bisher offen ließ, drei Monate lang auf der Schwelle unschlüssig wartend, schließt er nun mit gewaltsamer Entfremdung zu: den jungen Mann aus Frankfurt schließt er aus, den literarischen Führer, Liebhaber seines Mädchens, Freund mancher Freunde, ja auch den Sohn und Bruder. Der Gräfin Stolberg, der er vor einem halben Jahre noch die leidenschaftlichsten Tagebücher schrieb, die Goethes Namen tragen, wirft er zum Abschiede beinah nur noch ein stürmisches Schweigen zu und weist sie an seine Schwester. Diese wieder, die ihm klagend und bittend in jenen Tagen ihr Los gesteht, weist er an seine neue Freundin und schreibt ihr im Laufe eines Jahres einen einzigen Brief.

Zwei Jahre hat die schwermütige Cornelia den Bruder nicht mehr gesehen. Sie stirbt. Er schreibt in sein Tagebuch: „Dunkler, zerrissener Tag . . Leiden und Träumen.“ Dem Schwager, dem er seit Jahren befreundet war, kein Wort. Goethe kann nicht lange klagen.

An Vater und Mutter schreibt er öfter, doch nur wenig ist erhalten: immer freundlich-fremd, immer voll Aufträgen und Geschäften, nüchtern, selten in Stimmung. Das Herzlichste beim Tode der Schwester: „Ich kann nur menschlich fühlen, und lasse mich der Natur, die uns heftigen Schmerz nur kurze Zeit, Trauer lang empfinden läßt . . Mit meiner Schwester ist mir so eine starke Wurzel . . abgehauen worden, daß die Äste von oben . . auch absterben müssen.“ Und er knüpft daran das eisigglühende Bibelwort an die Mutter: „Ich bin zu gewohnt, von dem um mich jetzo zu sagen: das ist meine Mutter und meine Geschwister.“

Dies ist und dies bleibt Goethes Verhältnis zu den Seinen, seit er sie

verließ. In ein paar tausend Briefen aus diesem Jahrzehnt kommt der Mutter Name kaum zehnmal vor. Als die Herzogin-Mutter sie nach Weimar ziehen will, verhindert es Goethe!

Leipzig wird, als er es wieder besucht, ihm noch einmal Anlaß zu wilden Invektiven gegen die Leute dort und gegen seine drei Jugendjahre. Schweigend, wie unbewegt sieht er dort seine erste Liebe vermählt. Ähnlich an Kestners: „Liebe Kinder, ich hab so vielerlei von Stund zu Stund, das mich herumwirft, ehemals waren's meine eigne Gefühle . . Behaltet mich lieb . . schreibt mir was von euern Kindern . . Glaubte, daß mir's ewig wert ist, denn ich seh euch leben und glücklich sein.“ Liebevoll fremd, wie einer, der aus fliegendem Wagen den Freunden winkt.

An Lili hat er noch im Februar zwei Andenken gerichtet. Im April heißt's: „Von Lili nichts mehr, sie ist abgetan.“ Bald darauf bringt an einem Abend sein Diener dem Halbschlafenden einen Brief. „Dumpsinnig les ich — daß Lili eine Braut ist!! kehre mich um und schlafe fort. Wie ich das Schicksal anbete, daß es so mit mir verfährt! So alles zur rechten Zeit!“

Da er sich einrichten will, läßt er der Mutter sagen: „Der Vater ist mir Ausstattung und Mitgift schuldig, das mag die Mutter nach ihrer Art einleiten, sie soll nur kein Kind sein, da ich Bruder und alles eines Fürsten bin. Der Herzog hat mir wieder 100 Dukaten geschenkt. Gegeben. Wie ihr wollt“, ihm auch Möbel bestellt, das brauche aber der Vater nicht zu wissen, dagegen sollen sie in Frankfurt seine zurückgelassenen Kleider verkaufen.

Fünf Jahre später wird er gegen die Mutter diesen Übergang zusammenfassen, kritisch begründend, was er jetzt instinktiv beschließt: „Unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler sich und andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältnis gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war . . wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging.“

Vorläufig faßt er in herrlichem Gleichnis, von der Jugend scheidend, die Trennung noch einmal in Verse, bevor er das Wagnis beginnt. In „Seefahrt“ malt er die Freunde vor seiner Ausfahrt im Hafen sitzend, des Gewinnes froh, der ihn bei seiner Rückkunft schmücken soll; wie aber widrige Winde den Seefahrer gefährden, gleich rufen sie ängstlich von der Küste:

„Ach, der Sturm! Verschlagen weg vom Glücke!  
Soll der Gute so zu Grunde gehen?  
Ach, er sollte, ach er könnte? — Götter!

Doch er stehet männlich an dem Steuer:  
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,  
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.  
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe  
und vertrauet, scheiternd oder landend,  
seinen Göttern.“

Herrschend? Jedem schlichten Geiste, der in der Erfahrung, nicht im Gleichnis lebt, muß, was Goethe nun beginnt, nur als kleine Arabeske am Rahmen einer Tat erscheinen. Auch ist von Taten nicht, von Tätigkeit ist hier allein die Rede. Nicht Welt und Macht sind es, die ihre ungeheuren Pforten nun vor dem Riesengeiste öffnen, denn selbst wer zu einer Zeit, da Friedrich, Joseph und Ludwig noch Europa bedeuten, die Herzogtümer Weimar und Eisenach für ein Stück Welt hielte, der müßte sie doch mindestens regieren! Goethe aber tritt als der Jüngste und letzte in den Staatsrat des kleinen Landes, ohne Ressort, nur Stütze für den Herzog gegen seine strengen alten Beamten. Äußerer Politik bleibt er erst ganz, später meist fern: dazu ist er nicht Schachspieler genug.

Nur das Greifbare kann diesen sinnlichen Geist in der tätigen Welt fesseln: das Innere zu verwalten, zu verbessern, zu vertiefen. Im kleinsten Kreis die größte Pflicht zu erfüllen, mit Volk und Erde sich näher zu verbinden, muß dieses Temperament heftiger reizen, als auf dem grünbespannten Tische der sogenannten Großen den Zirkel zu schlagen. Zum Herrschen ist Goethe weder geneigt noch geboren, befehlen und gehorchen hat er erst jetzt und hier zu lernen. Er übernimmt sein Amt zunächst, um sich zu bilden, um sich zu rühren, nicht etwa um dem Herzoge von Weimar und Eisenach zu nutzen. So ist es denn gerecht, daß er auch opfere.

Aber sein Genius sorgt in den ersten vier Jahren — die wir nun zusammenfassen —, daß er im allgemeinen nur ergreift, was ihm Nutzen bringt, während er zugleich überall nutzt, wo er zugreift. Seit 40 Jahren liegt der Bergbau von Ilmenau still, ihn zu beleben ist ein alter Wunsch der Dynastie: Goethe nimmt ihn auf, gründet und leitet von nun an ein Amt, dem er erst Inhalt geben soll, die Direktion des Bergwerkes. Drei Jahre später wird ihm Aushebung, Verpflegung, Bewaffnung der Rekruten, ferner der Wegebau im Lande übertragen, er wird also im 30. Jahre ein kleiner Kriegsminister und Minister der Öffentlichen Arbeiten. Alles übernimmt er — wie er's im Alter formuliert — in einem „Unbegriff des zu Leistenden, sicherer Kühnheit, daß es zu überwinden sei. Eigentlich konstruktiv, nicht empirisch tätig. Zum technischen Geschäft gleichsam untauglich, nicht *homme à ressource*, geschickter zu allem, was aufgebaut, planmäßig behandelt werden sollte“.

Aus den zahllosen Akten des ganzen ersten Jahrzehntes, in dessen zweiter Hälfte sich das Feld seines Wirkens verdoppeln wird, unter allen polemischen Erörterungen ist kaum ein Fall bekannt geworden, der

Goethes Auffassung nachträglich widerlegt. Dies klare Urteil dankt er dem genialischen Dilettantismus, der ihn seit den Knabenjahren leitet. Sind nicht die zehn Lehrjahre, denen er nun zehn handelnde Jahre anzugliedern beginnt, voll gewesen von immer neuen Versuchen, Künste und Wissenschaften systemlos, wie zufällig sich zu erraffen? Dem Genie ist die Idee immanent, bis zum Kern durchstößt sein Blick die Formen — und nun tritt dazu, mit Leidenschaft von Tag zu Tag errungen, ein Stoffkreis einzelner Erfahrungen, der allmählich zum Schatz in ihm wächst. Auf Dienstreisen durchs Land findet er seine Ideen über Wirtschaft bestätigt, „es sei ein Bauerngut oder ein Fürstentum, und die so simpel sind, daß man garnicht lange zu reisen brauchte, wenn man bei sich was lernte“.

Es brennt in Apolda; die hölzernen Dörfer brennen damals oft ab. Der Herr Geheimrat galoppiert an die Stätte, er wird „den ganzen Tag gebraten und gesotten . . Verbrannten mir auch meine Pläne, Gedanken, Einteilung der Zeit zum Teil mit. So geht das Leben durch bis ans Ende, so werden's andre nach uns leben . . Meine Ideen über Feuerordnung wieder bestätigt. Über hiesige besonders, wo man doch nur das Spiel, wie in allem, mit den Karten spielt, die man in diesem Moment aufhebt. Der Herzog wird endlich glauben. Die Augen brennen mich von der Glut und dem Rauch, und die Fußsohlen schmerzen mich. Das Elend wird mir nach und nach so prosaisch wie ein Kaminfeuer. Aber ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem anerkannten Engel, sollt ich mir die Hüfte ausrenken. Es weiß kein Mensch, was ich tue und mit wieviel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen. Bei meinem Streben und Streiten und Bemühen bitt ich euch nicht zu lachen, zuschauende Götter. Allenfalls lächeln mögt ihr und mir beistehen.“

Und schon vor solchen ersten erschütternden Zeilen eines verschwiegene Tagebuches fragt man: hat Wieland recht gesehn? Dies ist nach drei Jahren erlebt und geschrieben. Ein hölzernes Dorf ist abgebrannt — Minister pflegen in solchem Falle Berichte einzufordern, die Schuldigen zu suchen, Zahl der Beschädigten mit den Mitteln zum Ersatze zu vergleichen und auszuzahlen nach Vermögen. Goethe hilft löschen, denn er ist ein Dichter, und während ihn die Flamme sengt, berechnet er, wie man das Löschen besser organisieren könne, denn er ist Minister. Da fallen ihm die Gegner ein, die es beim alten lassen wollen, denn er ist nur Ressortchef und nicht Herr. Doch zugleich tritt ihm aus Rauch und Flamme das Gleichnis entgegen: derselbe Engel, den der 20jährige in Herders schwieriger Gestalt als Lehrer verehrend bekämpfte, „und sollt ich drüber lahm werden“, erscheint dem 30jährigen im Widerstand der stumpfen Welt, und er will ihn bekämpfen, sollt' er sich auch die Hüfte ausrenken. Über allem aber schweben die seligen Götter, frei des Kämpfers zu spotten.

Denn dieser betrachtsame Geist, der wirken wollte und lernen, wird nun wider Willen zum Kämpfer nach außen, der er nie gewesen. Schon



nach einigen Monaten ruft er sich zu: „Aequam memento!“ Später klagt das Tagebuch: „Conseil. Leidig Gefühl der Adiaphorie so vieler wichtig sein sollender Sachen . . Im ganzen wird spät, vielleicht nie die Schwingung zu mindern sein, die der Ennui unter den Menschen hier erhält. Es wachsen täglich neue Beschwerden.“ Und während er wachsend fühlt, daß hier durch ihn ein Richtiges, ein Gutes getan wird, ist er nach ein paar Jahren schon durchdrungen, alles destilliert zu haben, was für seine Ausbildung drinsteckt. Unmerklich wandelt sich ihm ein Studium in eine Pflicht, unmerklich wird ihm diese Pflicht zum Gleichnis.

Als er nach drei Jahren Kriegsminister wird, schreibt er sich auf: „Bevorstehende neue Ekelverhältnisse durch die Kriegskommission.“ Am 5. Januar: „Mit Militärökonomie beschäftigt.“ Am 10.: „Über das Geschäft mich in der Stille bearbeitet . . Da ich viel klärer bin und sehr vorsichtig, oft zu mißtrauisch, das aber nichts schadet.“ Am 13.: „Kriegskommission übernommen. Erste Session. Fest und ruhig in meinen Sinnen und scharf. Allein dies Geschäfte diese Tage her. Mich drin gebadet und gute Hoffnung, in Gewißheit des Ausharrens. Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das Schönste der Gaben wird ihm Ekel. Schwierigkeit, irdische Maschinen in Gang zu setzen, auch zu erhalten. Lehrbuch und Geschichte sind gleich lächerlich dem Handelnden. Aber auch kein stolzer Gebet als um Weisheit, denn diese haben die Götter ein für alle Mal den Menschen versagt. Klugheit teilen sie aus.“ 14.—25.: „In Akten gekramt, die unordentliche Repositur durchgestört, es fängt an drin heller zu werden. Das Geschäft mir ganz allein angelegen.“ Eine Woche später: „Die Kriegskommission werde ich gut versehn, weil ich bei dem Geschäft gar keine Imagination habe, garnichts hervorbringen will, nur das, was da ist, recht kennen und ordentlich haben will. So auch mit dem Wegbau.“

Wie in graphischer Darstellung geben diese Notizen die Wellenlinien, in denen Goethes Seele atmet, wenn Geist und Hand zu neuer Tätigkeit sich bereiten; klar sieht man, wie Lehre, Pflicht und Gleichnis einander die Bahn bestimmen. In diesen Jahren, da er am Ausgleich seiner polaren Kräfte wirkt, wird ihm jede Aufgabe zum Stimulans einer neuen, Ermüdung weckt neue Kräfte, Einseitigkeit wird entschlossenes Mittel, das Bewußtsein, ein kleines Amt zu säubern, wächst in ihm zum Gleichnis irdischer Beschränkung. Deshalb ist auch dem Nachgeborenen weniger wichtig, zuzuschauen, was er tut, als vorbildlich, wie er es tut, und da unsre gesamte Darstellung im Abbild eines Menschen das Vorbild eines Menschen geben will, so folgen wir auch hier nicht den Besonderheiten kursächsischer Verwaltung, aber der Art Goethischen Verwaltens.

Langsam bildet er sich, systemlos seine eigenen Formen. Durch Augenschein sucht er Urteile vorzubereiten, durch immer neue Reisen dies Land und diese Leute auf den Grund zu erkennen, und so ist er imstande, im

Conseil den Referenten über eine neue Tuchmacher-Ordnung durch Einwürfe zu entkräften. Manchmal überfällt ihn eine gänzlich dichterische Intention, etwa über die Kriminalordnung, plötzlich läßt er sich Strafgesetzbücher kommen, denn „es ist mir heut ein Licht aufgegangen, bei Tagesaufblick“. Dann wieder stutzt der Individualist vor der Uniformierung seiner eigenen Aushebungen und kommt sich närrisch vor, alle jungen Leute des Landes „nach der Physiognomik des rheinischen Strichmaßes“ zu klassifizieren.

Diese Aushebungen führen in die Nähe der Politik, und so wird ihm die kleine Welt der Gleichmachung zur Brücke in die große persönlicher Staatskunst. Den Alten Fritz hat Goethe nicht gesehen. Schweigend hat er ihn verehrt, als der dichtende König in einer Altersschrift gegen Götz eiferte, aber denselben König hat der dichtende Kriegsminister angegriffen, als er ihm Rekruten wegnehmen wollte! Als der soldatische Herzog seinem Ideal, dem Soldatenkönige, Aushebung in seinem Herzogtum gestatten will, warnt Goethe in einem langen Bericht als Menschenkenner vor den politischen Folgen in Wien.

Aus solchen praktischen Gedanken wächst ihm die Idee eines Fürstenbundes, den Mitteldeutschland zwischen zwei feindlichen Großmächten schließen sollte. Nicht ein abstrakt historischer Schluß, ihn leitet eminent konkrete Nötigung auf den Gedanken des Zusammenschlusses. Doch hält ihn sonst die gesamte Entwicklung seiner Seele, wie sie hier folgen wird, von diplomatischen Versuchen fern, und was ihm Kenntnis des Menschen zu seiner Behandlung nutzt, beschränkt er meist auf seinen engen Kreis.

Ganz einsam, ohne Analogon in sämtlichen Dokumenten und Berichten, Werken und Briefen klingt's ein einziges Mal wie ein Aufschrei aus seinem Tagebuch: allein auf der Wartburg, verloren in Gedanken an Garten, Beschränkung, Stille; entfremdet selbst den Freunden, schreibt er — nach zwei Jahren — unvermittelt, plötzlich das eine Wort auf: „— — Regieren!!“ Doch es verhallt, wie es aufstieg.

Im Amte ist's vor allen Minister Fritsch, den er mit soviel Kunst und Takt zu nehmen weiß, bis ihm aus diesem Gegner ein Freund erwächst. Ihn und die Kollegen faßt er „durchaus real, als gegebene, einmal fixierte Naturwesen, die nicht anders handeln können, als sie handeln, und ordne danach meine Verhältnisse zu ihnen“. Ganz politisch klingt diese spätere Konfession. Musterstücke der Diplomatie sind schon jetzt Goethes Briefe an Fritsch, in denen er von Jagdreisen dem daheimbleibenden Premierkammerherrliche Weisungen gibt —: kühl und freundlich, wohlwollend und ehrerbietig, Untergebener und doch ganz der Überlegene, Ressortchef aber Freund des Herzogs, Legationsrat aber Goethe. — Es liegt im Ton, wie er, immer chargiert vom Herzog, bei allem Respekt vor Amt und Jahren doch immer irgendwie der Meister bleibt:

„Ich hab einen freundlich herzlichen Gruß von Ihro Durchlaucht an Sie. Wann wir zurückkommen, ist ungewiß, wir sind ziemlich eingewildert . . Sein Ihro Excellenz so gütig, bei künftigen Sendungen sich des ledernen Sacks mit dem Riemen . . zu bedienen . . Fahren Sie fort, mir das Nötige zuzufertigen . . Behalten Sie mich lieb, sein Sie meiner versichert. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin. Goethe.“ So im Anfang. Zwei Jahre später: „Ich bediene mich der längst erhaltenen Freiheit, bei Eurer Excellenz anzufragen, ob ich diesen Mittag gelegen komme. Ein Befehl vom Herzog, mit Eurer Excellenz über die bekannte Sache zu sprechen, gibt mir noch besondere Veranlassung.“

In immer feinerer Schattierung übt er diese Kunst. Schon ehe er Beamter wird, verbessert er Konzepte des Herzogs zuweilen mit seiner Hand, glättet Schärfen. Wie Goethe, da er sich in die Welt mischt, mit jeder Menschenart anders umgehen lernt, zeigt auch der Stil seiner Briefe an; denn wie er dem Herzog immer ein paar robuste Adjektive einstreut oder an Merck ein zynisches *Aperçu*, so nimmt er gegen die Mutter bürgerliche Präntionen auf, die sie mehr von ihm erwartet als er von sich, und der einzige Brief, der in diesem Jahrzehnt an einen Schauspieler geht, schließt ganz ungoethisch und ganz schauspielerhaft: „Adieu, adieu. Leben Sie glücklich, denken Sie zuweilen an Goethe, er hat Sie lieb.“

Und doch ist nie Verstellung im Spiele, am wenigsten bei Hofe, wo er grade zu Anfang auch durch den Ton Epoche macht. „Du brauchst nur zu sein, wie du bist, das ist jetzt hier Politik“, ironisiert er an Herder. Diese Art der Weimarischen Gesellschaft, genialisch zu affektieren, erleichtert ihm aber das Auftreten nur zu Beginn, bald hat man sich an ihn, er sich an diesen Hof gewöhnt, und als jene Überspannung nachläßt, hat er die Privilegien adliger Haltung längst gelernt. Schon wird er bisweilen steif genannt.

Länger trägt zu seiner Erleichterung der Drang des Herzogs nach Jagden, Fahrten, Ritten in wilder Gegend bei, denn während man von draußen, als wären's Sommerferien, in die Stadt hineinregiert, meldet der Herr Minister einem Freunde: „Seit drei Wochen führe ich mein Leben in Klüften, Höhlen, Wäldern, in Teichen, unter Wasserfällen, bei den Unterirdischen und weide mich aus in Gottes Welt.“

Doch als er nach etwa einem Jahr aus einem steten Begleiter des Herzogs mehr stetiger Beamter wird, hat er statt eines naturhaft genialischen Hofes drei herzoglich sächsische zu frequentieren.

Die Herzogin-Mutter, klug, lebensvoll, heiter, Nichte Friedrichs und ihm äußerlich ähnlich, tritt für Goethe ein, und ohne daß diese bedeutende Frau nach 15jähriger Regentschaft den ersten Favoriten ihres Sohnes guthieß, war er hier kaum zu halten. Ihren belebten Kreis dirigiert Wieland. Still und elegisch hält daneben die schöne junge Luise von Darmstadt den Hof der Regierenden Herzogin, schmal, ernst und zart ist sie, steif und einsam, mit großen blauen Augen, ohne sinnliche

Reize, durch Staatskunst oder durch ein unglückseliges Gestirn Gefährtin dieses Fürsten geworden, der, rasch von ihrem Leben abgetrennt, mit Lärm und Jagd einen dritten Kreis und Hof um sich sammelt. Und diese Kreise begleiten und tragen in die kleine Stadt Parteien, Launen, Intrigen, Klatsch.

Doch alle drei regierenden Häupter ziehen in gleicher Stärke den Fremden heran, und daß dies durch Jahrzehnte weitergeht, wirkt um so seltsamer, als alle drei periodisch einander bekämpfen. Freilich macht er sich's zum Gesetze, bei Hofe nie ein Wort weiterzugeben, das er vertraulich erfuhr. Goethes polares Wesen, zu solchen Zwecken der Gesellschaft bewußt stilisiert, macht ihm das Leben leichter: denn Laune und Satire, schnellen Geist und Musikalität hat er Anna Amalia zu bieten, schwermütige Verslossenheit der Seele „nur in Blicken und Silben zusammenlebend“ der Herzogin, dem Herzog aber all das Feuer, um das er von ihm gewählt ward. Alles ist echt, nur die Verteilung der Gewichte ist Kunst und ein Geheimnis, tiefer, als Weimarer Hofleute sich's träumen lassen.

Die spotten hinter dem Rücken über diesen Dichter, der seine Balladen und Lieder am Sommerabend in Tiefurt vorträgt; die Bürger wiederum, so separiert, daß sie in ihre Ressource keinem Adligen Zutritt geben, mißtrauen dem Emporkömmling, der sich in Hofluft drängt.

Drängt er sich wirklich? Als Regisseur vermag er Hof, Natur und Kunst auf eine auch dem verwöhnten Kreise ungewohnte Art zu verschmelzen, wenn er die Herzogin mit den Freunden in sein Gartenhaus lädt, bei neuen Gedichten alten Johannisberger reichen läßt, dann aber öffnet sich die Tür und das Ufer des Fließchens schimmert in rembrandtischen Lichtern. Die Hof-Stimmung seiner Seele aber ist diese: „Nach Tische gefürstenkindert. Jagd im Garten. Nachts Ball. War unfähig, die Natur zu fühlen . . Nach Tiefurt, wo mich alles an den Menschen ärgerte. Drum macht ich mich weg nach Hause. Hatte Lust zu nichts . . Ich habe die Hofleute bedauert, mich wundert's, daß nicht die meisten gar Kröten oder Basilisken werden . . 4—5 Herzöge von Sachsen in einem Zimmer machen auch nicht die beste Konversation . . Außer dem Herzog ist niemand im Werden, die andern sind fertig wie Drechselfuppen, wo höchstens noch der Anstrich fehlt.“ Im ersten Jahre legt er im Hofpark eine Einsiedelei an „für arme, kranke und bekümmerte Herzen“. Im dritten Jahre fängt man an zu klagen, er sei kein artiger Tischnachbar. Als das Herzogspaar zum Herbst in die Stadt zurückkehrt, wo er alles vorbereitet hat, hofft er verbittert, „für diesmal die Sorge für Fußböden, Ofen, Treppen und Nachtstühle los zu sein, bis es von vorn angeht“.

Wer ist's, um den ein Dichter dies alles erträgt, wer ist's, der ihn erkannt und nicht erkannt hat, der mit ihm fünfzig Jahre hier aushalten soll? Wer ist der Herzog?

Carl August ist kleiner, gedrungener als der gut mittelgroße, schlanke Goethe, sein Auge dunkel wie Goethes, doch eher wild als scharf, der Mund, in vollem Unterschiede zu Goethes edlen Lippen, steht etwas schief. Was sie verbindet, was den Jüngeren am Älteren wie ein Vorbild anzieht, was diesen an jenem wie ein Nachbild fesselt: das Dämonische seiner Natur, dies brausend Dunkle könnte den Herzog zu Goethes jüngerem Bruder machen, hätte er statt mancher Gaben Genie. Doch ihm fehlt das Korrektiv der produktiven Natur, und da ihm auch Selbstbeherrschung nicht anerziehbar ist, bleibt er im Grunde disharmonisch und wird nur durch den Lauf der Jahre, nicht durch Sammlung oder Reife allgemach stiller, mit einem Schein von Ausgeglichenheit. Oft ist er von Selbstvorwürfen geplagt, einem Goethe gänzlich fremden Gefühl, und während dieser grenzenlos fühlt aus eingeborener Leidenschaft des Herzens, handelt jener zügellos aus Unzufriedenheit mit sich: *Daemonia activa — passiva*.

Goethe drängt es zur Tätigkeit, Carl August zur Bewegung. Goethe anerkennt das Vorrecht fürstlicher Geburt, Carl August das Vorrecht königlichen Geistes, beide mit dem heimlichen Vorbehalte, daß, was jeder besitzt, am Ende doch das Höhere sei. Den Herzog zieht zum Dichter Persönlichkeit, den Dichter zum Herzoge zunächst die Gelegenheit, als neuer Voltaire einem lebenden Fürsten Rousseausche Ideen zu übertragen. Wenn aber Jenen nebenher der Wunsch antreibt, sich mit dem Ruhme des Dichters an seinem Hof zu schmücken, so mangelt dem Dichter jeder höfische Ehrgeiz. Dabei ist es zu jener Zeit selbst dem freisinnigsten Fürsten natürlich, von seinen Ministern als von der „Dienerschaft“ zu sprechen und von Goethe als von einem Manne, zu dessen „Besitz“ man sich Glück wünscht.

Carl August, der in Goethes Naturell verwandte Töne spürt, ahnt in ihm einen leitenden älteren Freund, und wie er ihre Ähnlichkeiten überschätzt, das Ganze aber doch leicht nimmt, bereitet er sich nur mäßige Enttäuschung vor. Der Dichter, der in des Herzogs stürmischem Auftreten sich selbst ohne das Korrelat des Genius wiederfindet, spürt in ihm einen zu leitenden jüngeren Freund, will gern den Herrn anerkennen, wenn er dafür Raum und Objekte für seine Hände gewinnt, aber da er eine starke Entscheidung an die Person dieses Fürsten knüpft, wird seine Enttäuschung tief sein, wenn der Fürst versagt.

Ein unbefangener Herrscher macht den Versuch mit einem Dichter, der ihm gefällt, und denkt anfangs wenig an seinen Staat, für dessen Wohl er den Dichter erst später benutzt. Goethe macht den Versuch mit einem Fürsten und dessen Staate, wird aber bald vom Fürsten weg zum Staate hingelenkt. Beide treten in das Verhältnis wie in ein Abenteuer. Beiden wird es Schicksal.

Zunächst trägt Goethe dem „goldenen Jungen“ eine herzliche Neigung zu mit der Maxime: „Dem Herzog alles zu Liebe, den Seinigen alles zum Besten.“ Doch zugleich sucht er vom ersten Tag ab auf ihn

zu wirken, erziehend mehr als bildend. Wie er selbst aus Büchern nichts zu lernen wußte, gibt er auch dem Freunde nicht Bücher, sondern ein Vorbild: sein Herz zu formen scheint ihm wichtiger als seinen Geist, denn dort ist mehr zu erreichen, dort sind sie verwandter. Zwar hat der junge Mann natürliche Klugheit, Witz, faßt schnell und klar, hat weniger Vorurteile als die meisten Fürsten, doch ist er auch eitel und hat als Halbwüchsiger ein Jahr und länger seiner Mutter gezürnt, weil man ihm eine Ehrenbezeugung versagte. Sein Geist bleibt in der Freundschaft mit Goethe beinah aus dem Spiele, nirgends hört man im ersten Jahrzehnte von Studien des Herzogs, selbst Goethes Werke sind ihm nie Erlebnis geworden. Wie alle Deutschen hatte Carl August für Götz geschwärmt, in dessen Kraft sich eigene Roheit getroffen fühlte. Wie die meisten Deutschen hat er vor den großen Werken, die dann kamen, ganz verständnislos gestanden.

Ehrlich und frei kommt ihm der junge Herr entgegen; noch aus dem einzigen Briefe, der aus 15 ersten Freundesjahren sich erhalten hat, sprechen Carl Augusts beste Seiten: „Wie sehr wünscht' ich — erwidert er ihm beim ersten Weihnachtsfeste — mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen, und zwar mit dir. Ich sehe sie alle Tage; aber das Schloß ist so hoch . . von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes, luftiges Wesen in Samt und Seide gehüllt haben, daß mir's ganz widrig und übel wird und alle Abend mich dem Teufel übergeben möchte. Mach doch, daß du herkommst (nach Gotha), die Leute sind gar zu neugierig auf dich. Mieselchen ist recht brav. Ich habe, um mich konsistent zu erhalten, meinen großen Hund kommen lassen . . Grüße unser Mieselchen, wenn du sie siehst. Gott befohlen! C. A.“

Nie hat dies Unverhältnis Goethe erschüttert, kaum verstimmt. Ihm ist Carl Augusts Herz vertraut und anvertraut, und wie er selbst Kampf gegen Leidenschaft aufgenommen, so sucht er nun den jüngeren Freund zu lehren, in dessen Busen keine natürliche Gegenkraft wirkt. Goethe sieht in ihm all das Chaos jenes Sturmes und Dranges, aus dem ihn selber nur der Genius hob. Indem er ihn zum Fürsten zu entwickeln strebt, sucht er den Menschen zu entwickeln. Rückblickend schildert er später den dämonischen fürstlichen Jüngling:

„Noch ist, bei tiefer Neigung für das Wahre,  
ihm Irrtum eine Leidenschaft.  
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,  
kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;  
der Unfall lauert an der Seite  
und stürzt ihn in den Arm der Qual.  
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung  
gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,  
und von unmutiger Bewegung

ruht er unmutig wieder aus.  
Und düster wild an heitren Tagen,  
unbändig ohne froh zu sein,  
schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,  
auf einem harten Lager ein.“

Jagd und Sauhatz mit nächtlichen Lagern im Freien, Gelage mit Bauerndirnen sind die Exzesse, mit denen sich der junge Fürst am liebsten ermüdet, denn was er sich am tiefsten wünscht: Krieg muß er noch entbehren. Goethe, weder Jäger noch Zecher von Passion, macht nur im Anfang mit. Dreimal in einer Woche nötigt ihn zuweilen das Treiben des ersten Sommers zur Kameradschaft. Doch schon nach ein paar Monaten ist er auf Jagden mehr Zeichner als Jäger.

Anfangs versucht er durch leise Mahnung manches zu erreichen. Zuweilen sagt er's direkt: „Hernach hab ich noch eine Lektion für Sie! Da ich so auf dem Weg über Ihre allzu große Hitze bei solchen Gelegenheiten (Feuer) dachte, wodurch Sie immer im Fall sind, wo nicht was Unrechts, doch was Unnötigs zu tun und Ihre eignen Kräfte und die Kräfte der Ihrigen vergebens anzuspannen.“ Hundert vertrauliche Lehren solcher Art mag er ihm in jenen langen Unterredungen gegeben haben, die das Tagebuch verzeichnet; oft schläft er bei ihm, kaum vergeht ein Tag in den ersten zwei Jahren, daß er dem Herzog nicht mit seiner suggestiven Gegenwart erscheint. Herr oder Herrschaft nennt er ihn für sich. und — wohl weil der rasch Mißtrauen lernende Hofmann seine Tagebücher nicht ganz sicher weiß — gibt er jedem Intimen ein astrologisches Zeichen, dem Herzoge das des Jupiter.

In Gesellschaft greift Goethe als Erzieher zum Gleichnis. Ein Berghauptmann, der ein Menschenalter später Erinnerungen aus jenen ersten Jahren aufschreibt, da er als junger Berg-Eleve zuweilen mitzechen durfte, schildert, wie damals unter den tollen jungen Leuten alles „um jeden Preis natürlich“ sein sollte. Doch wie er selbst in solcher Sitzung mit Armen und Beinen sich austoben will, flüstert Goethe ihm zu: „Nur von ihren Leibern haltet euch fern und duldet lieber, was sie körperlich euch zufügen, wenn sie sich zur handfälligen Lustigkeit herablassen.“ (Vorsichtig redet der Bericht, denn noch lebt der Herzog!)

Ein andermal schmausen sie im Gebirge, im Haus eines reichen Krämers; der ist verreist, doch seinem parvenühaften Bilde trinken sie zu, und wie dann die bezechte Gesellschaft mit dem Herzog in den Keller steigt, hat Goethe indessen des Kaufmanns fades breites Bild aus dem Rahmen genommen, seine eigene Gestalt mit den geistigen Zügen hineingesteckt, den Goldrahmen auf seinen verhängten Knien. Als die Andern wieder heraufgestürzt kommen, zieht das Kontrastbild alle überraschend an und regt die einen zum Gelächter auf, die andern zum Denken; den Herzog unter den Denkenden zu wissen, ist Goethes Wunsch.

Nach der ersten wilden Zeit läßt leise Beruhigung des Herzogs Goethe

zu höfischeren Mitteln greifen. Hat jener zuviel im Conseil gesprochen, so läßt Goethe nach Tische Bemerkungen fallen über Mäßigung im Ausdruck, sich Vergeben, hitzig Reden. Findet er ihn reaktionär, so hüllt er seine Ideen über Politik und Gesetze in Gleichnisse. Immer aufs neue sucht er am eigenen Leibe darzustellen, wie man das Abenteuerliche natürlich macht, und warnt ihn, statt dessen das Natürliche zu was Abenteuerlichem zu machen.

Der Hof erstaunt. Man sieht den Herrn nach plötzlichen Erkenntnissen handeln, „und wenn sich's bei ihm merklich aufschließt, kracht's und das nehmen die Leute übel auf“. In solchen Augenblicken steigt Goethes Hoffnung auf den Fürsten, dann meint er, sie gingen ihren eigenen Weg zusammen, stießen die Leute vor den Kopf, unbekümmert, denn sichtbar seien die Götter mit ihnen. Nach einem Jahre: „Der Herzog und ich kriegen uns täglich lieber, werden täglich ganzer zusammen, ihm wird's immer wohler und ist eben eine Kreatur, wie's keine wieder gibt.“ Später: „Der Junge ist nun mein, und wenn ich's recht kann, so soll er, wenn ich die Augen zutue oder ihn verlasse oder er mich, von niemanden abhängen, weil er von allen abzuhängen fühlen muß.“

Dies sind Goethes hellste Tage, denn indem er den Jüngling befestigt, fühlt er sich selbst als Mann bewährt, und dies zu erreichen, bleibt zunächst seines Genius Ziel. Er selbst mag immerhin glauben, Schulung des Herzogs sei der Zweck, und vielleicht spricht der kluge Merck Goethes Gedanken aus, als er nach zwei Jahren aus Weimar schreibt: „Goethe liebt ihn wie keinen von uns, weil vielleicht keiner ihn so nötig hat als dieser, und so wird ihr Verhältnis ewig dauern.“

Die Welt räsoniert. Schweigend trägt der Dichter alle Ironien, deren Gespinste er von Weimar durch Deutschland sich verbreiten sieht. Wie aber einer gegen ihn auftritt, den er verehrt, mit gutem Vorsatz, doch ohne sichere Basis: da fährt Goethe auf! Als Klopstock ihn brieflich mahnt, Carl Augusts wüstes Feuer nicht zu schüren, schreibt Goethe dem Meister, den er noch vor zwei Jahren seinen Vater nannte, „Verschonen Sie uns ins Künftige mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden . . Glauben Sie, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf all solche Briefe, auf all solche Anmahnungen antworten sollte!“ Klopstock liest, übergibt's einem Schüler, sagt: „Jetzt verachte ich Goethe“, schreibt ihm den Scheidebrief.

Goethe lehrt seinen Fürsten die Form der Macht verachten, den Sinn der Macht verehren. In einem Briefe, den sie gemeinsam schreiben, spottet er vor des Herzogs Augen über „des Conseils erhabene Sitzung“. In einem anderen, den sie zusammen mit Versen füllen, dichtet Carl August unter Goethes Suggestion:

„Wohl dir, Gute, wenn du lebest auf Erden,  
ohne Andrer Existenz gewahr zu werden.“



Doch kurz darauf schreibt Goethe dies „Königliche Gebet“, das dem Geiste seines Fürsten mag gewidmet sein:

„Ha, ich bin Herr der Welt! Mich lieben  
die Edlen, die mir dienen.  
Ha, ich bin Herr der Welt. Ich liebe  
die Edlen, denen ich gebiete.  
O gib mir, Gott im Himmel! daß ich mich  
der Höh' und Liebe nicht überhebe.“

Zugleich wird er zum Mittler zwischen Herzogin und Herzog: auf Grund polarer Eigenschaften, die er vereint, vermag er auch das Vertrauen beider streitenden Gatten zu erwerben. Als Dramatiker sieht er weder Recht noch Unrecht, nur den Kampf zweier Gegenspieler; als Weltmann sucht er diese Erkenntnis fruchtbar zu machen, indem er jedem zum Verständnis des andern hilft. Dem Herzoge sagt er: Luise ist ein Engel, doch wird alles in ihr Knospe bleiben; ihr sagt er: Carl August ist ein guter Mensch mit zuviel Blut. Leise deutet er zuweilen an, daß man ihn als Seelenarzt konsultierte.

Glückt es ihm nicht mit Worten, so versucht er's durch Dichtung. Mit dem seltsamen Singspiele „Lila“ will er die Melancholie der Herzogin bildlich heben, Phantasie durch Phantasie kurieren, und wenn er in einer späteren Farce Hofdamen den galanten Märchenkönig glossieren läßt, so kann dies nur ein Dichter wagen, der Favorit beider Parteien ist. Weimar um diese Zeit ist weder peinlich noch gar moralisierend: die Herzogin zwar ist schön und streng, Hof und Gesellschaft aber, weniger geistig als verwegen, sind durchzogen von illegalen Verbindungen cynischer wie sentimentaler Art. In der Privat-Druckerei der Herzogin Amalia wird die Satire eines Kammerherrn auf einen andern vervielfältigt, der darin im Auftrage einer Sängerin kastriert wird, — und der ganze Hof erhält Abzüge des Romans.

Gegen dies bewegte Treiben, gegen Welt und Wirkung sucht Goethes Wesen Stille, Beschränkung, Vertiefung. In seinem Garten findet er's. Vor dem Tor, dem Schlosse nah, doch entfernt von seinem Getriebe steht ein altes Häuschen, nur vier Stuben liegen drin:

„übermütig sieht's nicht aus,  
hohes Dach und niedres Haus“,

doch ein großer Garten umschließt es, weiter dehnt sich der Park. Fast sieben Jahre ist dies Goethes Wohnstatt, und gestaltet sich diese Zeit bei aller Tätigkeit zu innerem Wachstum: der Erde dieses Gartens hat er das zu danken. In sie hinein versenkt er seine Liebe, aus ihr empor steigt sein Glück.

Hat er sich nicht Jahre lang aus den engen Straßen fort, zu solchem

Stück Erde hin gewünscht? Nun gibt er einen guten Teil seiner Zeit dem Garten, denn auch ihn muß er pflegen lernen, er ist ihm neu wie die Geschäfte. Ganze Tage der ersten überschütteten Zeit geiten nur der Bestellung und Pflege, dem Ausbau und Umbau, und dann fügt das Tagebuch die Worte an: „Immer die schönsten Tage“.

Zwar, alles kommt ihm ärmer vor in diesem Lande, und Main und Rhein, von wo er stammt, erscheinen ihm hier in Thüringen wie der Süden. Bald hört man ihn leise klagen, hier sei der Frühling karg, der Winter streng, am Rheine würde man weniger eintrocknen und einfrieren. Aus Frankfurt läßt er sich Reben und Weiden kommen. Von der Leipziger Messe bestellt er sich Reicharts Gartenschatz — zugleich mit Swedenborgs Himmlischer Philosophie und der Kursächsischen Accise-Ordnung.

Erwacht er früh in seiner Einsamkeit nach halb durchtanzter, durchschwatzter oder durchrittener Nacht, dann atmet er ganz durchströmt von solcher hohen Stille und wird nicht müde, das Gefühl zu preisen. Denn nie arbeitet Goethe nachts, in keiner Epoche des Lebens, und bittet noch im Alter, vom Entwurf seines ersten Denkmals die Lampe als Zeichen des Fleißes zu tilgen, da er immer nur morgens gedichtet habe, „wo ich den Rahm des Tages abschöpfte, da denn die übrige Zeit zu Käse gerinnen mochte“.

Auf seinen Garten als Refugium ist der neue Hofmann stolzer als auf Hoftafeln und Parkette. Kommt er abends heim, ärgerlich Feuerzeug suchend, so sieht er drüben im Schlosse viel Licht, „indes ich nach einem Funken schnappte, und wußte doch, daß der Herzog gern mit mir getauscht hätte“. Dann streckt er sich in der Mainacht im Mantel auf den Altan, es kommt ein Gewitter, die gute Natur hält ihn so freundlich, daß er es überschlummert.

In diesem Garten stählt er den Körper, badet im November nach Sonnenuntergang, im Dezember früh im Flusse am Zaun, im Januar im Schnee, um „traurig stockenden Geistern frischen Sinn zu geben“. Zugleich trennt er sich vom Kaffee, nimmt weniger Wein, um höchste Arbeitsleistung zu erzwingen. Damals spricht er von seiner dürren Konstitution, und sein Diener versichert, er konnte ihn leicht tragen. Seine Frisur gibt mit dem Toupet das erste Stück Rokoko auf.

Hunde, mit denen er in Leipzig und Straßburg gerne gespielt hat, hält er im eigenen Anwesen nicht, steigende Antipathie gegen Haustiere, wie sie an Goethes liebendem Wesen befremdet, läßt sich nur durch wachsenden Sinn für Ordnung, durch Pedanterie und Stille — doch auch so nur halb erklären. Bei feinen Sinnen und Nerven versenkt er sich nur in die lautlose Natur, läßt schon Werther an Käfern sich entzücken, bekämpft, in einer späteren Novelle, die Zerstretheit von Frauen, die sich mit Schoßhunden beschäftigen, eifert gegen das Schreien der Gänse.

Das Nützliche zieht ihn an in dieser Epoche, deshalb hält er Bienen,

pfropft junge Obstbäume, schreibt „mit beschmierten Baumwachs-  
fingern Liebesbriefe“, berichtet darin, wie verspätet er die Raupen ver-  
tilgte — „und ich ging immer vorbei. Ein Poet und ein Liebhaber sind  
schlechte Wirte.“ Noch nach drei Jahren notiert er als einziges Faktum  
eines Garten-Tages: „Wühlte ich still an Felsen und Ufern fort.“

Doch schon tauchen auch tiefere Wendungen auf: „Da ich die ver-  
nachlässigten Plätzchen alle mit Händen der Liebe polstere und putze . .  
Das herzige Spielwerk ist ein Kahn, auf dem ich oft über flache Ge-  
genden meines Zustandes wegschwimme . . Bäume pflanz ich jetzt, wie  
die Kinder Israel Steine legten zum Zeugnis.“ Noch in diesem dritten  
Jahr kann Wieland von ihm sagen: Pflanzen und Zeichnen sind seine  
Lieblingsgeschäfte. Ein Geist voll so viel Sinnens, „daß abends mein  
ganzes Wesen sich zwischen den Augenknochen zusammenzudrängen  
scheint“, braucht solches Quietiv.

In diesem Gartenleben ist nichts romantisch. Der Mann, der jetzt,  
zwischen 26 und 30, Leidenschaft durch Tätigkeit zu zähmen trachtet,  
sucht auch hier bei menschlicher Stille verständiges Wirken, und schaut  
er in diesen Jahren wie das Leben auch die Natur mehr praktisch an  
als dichterisch: so wird ihm diese kleine Ecke Land, dergleichen er zum  
erstenmal sein eigen nennt, Beispiel und Gleichnis für das größere  
Land, das fortzubilden er sich nun berufen fühlt.

Darum geht seine Sorge vom Garten auf das Häuschen, ein gebroche-  
ner Träger ist wichtig genug, um mitten im tätigen und dichtenden  
Leben zum entscheidenden Moment eines Tages zu werden. Baut  
Goethe einen Altan an das Haus, gleich wird's ihm zur Lehre in der  
Welt, und er notiert sich: wie sich der Herzog am äußeren Übertün-  
chen verblende, so habe er's selbst erst beim Bauen gemacht. Gepflegter  
wird allmählich die schöne Wirrnis seines Gartens; nach ein paar Jahren  
kann er aus solchen Veränderungen auf die Entwicklung seiner Sinnes-  
art schließen.

Doch strebt er nie nach Ausbreitung, immer nach innerer Ordnung.  
„Sich zu beschränken, einen Gegenstand, wenige Gegenstände recht  
bedürfen, sie auch recht lieben, an ihnen hängen, sie auf alle Seiten wen-  
den, mit ihnen vereinigt werden, das macht den Dichter, den Künst-  
ler, den Menschen.“ Und wie sich diese maßlose Seele an feste Punkte  
zu klammern sucht, um nicht in die Luft zu gehen, wie sich der Riesen-  
geist in enge Tätigkeiten bannt, so wird vom Garten und Hause her  
sein Sinn von selbst auf Ökonomie geleitet, und auch dies ist neu. Bis-  
her hatte er nie viel, selten genug Geld, hat wiederholt von Merck, von  
Jacobi geborgt und eigentlich wie ein junger Mann gelebt, der eine  
Erbschaft im Rücken weiß. Jetzt, da er Geld und Haus bekommt, be-  
ginnt er mit doppelter Sorgfalt Buch zu führen und wird es weiter so  
halten, 50 Jahre lang. „Immer fortwährende Freude an Wirtschaft, Er-  
sparnis, Auskommen. Schöne Ruhe in meinem Hauswesen. Bestimmtes  
Gefühl von Einschränkung und dadurch der wahren Ausbreitung.“

Der Mann, den er in diesen Jahren am herzlichsten bewundert, ist Batty, ein Landwirt, von Merck empfohlen, den er nun zur Ökonomie des Landes heranzieht. Die sachlich grade Art, in der dieser Mann sich auf dem Lande bewegt, scheint dem zum erstenmal der Erde wahrhaft zugeführten Dichter ein Vorbild des Wirkens, denn Jener „träumt nicht im allgemeinen wie unsereiner ehemals um bildende Kunst. Wenn er handeln soll, greift er grad das an, was jetzt nötig ist. Gar schön ist der Feldbau, weil alles so rein antwortet, wenn ich was dumm oder was gut mache.“ Auch hier ist es der Antipode, der ihn anzieht, der Einsichtige, den sein eigenes Wesen beneiden muß, und noch im Alter wird er solche Männer suchen, „die mit tiefen und scharfen Sinnen ihre Aufmerksamkeit auf ein einzelnes Ziel hinrichten“.

Und doch spürt Goethe vor solcher neuen Lockung zugleich seine Grenzen, die zu verdeutlichen er gerade in dieser Zeit der Ausbreitung entschlossen scheint: er fühlt voraus: „Das ist auch nicht für mich. Ich darf nicht von dem mir vorgeschriebnen Wege abgehn, mein Dasein ist einmal nicht einfach, nur wünsch ich, daß nach und nach alles Anmaßliche versiege, mir aber schöne Kraft übrig bleibe, die wahren Röhren neben einander in gleicher Höhe aufzuplumpen.“

Hält er sich also vom Landbau selber fern, so vertieft er sich doch in alle Formen der Ökonomie mehr als in andre Fächer der Verwaltung, und in diesen ersten vier Jahren begründet er in sich die vollste Kenntnis der weimarischen Landes-Wirtschaft. Eben um für das Land zu sparen, übernimmt er die Kriegskommission: von hier aus will er Weimars Finanzen sanieren.

Als Jüngling war er mit Papieren und Geld bald Bohémien, bald Pedant, nun erzieht er sich zur Genauigkeit und sucht auch durch solche sozialen Formen innere Verwirrung zu klären. „Da es mir an meinem Platz so leicht ist, Geld zu haben, — schreibt er einem Schützling — muß ich desto strenger in meiner Wirtschaft sein;“ er möge ihm schreiben, wieviel er erhalten, denn hier fehle im Buch ein Posten. Von einer Reise schreibt er nach Weimar, man solle 12 einfache Rahmen für die Akademie vorbereiten, er bringe Zeichnungen mit, man solle nach vorhandenen Gläsern suchen; sind sie größer, so mögen die Rahmen auch größer werden.

Wie er auf der nämlichen Reise aus einem Wassersturz den Gesang der Geister erlauscht, schreibt der Dichter: „Von dem Gesange der Geister hab ich noch wundersame Strophen gehört, kann mich aber kaum beiliegender erinnern.“ Aber am Schluß desselben Briefes schreibt der Pedant, man solle die Briefe so heften: „Erst kommt das Tagebuch nach seinen Nummern 1—6, sodann der Gesang, sodann die Beschreibung des Tales.“

Auch vor seinen Entwürfen hegt er zuweilen ökonomische Gedanken. Von Merck, der einen Roman schreibt, fordert er volle Schonung des theatralischen Geheges, da er selbst das Theaterwesen episch vor-

tragen wolle. Wie er auf Reisen durch deutsche Höfe ein ironisches Register von Hoftypen improvisiert, bittet er zugleich den Empfänger, dies geheim zu verwahren, sonst könnt' es ihm einer wegnehmen.

Die Briefe, denen er diese kleinen großen Dinge vertraut, wachsen rasch zu einer Sammlung von 1700 Briefen und Billetten in der Schatulle einer Frau, zehn Jahre lang. Mehr als allen vor und nach ihr hat Goethe dieser Frau gedient, ihr hat er sein ganzes Wesen zugeworfen. Die große Schale ist sie gewesen, in der er die Wasser seines Wesens sammelte, um sie dann klarer wieder abzuleiten. Der übermenschliche Versuch, sein zwiespältiges Wesen schon am Ende des dritten Jahrzehntes zu einen, hat in dieser Frau sein Gleichnis gefunden, und was er und was der Nachgeborene ihr dankt, sind ihre edlen Maße. Nicht ihre Schuld ist es, daß der Versuch verfrüht war und daß erst lange nach Lösung der ungeheuren Spannungen, in denen sich die um Reinheit kämpfende Seele aufrieb, Freiheit und Harmonie entspringen konnten. Doch ihr Verdient ist es, daß sie wie eine still gelagerte Küste den Sturm des aufgewühlten Meeres aushielt.

Sie liebte Goethes Idee, nicht Goethe. Er liebte ihre Idee, nicht sie. Darin liegt alle Schönheit, alles Fruchtbare ihrer Neigung. Daß sie nicht Zwiesprache halten konnten wie selige Genien, daß sie in täglicher Berührung mit Augen und Sinnen einander spürten, zu spät vereinigt und doch am Ende zu früh; daß sie, bei ganz verschiedenen Temperamenten und Arten der Hingabe, in einem engen Kreis und Orte, zwischen Vorurteilen und Intrigen, getrennt und doch nicht getrennt dieses Jahrzehnt zubringen mußten: darin liegt alle Bitternis, alle Enttäuschung begründet, die sie einander erregten. Ihr Roman ist nicht ein Glück mit tragischem Ausgang, er ist eine lange ungleiche Geschichte mit hundert hohen Augenblicken und tausend quälenden Stunden.

Klein, elegant, biegsam ist Charlotte von Stein, in keiner Epoche ihres Lebens schön, doch immer anziehend durch das stille Oval ihrer Züge, und als Goethe sie trifft, ist die 33jährige nervöser und zarter, leidender und unsinnlicher als später, nicht die blühende Frau auf der Höhe des Lebens, vielmehr eine resignierte, schwermütige Natur. Sanft und bedrückt nennt man ihre Stimme, leidende Tugend, zarten Ernst, vollkommene Freiheit in den Hofmanieren, eine eigene Offenheit rühmt man damals an ihr. Aus ihrer Fertigkeit in künstlerischen Tänzen — schreibt ein Freund — würde man nicht schließen, daß stilles Mondlicht und Mitternacht ihr Herz mit Gottesruhe füllt.

Schön geschwungene, ziemlich schmale Lippen, dunkles Haar und große italische Augen hat sie mit Goethe gemein, doch während die seinen strahlen oder stechen, schwimmen die ihren in nie entflammtem, nie erloschenem Feuer. Weder sinnlich wie Goethe noch unsinnlich wie seine Schwester, gibt sie auf ihren besten Bildern mehr die enttäuschte

als die liebesunwillige Frau kund, und was zurückliegt, war nicht ange-  
tan, ein stilles Feuer zu pflegen. Tochter eines skurrilen Hofmannes  
und einer strengen Frau, die ihre Weltklugheit hinter Gebeten verbarg,  
ist sie bedrückt und leidend in düster beschränktem Hause aufge-  
wachsen, hat dann sechs Jugendjahre lang als Hofdame das karge Leben  
eines unsicheren Hofes neben der Herzogin hergelebt, die, wenig älter  
und Witwe, während dieser Jahre dem schwankenden Lauf des 7jäh-  
rigen Krieges als Nichte Friedrichs voll Unruhe folgte.

Durch die Ehe mit dem ihr sehr fremden, gutartig simplen, ungeistig  
robusten Oberstallmeister von Stein wird sie versorgt und ist zur Zeit,  
als Goethe 16jährig die Schule verläßt, mit 23 Jahren Mutter eines  
Knaben, wird aber in den nächsten acht Jahren durch die Geburt von  
sieben Kindern vollends geschwächt. Vier Töchter sterben bald, wie  
Goethes vier Geschwister, von drei Söhnen werden zwei heranwachsen;  
der jüngste ist drei Jahre, als Goethe bei ihr eintritt. Dies erste Jahr-  
zehnt ihrer Ehe hat sie zurückgezogen, im Sommer auf ihrem kleinen  
Gute nahe der Stadt, oft in Bädern verbracht, Stärkung suchend. Nie  
hatte sich ein Mann ihr genähert.

Goethe weckt sie auf. In einem Brief, den er in seinen „Geschwistern“  
vorlesen läßt und in dem man den einzigen Brief erkannt haben will,  
der von ihr an Goethe erhalten blieb, hört man ihre leise Stimme, hört  
man dies fast unwillig holde Erwachen zum Leben, das sie dem neuen  
Freunde dankt, hört ihre Weigerung, ihm anzugehören: „Die Welt ist  
mir wieder lieb, ich hatte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb  
durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich Ihnen  
und mir Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich so bereit  
zu sterben, und bin's nicht mehr.“ Doch zugleich spricht dieser Mund  
mit andrer Stimme auch andre Worte über ihn aus.

Denn beide haben voneinander vernommen, bevor sie sich sahen.  
Als man Goethe ihre Silhouette zeigte, schrieb er unter den Schatten-  
riß der Unbekannten: „Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie  
die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und  
doch durchs Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeinere  
Eindruck.“ Schauspiel — wie sie sich spiegelt: kein entflammtes Wort.  
Wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe: der Fall Goethe. Sanft-  
heit: der Goethe konträre Fall. Dazu schrieb er am Ende einiger allge-  
meiner Normen unter ihr Bild, plötzlich wie in einer Eingebung: „Siegt  
mit Netzen.“ Geschrieben im Juni. Im Dezember betritt er zuerst, in  
Begleitung des Herzogs, ihren Salon.

Dem Arzte Zimmermann, der sie schon seit einem Jahre wie ein psy-  
chischer Kuppler auf Goethe hingelockt hat und ihr vormacht, ihr  
Bild „lui a fait perdre le sommeil pendant trois nuits“, dem schreibt sie  
im nächsten März: Goethe nenne sie Du, doch habe sie es ihm ver-  
boten, weil niemand es verstehen würde, „da springt er wild vom Cana-  
pé, sagt, ich muß fort, läuft ein paar Mal auf und ab, um seinen Stock

zu suchen, findet ihn nicht, rennt so zur Tür hinaus, ohne Abschied und ohne Gute Nacht . . Ich fühl's, Goethe und ich werden niemals Freunde. Auch seine Art mit unserem Geschlechte umzugehen gefällt mir nicht . . Zerreißen Sie meinen Brief, es ist mir, als wenn ich eine Undankbarkeit damit gegen Goethe begangen hätte, aber um keine Falschheit zu begehen, will ich's ihm alles sagen.“

So drückt sie's auch in einer kleinen Szene aus, in der sie ihn, im Geschmacke der Zeit, zugleich ehrt und verdächtigt:

„Gleichgültig ist er mir eben nicht,  
doch weiß ich nicht, ob er oder Werther mir spricht . .  
Ich bin ihm zwar gut, doch . . glaub mir's nur,  
er geht auf aller Frauen Spur . .  
So ist er gar nicht Herr von sich,  
der arme Mensch, er dauert mich.“

Wie rasch sich ihr Gefühl an ihm entzündet, zeigen Brief und Szene, doch auch, wie Sitte in ihr erschreckt zusammenfährt, wie sie bedauert — und doch besitzen möchte.

Noch im Dezember klagte Goethe in Versen um Lili. Im Januar schreibt er den ersten Brief an Frau von Stein, und dieser erste zeigt schon den halb verhohlenen, in seinen inneren Gründen schweren Zwiespalt an, der seine Neigung kreuzt: sein erstes Wort an sie ist Widerspruch, wie ihr erstes an ihn Vorwurf war. Sie hat ihm ein Siegel gegeben, er hat es seiner Schwester geschenkt, sie ist beleidigt. Goethe: „Eben deswegen! — . . Was ich auch meiner Schwester gönne, das ist mein, in mehr als Einem Sinne mein! — Aber eben deswegen — werd ich nie mit siegeln — und ich wäre das nicht wert, wenn ich das nicht gefühlt hätte —.“

Doch schon nach ein paar Zetteln nennt er sie Besänftigerin. Zwischen Verliebtheit und angestrebter Seelenfreundschaft schwingt in den ersten Monaten Goethes Stimmung, zwischen Du und Sie; nicht aufgewühlt schreibt er ihr, nur unruhig, werbend, zugleich etwas enttäuscht sind diese ersten Liebesbriefe: „Es verdroß mich, daß kein Wort drin war von dir . . Liebe Frau, leide, daß ich dich lieb habe. Wenn ich jemand lieber haben kann, will ich . . dich ungeplagt lassen . . Es kann all Grille sein — genug, vor der Hand ist mir's so, wenn mir's anders wird, wird sich's zeigen . . Und mich verdrießt's doch auch, daß ich dich so lieb habe und just dich!“

Zugleich schickt er noch an Lili seine „Stella“ und schreibt hinein, sie möge draus ersehen, daß Liebe vergebens vor Liebe flieht. Zugleich ist von andern Liebschaften bei Hofe die Rede, die er und bald auch die Gesellschaft Miesels nennt. Zugleich verliebt er sich bei einem Besuche in Leipzig Hals über Kopf in Corona Schröter, die Sängerin. Noch im August, als er ein Drama nach Boccaccio beginnt, denkt er

der Heldin Lilis Züge zu geben, doch dabei auf artige Weise seiner neuen Freundin mit dem Zusatz „einiger Tropfen“ ihres Wesens zu huldigen.

Und wieder zugleich predigt sich der Unruhige in eine Himmelsneigung zu der Verehrten hinein: „Du einzige unter den Weibern, die mir eine Liebe ins Herz gab, die mich glücklich macht . . Du einzige, die ich so lieben kann, ohne daß mich's plagt — und doch leb ich immer halb in Furcht . . Wie ich an dir eine Schwester habe. Denk an mich und drück deine Hand an die Lippen . . Gute Nacht. Ich habe nun wieder auf der ganzen Redoute nur deine Augen gesehn.“ Geschrieben mitternachts, nach zweimonatiger Bekanntschaft: Kampf zwischen Begehren und Entsagen, Wünsche verjagend, eigener Standhaftigkeit nicht gewiß.

Doch schnell steigt in den nächsten Briefen Schwüle und Verwirrung: „Du einziges Weibliches . . das mir Glück wünschen würde, wenn ich was lieber haben könnte als dich. — Wie glücklich müßt ich da sein! — oder wie unglücklich! . . Fritz (der 3jährige Knabe) war bei uns. Den hab ich viel geküßt . . Gute Nacht, Engel, ich denke mir dich jetzo schlafend . . Die Schröter ist ein Engel. Wenn mir doch Gott so ein Weib bescheren wollte, daß ich Euch könnte in Frieden lassen — doch sie sieht dir nicht ähnlich genug . . Wir können einander nichts sein und sind einander zu viel . . Ich will dich nicht wiedersehn — Nur — du weißt alles — Ich hab mein Herz — Es ist alles dumm, was ich sagen könnte. Ich seh dich eben künftig, wie man Sterne sieht! — Denk das durch . . Heut will ich Sie nicht sehn. Ihre Gegenwart gestern hat so einen wunderbaren Eindruck auf mich gemacht, daß ich nicht weiß, ob mir's wohl oder weh bei der Sache ist . . Dich, so heilig du bist, kann ich nicht zur Heiligen machen, und hab nichts als mich immer zu quälen, daß ich mich nicht quälen will . . Doch da meine Liebe für Sie eine anhaltende Resignation ist, mag's denn so hingehn . .“

Aus diesen Fragmenten der einen Stimme — denn alle Antworten der andern fehlen uns — spürt man die erotischen Kämpfe Beider, in denen die ältere, stillere Frau den stürmischen jüngeren Mann auf eine Freundschaft der Seele zurückweist. Aufs neue fühlt sich dieser Dichter — begehrt, berühmt, voll Feuer und Anmut, ein kindlich Bittender, ein wild Begehrender — dort grade, wo er liebt, vor einer verschlossenen, schlimmer: vor einer halb verschlossenen Pforte. Sind's schon 10 Jahre, daß das resolute Käthchen, der Liebeskämpfe des tollen Studenten müde, ihn in Schranken wies, in die er selbst vorher zurückgetreten? Erst 4 Jahre, daß die verständige Lotte ihn um einen älteren Beschützer abwies? Erst Monate, daß Lili, leichter als Luft, ihn durch das Spiel ihrer Blicke, ihrer Fächer rasend machte? Zum vierten Mal will sich sein Schicksal wiederholen.

Was hindert heute die angebetete Frau, Goethes Geliebte zu werden? Scheint dieser dunkle Dichter ihrem seelenvollen Gleichnis der Hingabe



nicht würdig? „Je mehr ein Mensch fassen kann, — vertraut sie jenem Arzte — deucht mir, je dunkler, anstößiger wird ihm das Ganze, je eher fehlt man den ruhigen Weg. Gewiß hatten die gefallenen Engel mehr Verstand wie die übrigen . . Was wird er wohl noch aus mir machen? Denn wenn er hier ist, lebt er immer um mich herum. Jetzt nenne ich ihn meinen Heiligen.“

Liebt sie den Gatten? Er ist ihr fremd, und auch die Kinder hindern sie nicht: zwei Söhnen begegnet sie so kalt, daß sie klagen; nur Fritz den Kleinen liebt sie, weil ihn der neue Freund sich so attachiert, als wär' er der seine. Fürchtet sie Weimar? Man klatscht ja ohnehin seit den ersten Besuchen, und hier sind mehr gesellschaftliche Ehen von der Erscheinung eines Dritten belebt, als glückliche sich selbst genügen. Auch keine fromme Tradition kann sie von ihrem Elternhaus her hindern, das soeben die andre Tochter an einen Edelmann vom schlechtesten Rufe verheiratet hat.

So sieht sie — oder sieht sie nicht, wie sie mit ihrer Weigerung dem Freunde so viel Unruhe erregt, als sie mit ihrer Herbe und Milde, mit ihrer großen Art, auf Welt und Menschen hinzublicken, der aufgewühlten Seele Linderung schafft? Von Reinheit schwebt ihr eine Idee vor der Seele: der opfert sie das Gleichgewicht des Freundes.

In seinen reinsten Stunden fühlt er nur dankbar, was sie ihm bietet, und im ekstatischen Stile Lavaters preist er sie gegen die Freunde: „Ja, wir waren einst Mann und Weib. Nun wissen wir von uns — verhüllt, in Geisterduft. — Ich habe keinen Namen für uns — die Vergangenheit — die Zukunft — das All . . Einen ganzen Tag ist mein Aug nicht aus dem ihrigen kommen, und mein gnomisch verschlossen Herz ist aufgetaut.“

Nach drei Monaten durchdichtet er das Geheimnis seiner Neigung. Dies einzige Mal hat er in Versen sich und der Frau gesagt, was ihre Seelen verbindet, obwohl in zehn Jahren manche kleine Liebeslieder folgen.

„Warum gabst du uns die tiefen Blicke,  
unsre Zukunft ahnungsvoll zu schauen,  
unsrer Liebe, unserm Erdenglücke  
während selig nimmer hinzutraun?  
Warum gabst uns, Schicksal, die Gefühle,  
uns einander in das Herz zu sehn,  
um durch all die seltenen Gewühle  
unser wahr Verhältnis auszuspähn? . .  
Nur uns armen liebevollen Beiden  
ist das wechselseit'ge Glück versagt,  
uns zu lieben, ohn' uns zu verstehen,  
in dem andern sehn, was er nie war,  
immer frisch auf Traumglück auszugehen  
und zu schwanken auch in Traumgefahr . .

Sag, was will das Schicksal uns bereiten?  
 Sag, wie band es uns so rein genau?  
 Ach du warst in abgelebten Zeiten  
 meine Schwester oder meine Frau.  
 Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,  
 spähtest, wie die reinste Nerve klingt,  
 konntest mich mit Einem Blicke lesen,  
 den so schwer ein sterblich Aug durchdringt.  
 Tropfstest Mäßigung dem heißen Blute,  
 richtetest den wilden irren Lauf,  
 und in deinen Engelsarmen ruhte  
 die zerstörte Brust sich wieder auf . .  
 Und von allem dem schwebt ein Erinnern  
 nur noch um das ungewisse Herz,  
 fühlt die alte Wahrheit ewig gleich im Innern,  
 und der neue Zustand wird ihm Schmerz.  
 Und wir scheinen uns nur halb beseelet,  
 dämmernd ist um uns der hellste Tag.  
 Glückliche, daß das Schicksal, das uns quälet,  
 uns doch nicht verändern mag!“

So erkennt Goethe das tragisch Allzunahe ihres Verhältnisses, das jeden Reiz der Überraschung, das jede Freiheit holden Wahns verbietet. Der Frühlingstag, an dem er diese rembrandtische Vision der Seele niederschrieb: das war der Tag, ein vom Schicksal gezeichnetes Verhältnis mit großem Entschlusse zu lösen, ein unsterblich Nahes aufzuketten, statt Jahr um Jahr ein sterblich Näheres zu erstreben. Doch schon hat Goethe in der Begegnung einen Wink zu höherer Entfaltung erblickt, und indem er den irdischen Teil seines Wesens gewaltsam bändigen will, sucht er im Unmöglichen zu siegen.

Sie fordert Entsagung, seelenwandernde Freundschaft, er ist und bleibt ein junger Mann, er will Besitz: so schafft er sich Entsagung zum Genusse um, bohrt sich mit derselben Wollust hinein wie gegen Lotte, als sie sich vermählte: „Dächtest du an mich, wie ich an dich denke! . . Nein, ich will's nicht! Will mich an der Melancholie meines alten Schicksals weiden, nicht geliebt zu werden, wenn ich liebe . . Sie kommen mir . . vor wie Madonna, die gen Himmel fährt, vergebens, daß ein Rückbleibender seine Arme nach ihr ausstreckt . . Sie ist nur in den Glanz versunken, der sie umgibt, nur voll Sehnsucht nach der Krone, die ihr überm Haupte schwebt.“

Am gleichen Tage verzeichnet sein Tagebuch, das die Freundin unter dem Zeichen der Sonne faßt, „Sonnenfinsternis“; Verstimmung ist voraufgegangen, neue Werbung, neue Weigerung. Sie aber schreibt auf die Rückseite seines Briefes von der Madonna am gleichen Tage diese Verse:

„Ob's unrecht ist, was ich empfinde —  
und ob ich büßen muß die mir so liebe Sünde,  
will mein Gewissen mir nicht sagen.  
Vernicht es, Himmel, du, wenn mich's je könnt' anklagen.“

Hier ist die erotische Stimmung der Heiligen, die vor sich selber flieht.

Und doch fühlt sie immer wieder die Wünsche des dienenden Freundes an ihrer Seite erwachen: jahrelang! Nur ihre Suggestion kann ihn besänftigen: „Wenn Sie nicht bald wiederkommen, mach ich dumme Streiche. Gestern .. hab ich mich in die Christel verliebt.“ Hat er die halbe Nacht mit Bauerndirnen „liederliche Wirtschaft“ getrieben, am andern Tage faßt ihn die Reue. Als ihn auf der Wartburg Miesels besuchen, sonnt er sich in Unanfechtbarkeit. Immer entschuldigt er sein Blut vor ihr, die es beunruhigt, und seine Konfessionen sind Beichten eines Unschuldigen, den die Gedankensünde quält, oder eines Mannes, den eine Frau zu unglücklicher Zerteilung seines Eros verleitet. Dies völlig ungoethische Schweben zwischen seelischen Wünschen und irdischen Erfüllungen, diese Goethe ganz fremde, christliche Trennung in Tier und Gott: dies grade ist es, was Frau von Stein als Stufe auf dem Wege zur Reinheit anstrebt! Jahrelang folgt ihr Goethe, im Schleier solchen Irrtumes befangen.

Seine Natur, in sinnlich holden Dingen ihr Bild verehrend, drängt ihn zu den Gaben der Liebenden, doch wenn er ihr zu Neujahr eine Locke schicken will, läßt er's bleiben, denn ihm ist, als hätte solche Gabe für sie keinen Zauber. Mit antiker Naivetät empfindet er die Pfänder der Liebe. „Ihrer Schleife hab ich einen schönen Guten Morgen aufgeküßt und den lieben Knöpfchen, indes die Geschwister mit Ihnen noch ruhen .. Wenn Sie ein Miesel wären, hätt' ich Sie gebeten, das Westchen erst einmal eine Nacht anzuziehen und es so zu transsubstantiieren; wie Sie aber eine weise Frau sind, muß ich mit dem Calvinischen Sakrament vorlieb nehmen.“

Doch während sie in den Wonnen humaner Entsagung seine Sinne verwirrt, mit reifen Gebärden lindert sie die Stürme seiner Seele. Gedanken bewegen ihn nach zwei Jahren eines Abends, als er sie verläßt, „ob ich Sie auch wirklich liebe, oder ob mich Ihre Nähe nur wie die Gegenwart eines so reinen Glases freut, darin sich's so gut bespiegeln läßt,“ und er gibt sich und ihr keine schlüssige Antwort auf diese tiefe Frage, die schon die Antwort birgt.

So sänftigendes Wirken ihrer Seele in die seine ist nirgends reiner als aus Iphigenie abzulesen, die er im vierten Jahre von Weimar schreibt. In Orest schlägt Goethes Herz, das von der Freundin sich beruhigen läßt, nachdem er noch vor ein paar Jahren klagte, man sage, der Fluch Kains ruhe auf ihm. Hier ist ein Stück aus Goethes Gesprächen mit Frau von Stein:

Orest: Soll die Glut dann ewig angefacht mit Höllen-Schwefel genährt mir auf der Seele brennen?

Iphigenie: Süßes Rauchwerk bring ich drauf.

Die reinsten Augenblicke ihrer Freundschaft hat er hier dargestellt, und eben wie Orest sich vor der Schwester wiederfindet, das nennt er später die Achse des Stückes. Doch auch aus Thoas' Dunkelheit ruft Goethe zu der Klarheit spendenden Freundin empor, und wieder hören wir seinen Dialog mit Charlotte, wenn wir im Anfang der ersten Iphigenie lesen:

Iphigenie: (Die Götter) reden nur durch unser Herz zu uns.

Thoas: Hab ich kein Recht, sie auch zu hören?

Iphigenie: Es überbraust der Sturm der Leidenschaft die zarte Stimme.

Thoas: Die Priesterin vernimmt sie wohl allein?

Iphigenie: Der König sollte sie vor allen andren merken. . Ich trage nun die Schuld von dem Vertraun zu dir.

Thoas: Ich bin ein Mensch, und besser ist's, wir enden.

Zwischen reinen Zeiten, in denen sich ihr Widerspiel so zuspitzt oder ausgleicht, daß auch die Dichtung ihren Teil davon empfängt, liegen andere der Verstimmung, des Streites, der Qual, die sie dem Freunde in unwiderstehlichem Zwange bereitet. Da knirschen ihre inneren, da schleifen ihre äußeren Disharmonien aneinander, verstört und aufgeschreckt blickt Goethe unter den Streichen der klugen, reifen Frau aus liebenden Augen empor, vorbei an ihr, zu den Sternen.

Nie hat sich Goethes Fähigkeit zu leiden reiner dargestellt als gegen diese schenkend fordernde Frau. Er dient ihr, ohne sie zu besitzen, sie will sein Herz besitzen, ohne ihm zu dienen. Während er schweigend duldet, klagt sie mit eifernden Worten. Dann schreibt er ihr nur zart: „Sie werfen mir vor noch immer, daß ich ab- und zunehme in Liebe. Es ist nicht so. Es ist nur gut, daß ich nicht alle Tage so ganz fühle, wie lieb ich Sie habe. Wenn ich weg bin, können Sie auch die Idee lieben, die Sie von mir haben. . Ich habe Sie gegenwärtig lieber als abwesend, drum könnt ich mir ausnehmen, daß meine Liebe wahrer sei.“

Stolzer klingt es andere Male, wenn sie ihn fernzuhalten gesucht hat: „Ich will Sie nicht sehen, Ihre Gegenwart würde mich traurig machen. Wenn ich mit Ihnen nicht leben soll, so hilft mir Ihre Liebe so wenig als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin. Die Gegenwart im Augenblicke des Bedürfnisses entscheidet alles, lindert alles, kräftigt alles. . Und all das um der Welt willen! Die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß Du mir was sein sollst.“ So tiefe Fremdheit ihrer Liebesquellen läßt Ahnungen von Trennung in ihm erstehen, und was ihm oft stumm die Seele belasten mag, spricht ein sel-

tenes Wort aus: „Ich bin leider an Ihre Liebe zu fest geknüpft, wenn ich manchmal versuche mich loszumachen, tut mir's weh, da laß ich's lieber sein.“ Acht Jahre vor dem Ende: hier ist es vorgeschaut.

Durch äußere Weigerungen macht sie die innerlichen Fremdheiten ihrer Seele oft plötzlich transparent. Kaum ist's entschieden, daß er in Weimar bleibt, wozu sie ihn mitbestimmt haben muß, so geht sie auf Wochen ins Bad und läßt den Klagenden allein, statt grade jetzt ihm beizustehen. Als sie sich dann gleich auf ihr Gut zurückzieht für den Herbst, verbietet sie ihm, zu folgen, läßt aber Lenz, den Goethe-Schaten, der seinem begünstigten Freunde rasch nach Weimar gefolgt ist, zu wochenlangem Besuche kommen. Sie fühlt, nur Goethe ist ihr gefährlich, das Land, die Stille möchten sie zu einer Hingabe verleiten, die sie, nach dem Katechismus ihrer Liebe, dem Werbenden durchaus versagen müsse. Ahnt sie, daß sie den Dichter um so länger fesselt, je weiter sie als ein Opfer aufschiebt, was sie doch wünschen muß? Der Herzog, mancher Herr vom Hof besucht sie in Kochberg, Goethe allein rast in Weimar, als ein Ausgesperrter; es klingt schon im Tone Tassos:

„O Sie haben eine Art zu peinigen wie das Schicksal, man kann sich nicht drüber beklagen, so weh es tut. Er soll Sie sehn, und die zerstörte Seele soll in Ihrer Gegenwart die Balsamtropfen einschlürfen, um die ich alles beneide. Er soll mit Ihnen sein — . . Und ich, zwar von mir ist die Rede nicht, und warum sollte von mir die Rede sein . . Von mir hören Sie nun nichts weiter, ich verbitte mir auch alle Nachricht von Ihnen oder Lenz. Wenn was zu bestellen ist, mag er's an (den Diener) Philipp schreiben . . Können Sie sich vorstellen, wie mir's war, da der Herzog Abschied nahm und Einsiedel in meiner Uniform sich reisefertig machte!“ Ja noch nach Jahren quält ihn beim Besuche von Kochberg Erinnerung an dies erzwungene Fernsein, unter dessen Drucke er hier so leidenschaftlich ausbricht.

Dann wieder benutzt sie die höfische Umgebung, um ihn zu brüskieren. Sagt sie ihm, sie gehe nicht nach Gotha, so geht sie doch und läßt den Freund sich lächerlich machen mit der gewissen Behauptung, daß sie bleibe. Wohl darf man ihr labilste Handhabung der Hof-Allüren nachrühmen: denn Hof und Seele sind in ihr auf eine gefährliche Weise verschmolzen. Wirkt sie heut liberal, so ist sie morgen prude, und kommt es vor die Entscheidung, so bleibt am Ende höfische Rücksicht doch immer wichtiger als des Freundes Wunsch.

Von den zahllosen Dingen, die er ihr aus seinem Garten sendet, verteilt sie an die Ihren so viel, als wären's Dinge vom Markte, und immer wieder muß er sie erinnern, daß es Gaben der Liebe sind und nur für sie. Andres, was er gern mit ihr verzehren möchte, will sie durchaus für sich behalten, und er läßt ihr resigniert dies „glückliche Vorurteil“. Erbittet er von ihr ein kleines Gedicht zur Abschrift zurück, so schreibt sie rückwärts auf das Blatt: „Ich gebe nichts gern wieder, was ich von Ihnen habe.“ Da alle ihre Briefe an Goethe von ihr zurückgefordert

und vernichtet wurden, wird so seltene Notiz für uns wichtig. Der kleine Satz spricht mit artiger Wendung das eifersüchtige Besitzenwollen aus, mit dem sie ihre himmlische Neigung in die von ihr so gering geachtete Erde verankert. Bei so viel stiller Weisheit, bei so viel Würde — : Charlotte hat wenig Anmut der Seele.

Am zweiten Jahrestage seiner Ankunft schreibt er ihr, im Rückblick auf diese Zeit seiner Schulung, ein Gleichnis von der Linde, der man die Äste schneidet, damit sie aufs neue treibe, und er meint, nun sproßten Zweige an ihm wieder hervor. Sie aber, das Bild weitermalend, erwidert ihm, der Baum sei neuerdings abgehauen, er gebe keinen Schatten und keinen Hort, und wie man dies aus seiner Antwort schließen kann, seufzt er „o weh!“ und fühlt sich „gedemütigt“. Dies geschieht in denselben Tagen, die er mit Sorge um ihre neue Wohnung ausfüllt, zwischen Betten und Öfen.

Denn hier wie immer liebt Goethe die Umgebung mit, selbst diese Neigung, deren mystische Gesetze er erkannt hat, erweitert er auf Haus und Kinder. „Deine Schwester ist ein liebes Geschöpf, wie ich eins für mich haben möchte, und dann nichts weiter geliebt. Ich bin des Herzteilens überdrüssig.“ Ging schon der Wunsch des 18jährigen nach Ehe, Haus und Kindern, in denen er Quietive seines Wesens ahnte, nun ins Leben verflochten sucht er mit doppeltem Grunde Stille und Hafen. Essen und Kochen, Senden und Erbitten von Speisen spielt in den Briefen an die Freundin eine lange Rolle.

Stärker als vordem steigt nach Kindern der Wunsch aus seinem Herzen auf. Aus hundert Briefen schauen „die Grasaffen“ hervor, beschenkt, belehrt. Tagelang läßt er den kleinen Fritz im Garten spielen und ernten, bäckt mit ihm Eierkuchen, lädt Ostern zum Eiersuchen ein, läßt den Kindern ein Seil spannen, damit sie balancieren lernen, am Boden lehrt er sie allerhand Kunststücke. Wie es zwischen ihm und der Freundin zur ersten Szene kommt, geht ihm am meisten der Knabe nahe, den sie hinausschickt.

Zwischen zahllosen Studien, Pflichten, Werken, Betrachtungen trägt Goethe alle Zartheit seines Werbens, unverblaßt aus den Jünglingsjahren, der geliebten Frau zu Füßen. Für den Grundstein eines kleinen Anbaus bittet er sie um einen Talisman. „Darf ich Sie bitten — schreibt er vor dem Hofball wie ein Minnesänger — dies Band mir zum Gedächtnis zu tragen.“ Oder zu anderen Malen: „Ich erziehe schon die ganze Woche an einem Strauß für Sie auf morgen . . Wenn ich wieder auf die Erde komme, will ich die Götter bitten, daß ich nur einmal liebe, und wenn Sie nicht Feind dieser Welt wären, wollt ich sie um Sie bitten zu dieser lieben Gefährtin.“ Und noch nach vier Jahren versteckt er sich in den Büschen an der Straße, um sie zur Stadt fahren zu sehen. „Daß Sie an mich denken oder schreiben, verlange ich nicht . . Ich nehme alles als Geschenk an.“

Ihr Geschenk ist, ihn willig aufzunehmen, wenn er verehren, lehren,

schenken will. Er diktiert ihr, zeichnet und liest mit ihr, lehrt sie Englisch und Naturkunde, immer bleibt er der Gebende. Von ihrer stillen Seele geht Linderung aus in das Flackern seines zwiespältigen Wesens, Anregung des Geistes nie. Nirgends liest man, daß ihr Urteil ihn mitbestimmte in Kunst und Werken, und wenn sie ihn im Urteil über die Gesellschaft anfangs leiten konnte, rasch hat er sie eingeholt.

Aber Goethes Phantasie hat Charlotte von Stein in tieferem Sinne angeregt als frühere Frauen, denen er doch nur Idyllen nachzuschaffen wußte. Zwei Hauptfiguren seiner dramatischen Dichtung hat er ihr nachgebildet, richtiger: ihrer Idee. Sonst hat er ihr in diesen ersten vier Jahren außer jener Einen Elegie nur wenige kleine Gedichte gemacht, die alle in seinem Werk verschwinden. Goethes erste Lebenshälfte verläuft bei mannigfachen Leidenschaften doch fast ohne Liebesgedichte; ganz wenige für Friederike und Lili sind alles, was sich hundert Liebesliedern der zweiten Lebenshälfte gegenüberstellt. Auch dies ist ein Gleichnis.

Doch auch sein Drang zur Konfession gegen die Freundin wird merkwürdig oft gehemmt, und folgt man seinen verschwiegten Regungen, wie sie für diese Jahre das Tagebuch enthüllt, so zeigen die bewegtesten Zeiten der Seele Verslossenheit gegen die Freundin. Besonders im zweiten Jahre, das in ihm Epoche macht, stockt über Wochen der sonst oft stündliche Verkehr, grade als ihm sein inneres Wachstum bewußt wird.

Als er sich wochenlang auf die Wartburg zurückzieht, den Menschen und der Arbeit fern dem inneren Drange lauscht, schreibt er, der ihr sonst Tagebücher von Reisen schickte, fast vier Wochen lang und auch zurückgekehrt noch lange kein Wort an sie. Von einer Harzreise preist er das Glück seiner Einsamkeit an die Freundin. Eine neue Entfremdung, im dritten Jahre, leitet eine neue Zeit innerer Entwicklung für ihn ein. „Diese Woche viel auf dem Eis, in immer gleicher, fast zu reiner Stimmung. Schöne Aufklärungen über mich selbst und unsre Wirtschaft, Stille und Vorahnung der Weisheit . . . Fortdauernd reine Entfremdung von den Menschen. Stille und Bestimmtheit im Leben und Handeln. In mir viel fröhliche bunte Imagination.“

In diesen Wochen: volles Schweigen gegen die verstimmte Freundin, nur ein Billet mit diesem Satz: „Es ist mir, als wenn eine Veränderung in mir vorgehe, ich weiß sie aber noch nicht zu deuten.“

Im Frühling und am Ende des dritten Jahres wiederholen sich solche Entfernungen, nun heißt es deutlich, sie komme ihm immer liebenswürdig vor, obgleich fremder. Und am Ende dieser Epoche verschweigt er ihr bei täglichem Verkehre wochenlang den Entschluß, auf Monate nach der Schweiz zu gehen, kündigt ihn erst wenige Tage vor der Abfahrt an, auch dann noch das Ziel verhüllend.

Charlotte von Stein, in Goethes Heften als Sonne figürlich bezeichnet, ist mit dem milden Ernst, der von ihr strahlt, dem Monde näher. Sonnenhaft ging dem Dichter die Schönheit in Corona Schröter auf. Als er, nach kurzer Freundschaft mit Frau von Stein, die Künstlerin in Leipzig aufsucht, vom Herzog empfohlen, der ihr schon vorher den Hof gemacht, schreibt er der Freundin nach Weimar: „Noch kann ich nicht von der Schrötern weg . . Ein edel Geschöpf in seiner Art — ach, wenn die nur ein halb Jahr um Sie wäre!“ Fünf Jahre lang hat er solche Worte vor der eifersüchtigen Freundin nicht wieder gewagt. „Dagegen präserviert mein Äußeres und Inneres — schreibt er zugleich dem Herzoge — der Engel, die Schrötern, von der mich Gott bewahre was zu sagen . . Ich bin seit 24 Stunden nicht bei Sinnen, das heißt bei zu vielen Sinnen . . Bleibe das wahre Detail zur Rückkunft schuldig, als das sind pp . .“ So ist ihre erotische Zeichensprache.

Zum Herbst bringt er sie nach Weimar. Bis dahin schreibt er eine Menge Briefe an einen ihr dienenden Freund: „Trösten Sie den Engel! Wär ich nur eine Stunde bei ihr . . Laßt die Schnupftücher! Und kauft das Kleid allein.“ Schickt 20 Louisdor und lobt den Mittelsmann. Nur wenige von diesen Briefen, deren Zahl man kennt, sind erhalten, keiner von denen, die er für sie selbst einlegt: — doch deutlich gibt das Wenige das Bild einer überstürzten Liebschaft, in der ein Dichter sich in einer Künstlerin wiederfindet, der Hofmann mit Geschenken an die Sängerin nicht spart. An den Mittler: „Schicken Sie mir die Messe meine Rechnung . . Für der Schrötern Schicksal ist mir's nicht bange, es ist mit dem meinen verbunden.“

Vom ersten Tag, da sie in Weimar erscheint, um die Liebhaber-Bühne zu bekrönen, gilt Corona für die schönste Frau der Stadt, hoch, schlank und doch junonisch, raffiniert einfach, meist griechisch gekleidet heißt sie bald auf Redouten Griechin und Muse. Ihr 25jähriger Kopf gleicht mit dem frischen Teint, den langen braunen Ringellocken einer archaisierten jungen Löwin, die wundervolle Hand, von der noch heut ein Abguß entzückt, spielt Zither, Flöte, Klavier. Ihre Stimme, rein, weich, leicht bedeckt, fesselt durch den beseelten Vortrag einer Priesterin, doch wird ihr Pathos nie zur Last. Noch ist sie zu scheu, noch zu bewegt, um je auf öffentlicher Bühne aufzutreten; ganz weltfern, garnicht Schauspielerin, ist sie doch nicht nach Hofluft durstig; dem kleinen Kreis, den Goethes Geist vereinigt, gehört sie rasch, doch selten den Festen an, zu denen man sie wünscht. Ein klarer Sinn, vielfältige Bildung, drei Sprachen, Kunst des Zeichnens und Komponierens heben sie vollends aus der Bühnenluft empor, nie ist sie krank, ihr Körper leistet alles.

Muß nicht die schöne, begnadete Gestalt, dergleichen Goethe nie gesehen, den Dichter ganz erfassen? Muß nicht, wenn sie nun seinen Gestalten Erfüllung wird, dies Bild der Muse mit aller ihrer Frische ihn verlocken? Hat sie nicht alles, was der acht Jahre älteren Charlotte fehlt, und überdies manches von jener? Nie mehr ist Goethe einer Frau begeg-



net, die wie Corona ihm Kunst und Schönheit umfaßte, ihr allein durfte er jene Widmung zusingen:

„Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,  
und die Natur erschuf in ihr die Kunst.“

Mit gleicher Schnelle, wie er sie in Leipzig umwarb, reißt er die Schöne an sich. Zwei Monate hat ihn Frau von Stein, die ihn von ihrem Gut verbannte, in Weimar warten lassen; als sie anfangs November in die Stadt kommt, trifft auch Corona ein und fängt gleich an, die „Mitschuldigen“ zusammen mit dem Dichter als Schauspieler zu probieren. Goethes Briefe fehlen, doch spricht sein Tagebuch, indem es schweigen will, mit lauten Zeichen: „16. November. Probe. Nachts Corone! — — —“ Eine Interpunktion, die in den Tagebüchern erst nach Jahrzehnten wiederkehrt. „17. . . . zum Mieseln! Probe! . . Corona.“ Am 18. steht statt des Zeichens der Sonne nur: „Zur Stein. Gegessen da. Englisch.“ Zugleich brieflich: „Ich muß nur noch nach einem Pferd schicken, denn die Unruhe hat mich heute wieder an allen Haaren.“ (Es ist Nachmittag im November.) Neun Tage lang schweigt er gegen Frau von Stein, dann teilt er ihr mit, er habe einen Pick auf alle gehabt und sei nicht gekommen. Auch die folgenden Briefe bleiben kühl, doch schreibt er von der Zeit ihres Fortseins: „Ach, die acht Wochen haben doch viel verschüttet in mir, und ich bleib immer der ganz sinnliche Mensch.“

Hier ist das wichtigste Zeichen: statt sich seiner natürlichen Neigung zu einer schönen genialen Frau zu freuen, fühlt er Reue — Goethe, der die Gesetze der Natur vergöttert — und beichtet diese Reue der Andern, der er doch seine Abenteuer verschweigt! Eifersüchtig verbietet ihm die Freundin, sich andern Frauen hinzugeben, während sie sich selbst nicht hingeben will, ja sie fehlt bei den Aufführungen der „Mitschuldigen“, „Geschwister“, „Lila“, weil hier Corona mit Goethe zusammenspielt, und hat aus diesem Grunde sogar die erste „Iphigenie“ nicht angesehen! Ist sie wirklich des Dichters Muse? Eine Unwahrheit kommt in ihr Verhältnis, seinem Wesen ganz fremd. Denn Goethe verschweigt Unendliches, doch lügt er nie.

Häufig kehrt Coronas Name in den Tagebüchern mit den Attributen der Liebe wieder, sie singt auch bei ihm zur Harfe, zur Zither Rousseaus Lieder und Glucks Arien, auch römische Lieder, die Goethe für sie verdeutscht, die sie für Goethe komponiert hat.

Bald verwickelt sich diese Leidenschaft, der Herzog tritt als Goethes Nebenbuhler auf. Ungewiß bleibt, was sich zwischen Dichter, Fürst und Schauspielerin, was sich zwischen Fürst und Minister, Freund und Freund zutrug. Nicht weil Goethe zum Schutze der Herzogin dem Freunde Vorhaltungen machte, sind Differenzen entstanden — denn alle Welt kannte Carl Augusts Liebschaften, die Herzogin trug sie schweigend — sondern aus Eifersucht.

Doch vielleicht ist Goethe, bei seiner reuig leidenden Stimmung zwi-

schen den beiden seltsamen Frauen, der Gegner als Ersatzmann zuweilen auch willkommen gewesen, zumal ihn steigende Melancholie von Coronas strahlender Erscheinung fortgezogen haben könnte. Nur ein einziges Wort aus dem Spiele dieser drei jungen Menschen ist erhalten. Im Februar sagt Goethes Tagebuch: „Abends Corona und Herzog bei L. er-  
tapt.“ Ein andermal begegnet der Kenner Wieland allen Dreien an einem Grottenwege und schwärmt von der attischen Elegance dieser raffinierten Nymphe. Vom Sommer ab erscheint Corona in Goethes Garten nur noch begleitet von einer dicken älteren Freundin. Als sich aber im nächsten Jahr wieder Streit und Entfremdung mit Frau von Stein erhebt und Goethe ihr in vier Wochen nur ein einziges Billet von drei Zeilen sendet, verrät das Tagebuch: „Stockende verschlossene Tage . . . Nachts zu Corona.“ (Nachts kann damals auch abends bedeuten.)

Aus solchen kargen Zeichen dringt Licht zugleich auf sein nervöses Leben mit der vergötterten Seelen-Freundin, und es ist müßig, alles Un-  
ausgesprochene davon auszusprechen.

Auch ist Coronas Anteil an der Gestalt der Iphigenie nur zu erfüllen. Als Goethe dies Werk, dessen Motiv schon in das erste Weimarer Jahr fallen soll, im vierten niederschreibt, steht er durchaus in Frau von Steins tieferem Banne. Was Seele ist an Iphigenien, ist wohl ein Abbild der ihren, wie Goethe sie am reinsten Tag erkennt; Gebärde und Erscheinung geben Coronas Eindruck wieder.

In den sechs Wochen dieser dichterischen Niederschrift spiegelt sich Goethes Doppelleben. An dem Februartag, als er zu diktieren beginnt: Spaziergang, Bad, Nachricht vom desertierten Husaren. „Den ganzen Tag brüt ich über Iphigenien, daß mir der Kopf ganz wüst ist . . . So ganz ohne Sammlung, nur den einen Fuß im Steigriemen des Dichter-Hippogryphs, will's sehr schwer sein etwas zu bringen . . . Musik hab ich mir kommen lassen, die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden.“ Eine Woche später: „Meine Seele löst sich nach und nach durch die lieblichen Töne aus den Banden der Protokolle und Akten. Ein Quatro neben in der grünen Stube, sitz ich und rufe die fernen Gestalten leise herüber.“

Dann wieder vier Tage lang: Conseil, Kriegskommission, Auslesung der jungen Mannschaft, Straßenbesichtigung. „1. März: Abends für mich. Iphigenie. 2. März (Dienstreise) nach Rotenstein die Straße beritten, den Durchstich bei Maue besehn . . . 3. März Auslesung. Nachher einsam im neuen Schlosse an Iph. geschrieben, so auch den vierten.“ Am 5. an Knebel: „Ich muß dir gestehen, daß ich als ambulierender Poeta sehr geschunden bin . . . Von hier an seh ich keine Hoffnung, vielleicht in Allstedt. Doch sind die guten Geister oft zu Hause, wo man sie nicht vermutet.“ Vorher: „Jetzt leb ich mit den Menschen dieser Welt . . . spüre sie aber kaum, denn mein inneres Leben geht unverrücklich seinen

Gang . . Mit denen Leuten leb ich, red ich und laß mir erzählen . . Es gehn mir wieder viele Lichter auf . . Noch hab ich Hoffnung, daß, wenn ich den 11. oder 12. nach Hause komme, mein Stück fertig sein soll . . Um die Einsamkeit ist's eine schöne Sache, wenn man mit sich selbst in Frieden lebt und was Bestimmtes zu tun hat.“

Am nächsten Tage Klagen aus Apolda über Lärm und Geschäfte: „Hier will das Drama garnicht fort, es ist verflucht, der König von Tauris soll reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolde hungerte.“ Lange Notizen über die Weber dieser Stadt, wie sie vom Unternehmer durch Art der Lieferung am Gewicht betrogen werden. „9. März . . abends allein. Die drei Akte zusammengearbeitet.“ Zurück nach Weimar. Vorlesung vor dem Herzog und Knebel, Abschrift der Rollen. 16. Neue Dienstreise zur Auslesung. 17. Porzellanfabrik. 19. Allein auf dem Schwalbenstein, den vierten Akt geschrieben. Dann Besichtigungen, Rückkehr, Kriegskommission, Conseil, Fürstenbesuch. „28. Abends Iphigenie geendigt. 29. Ein toller Tag, aus einem ins andre, von früh fünf . . In Tiefurt Iphigenie vorgelesen. Aus dem Kleinen ins Große und aus dem Großen ins Kleine. War diese Zeit her wie das Wetter klar, rein, fröhlich.“ — „1. April: Eierfest denen Kindern . . Proben von Iphigenie und Besorgung des dazu Gehörigen.“ — „6. Iphigenie gespielt. Gar gute Wirkung davon, besonders auf reine Menschen. 7. Kriegskommission, Session . .“

Psychographische Skizze Goethes im Entstehen eines Hauptwerkes.

Über die Szene, als Goethe den Orest, Corona Iphigenie, Knebel Thoas, ein Prinz, später der Herzog selber Pylades spielt, zum erstenmal in griechischer Tracht entgegen dem französischen Ritus, schreibt ein Zuschauer: „Nie werde ich den Eindruck vergessen, den Goethe als Orest im griechischen Kostüme . . machte. Man glaubte einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit.“ Obwohl dies viel später niedergeschriebene Wort, aus der Erinnerung eines ehemals 16jährigen, sich ins Legendäre abgetönt haben dürfte, bleibt es interessant als einziges, das Goethe in der Jugend jene apollinische Schönheit nachrühmt, die die Nachwelt trotz der echten Bildnisse von ihm forderte — und auch hier bringt erst das Kostüm die seltsame Wirkung suggestiv hervor.

Denn als Goethe den Orest gibt, gibt er — nur halb aus der Ferne — sich selber: darum spielt er grade diese dämonische Gestalt griechischer Legende so gut. In diesen Jahren, in dieser Stunde hat er schon einen Weg beschritten, der ihn wegführen soll aus eingeborenem Dualismus, — doch ist es eben nur eines Weges Beginn. Mit hieratischer Gebärde schreitet sein Ideal auf sein zu überwindendes Ego zu; Goethe selber steht zwischen beiden Gestalten. Doch auch Pylades hat von seinen Zügen genommen, sehr weltlichen Zügen, die ihn in dieser ersten Prosa-Fassung

sogar Mephisto nähern, zu mindest seinem Vorbild, dem Odysseus, denn immer wieder spricht er von List, preist seine Verschlagenheit, und „tausend Ränke gehn jeden Tag durch meine Seele“.

Hier liegt der einzig erhebliche Unterschied zwischen den beiden überlieferten Fassungen des Gedichtes. Hat es später in Italien eine schönere Formung gefunden und nennt es der Autor in erster Gestalt eine Skizze, so ist doch gleich alles vollkommen da, keine Szene braucht auch nur im Innern umgebaut, nichts umgestellt zu werden, und diese Arbeit, die zwischen Dienstreisen entstand, birgt im gesamten Verlaufe ihrer Prosa schon den verpuppten Vers, sogar der Wechsel der Rhythmen liegt fertig in der simulierten Prosa. Einige Partien sind später überarbeitet, alle großen Stellen stehen konstruktiv da, jede Arabeske ist vorgezeichnet. Drum ist das Werk durchaus der ersten vierjährigen Epoche in Weimar zuzuschreiben, an deren Ende es zwischen Weltgeschäften aufblüht, wie eine einsam dunkelblaue Blume am Rande der Poststraße.

Wie Goethe sich in Iphigenie aus seinem Chaos pathetisch zu erheben trachtet, so hat er ein Jahr zuvor seiner empfindsamen Zeit noch einmal einen letzten Stoß und Tritt versetzt, in einer Farce. Dumpf fragt der schwermütige Prinz, der im „Triumph der Empfindsamkeit“ eine Reise-Dekoration mit sich führt und eine Puppe anbetet: „Sind meine Pistolen geladen?“ — „Wie immer, aber . . um Gottes Willen, erschießen Sie sich nicht!“ Im Innern seiner Puppe findet man zwischen Streu und Häcksel die Neue Heloise und Werthers Leiden!

Doch gleich darauf beginnt derselbe Prinz in den herrlichsten Versen:

„Dich ehr ich, heiliges Licht,  
reiner, hoher Gefühle Freund!“

Neue Torheiten, neue Parodie. Plötzlich: „Vorbereitende Musik, ahnend seltene Gefühle.“ Und nun tritt, hinter einem Harlekin als Gärtner der Hölle, Proserpina auf, um in wunderbarer Totenklage eine lange Ode zwischen Chören zu singen, die Goethe für Gluck zu einer Totenfeier gedichtet hatte.

Greifbar tritt in dieser genialischen Farce Goethes Doppelwesen als Stilverwirrung in das Licht, und da er sie im dritten Jahr von Weimar schreibt, wird deutlich, wie der Iphigenien-Dichter, wenn er sich laufen läßt, noch ganz im Brausen seiner Gegensätze atmet.

Ein Quietiv wird ihm das Zeichnen. Stärker als vor- und nachher übt er es in diesem Lustrum, „um abgezogener zu werden.“ Wie er zuweilen den Tag preist, an dem er nichts gedacht hat, so dankt er für einen andern, an dem er von früh bis abends nur gezeichnet habe, und fühlt doch das Unzulängliche seiner Versuche sehr tief, wenn er sie sein Sauglätzchen nennt, daß das Kind schweige und in eingebildeter Nahrung ruhe. Ist ihm Zeichnen ein Mittel zur Erringung stiller Stunden der Seele, so wird es ihm zur Verewigung solcher Stunden ein Zweck. In stiller lyrischer Stimmung nimmt er in diesen Jahren den Stift lieber zum Zeichnen

zur Hand, statt Verse aufzuschreiben. Gelegenheit festzuhalten ist beide Male Sinn seiner bildenden Bewegung, und so werden ihm die meisten Blätter nur so wert, wie uns Photographien von Reisen werden. Ein wachsendes historisches Bewußtsein seiner selbst erhöht solche Wünsche.

Dann wieder erregt das Unfertige der Versuche seine Kritik, er klagt, nie werde er Künstler. Wie problematisch er sich dabei zwischen Kunst und Natur fühlt, drückt er am Ende dieser Zeit in den Schweizer Briefen so aus:

„Seh ich eine gezeichnete, eine gemalte Landschaft, so entsteht eine Unruhe in mir, die unaussprechlich ist. Die Fußzehen in meinen Schuhen fangen an zu zucken, als ob sie den Boden ergreifen wollten, die Finger der Hände bewegen sich krampfhaft, ich . . . suche der Gesellschaft zu entfliehen, ich werfe mich der herrlichen Natur gegenüber auf einen unbequemen Sitz, ich suche sie mit Augen zu ergreifen, zu durchbohren, und kritzle in ihrer Gegenwart ein Blättchen voll, das nichts darstellt und doch mir so unendlich wert bleibt, weil es mich an einen glücklichen Augenblick erinnert, dessen Seligkeit mir diese stümperhafte Übung ertragen hat. Was ist denn das, dieses sonderbare Streben von der Kunst zur Natur, von der Natur zur Kunst zurück? Deutet es auf einen Künstler, warum fehlt mir die Stetigkeit? Ruft mich's zum Genuß, warum kann ich ihn nicht ergreifen?“

Ganz faustisch auch dies Verhältnis, das ihn grade in diesen Jahren traurig und glücklich und wieder rasend macht. Hundert Briefe bezeugen's, und so steigert sich, indem er sich im Ganzen zu fassen sucht, von allen Seiten nur immer mehr die Problematik seiner Stellung.

Sein weltliches Treiben kann ihn nur heftiger in sich selbst verwickeln. Im Kreislauf des Tuns die Kräfte zu ermüden, die er sonst im Umschwung dichterischer Produktionen drehte, wird ihm in diesen Jahren Wille, Schicksal, Gefahr. Dichtung tritt nur gelegentlich vor, Genie erscheint ihm Talent und schöne Zugabe. Zuweilen wird ihm angst vor seiner Wirksamkeit. „Bei dieser Gelegenheit — schreibt er dem Herzog in dessen Sprache — seh ich doch auch, daß ich die gute Gabe der Himmlischen ein wenig zu Cavalier handle, und ich habe wirklich Zeit, wieder häuslicher mit meinem Talent zu werden, wenn ich je noch was hervorbringen will.“

In diesen vier ersten Jahren hat er nur sieben oder acht längere Gedichte geschrieben, sonst nur eine Menge kurzer, meist spruchartiger Strophen, Anrufe an sich und an die Freunde. In anderm Sinne wieder fühlt er das Spiel zwischen Dichten und Handeln produktiv in sich wirken, glaubt dem Ziele dramatischen Wesens näher zu kommen, da er nun die Großen mit den Menschen, die Götter mit den Großen spielen sehe. Oder wie ein Romandichter auf Reisen: „Der Nutzen, den das auf meinen phantastischen Sinn hat, mit lauter Menschen umzugehn, die ein bestimmtes, einfaches, dauerndes, wichtiges Geschäft haben, ist unsäglich. Es ist wie ein kaltes Bad, das einen aus einer bürgerlich wollüstigen Abspannung wieder zu einem neuen kräftigen Leben zusammenzieht.“

Und dennoch fragt man immer wieder: warum dies alles? warum Wegebau und Rekruten, Beamten-Intrigen und Seelenkuren bei Hofe? Warum befehlen und gehorchen Lernen, ersetzbar sich im Wirklichen so ermüden, daß unersetzbare Kräfte zu neuer Dichtung mangeln?

„Was mir in Kopf und Herzen stritt  
seit manchen lieben Jahren,  
was ich da träumend jauchzt' und litt,  
muß wachend nun erfahren.“

Über zo zierlich tiefe Verse hinaus häuft er in seinem Geiste die Gleichnisse, um sich des großen Gleichnisses bewußt zu werden. Im ersten Jahre: „. . . Da mir das Schicksal einen ganz reinen Moment bereitet, daß ich nicht müßig sei, eine wirkende Entfaltung für die Zukunft.“ Zugleich aus dem Gebirge diese faustischen Verse an das Schicksal:

„Mein Carl und ich vergessen hier,  
wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet,  
und ach, ich fühl's, im Stillen werden wir  
zu neuen Szenen vorbereitet.  
Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl:  
daß ohne dich wir nur vergebens sinnern,  
durch Ungeduld und glaubensleer Gewühl  
voreilig dir niemals was abgewinnen.  
Du hast für uns das rechte Maß getroffen,  
in reine Dumpfheit uns gehüllt,  
daß wir, von Lebenskraft erfüllt,  
in holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.“

Nach einem Jahre: „Es mag so lang währen, als es will, so hab ich doch ein Muster-Stückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen . . . Ich habe keine Wünsche, als die ich wirklich mit schönem Wanderschritt mir entgegenkommen sehe.“ Noch hörbarer ein andermal zu sich selbst, glücklich über dies Land, „wo du zwischen Behagen und Unbehagen in ewig klingender Existenz bleibst.“

Und ebenso im dritten Jahre: „Gestern abend dacht ich, daß mich die Götter wohl für ein schön Gemälde halten mögen, weil sie so einen überkostbaren Rahmen drum machen wollen.“ Im vierten, auf einer Dienstreise, ist's ihm wie einem, „der aus einer Stadt kommt, wo er aus einem Springbrunnen auf dem Markte lang getrunken, in den alle Quellen der Gegend geleitet werden, und er kommt endlich spazierend einmal an eine von diesen Quellen an ihrem Ursprung, er kann dem ewig rieselnden Wesen nicht genug zusehn und ergötzt sich an denen Kräutern und Kiesel.“

In all diesen Betrachtungen über sein Tun kein Wort von Nützen und Helfen, kaum von Schaffen und Wirken an sich, nichts, was ihn moralisch antreibt oder fesselt. Überall Flucht vor seinem uferlosen Selbst in ein beschränktes klares Wirken, demütiger Glaube an langsame Entwicklung,

hochmütige Überlegenheit über die Verwirrungen der Welt, die schließlich vor dem Dichterauge doch nur als Szenen hin- und widerschweben.

Aus solchen gleichnishaften Gefühlen vor seinem Tun ersteht in ihm eine geschlosseneren Stimmung, getroster als seit Jahren, männlicher als je.

„Schaff, das Tagwerk meiner Hände,  
hohes Glück, daß ich's vollende!  
Laß, o laß mich nicht ermatten!  
Nein, es sind nicht leere Träume:  
jetzt nur Stangen, diese Bäume  
geben einst noch Frucht und Schatten.“

Negativer Trotz gegen die Götter weicht allmählich selbstbewußtem Anrecht auf ihre Hilfe. In „Lila“ singt er:

„Allen Gewalten  
zum Trutz sich erhalten,  
nimmer sich beugen,  
kräftig sich zeigen  
rufet die Arme  
der Götter herbei!“

Mit wachsender Erkenntnis flieht er die Selbstzerstörung seines früher irrenden Wesens, sucht zu überlegener Stille vorzudringen. Allein, auf seiner Harzreise vergleicht sich der 28jährige mit dem 18jährigen, findet die Menschen noch wie ehemals, aber „solange ich im Druck lebte, solange niemand für das, was in mir auf und ab stieg, einig Gefühl hatte . . hatte ich mit aller Lauterkeit meines Herzens eine Menge falscher, schiefer Präntationen . . Da war ich elend, genagt, gedrückt . . Jetzt ist's kurios, besonders die Tage her in der freiwilligen Entäußerung, was da für Lieblichkeit, für Glück drinnen steckt. Die Menschen streichen sich recht auf mir auf wie auf einem Proberstein.“

Und doch fühlt er sich auf derselben Fahrt vom Anblick eines lebensmüden Menschen so getroffen, daß er dessen Stimmung in seiner „Harzreise im Winter“ verdächtig gut der eigenen unterlegen kann. Ernst steht und niemals weichend diese Sorge vor innerem Zerrissenwerden im Hintergrunde von Goethes Weltleben, und — 50 Jahre, bevor er sie dem sterbenden Faust erscheinen läßt — beschwört er sie, da sie doch schon sein Gleichgewicht erschüttere, wenigstens um Weisheit:

„Kehre nicht in diesem Kreise  
neu und immer neu zurück!  
Laß, o laß mir meine Weise,  
gönn, o gönne mir mein Glück!  
Soll ich fliehen? Soll ich's fassen?  
Nun, gezweifelt ist genug.  
Willst du mich nicht glücklich lassen,  
Sorge, nun, so mach mich klug.“

Doch immer bleibt er schwer in sein Doppelwesen verwirrt. Von dem 30jährigen spricht Wieland noch als von einem fast immer wütigen Menschen, bei dem er gerade einen wohlgelaunten Tag getroffen habe. Pylades, den Goethe am Schlusse als weisen Freund bezeichnet, muß in der ersten Fassung des Dramas sagen: „Vor Menschen ist das Halbbefleckte rein. So wunderbar ist dies Geschlecht gebildet und verknüpft, daß weder mit sich selbst noch andern irgend einer ganz reine Rechnung führen kann.“

Auch Orestens Gestalt ist nicht überwunden, als sie geformt wird, und noch der 27jährige Goethe ruft Lavater das gewaltige Wort zu: „Alle deine Ideale sollen mich nicht abhalten, wahr zu sein und gut und böse wie die Natur“!

Noch sprüht er in Farcen, die höfischer Zweck nur im Ausdruck mildert. Die ganze Polarität seiner Jugend strahlt aus den Worten des 30jährigen zum Schauspieler Iffland: „Folgen Sie meinem Rat, spielen Sie Entweder-Oder, immer das Äußerste, das niedrigst Komische und höchste Tragische! Es ist ein odieuser Kerl, der einmal Zeug zu was Außerordentlichem hat und bleibt im Mittel! Uff! — Und dabei spannte er jede Nerve — hinauf! hinauf! oder ganz im Drecke!“

Ja, er beginnt, bei steigendem Glauben an höhere Leitung, sich selbst wie die homerischen Helden als Schauplatz kämpfender Gewalten zu empfinden; die Götter hätten Geistern Macht über ihn gegeben, die ihn in ihrem Streite drehen und treiben, und einmal spricht er in der Ekstase von Riesengeistern, die sich auch den ewig geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen. So durchbricht Leidenschaft immer wieder die eigene Schulung; doch zuweilen mäßigen sich die steilen Kurven, gewaltsam will er sich zähmen.

An fremde Schulung ist bei solchen Maßen nicht mehr zu denken. Frau von Stein ist nicht die Bildnerin dieser Seele, ist nur manchmal der härtere Kristall, an dem sich Goethes Kanten schleifen können. Wie vor ihr Herder bedeutet sie für Goethe Sinnbild einer Epoche, deren Schwelle er schon überschritten hat, als er sie trifft.

Doch da er sie nicht im gleich glücklichen Augenblicke trifft, da er überhaupt sein Wesen niemals gewaltsamer, künstlicher formt als in diesem Jahrzehnte seiner Ministerschaft, so ist die Wirkung dieser Frau vergänglicher. Für solche hohe Harmonie, die er in ihr als Idee verehrt und selbst erringen möchte, ist die chaotische Zeit seiner Seele noch viel zu nah, männliche Kräfte kämpfen zu heftig wider die Entsagung, und was er in der Welt durch Zucht sich abgewinnt, darf er in seinem Innern den Instinkten noch nicht abverlangen.

An seinen Nerven reißt der Wille zu harmonischer Gestaltung: „Fieberhafte Wehmut . . Druck, Wehmut und Glauben . . Nachts fieberhaft . . Seltsam schnelle traurige Veränderung“ wiederholt sich im Tagebuch. Oder er ist „sehr traurig und wußte nicht warum . . Ich ließ mir die Clarinetten kommen . . Es war alles so herrlich, aber mein Herz taute nicht



auf.“ Schlechtes Wetter verstimmt ihn. Witterung beginnt ihn unmittelbar zu erfassen.

Doch auch grundlos, dann um so tiefer erfaßt ihn Schwermut wie in erster Jugend: „Schwere Hand der Götter . . Nach Tische dunkel von Weimar weg. Ich sah oft nach meinem Garten zurück und dachte so, wie alles mir durch die Seele müsse, bis ich das arme Dach wiedersehe.“ Oder er genießt wie ehemals solche melodische Stimmung: „Ich wohne in stiller Traurigkeit über meinen Gefilden. Es ist alles so unendlich hold.“ Sätze, noch immer wie aus Werther.

Und doch ist die Fahrt dieser Jahre, in denen er zum ersten Mal von einem Boot auf See sich auf ein stetiges Stromschiff versetzt fühlen mag, an glücklichen Aussichten und Empfindungen reicher als alle früheren. Ἀγαθὴ τῶχῃ wird ihm eine Weile das liebste Wort: günstige Fügung, glückliche Stunde — so sehr gewöhnt er sich an die schwer übertragbare Wendung, daß er sie im Tagebuch mit fünf Buchstaben griechisch abkürzt.

Diese Epoche, von 26 bis 30, bringt Goethe seltener als sonst Enttäuschungen. „Bewegung des Herzens . . In dunkler Wärme . . Da ich so glücklich bin . . Ich muß das Glück für meine Liebste erkennen, dafür schiert sie mich auch wieder, wie ein geliebtes Wesen . . Übrigens bin ich der Glücklichste von allen, die ich kenne.“ Am zweiten Jahrestage seiner Ankunft: „Diese noch einmal zu leben!? Nun am Ende doch . . Wunderbar fröhlich. Was mir das Schicksal alles gegeben hat . . daß ich in die von mir ehedessen entferntesten Gefühle und Zustände lieblich bin hineinge-  
leitet worden.“ Und einmal, plötzlich, ohne Übergang, faßt er in einem vier Zeilen langen Billet an Frau von Stein die ganze Stimmung dieser Epoche zusammen in die rembrandtischen Worte: „Das Glück des Lebens liegt dunkel auf mir.“

Was er genießt, ist Goethe ein Geschenk der Götter: immer weiß er, sie können's ihm nehmen. Ein Wanderer wider Willen fühlt er sich noch im Anfang: wenn er dies Land verlassen müßte, den Stab in der Hand — fragt er sich, bricht in Tränen aus und fühlt sich doch „stark genug, auch das zu tragen. Stark —! das heißt dumpf.“ Zu Leiden sich zu stärken, erscheint ihm in versonnenen Augenblicken Zweck seiner Schulung, — anders als Prometheus, der freilich nie allein Träger dieses nach Bändigung auslangenden Wesens war.

Ja, der Prometheus-Stimmung ist dieser gelassene Blick zum Schicksal verwandter, als die trotzigsten Rhythmen jenes alten Monologes ahnen lassen. Standen nicht auch damals schon über dem Göttervater Zeit und Schicksal, „meine Herren und deine“? Schicksal — auch dies bedeutet in Goethes Munde Tyche — wird in dieser Zeit Zentrum seines Glaubens, Objekt seiner zuweilen beugsamen, zuweilen verdrossen-feindlichen Anbetung. „Ich sagte immer in meiner Jugend zu mir, da so viel tausend

Empfindungen das schwankende Ding bestürmten: was das Schicksal mit mir will, daß es mich durch all die Schulen gehen läßt . . Ich habe eben noch viel auszustehen, das ist's, was ich in allen Drangsalen meiner Jugend fühlte, aber gestählt bin ich auch und will ausdauern bis ans Ende.“

Ergreifend, wie von nun an Goethe den Glauben an ein vorbestimmtes Schicksal mit einem höchsten Streben zu vereinen sucht, das jenem Starren elastisch entgegenwächst! Ihm ist, als könnte er strebend dem Gesetz der Götter noch eine freundliche Wendung, sei's nur eine Deutung, abdringen. Die nächsten 50 Jahre lang übt seine Seele nichts inniger, und wie sich Dämon dem Schicksal, Genius aber der steten Beherrschung verknüpft, scheint dies Schauspiel, das jetzt beginnt, zuweilen einen versöhnenden Ausgleich anzubahnen. Zwischen Wünschen und Kräften das Gleichgewicht zu halten: diese Selbstzucht wird nun stärker sichtbar.

Wie ein Vorreiter ebnet Geduld die Bahn, damit der goldene Wagen reiner Harmonie ihr später einmal — eine sehr kurze Strecke lang! — folgen könne. So redet die erste Iphigenie: „Aber unreif bricht eine Gottheit nie der Erfüllung goldne Früchte, und wehe dem Menschen, der ungeduldig sie ertrotzend an dem sauren Genuß sich den Tod ißt!“ In immer neuen Bildern, mit wachsendem Pathos nennt er sich in den Briefen Diener des Schicksals oder der Götter. Mitten in weltlichen Mitteilungen: „Mir geht's nach dem Ratschluß der Götter, die ich in tiefer Ahndung ehre.“ Als im Bergwerk ein Stück Fels den Mann vor ihm trifft, fühlt er sich in der Liebe der Götter, weil eine Sekunde später er selbst getroffen und, bei zarterer Konstitution als jener, wäre erschlagen worden.

Zeichen von Aberglauben mehren sich, Jahrestage erregen ihn stärker, der Wert des Geheimnisses, durch Weltklugheit und beginnendes Mißtrauen gepflegt, wächst in ihm auch aus metaphysischer Ahnung. In Klarheit und Bewölkung der Gestirne sucht er Orakel, findet Wahrzeichen, und am Ende dieser Epoche hört er aus dem Wassersturze:

„Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser,  
Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind!“

In diesen Jahren seiner stärksten Weltlichkeit ist immer neue Weltflucht Goethes Mittel, sich auf sich selber zu besinnen. Der Garten, die Freundin, das Zeichnen sind nur die täglichen Quietive. Während er Welt sucht, um sich zu stärken, zu vergleichen, erschreckt ihn doch sein seltenes Alleinsein, und halb ironisch, halb traurig kann er schreiben: „Blieb dann einmal, o Wunder! bei mir. Setzte mich an mein Küchenfeuer und las.“ Im Garten läßt er Bänke machen, daß Ruhe über ihn komme und er wieder von vorne anfangen zu leiden. Ein halbes Jahr Minister — und eines Abends sieht ihn Stadt und Gegend so wunderbar an, als sollte er nicht bleiben. Ein andermal: „Ich habe mit den Leuten . . nichts gemein, und sie nichts mit mir, einige sogar bilden sich ein, sie liebten mich, es ist aber garnicht so.“ Oder: „Mein Schicksal ist den Menschen ganz verborgen, sie können nichts davon sehen und hören.“ Bald klagt auch Wieland, Goethe

teile sich nicht mehr mit, im selbstbeschränkten Kreise wolle er allein existieren.

Nach zwei Jahren setzt sich Goethe einsam auf die Wartburg, läßt unten in Eisenach Herzog und Kameraden „Sauwirtschaft“ treiben, selbst Knebels Ankunft stört ihn, wochenlang haust er dort oben, allein, ohne alle Tätigkeit. Ein Fremder, der sich zu ihm durchschlägt, vergleicht ihn mit seinem kargen Gespräche einem Engländer, der „ernsthaft und kalt wie in einem Spleen dastund“. Vor einem zweiten Besucher, Weltmann und Reisenden, der eben von Petersburg nach Paris geht, fühlt Goethe innigst, er habe dem Manne nichts zu sagen.

„War stumpf gegen die Menschen . . Stund inwärts gewendet wieder auf . . Ich mußte fort, denn ich war ihnen auch sichtlich zur Last . . Hier nun . . auf der reinen ruhigen Höhe, im Rauschen des Herbstwinds . . Gern kehr ich doch zurück in mein enges Nest . . und will's Gott, in Ruhe vor den Menschen, mit denen ich doch nichts zu teilen habe . . Bin in viel Entfremdung bestimmt, wo ich doch noch Band glaubte.“ Zugleich an einen Freund, er sei im Zustande des Schweigens gegen alle Welt, indessen sich die Leute mit Märchen über ihn unterhalten, wie ehemals mit seinen Märchen.

28jährig, weltberühmt, Minister, Freund eines Fürsten, bedeutender Frauen, vorzüglicher Männer.

Gleich darauf fährt er in neuer Weltflucht, mitten aus einem heitern festereichen Winter, aus Geschäften, Pflichten, Plänen, plötzlich in den Harz. Mit seltsamem Pathos erfüllt ihn die Besteigung des Brocken im Dezember, nicht um der Aussicht, doch um des Gleichnisses willen, weil schwieriger Vorsatz ihm durch höhere Fügung erfüllt scheint, er preist die mütterliche Leitung: „Das Ziel meines Verlangens ist erreicht, es hängt an vielen Fäden, und viele Fäden hingen davon, Sie wissen, wie symbolisch mein Dasein ist.“ Der Förster hielt's für unausführbar, Goethe wird ganz biblisch: „Ich . . bat die Götter, das Herz dieses Menschen zu wenden und das Wetter, und war still. So sagt er zu mir: nun können Sie den Brocken sehn. Ich trat ans Fenster, und er lag vor mir, klar wie mein Gesicht im Spiegel, da ging mir das Herz auf, und ich rief: Und ich sollte nicht hinaufkommen! . . Und er sagte, ich will mit Ihnen gehn . . Ich habe ein Zeichen ins Fenster geschnitten zum Zeugnis meiner Freudentränen.“ Ein Jahr später feiert er noch den Jahrestag und freut sich der Erfüllungen, die er an das Wahrzeichen knüpfte.

Je tiefer er sich in Weltgeschäfte verwickelt, um so mehr rückt er von ihren Dunkelheiten ab. Wie man aus seinem Hause trete, so gehe man auf lauter Kot, schreibt er nach einer Sitzung, und mitten aus kriegerischer Stimmung ringsum, aus Berlin, wo er sich ganz fremd fühlt, bittet er die Götter um Reinheit und Gleichmut, während er die Blüte des Vertrauens und der Offenheit an sich hinwelken fühlt. „Sonst war meine Seele wie eine Stadt mit geringen Mauern, die hinter sich eine Citadelle auf dem Berge hat. Das Schloß bewacht ich, und die Stadt ließ ich in Frieden und

Krieg wehrlos, nun fang ich auch an, die zu befestigen . . Ach, die eisernen Reifen, mit denen mein Herz eingefaßt wird, treiben sich fester an, daß endlich garnichts mehr durchrinnen wird . . Je größer die Welt, desto garstiger wird die Farce, und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittlern und Kleinen durcheinander . . Ich bete die Götter an und fühle mir doch Mut genug, ihnen den ewigen Haß zu schwören, wenn sie sich gegen uns betragen wollen wie ihr Bild, die Menschen.“

Zwischen Tätigkeit, Einsamkeit, der Freundin und dem Herzog bleibt wenig Raum für Freunde. Manche entschwinden ihm schon, indem er ihnen entschwindet.

„Grüße Lotten — schreibt er an Kestner — und wenn ich auch im Stil mitunter geheimrätisch werde, so bleibt doch leider das Übrige ziemlich im Alten . . A propos ist denn Lotte immer noch so schnippisch?“ Vier Jahre nach dem Werther. Auch zur Gräfin Stolberg löst sich das ideale Band. „Etwas von seiner alten Treuherzigkeit vermißt ich“, sagt Werner, als er Wilhelm Meister, den Freund, nach Jahren des Weltlebens wiedersieht.

Lenz und Klinger, die Jugendfreunde, folgen Goethe bald nach Weimar, nicht auf seinen Ruf; er will nicht selbst, noch weniger sollen die Weimaraner erinnert sein, wer er war. Beide verlassen bald wieder den Ort: Klinger, den er doch liebt, drücke ihn wie ein Splitter im Fleische, und Goethe verletzt ihn, indem er's ihm andeutet. Lenz, zwischen Bewunderung und Neid gegen den Freund, macht hochmütige Kratzfüße vor dem Herzog, ungelenke Schlauheiten bei Hofe, wird wie ein krankes Kind gehalten; doch als er dann eine „Eselei“, wohl gegen die Herzogin, macht, wird Goethe, der Vorurteile in Amt und Gesellschaft nur durch Korrektheit zu entkräften weiß, wütend, kurzerhand jagt er den Jugendfreund fort, mit den strahlend kalten Worten: „Ich habe mich gewöhnt, bei meinen Handlungen meinem Herzen zu folgen und weder an Mißbilligungen noch an Folgen zu denken. Meine Existenz ist mir so lieb wie jedem andern, ich werde aber just am wenigsten in Rücksicht auf sie irgend etwas in meinem Betragen ändern.“

Erst später erfährt Goethe von Friederike, wie dieser Freund ihm auch bei ihr nachzufolgen, seine Verse und Briefe zu erhaschen versuchte, sich deshalb verliebt gestellt und Selbstmord angedroht habe: nur um dem Größeren später öffentlich zu schaden. Wie Goethe ehemals Lenz vertrauen konnte, statt ihn zu meiden, das zeigt ihn auf der Stufe einer Menschen-Blindheit, die nur aus seinem ersten Jugendwühlen sich erklärt.

Nun ist es anders! Selbst Merck wird energisch angefaßt, wenn es Goethes kunstvollen Bau seiner Weimarer Stellung gilt, ihn verhindert er, über Hof und Gesellschaft von Weimar zu schreiben. Doch bleibt er eigentlich der Vertrauteste seiner wahren Ansichten, weil er allein den

handelnden Goethe begreift. Ja, es ist noch immer, es ist in erhöhtem Grade Mephisto, von dem in dieser Epoche krampfhaft erstrebter Reinheit der 28jährige Goethe schreibt: „Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich tu und wie ich's tu, und es doch wieder anders sieht wie ich, von anderm Standort, so gibt das schöne Gewißheit.“ Trotzdem kann dieser selbe Merck von seinem Besuch vertraulich — und garnicht beleidigt — berichten, Goethe sei ihm oft mit einer Trockenheit und Kälte begegnet wie einem subalternen Diener und Supplikanten.

In zwei Jahrzehnten gewinnt Goethe aus dieser neuen Welt des Hofes und der Gesellschaft einen einzigen Freund: den Major von Knebel, den er aber jetzt im Anfang noch „gut und schwankend“ nennt und erst später fester erfaßt. Neben Wieland, zu dem das Verhältnis herzlich, doch im Grunde nicht sehr vertraulich bleibt, steht nun auch Herder wieder, dem Goethe, wie er ihn nach Weimar holt, die Wohnung zurichtet, im Plane berechnend, wo Frau Caroline ihre Wochenstube haben, wo Wärterin und Kinder wohnen sollen. Als Herder dann kommt, stößt sein ungleicher Charakter rasch mit Hof und Welt zusammen, und so wird der jüngere Freund, ohne es zu wollen, eine Art Protektor des Älteren. Herder aber lebt auf, legt jetzt den Grund zu seinem zweiten Hauptwerk, und er mit seiner Frau, die freilich bald an Eifersucht auf Goethes Freunde leidet, und Knebel, Wieland, Frau von Stein bilden in diesen Jahren Goethes ganzes „kleines Publikum“, dem er Szenen oder Kapitel im Entstehen vorliest.

Zu Lavater steigt Goethes Neigung mit wachsendem Ärger: ein solches Maß von Zerstreutheit muß Goethes breite Ordnung peinigen, ihm wirft er vor, er antworte nie exakt und oft an falsche Adressen, auch schreibe er nur, wenn er ihn brauche. Schwerer gefährdet schon jetzt Lavaters Intoleranz die Freundschaft, denn immer heftiger sucht er dem heidnischen Freunde das Heil aufzudrängen, das er selbst glaubt. Goethe erwidert, er sei ein sehr irdischer Mensch, der Sämman, der verlorene Sohn seien ihm göttlicher als die sieben Bischöfe, Leuchter und Weißen: er sei aus der Wahrheit der fünf Sinne.

Höchster Menschenverstand und krassester Aberglaube, schreibt er der Freundin, knüpfen sich in Lavater unlöslich zusammen. Zugleich hilft er ihm zu Geld, wirkt weiter für das gemeinsame Werk, sammelt für ihn Dürerische Schnitte, erlaubt sich „aber selbst nie den Wunsch, daß meine Sachen dir etwas werden könnten“. Bei all dem liebt er Lavaters tätige Güte, nennt ihn den menschlichsten der Menschen, und als er ihm schließlich entgegenreist, bittet er ihn vorher herzlich, nicht von Religion zu reden.

Denn am Ende auch dieser Epoche steht eine Reise, wiederum in die Schweiz, doch diesmal keine Flucht. Mit dem 30. Jahre gewinnt ein stärkeres Lebensgefühl in Goethe erregende Macht. Schon am 29. Geburtstage heißt es: „Wundersam Gefühl vom Eintritt ins 30. Jahr. Und Veränderung mancher Gesichtspunkte.“ Im Sommer wird er ruhiger, beschäf-

tigter, menschenfeindlicher, er sieht sich von den Menschen, sie von ihm fallen, und sein Formengefühl baut sich die neue 3 in der Jahreszahl zum Grenzstein zweier Epochen. Denn Goethe, der die passive Geduld einer Pflanze mit der aktiven Analytik eines Botanikers verbindet, hat untrügliches Gefühl für das periodenhafte Auf und Nieder seiner Lebenskräfte. Dies Gefühl entwickelt er allmählich zu Macht.

Diesmal ist es, als spürte er etwas voraus wie Abschied von der Jugend. Zu gleicher Zeit glaubt er des Herzogs Entwicklung beschleunigt. Ist es des unruhvollen Fürsten schwankendes Wesen, ist's nur irrige Überschätzung durch Goethe — gewiß, er fühlt den Freund in diesem Sommer wachsen: „Der Herzog ist bald über die große Krise weg und gibt mir schöne Hoffnung, daß er auch auf diesen Fels heraufkommen und eine Weile in der Ebne wandeln wird.“

Im Juli machte es Carl August Vergnügen, den Pylades zu spielen; zugleich sieht Goethe Kraft, Fassung und Ausdauer täglich in ihm wachsen. Doch Ende Juli fallen ganz neue Worte über dies Verhältnis im Tagebuche: Vorsicht mit dem Herzog, eine sachtere, klügere Art ihn anzufassen prägt sich Goethe ein. Umfassende Unterhaltungen häufen sich, die Goethe als besonders interessant notiert.

Nach den zahllosen intimen Gesprächen, die beide Männer in vier Jahren durch alle Provinzen der Menschenwelt, von den Verwirrungen des Herzens bis zu den Finanzen Weimars geführt haben, deuten diese Notizen eine Krisis an, aus der Goethe, mit einem neuen Plan, durch Veränderung der Szene den Herzog bilden, sich neu verpflichten — zugleich sich selbst aus der Beschränkung eine Weile heben will. Vertraulicher, zugleich differenzierter scheint ihr Verhältnis, sorgend sieht der Dichter sein erziehendes Werk gefährdet und will, indem er vorbeugt, zugleich gewinnen: denn eine Reise soll ihre Freundschaft in Einsamkeit und Welt beleben, soll den Herzog bilden, Goethe aber zugleich zum Grenzstein werden. Grade jetzt treibt keinerlei Ermüdung von Geschäften, eine errechnete Absicht treibt ihn zu seinem Vorschlag. Es muß Goethe eilig sein, denn wer reiste im 18. Jahrhundert im Winter ungenötigt nach der Schweiz!

Auch mit der gemeinsam umworbenen Corona scheint diese Krisis in unterirdischer Verbindung: „Auch dünkt mich — schreibt er sich gleichzeitig auf — sei mein Stand mit Cronen fester und besser“, und im August ist die Schöne bei ihm: „Wir sind gar artig zusammen, denn wir sind in gleichem Falle: mir ist mein Liebstes (Charlotte) verreist, und ihr fürstlicher Freund hat andre Wege gefunden.“

Anfangs August beginnt er großen Stiles mit dem ablaufenden Jahrzehnte abzurechnen, sortiert und verbrennt Papiere, und findet in ergreifender Kürze diese demutvollen Grundlinien seiner Jugend:

„Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit,

Wißbegierde der Jugend, wie sie überall herumschweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunklen imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe. Wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen, wie eine Art von demütiger Selbstgefälligkeit durch alles geht, was ich damals schrieb. Wie kurzsinzig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Tuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schatten-Leidenschaft gar viele Tage vertan, wie wenig mir davon zu Nutz kommen, und da die Hälfte nun des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe wie einer, der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit, daß ich im Treiben der Welt bin, seit 75 Oktober, getrau ich noch nicht zu übersehen. . . Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in Mund nehme, immer lichter in mir werden!“

Zugleich aber meldet er sich mit dem Herzoge zu Hause an — und da wird Fremdheit und Verschwiegenheit deutlich, mit denen er sich als Goethe von seinen Eltern abtrennt; ohne Anrede beginnt dieser kalte Brief: „Mein Verlangen Sie einmal wiederzusehen war bisher nur durch die Umstände . . . gemäßigt. Nunmehr aber kann sich eine Gelegenheit finden . . . Wenn Sie (die Mutter) dieses prosaisch oder poetisch nimmt, so ist dieses eigentlich das Tüpfchen aufs i Ihres vergangnen Lebens, und ich käme das erste Mal ganz wohl und vergnügt und so ehrenvoll als möglich in mein Vaterland zurück . . . So wollt ich nichts, als daß Sie und der Vater offne und feine Herzen hätten uns zu empfangen und Gott zu danken . . . Aber Sie möcht ich recht fröhlich sehen und Ihr einen Guten Tag bieten wie noch keinen. Ich habe alles, was ein Mensch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott Geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat und aus vergangnem Leide manches Gute für die Zukunft hofft und auch für künftiges Leiden die Brust bewährt hat.“

Fühlt man die Absicht? Dieser Mann, der auf der Wasserscheide der Jugend, auf der Höhe äußeren und inneren Lebens mit sich selbst das demütigste Zwiegespräch gehalten hat, mit dem ein Geschlagener sich anklagen könnte — wie ein Eroberer tritt Derselbe in sein Vaterhaus und -land, in denen er sich ganz verkannt gefühlt hat. Kein Wort von eigener Sohnesfreude, nur Form, nur Stolz, nur Biographie. Und doch liebt dieser Sohn auf seine Art die Eltern. Aber hier ist das erste monumentale Zeichen jenes Doppel Lebens, das Goethes Altersbild bei Mit- und Nachlebenden so lange verwirren konnte.

Im nächsten Briefe befiehlt er die Quartiere im Elternhause, alles im imperativen Ton eines kaiserlichen Marschalls.

Doch am Geburtstage selber fühlt er sich plötzlich „frei und froh“.

Dann: „Wie durch ein Wunder seit meinem Geburtstag in eine frische Gegenwart der Dinge versetzt . . Offne Fröhlichkeit, und das Lumpige ohne Einfluß auf meinen Humor . . Kriegt ich das Dekret als Geheimde- rat. Der Wirbel der irdischen Dinge, auch allerlei anstoßende persön- liche Gefühle griffen mich an. Es ziemt sich nicht, diese innren Bewegun- gen aufzuschreiben.“

In dieser Bemerkung, die in Goethes Tagebüchern nicht ihresgleichen hat, zeigt sich, wie er auch vor sich selbst noch Vorbehalte macht oder doch vor seiner Feder. Wie im Traume habe er mit dem dreißigsten Jahre die höchste Ehrenstufe eines deutschen Bürgers erreicht, sagt er zugleich der Freundin. Dann teilt er ihr kurz mit, sie gingen dieser Tage auf eine längere Reise.

Die Reise wird zu einer Revue seiner Jugend. Mit ziemlich spöttischer Miene sieht er Frankfurt halb freundlich an, in den langen Briefen an die Freundin, in denen ein Gletscher ganze Seiten füllt, stehen über dies Wiedersehen nur diese Worte: „Meine alten Freunde und Bekannte haben sich sehr gefreut . . Meinen Vater hab ich verändert angetroffen, er ist stiller und sein Gedächtnis nimmt ab, meine Mutter ist noch in ihrer alten Kraft und Liebe.“

Bei Straßburg trennt er sich von der Gesellschaft, er reitet nach Sesen- heim. „Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner als ich's verdiente . . Ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise drüber weg mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst mit soviel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat . . Sie führte mich in jede Laube, und da mußst ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schön- sten Vollmond, ich erkundigte mich nach allem . . Daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann.“ Sind es erst acht Jahre, daß er hier fortritt? Die Seele ist weit.

Gleich darauf, in Straßburg, zu Lili — „und fand den schönen Gras- affen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen und ihre Mutter bei ihr. Auch da . . erkundigte ich mich nach allem und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergötzen fand, daß die gute Kreatur recht glück- lich verheiratet ist. Ihr Mann . . scheint brav, vernünftig und beschäftigt zu sein, er ist wohlhabend, ein schönes Haus . . So prosaisch als ich nun mit diesen Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem reinem Wohlwollen . . eine recht ätherische Wollust. Ungetrüb von einer beschränkenden Leidenschaft treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind, meine entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir wie ein Land, in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelflug sieht.“



Im Vogelfluge? Nicht aus Bewegung, aus Ruhe allein strömt so platonischer Rückblick, und wahrlich steht er bald auf Gletschern, zu denen die Reise führt, so sinnend da wie auf dem Berge seines Gleichnisses. Klar wie das Licht dieser Firne, kalt wie diese Eisformen ist sein Geist, „ungetrübt von beschränkender Leidenschaft“. Pathetisch ist sein Grundgefühl in dieser pathetischen Landschaft, versonnen betrachtet er sie wie sich selbst. „Man ahndet im Dunkeln die Entstehung und das Leben dieser seltsamen Gestalten — schreibt er von einer Schlucht —. Es mag geschehen sein, wie und wann es wolle, so haben sich diese Massen nach der Schwere und Ähnlichkeit ihrer Teile groß und einfach zusammengesetzt.“ Und man spürt, wie sich die Betrachtung seines Wesens auf die Berge überträgt, in die Natur.

In so hoher Stimmung stört ihn zuweilen des Herzogs unbändige Art „den Speck zu spicken“, und wie sie von einem Gletscher in der Laune Steine herunterwälzen und der Herzog es immer noch toller will, „sagt’ ich ihm, das wäre das und mehr fänden wir nicht“! Und schon ganz im Tone seines Alters schließt er den Bericht eines Paß-Überganges: „Glücklich sind wir herübergekommen, und so wäre auch dieses Abenteuer bestanden.“

Simple Verhältnisse unter Menschen, in Gefahren, Einsamkeit, Beschränkung auf Reisen sind die Mittel, mit denen Goethe dem Herzoge zeigt, in welcher Scheinwelt sie zu Hause leben, und so führt er ihn am Ende der Fahrt zu Lavater, einen reinen Menschen kennen zu lernen. Noch einmal taucht er in die Tiefen dieses Mannes, und es ist nur halbe Parodie, wenn er von ihm in lavaterischem Stile schwärmt, er sei „der beste größte weiseste innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne“.

Wo sie in Städte führt, bleibt die Reise familiär und bürgerlich, scheint laute Plätze zu vermeiden, alles soll nach innen gewandt sein; in Genf hört der 30jährige Dichter zum ersten Male in fremder Sprache seinen Werther rühmen und gewinnt aus solchem fernen Echo neuen Ansporn. Als sie auf der Rückfahrt süddeutsche Höfe besuchen, ist Goethe, der nur Weimars wunderlich musischen Hof kennt, voll Spott über Erbprinzen und Prinzesschen, lehnt alle Leute ab, fühlt sich abgezehrt: „Sie sind schlecht eingerichtet und haben meist Schöpse und Lumpen um sich . . Den sogenannten Weltleuten such ich nun abzu-passen, worin es ihnen denn eigentlich sitzt,“ und verfertigt eine satirische Liste solcher Hofleute, die er einmal dramatisieren möchte, — am Schluß ein Bedienter, „der mehr zu sagen hat als die Meisten“.

So sicher ruht er jetzt in sich selbst, so unbestechlich hat er Natur und Menschen reisend angeschaut. Nur einmal tritt vor diesen allzu-jung Gereiften die Verführung. In Lausanne besucht er die Marchesa Branconi.

Zum ersten Male begegnet Goethe der Schönheit großer Welt; auf Jahrzehnte zum letzten Male. Hat er sie nicht schon einmal gesehn?

Im Bilde, als damals dem Jüngling der Schattenriß der ihm noch fremden Frau von Stein vorgelegt ward, lag, wie ein Gegenstück, das Bild der Branconi gegenüber, und wie er unter Frau von Steins Kopf mit intuitivem Schlusse die Worte setzte: „Siegt mit Netzen“, so schrieb er damals unter die schöne Frau: „Siegt mit Pfeilen“. Heut, da er vor ihr steht, erfährt er, was er damals erschaute. Wenige Frauen in Europa, kaum eine Deutsche — denn das ist sie — scheinen Goethes Bahn zu kreuzen so erkoren wie diese vollkommene Gestalt, die als die ehemalige Geliebte eines Herzogs zu ihrer Zeit berühmt war, wie später Lady Hamilton.

Sie fühlt es wohl, bittet ihn zu sich, zweimal: etwas wie Faust und Helena schwebt vielleicht vor ihrem reichen Geiste. Er aber fragt sich in ihrer Gegenwart, „ob es auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei. Einen Geist! ein Leben! einen Offenmut! daß man eben nicht weiß, woran man ist,“ — doch sei ihm herzlich lieb, nicht auf dem verfluchten Posten ihres Verehrers „das ganze Jahr par devoir wie Butter an der Sonne zu stehn“.

Dies ist die ganze Wirkung, die eine hinreißende Frau auf Goethe den 30jährigen macht, der außer Corona nie eine schöne Frau besaß. Ist es die ganze? Als er geht, fällt ihm ein, was er freiwillig meidend verläßt, und er sagt zu ihrem Cavalier: „Was könnte diese Frau aus einem machen!“ Da ist das Goethe-Schicksal, das immer um den Augenblick herumläuft und zögert, ihn zu fassen. Ist sie nicht herrlicher in jedem Sinne als daheim Charlotte? Hat sie ihm nicht Avancen gemacht? Und doch, diese Furcht, sich selbst zu verlieren: tiefster Grund für die Entsagenen des Künstlerlebens.

Vor einer „Danae“ in Genf kränkt's ihn nun, daß er sich vor solchen Formen unsicherer fühle als vor Felsen und Wasserfällen, die er auswendig weiß. Recht wie ein Deutscher, der nach Klein-Paris kommt, läßt er sich von der Kupplerin zu einem schönen Mädchen führen, Maler sei er, wolle sie nur sehen, er brauche Nymphen als Modell. Aus dem Frou-frou der Französin entwickelt sich eine Minerva. „Ich konnte mich ebensowenig in den herrlichen Körper finden, — heißt es später in Werthers Briefen aus der Schweiz, die wohl autobiographisch erfaßt werden dürfen — ich konnte nur staunen und bewundern. . Der Anblick hat mich nicht aus meiner Fassung gebracht, aber meine Einbildungskraft ist entzündet, mein Blut erhitzt. O! Stünd ich nur schon den großen Eismassen gegenüber, um mich wieder abzukühlen!“

Wie er dann auf dem Gotthard steht, ist er in mehr als Einem Sinne abgekühlt. Zum zweiten Male blickt er von dem Passe südwärts, doch „auch jetzt reizt mich Italien nicht. Daß dem Herzog diese Reise nichts nützen würde jetzo, daß es nicht gut wäre, länger von Hause zu bleiben, daß ich Euch wiedersehn werde, alles wendet mein Auge zum zweitenmal vom gelobten Lande ab, ohne das zu sehen ich hoffentlich nicht sterben werde, und führt meinen Geist wieder nach meinem armen

Dache, wo ich vergnügter als jemals Euch wieder an meinem Kamin haben und einen guten Braten auftischen werde“.

Lauter verständige Gründe, auch philiströse, und für die eifersüchtige Freundin, an die er schreibt, nicht einmal ein Wort persönlicher Sehnsucht, nur Ihr und Euch. Zugleich mahnt er Knebel, alle trennenden Schalen gehörten in die Hölle, und wenn er wieder unhold würde, so möge er ihm den Brief zur Gegenmahnung vorweisen.

Ein neuer Ton umfassender Selbstbeschränkung ist aufgestiegen, alle Passion gewaltsam abgedrängt, Jugend scheint verglommen. Als ihm Lavater einen Schüler schickt, schreibt Goethe diese großen Worte: „Er hat wohl Nähe und Vertrauen zu mir. Aber leider fühl ich meine 30 Jahr und Weltwesen! Schon einige Ferne von dem Werdenden, sich Entfaltenden, ich erkenn's noch mit Vergnügen, mein Geist ist ihm nah, aber mein Herz ist fremd. Große Gedanken, die dem Jüngling ganz fremd sind, füllen jetzt meine Seele, beschäftigen sie in einem neuen Reiche, und so kann ich nicht als nur geborgt nieder ins Tal des Taus und der Morgenbegattung lieblicher Turteltauben.“

## SECHSTES KAPITEL / PFLICHT

„Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart.“

Drei Götter sind's, denen Goethe im 31. Jahre das Denkmal des Dankes und der Bitte errichtet. Tyche, die gute Fügung, steht in Mitten, zu ihrer Rechten Terminus, der maßvoll ratende Grenzsetzer mit dem Schlangenstabe, links aber mit der Fackel, mutigen Schrittes strebend und treibend, der Genius. Aus dem umschatteten Schloßpark von Weimar blickt, seit der Rückkehr, wie ein mahnendes mehr als ein erinnern-des Zeichen dies seltsame Ex Voto, das Goethe schon vor Ende der Schweizer Reise als ihr Sinnbild entwirft. Seine Ahnung, die in diesen Jahren leicht zum System verflacht, will hier eine Epoche aufrichten.

Elastisch ernst, klarer und unphantastischer als je, ganz Weltmann, schreitet Goethe in sein viertes Jahrzehnt, und wie zum Gleichnis einer neuen Reinigung schüttelt seinen gehorsamen Körper auf der Rückfahrt eine kurze Krankheit, durch die die Natur sich glücklich hilft. Lächelnd bemerkt er's, wie seine Gegner nun Lobes voll sind über die Reise, denn einen beruhigten, geschlosseneren Fürsten glaubt Weimar zu begrüßen.

Tyche ist Goethes Mittelgestirn geworden, dem glücklichen Geschick, das ihn in diese fremde Tätigkeit gelockt hat, will er sich willig nun und ganz vertraun, dem Weltverstande lauschen und seinen Genius, zwar an der Herzseite, doch nur wie einen schweigenden Liebling in seiner Nähe halten. Dämon scheint verschwunden. Ein ins höchste stilisierter Versuch wird hier von einem Manne begonnen, der seiner Natur den letzten Zwang abdrückt, um durch gebundene Tätigkeit in klaren Umständen endlich den ruhigen Atemzug stiller Sterblicher zu erringen, nach dem sich eingeborener Sturm seit 15 Jahren sehnt. Eine Epoche hofft er anzutreten — und weiß nicht, daß es nur ein Jahr dauern kann.

Fürs erste quillt ihm aus Tatkraft Befriedigung empor: „Die größte Gabe, für die ich den Göttern danke: daß ich durch die Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit der Gedanken einen solchen heitern Tag in Millionen Teile spalten und eine kleine Ewigkeit draus bilden kann . . Gewohnt, jeden Tag zu tun, was die Umstände fordern, was mir meine Einsichten, Fähigkeiten und Kräfte beleben, bin ich unbekümmert, wie lange es dauern mag . . Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist

wert zu herrschen und kann herrschen . . Wie weit ist's im Kleinsten zum Höchsten . . Meine Tage waren von morgens bis in die Nacht besetzt. Man könnte noch mehr, ja das Unglaubliche tun, wenn man mäßiger wäre . . Nemo coronatur nisi qui certaverit ante. Sauer laß ich mir's denn doch werden . . Manchmal möchte ich wie Polykrates mein liebste Kleinod ins Wasser werfen. Es glückt mir alles, was ich nur angreife.“

Nirgends im Umkreis Goethischer Bekenntnisse findet man wieder die glückliche und doch von Untertönen zugleich beunruhigte Melodie dieses 31. Lebensjahres. Eine künstliche, man möchte sagen: gedachte Harmonie, die noch nicht wahren kann und wachsen: so reißt sie zuweilen ab, während sie klingt.

Denn plötzlich, von heut auf morgen, ja von heut auf heute schlägt diese getroste Stimmung in ihm um, und Tyche, die ihm noch eben lächelte, dreht ihren Januskopf und blickt als dunkles Schicksal groß und schwer in Goethes nächtige Augen. Dann steigt schon jetzt die trennende Glaswand herauf, durch die er sich von der Welt stets wieder scheiden muß. „Wenn nur jeder den Stein hübe, der vor ihm liegt! . . Eherne Geduld, ein steinern Aushalten . . Wenn die Menschen nur nicht so pover innerlich wären und die Reichen so unbehülflich!“

Zugleich wächst in diesem sozial wirkenden Manne Verachtung der Menschen, für die er wirkt: „In der Jugend traut man sich zu, daß man den Menschen Paläste bauen könne, und wenn's um und an kömmt, so hat man alle Hände voll zu tun, um ihren Mist beiseite bringen zu können.“

Doch mit ergreifend vollem Entschlusse taucht er zugleich in jede seichte Tiefe, deren Lot er messen will, auch wenn ihn alles abschreckt: „Ich wende alle Sinne und Gedanken auf, das Nötige im Augenblick und das Schickliche zur Situation zu finden, es sei Hohes oder Tiefes . . Die größte Schwierigkeit ist, daß ich das Gemeine kaum fassen kann. Unbegreiflich ist's, was Dinge, die der geringste Mensch leicht begreift, sich drein schickt, sie ausführt, daß ich wie durch eine ungeheure Kluft davon gesondert bin. Auch geht mein größter Fleiß auf das Gemeine . . Mir möchten manchmal die Knie zusammenbrechen, so schwer wird das Kreuz, das man fast ganz allein trägt.“

Bei solcher Belastung rettet sich Goethe auch in diesem Jahr der Bejahung aller Gegenwart in das getroste Gefühl einer Zukunft, und selbst in dieser Zeit, da vorweggenommene Harmonie zu scheinbaren Höhepunkten steigt, erscheint ihm in hellsten Augenblicken das Ganze doch wieder als Schulung, als Stufe. Dicht vor und nach den Tagen der letztgenannten bitteren Worte schreibt er sich auf: „Es offenbaren sich mir neue Geheimnisse. Es wird mit mir noch bunt gehn. Ich übe mich und bereite das Möglichste . . Was ich trage an mir und andern, sieht kein Mensch. Das beste ist die tiefe Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können.“

Je exakter er den Bogen des Geistes führt, um so genauer beobachtet er die Saiten, auf denen er spielt. Wie Goethe in ruhigeren Zeiten seine Gesetze untersucht, um eben bei Windstille sich über Strömungen und Untiefen für neue Stürme klar zu werden, so belauscht er seinen Körper besonders, wenn er gesund ist. In diesem Jahr betonter Selbstbeherrschung häufen sich Notizen über die Gesetze seines Körpers.

Schon seit langem diktiert er, weil ihn das eigene Schreiben zerstreut und nervös macht, und schreibt er sich auch zuvor Skizzen auf, so bekommt doch Vers, Prosa oder Brief im Diktat etwas von mündlicher Rede, so daß er im Alter sogar einmal kuriose Hörfehler seiner Schreiber zusammenstellt. Nun beschließt er das Diktieren weiterzutreiben, weil alle guten Gedanken und Formen ihm meist im Gehen kämen.

Von Licht und Wärme hängt er bereits so stark ab, daß er seine Natur eine Blume nennt, die sich schließt, wenn die Sonne sich wendet. Den Zirkel, der sich in ihm umdreht von guten und bösen Tagen, will er studieren; Erfindung, Ausführung, Ordnung, doch auch Leidenschaften und Triebe fühlt er in regelmäßigem Kreise wechseln, auch Heiterkeit und Trübe, Stärke, Elastizität und Schwäche, Gelassenheit und Begier, und „da ich sehr diät lebe, wird der Gang nicht gestört, und ich muß noch herauskriegen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege“.

Diese Erkenntnis, in der er die Periodizität des Menschen aus dem persönlichen Falle verallgemeinert — zugleich ein Beispiel, wie sich in ihm aus Ahnungen und Selbstbetrachtungen Wissenschaft entwickelt — deutet den Rhythmus des chemischen Kreislaufes an, den man vielleicht auf sieben Jahre für Goethe setzen könnte. Noch erstaunlicher ist die kalte Klarheit einer Notiz aus vulkanischen Tagen, dicht hinter der vorigen: „Hatt ich den erfindenden Tag. Anfangs trüblich, ich lenkte mich zu Geschäften, bald ward's lebendiger . . Nach Tiefurt zu Fuß. Gute Erfindung Tasso . . Abends wenig Momente sinkender Kraft. Darauf Acht zu geben. Woher.“ Die nächsten Tage: „Die Dämmerung des Schlafs gleich mit frischer Luft und Wasser weggescheucht. Sehnte sich schon die Seele nach Ruh, und ich wäre gern herumgeschlichen. Raffte mich und diktierte an der Schweizer Reise . . Seit drei Tagen keinen Wein. Sich nun vorm englischen Bier in Acht zu nehmen. Wenn ich den Wein abschaffen könnte, wär ich sehr glücklich . . Wenn ich mich nur anhalten könnte, öfter zu reiten . . Ich trinke fast keinen Wein. Und gewinne täglich mehr in Blick und Geschick zum tätigen Leben.“

Das führt ihn wieder zum Herzog.

Wieder beschattet ihn Goethe wie in der ersten Zeit, wieder verzeiht er seiner Jugend alle burlesken Einfälle, lächelt, wenn der Fürst durch sein Beispiel das Haarschneiden am Hofe einführt, glossiert seinen Diätzettel oder seine Verlegenheit über einen falsch abgesandten Liebesboten, schreibt dem Abwesenden einen langen Brief voll Hofklatsch, der von der Garnisonschule bis zu einer schwangeren Zofe der Herzo-

gin reicht: alles in gutwilliger Ironie. Neu belebt sind seine Hoffnungen auf den Fürsten und Freund, Einfälle, die er äußert, notiert sich Goethe als fruchtbare Anregung. Noch rechnet er auch auf Carl Augusts Selbstbeschränkung, zu der er selbst entschlossen ist. In einem leise parodistischen Bilde drückt er's aus:

„Der Herzog kam, und wir stiegen, ohne Teufel oder Söhne Gottes zu sein, auf hohe Berge und die Zinne des Tempels, da zu schauen die Reiche der Welt und ihre Mühseligkeit und die Gefahr, sich mit einemmal herabzustürzen. Nachdem wir uns denn ganz bedächtig entschlossen, stufenweis von der Höhe herabzusteigen und zu übernehmen, was Menschen zugeschrieben ist, gingen wir noch in den anmutigen Spaziergängen heroischer Beispiele und geheimnisvoller Warnungen herum und wurden von einer solchen Verklärung umgeben, daß die vergangene und zukünftige Not des Lebens und seine Mühen wie Schlacken uns zu Füßen lagen . . Langes Gespräch mit dem Herzog, das so lebhaft und luminos war als das vorige.“

Die hohe Stille, die seine Seele in diesem Jahr inbrünstig erstrebt, läßt ihn gegen die Freunde in eine gewisse Entfremdung treten. Gegen Herder wachsen Verstimmungen auf, die aus persönlicher Eifersucht stammen, auch von Carolinens Seite. Lavater stellt er, bei aller Herzlichkeit der Briefe, nun doch vollste Loslösung von dem gemeinsamen Werke vor, das, als System, Goethes Intuition schon im Anfange schreckte, und es ist Ernst und Ironie zugleich, wenn er ihm nun schreibt: „Seitdem ich keine physiognomische Präntation mehr mache, wird mein Sinn sehr scharf und lieblich, ich weiß fast in der ersten Minute, wie ich mit den Leuten dran bin.“

Der Mann, von dem der tätige Goethe damals sagt, er sei sein fast einziger Sohn, an dem er Wohlgefallen habe, ist weder Fürst noch Dichter, weder Professor noch Philosoph, sondern der Landwirt Batty.

Je mehr er sein Inneres von den Menschen wendet, um so rascher wächst seine Kunst, sie äußerlich zu behandeln. Jetzt wird der Stil seiner Briefe dem Stil des Adressaten so angenähert, daß man aus dem Tonfall schließen könnte, ob er zur Branconi oder zur Laroche redet, ob zu Merck oder Knebel. Geselliges Leben schränkt er ein, und läßt er sich jetzt von den Freimaurern mit der etwas hochmütigen Begründung aufnehmen, er suche Geselligkeit, so enthüllen alle Umstände des äußeren und inneren Lebens dies Wort als Vorwand, hinter dem er tiefere Motive verbirgt.

Geht er an einen Nachbarhof, so klagt er, ihm fehlten Leichtheit und Offenheit für Menschen, mit denen er nicht schon eine Weile lebte. Sehr selten blitzt durch seine sorglich geschlossenen Türen ein Strahl von großer Welt. Der Statthalter von Erfurt, dessen politische Tischgespräche ihn immer fesseln, hebt ihn, sagt er, aus dem einfachen Ge-

webe, das ihn bei aller Vielfalt doch zu sehr auf einen Mittelpunkt banne. Dabei wahrt er aber am eigenen Hofe bei steigender Entfremdung sorgsam seine Stellung. Als ihm des Herzogs Bruder auf dem Spaziergang begegnet, findet er's unartig, daß er ihn nicht zu Gaste lädt. Als Hofpoet leistet er das Nötigste, wie in einem Ressort; Maskenzüge, die er für Winterfeste ersinnt, werden beinah aktenmäßig zusammengestellt, so daß er über Verteilung der Rollen notieren kann: „Alle Departements ausgeteilt.“

Auch sonst sucht er zur Kunst ministerielle Übergänge, studiert das Leben eines Weimarer Herzogs, um es später darzustellen, läßt seinen Lehrer Oeser von Leipzig kommen, die Dekorationen in Weimar zu verbessern, vernimmt ihn *ad protocollum*, studiert ein Stück, das ihm mißfällt, „völlig als Dienst“ ein, spielt selbst die schlechte Rolle mit viel Fleiß und Glück und scheint die Paradoxie dieser Existenz auf die Spitze zu treiben in diesem sonderbaren Satze: „Meine Schriftstellerei subordiniert sich dem Leben, doch erlaub ich mir, nach dem Beispiel des großen Königs, der täglich einige Stunden auf die Flöte wandte, auch manchmal eine Übung in dem Talente, das mir eigen ist. Geschrieben liegt noch viel . . . zur Ausführung aber fehlt mir Sammlung und Langeweile.“

Von Tasso, der ihm in der Mitte dieses Lebensjahres einfällt, schreibt er kein Wort auf, an Wilhelm Meister nur ganz wenig weiter, aber wie er auf einem dienstlichen Ritte sich ein Lieblings-Kapitel im Kopfe ausführt, beginnt er zuletzt zu weinen und vermißt einen Reiseschreiber, denn zwischen solcher lebendigen Stunde und dem nächsten Morgen sei ein Unterschied wie Traum und Wachen. Ein andermal verliert er auf diese Art eine Szene zu einem neuen Stück und sucht sie vergebens wiederzufinden.

In solchen Momenten führt sich dies kunstvolle Leben selbst *ad absurdum*, und der es nach eigener Konstruktion lebt, hat dies in plötzlichen Visionen erkannt: „Doch ist mir's — schreibt er mitten im Ausdruck tätiger Zufriedenheit — wie einem Vogel, der sich in Zwirn verwickelt hat, ich fühle, daß ich Flügel habe, und sie sind nicht zu brauchen.“ Noch eben preist er den Marc Anton, weil er sich nicht in Dichtkunst eingelassen — doch wie fährt er fort! „Ich entziehe diesen Springwerken und Kaskaden soviel möglich die Wasser und schlage sie auf Mühlen in die Wässerungen, aber ehe ich mich's versehe, zieht ein böser Genius den Zapfen und alles springt und sprudelt. Und wenn ich denke, ich sitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel und geht mit mir davon.“

In diesem 31. Jahre schreibt Goethe im Grunde nichts als eine Parodie auf Kritiker und Literaten, die auch ganz höfisch entsteht: weil Oeser für die Liebhaberbühne eine Dekoration macht, soll Goethe ein Stück machen. „Diese Woche hab ich noch zu tun, wenn es von Sonn-



abend über den Sonntag fertig sein kann, so mag's gehn . . und wie ich's im Kopf habe, soll's in 12 Stunden inklusive Essen und Trinken fertig sein . . Ich will die Vögel nehmen . . Es bringt doch die Menschen zusammen, unterhält den Prinzen, dem eine große Rolle zugedacht ist, und bringt ihn von Tiefurt weg.“ Und dann diktiert er's an Sonntagen, ganz wie ein überlasteter Beamter, der zur Erholung dichtet. Diese „Vögel“ sind Goethes letzte Parodie; für Jahrzehnte muß der Humor verbannt in einer Ecke hocken: kein Wunder, daß er sauer sein wird, wenn er ihn später wieder vorholt!

In so stilisiertem Leben — muß nicht die unruhvolle Natur inmitten so kunstvoller Stetigkeit von Todesgedanken erfaßt werden? Am Ausgang dieses Jahres tauchen Ahnungen in Goethe zum ersten Male greifbar auf.

War er, als Genie, von Jugend an mit dem Tode vertraut, stets von seinem Gedanken begleitet, nun nimmt's in ihm praktische Gestalt an. In Gesundheit und Stille entwirft er ein Testament, und in einem seltsam bewegten Briefe prägt er für sein gesamtes Streben sich dieses ergreifende Gleichnis aus: „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich teurer, und darin wünscht ich's den größten Menschen gleich zu tun, und in nichts Größerm. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andre und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte und der babylonische Turm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen.“

Und um dieselbe Zeit, ein paar Tage nach dem 31. Geburtstage, schreibt Goethe an die Bretterwand einer thüringischen Waldaussicht:

„Warte nur, balde  
Ruhest du auch.“

Tut Eros nichts, des dunkel strebenden Dichters Gedanken vom Tode zu verdrängen?

Als er aus der Schweiz heimgekommen, teilen sich Frau von Stein und Corona in seine Besuche, doch schon nach einer Woche quält ihn diese durch Unzufriedenheit und macht ihn traurig. Zwei Monate später, scheint es, hat er sich von ihr losgelöst, und da man hier aus Indizien schließen muß, mag man zunächst seiner unpoetischen, anti-ästhetischen Stimmung gedenken, in der ihm die ganz artistische Gestalt Coronas fremder erscheinen sollte. Doch mag sie selbst auch durch ihre frühere, im Gefühle vielleicht noch dauernde Beziehung zum Herzog

oder zu Anderen, vielleicht durch skeptische Stellung zu Frau von Stein, von deren Eifersucht wiederum angetrieben, Goethes Trennung beschleunigt haben. Jedenfalls meldet er der Freundin seine Entfernung von Corona um so lebhafter, als er ihr früher ihre Intimität verschwiegen.

„Gestern abend — schreibt er ihr Ende März über die Probe zu einer ‚Kalliste‘ — hat mich das schöne Miesel, gleich einem Kometen, aus meiner gewöhnlichen Bahn mit sich nach Hause gezogen. Es war viel übler Humor in der Probe.“ Doch seinem Tagebuche vertraut er am selben Tage Worte an, die schweigend alles reden: „Abends Probe der Kalliste. O Kalliste O! O Kalliste!“ In der Bedeutung des Namens verhüllt er mit einem O und einem Zeichen die schmerzliche Gewalt der Trennung, während er eben noch vor und hinter der Szene ihr Liebhaber war.

Wirklich wird dieser Abend zur Krisis und zum erotischen Abschiede von der Sängerin; zwei Tage darauf wünscht er sich Glück, er habe in wenig Tagen viel garstige mitgeschleppte Verhältnisse abgeschüttelt. Am andern Tage trifft sie mit der Freundin den Herzog abends bei Goethe — „und da wir alle nicht mehr verliebt sind und die Lava-Oberfläche verkühlt ist, ging’s recht munter und artig, nur in die Ritzen darf man noch nicht visitieren. Da brennt’s noch“.

Man spürt den Ton und hat am Ende dieser seltsam verschleierten Geschichte das Bild der Seele so deutlich vor sich wie an ihrem Anfang, obwohl die Dokumente einer Liebe, die Briefe alle fehlen. Was Goethe vor Mit- und Nachwelt bald zu ihrem Preise singt, mag nur die Künstlerin getröstet haben, nicht die Geliebte. Denn als suchte der immer Dankbare einen Anlaß, dort zu huldigen, wo er nicht mehr zu lieben wußte, so hat Goethe sie gleich nach seiner Trennung in einer Ode verherrlicht, und bald konnte das literarische Weimar lesen:

„Ihr kennt sie wohl! Sie ist’s, die stets gefällt:  
als eine Blume zeigt sie sich der Welt,  
zum Muster wuchs das schöne Bild empor,  
vollendet nun, sie ist’s und stellt es vor . .  
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,  
und selbst dein Name ziert, Corona, dich!“

Ihr Herz trug keinen Gewinn davon, und vielleicht ist leise Frauenrache, daß ein Liederbuch von ihr nur zwei Goethische Texte unter 25 Liedern enthält, ein späteres keinen mehr. Ein halbes Jahr nach der Trennung notiert sich Goethe: „Crone getröstet“ — und um diese Zeit mag er ihr jenen einzigen Brief geschrieben haben, der auf uns kam:

„Wie oft hab ich nach der Feder gegriffen, mich mit dir zu erklären! Wie oft hat mir’s auf den Lippen geschwebt . . Ich kann mich nicht entschuldigen, ohne an Saiten zu rühren, die zwischen uns nicht mehr klingen müssen. Wollte Gott, du möchtest ohne Erklärung Friede

machen und mir verzeihen . . Bin ich irre geworden, so war's so menschlich . . Ich habe dir ja auch vergeben, und laß uns freundlich zusammen leben. Das Vergangene können wir nicht zurückrufen, über die Zukunft sind wir eher Meister, wenn wir klug und gut sind. Ich habe keinen Argwohn mehr gegen dich, stoß mich nicht zurück und verdirb mir nicht die Stunden, die ich mit dir zubringen kann . . Verlangst du mehr, so bin ich auch bereit, dir alles zu sagen. Adieu! Möchte doch das so lange schwebende Verhältnis endlich fest werden. G. — Danke für Kuchen und Lied, und schicke dagegen einen bunten Vogel.“

Die ganze Schwere seiner Seele liegt in diesen Zeilen, die man kaum einem 30jährigen zuschreiben würde. Es ist der Mann mit den durchfurchten und umschatteten Zügen, wie ihn Klauer in fünf Büsten festhielt und wie er freilich wenig in jene erotische Frische paßt, die von dem schönen Weibe mag ausgegangen sein. Nur die kleine Nachschrift führt noch einmal in die hellere, naivere Welt der Künstlerin zurück, für die Goethe erst Jahrzehnte später heiter genug gewesen wäre.

Auch als im Sommer die Marchesa Branconi auf ein paar Tage kommt — doch wohl um Goethe zu besuchen — bleibt er vor ihrer Schönheit mehr wie ein Bildhauer stehen als wie ein Dichter: „Erst jetzt spür ich, daß Sie da waren, — schreibt er ihr nach der Abreise — wie man erst den Wein spürt, wenn er eine Weile hinunter ist. In Ihrer Gegenwart wünscht man sich reicher an Augen, Ohren und Geist, um nur sehen und glaubwürdig und begreiflich finden zu können, daß es dem Himmel . . auch einmal gefallen hat, etwas Ihresgleichen zu machen.“ Und man kann zugleich auf ihre Koketterie schließen, wenn man ihn dies vertraulich melden hört: „Ich habe mich so gegen sie betragen, als ich's gegen eine Fürstin oder eine Heilige tun würde. Und wenn es auch nur Wahn wäre, ich möchte mir solch ein Bild nicht durch die Gemeinschaft einer flüchtigen Begierde besudeln. Und Gott bewahre uns für einem ernstlichen Band, an dem sie mir die Seele aus den Gliedern winden würde.“

Greifbarer tut sich nirgends die innere Einschränkung kund, mit der Goethe um diese Zeit dem sinnlichen Eindrücke der Frauen sich zu entziehen sucht, um in einer höheren Luftschicht vermeintlich reiner zu atmen.

In der melancholischen Hofdame hat der weltabgewandte Weltmann grade in diesem starr bezwungenen Jahre das rechte Idol, zarter werden seine Briefe, stiller, brüderlicher. Je mehr sich Goethe in Tätigkeit verliert, je ferner er der Dichtung rückt, um so näher tritt ihm Charlotte von Stein, denn nur in Dingen der Welt ist sie ihm auch Ratgeberin gewesen. Ihre schöne, reif beklommene Seele wirkt musisch auf den Dichter als Gestalt; als Gefährtin des Ministers kann die ältere, seit zwanzig Jahren bei Hof erfahrene Frau nur freundschaftlich wie eine Schwester wirken.

Und dahin geht ihr Wunsch. Dies ist nicht eine ehrgeizige Frau, die

ihren Freund in Macht zu treiben wünscht; aber Abkunft und Gewohnheit leiten ihre klugen Sinne, in ihm das Bewußtsein des Überlegenen zu stärken, daß durch ihn das Gute oder doch das Bessere in der Welt getan werde. Statt wie eine Muse den Dichter in jenes andere Reich zurückzudrängen, aus dem er kam, hält sie ihn fester in diesem. Das Ende ihrer Neigung wird es dartun, was sie ihm heute bedeutet. Als die natürliche Gefährtin rühmt er sie, an die er sich gewöhnt hat: seine Mutter, Schwester und Geliebte habe sie nach und nach beerbt.

Heiterer als sonst gleicht er ihre Dissonanzen aus, schickt ihr einen kleinen Besen, wegzukehren, was sie gegen ihn habe, und wird sie eifersüchtig, weil er ihren jungen Cousinsen Verse macht, so verspricht er's hinfort nicht mehr zu tun. Indem er ihr alles zuträgt, was ihn bewegt, fühlt er sich frei vom früheren Drange, sich poetisch zu entladen. Daß der erste Akt der „Vögel“ so rasch fertig wurde, begründet er mit ihrer Abwesenheit, „denn solange Sie da sind, laß ich mir's in unbeschäftigten Stunden so wohl sein . . Was alles in dem Augenblick mir die bewegte Seele eingibt, dem mach ich Luft, wenn sich's tun läßt, und wenn Sie nicht da sind, hab ich niemand, dem ich soviel sagen kann, da muß es einen andren Ausweg suchen.“

Und doch haben wir einen Zeugen dafür, wieviel er grade in diesem Jahre der Freundin verschweigt. Nie wieder hat Goethe sein Tagebuch, das sonst über lange Monate einem Kalender gleicht, so schwer mit Konfessionen belastet. Dagegen entbehren die zahlreichen Briefe an Charlotte in den entscheidenden Augenblicken der Entwicklung jede wahrhaft tiefere Beichte; ein allgemeines Sichverschweigen züchtet er nun immer stärker.

Mit dem neuen, dem 32. Lebensjahre bricht eine neue Epoche der Goethischen Seele an. Sie wird etwa 6 Jahre dauern. In ihrem Beginne fängt auch die Neigung seines Herzens an, den entscheidenden Umschwung vorzubereiten. Seit fünf Jahren, solange er in Weimar lebt, liebt Goethe die Freundin; doch wie sich sein Leben wandelte, das immer das ihre umkreiste, muß nun auch diese Frau nach andern Gesetzen dem Manne zugehören, der seit fünf Jahren Mitte und Inhalt ihrer Tage bildet. Und langsam wie die allgemeine Stimmung, wie Auffassung des Dienstes und Stellung zum eigenen Talente sich nun aufs neue verschieben werden, so geht der Weg der Liebe den gleichen Schritt, jener Entwicklung tief verbunden.

Terminus bleicht als leitendes Gestirn zurück, heller beginnt Genius aufzustrahlen, indem er sich zugleich mit dem Lichte des Eros verbindet, Tyche aber nimmt allmählich wieder die Züge des Dämon an — und wie auf der Scheide zweier Epochen sagt Goethe, der immer im Gleichnis Lebende, um diese Zeit von einem Ringe, den Charlotte ihm

gab: „Ein wunderlich Ding, er wird mir bald zu weit am Finger, bald wieder völlig recht.“

Mit einem Aufschrei Goethes beginnt die Krise: er ist der erste Durchbruch aller dunklen Kräfte, die so lange gebannt lagen: Eros ist nur der Bote, Goethes neue Wandlung anzukünden. Aus unbekanntem erotischen Streite schreibt er, plötzlich, von seinem Haus in ihres:

„Was Sie mir heut zuletzt sagten, hat mich sehr geschmerzt, und wäre der Herzog nicht den Berg mit hinaufgegangen, ich hätte mich recht satt geweint . . . Ja, es ist eine Wut gegen sein eigen Fleisch, wenn der Unglückliche sich Luft zu machen sucht dadurch, daß er sein Liebstes beleidigt. Und wenn's nur noch in Anfällen von Laune wäre . . . Aber so bin ich bei meinen tausend Gedanken wieder zum Kinde herabgesetzt, unbekannt mit dem Augenblick, dunkel über mich selbst, indem ich die Zustände der andern wie mit einem hell fressenden Feuer verzehre. Ich werde mich nicht zufrieden geben, bis Sie mir eine wörtliche Rechnung des Vergangenen vorgelegt haben und für die Zukunft in sich einen so schwesterlichen Sinn zu überreden bemühen, der auch von so etwas garnicht getroffen werden kann. Ich müßte Sie sonst in den Momenten meiden, wo ich Sie am nötigsten habe. Mir kommt's entsetzlich vor, die besten Stunden . . . verderben zu müssen, mit Ihnen, da ich mir jedes Haar einzeln vom Kopf zöge, wenn ich's in eine Gefälligkeit verwandeln könnte. Und dann so blind, so verstockt zu sein. Haben Sie Mitleiden mit mir!“

Sie liest es, sie stockt: mit einem Male sieht die platonische Freundin das Werk bedroht, an dem sie fünf Jahre wirkte: Goethes Entsinnlichung, die Reinigung seiner Seele ist Kunst geblieben, sein antikischer Teil bricht gegen ihren asketischen vor, seine Natur, ganz Sonne oder ganz Nacht, zuckt aufs neue, beunruhigt von Strahlen und von Schatten ihres mild gedämpften Sternenlichtes. Stumm und enttäuscht steht die geistige Frau vor einem neuen Ansturm des halb geheiligten Freundes, bleich und verworren steht er selbst davor. „Haben Sie Mitleiden!“

Zunächst sucht er sich nach ihrem Wunsch zu fassen: „Nur bitt ich Sie, sich täglich zu sagen, daß alles, was Ihnen an mir unangenehm sein konnte, aus einer Quelle kommt, über die ich nicht Meister bin.“ Man versöhnt sich, doch der erotische Funke ist wieder aufgesprüht, er ist nicht mehr zu löschen. Wendungen kehren in den nächsten Monaten wieder wie in den ersten Zeiten seiner Neigung. Es ist ein platonischer Liebhaber im 6. Jahre des Werbens, der mitten im Winter schreibt: „Ich hab eine große Unterredung mit meinen Bäumen gehabt und ihnen erzählt, wie ich Sie liebe . . . Heut abend geh ich um Ihr Haus herum.“ Im Tagebuch wiederholt sich nun immer wieder das Sonnenzeichen: — plötzlich setzt das Buch aus, schweigt acht Monate, um erst im August mit den Worten wieder zu beginnen: „Dies halbe Jahr war mir sehr merkwürdig.“

Zugleich bestätigt eine körperliche Krisis die seelische, er nennt sich

„meist krank“, nimmt aber am Fortgang der Gesellschaft teil. Anfangs Februar soll er auf einer Redoute mit Charlotte zusammen als Schlaf und Nacht erscheinen. Goethe äußert Bedenken gegen diesen Einfall, gibt zu verstehen, man könne sich bei Hofe in bequemen Glossen amüsieren: da überrascht sie ihn mit ihrem Einverständnis! Ist das dieselbe Hofdame, die ihren Freund zurückstieß, als er sie bedrängte, die um der Leute willen ihm hundert sogar kleine Dinge versagte — und tritt nun mit ihrem erklärten Freunde vor aller Augen, mit ihren Versen alle hungrigen Ohren füllend, als Nacht auf, die sich dem Schläfe vereint — und dieser Schlaf ist Goethe? Was hat sie vor?

Entschiedener als je muß er in diesen Wochen als Mann in sie gedrungen sein. Kaum ist er, bald nach diesem Feste, von ihr fort, aufs Schloß der Gräfin Werthern gegangen, die des Herzogs Geliebte war, so faßt er noch einmal ihren fünfjährigen Liebeskampf in ein großes Bild zusammen — doch nicht wie ein zärtlich Werbender: stolz wie ein Wettläufer, und er verhüllt Bedingungen in seinem Gleichnis! „Ich habe mein Herz einem Raubschlosse verglichen, das Sie nun in Besitz genommen haben; das Gesindel ist draus vertrieben, nun halten Sie es auch der Wache wert! Nur durch Eifersucht auf den Besitz erhält man die Besitztümer . . Sie haben es weder durch Gewalt noch List, mit dem freiwillig sich Übergebenden muß man aufs edelste handeln und sein Zutraun belohnen.“

Wache und Eifersucht, Muß und Belohnen: ganz neue Wendungen. Zugleich verstärkt er seine Attacke durch Lobgesang auf eine andere, schönere, jüngere Frau, in deren stündlicher Umgebung jetzt zu leben ihm eine galante Waffe gegen die Freundin wird. Niemals im Laufe von elf Jahren hat Goethe gegen Frau von Stein so viel Bewunderung für eine andere geäußert wie in diesen Briefen für die Schloßherrin — und dies gerade jetzt auf der Höhe der Krisis! Lange gefällt ihm schon diese Gräfin, doch hat er's früher nur dem Tagebuch anvertraut. Leonore Sanvitale wird hier vorausgeschaut. Heut wird sie ihm im Liebesspiel ein Mittel. Warum enthüllte er sonst seine Schwäche für die schöne Dame zum erstenmal so wortreich der entfernten Freundin?

„Die Gräfin hat mir manche neue Begriffe gegeben . . Wie oft hab ich die Worte ‚Welt, große Welt, Welt haben‘ hören müssen und habe mir nie was dabei denken können . . Sicher ihres Werts, ihres Rangs, handelt sie zugleich mit einer Delikatesse und Aisance, die man sehn muß, um sie zu denken. Sie scheint jedem das Seinige zu geben . . lebt nur unter den Menschen hin, und daraus entsteht eben die schöne Melodie, die sie spielt, daß sie nicht jeden Ton, sondern nur die auserwählten berührt . . Was in jeder Kunst das Genie ist, hat sie in der Kunst des Lebens . . Ich habe noch drei Tage und nichts zu tun als sie anzusehn, in der Zeit will ich noch manchen Zug erobern . .“

Und immer weiter, seitenlang scheint er nur als Psycholog ein seltenes Objekt zu analysieren, doch mit voller Kunst ist jede Wendung so

gesetzt, daß sie der Freundin zeige, woran sie's fehlen läßt. Nach jahrelang grundlosen Eifersüchten fühlt sie, indem sie dieses liest, echte Gefahr. Wie fährt er denn am andern Tage fort?

„Sie liebt den Herzog schöner als er sie, und in diesem Spiegel hab ich mich beschaut und erkannt, daß auch Sie mich schöner lieben, als wir gewöhnlich können. Doch ich geb es nicht auf, ich fühle mich zum Streit aufgefordert, und ich bitte die Grazien, daß sie meiner Leidenschaft die innre Güte geben und erhalten mögen.“ Doch plötzlich quillt seine ganze Hingabe hervor, mit hinreißender Gebärde wirft er alle Klugheit hinter sich und fällt ihr mit dieser letzten Werbung zu Füßen: „Meine Seele ist fest an die deine angewachsen, ich mag keine Worte machen, du weißt, daß ich von dir unzertrennlich bin, und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu scheiden vermag. Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich dir auch sichtlich und gesetzlich zu eigen machte, wie wert sollte es mir sein! Und mein Noviziat war doch lang genug, um sich zu bedenken. Adieu. Ich kann nicht mehr Sie schreiben, wie ich eine ganze Zeit nicht Du sagen konnte.“ Nach seiner Rückkehr läßt er noch ein paar zärtliche Billets folgen, die mit der Anrede Sie die Spannung der nächsten Tage bezeichnen.

Plötzlich beginnt, mit der letzten Woche des März, ein gänzlich neuer Ton, eines Siegers Ton nach langem Werben, fast wieder ein Jünglingston:

„Deine Liebe ist mir wie der Morgen- und Abendstern . . . Sagen kann ich nicht und darf's nicht begreifen, was deine Liebe für ein Umkehrens in meinem Innersten wirkt. Es ist ein Zustand, den ich, so alt ich bin, noch nicht kenne . . . Adieu, meine Neue . . . Fritzen hab ich in deine Seele geküßt . . . Meine Liebe diese 5 Jahre her kommt mit dem schönen Reigen so vieler guten Empfindungen vor mir aufgezogen. O könnt ich dir sagen, was ich dir schuldig bin . . . Leb wohl und wisse, wie sehr du mich glücklich machst . . .“ Und fort und fort, zehn Tage lang, voller Worte und Bilder, die er in 5 Jahren nicht kannte, immer glücklich, Herzenslust, Erfüllung, Glückseligkeit, und ein Tuch für ihren Hals und wieder Fritz als Liebesbote.

— Es ist mein letztes Pfand, mag sich die reife Frau nun im Gefühl der Krisis, im Anblicke der letzten Briefe des Freundes gesagt haben. Jetzt ihn zu halten und dann für immer, scheint ihr höchste Kunst. Scheidung und Ehe wagt sie nicht in Weimar, auch würde ihm schon seine Stellung erschweren, darauf einzugehen. Der Wert der Gabe, die sie solange weigerte, ist, schließt sie, durch die Weigerung gewachsen. Zudem, sie steht im 39. Jahre — und Goethe ist 31. Es ist das Ende ihrer Jugend. Liebeswonne hat sie nie empfunden, mit Schmerzen nur einem fremden Gatten sieben Kinder geboren: nun lockt es sie ein

letztes Mal vor dem Ergrauen. In letzter Zeit ist sie noch einmal aufgeblüht, Briefe bestätigen, was ein Medaillon abzeichnet: vollere Wangen, ein runderes Kinn, sogar die früher asketischen Lippen sind reifer geworden.

Und doch hat Charlotte von Stein den Freund verloren, als sie ihn ganz zu gewinnen glaubte. Eine tiefere Gerechtigkeit, den Gesetzen des Eros immanent, läßt sie am Ende für ihre allzu lang gespannte Weigerung büßen. Vor Jahren, als ihr Glaube an Seelenreinheit zugleich mit manchem Vorurteil sie bannte, hätte sie für Goethe, der ihr alles zutrug, Gefährtin des Lebens werden können, indem sie sein zweigeteiltes Wesen zu natürlicher Ruhe bettete. Jetzt kann sie ihn doch nur kurze Zeit beglücken, berauschen nie, und da sie aus ihrer Verslossenheit einen neuen Reiz entwickelt hatte, muß sie durch Hingabe auf die Dauer bei ihm verlieren.

Es war zu spät, um nach so vielen vergeblichen Werbungen in dem scharfsichtigen Manne die Illusion vollkommener Gemeinschaft zu begründen — und doch zu früh, um ein Rätsel zu lösen, das orakelhaft noch weiter hätte reizen können. Als Freundin hatte sie des unruhvollen Dichters Seele lindern können, als alternde Geliebte macht sie den ohnedies verfrüht und nur scheinbar harmonischen Mann zu still, als daß er ihr nach einer weiteren Epoche nicht entspringen müßte.

So kann die Zeit stürmischer Liebesbriefe nur kurz sein, sie dauert kaum fünf Wochen. Den Ring ins Meer zu werfen, kommt ihm nun abermals in Sinn, denn er summiert seine „Glückseligkeit zu ungeheurer Summe“, und einmal ruft er recht wie ein Jüngling ihr zu: „Sie wird kommen! Sie wird kommen! war mein Ausruf, als ich die Augen aufmachte und die Sonne sah. Die Stunden dieses Tags bringen mir ein schönes Glück . . und wisse, wie glücklich ich in deiner Liebe bin.“ Wie nun dies Wort vom Glück in allerlei Verbindungen erscheint — ein sonst von Goethe ehrfurchtsvoll umgangesenes Wort — so zeigt es den glücklichen Liebhaber in seiner typischen Stimmung. Für dies erste volle Liebesleben, das ihm jetzt nach einem Jahrzehnte dämonischer Liebeskämpfe anbricht, ist das Erschlaffen seiner Bildkraft kennzeichnend, die geringe Fülle huldigender Einfälle, das etwas beschränkte Register zarter Wendungen, die sich im Laufe der nächsten Jahre bis zur Ermüdung wiederholen. Bedeutsame Verse, wie er sie doch vom Baume seiner Neigung in den ersten Jahren pflückte, reifen ihm nicht mehr dran entgegen.

Im Mai klingt sein Ton schon beruhigt: „Wenn du mir erlaubst, dir bei Sonnenuntergang zu sagen, daß ich dich immer gleich liebe und verehere.“ Auf ihren Schattenriß, den sie sendet: „Du kannst mir nicht gegenwärtiger und näher werden, als du's bist, und doch ist mir jedes neue Band und Bändchen sehr angenehm. Adieu. Wir werden uns ja wohl heute nicht verfehlen.“ Dann wagt er sogar dieses: „Die Werthern hat mir ein gar artig Zettelchen bei Zurücksendung des Wilhelm Mei-



ster geschrieben. Die Schröter kommt zu Mittage. Ich bin und bleibe einmal der Frauen Günstling, und als einen solchen mußt du mich auch lieben.“

Nie sonst hat sich Goethe so bezeichnet, auch ist er's in diesem Sinne fast nie gewesen. So spricht Sicherheit und ein leicht lächelnder Besitz, der doch an seinen Gelenken keine Fessel dulden will, denn gleich darauf wehrt er ihrer Eifersucht mit den entschlossenen Worten: „Bitte dich recht herzlich, mich nicht unglücklich zu machen und mir nicht durch die Furcht, dir zu mißfallen, die wenigen geselligen Regungen gegen die Menschen noch zu verschließen.“ Und nachdem er sie schon im Mai zum ersten Male einfach „Liebe Lotte“ angeredet, schließt er nun einen Brief: „Adieu, meine I. L.“ — ein eiliger Gruß, der sich später oft wiederholt.

Vollends dringt der scherzende Ton des Besitzers durch ein Nachwort: „Du weißt doch, wer mein Schätzel ist, fängt sich ein alt Lied an.“ Ein rührendes Gefühl klingt durch diese scheinbar leichten Worte, in denen eines Mannes dunkle Seele inmitten schwerer Entwicklung seine Neigung zu einer melancholisch alternden Frau als die lockere Liebschaft zweier Achtzehnjährigen stilisiert, — und man fühlt hinter solchen hingespilten Worten tiefe Entsagung dämmern.

Denn Entsagung muß Goethe zum erstenmal über die Pforte einer neuen Epoche schreiben, und wie sie in seinen spätesten Jahren auf seltsamen Wegen wiederkehren wird, so ist es auch jetzt, zwischen 31 und 37, kein nächtlich schwermütiges Entsagen, wie es der Wertherzeit entsprach: es ist ein männlich fester, ein getroster Verzicht auf Freiheit in Wirken und Dichten. Was ihm ein paar Jahre lang Studium schien und breites Feld kräftigen Handelns, was er sich dann ein weiteres Jahr als würdigsten Beruf des Menschen deutete, dem selbst der Genius nur wie ein liebliches Talent sich unterordnen sollte: umfassende Tatkraft, ordnende Wirksamkeit wird ihm von nun an zur Pflicht, die er nur noch zu ertragen bereit scheint. In großem Crescendo wächst Überlastung und Enttäuschung, bis diese hemmenden Kräfte langsam den Drang nach Freiheit wecken. Auch dieses Schauspiel geht mit der ganzen Langsamkeit seines stillen Werdens vor sich, besonders da er grade im Beginn dieser Bewegung neue Lasten aufnimmt. Erst nach sechsjährigem Kampfe wird Goethe in die Freiheit entspringen.

Die äußeren Umstände, die diese innere Linie bezeichnen, liegen deutlich in der Enge staatlicher Umstände, die es zu ordnen, im Versagen des Herzogs, den es zu leiten galt; sie liegen im Widerstand der stumpfen Welt gegen einen Genius, der doch nur auf Umwegen in solches Reich gelangt war — nicht geboren, um drin zu herrschen.

Zunächst überwächst das Gefühl der Belastung den freudigen Willen zur Tat. Neue und tiefere Klagen an die Vertrauten dringen vom An-

fang des 32. Jahres empor: kein Zeuge spräche aus, was hier auszustehen sei: „Ich lade fast zu viel auf mich, und wieder kann ich nicht anders. Staatssachen sollte der Mensch, der drein versetzt ist, sich ganz widmen, und ich möchte doch so viel Anderes auch nicht fallen lassen.“ Als er das 32. Jahr vollendet, enthüllt er in großem Rückblick an die Mutter die resignierte Grundstimmung seiner Seele: vom Gipfel weist er ihr das weite Land, das er beherrscht, und doch ist schon in dieser Gebärde ein erster Abschied:

„Und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu sein, einen glücklicheren Zustand wünschen als einen, der für mich etwas Unendliches hat . . daß nur die wichtigsten Betrachtungen . . mich bewegen könnten, meinen Posten zu verlassen; und unverantwortlich wäre es auch gegen mich selbst, wenn ich . . aus irgend einer Unbehaglichkeit davonginge und mich selbst um Schatten, Früchte und Ernte bringen wollte. Indes glauben Sie mir, daß ein großer Teil des guten Muts, womit ich trage und wirke, aus dem Gedanken quillt, daß alle diese Aufopferungen freiwillig sind und daß ich nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um das Notdürftige und Angenehme des Lebens, mit einer unbedingten Ruhe, bei Ihnen wiederzufinden. Denn ohne diese Aussicht und wenn ich mich in Stunden des Verdrusses als Leibeignen und Tagelöhner um der Bedürfnisse willen ansehen müßte, würde mir manches viel saurer werden.“

Dies ist Goethes kritische Würdigung seines Postens, fünf Jahre bevor er ihn verläßt, und seine Skepsis wirkt noch stärker, rechnet man hinzu, was er der Mutter zu verschweigen und wie er für ihre mitlesenden, weiterplaudernden Freunde sich diplomatisch zu fassen gewohnt ist.

Doch zur selben Zeit, als die Praxis ihm aus dem stillen Feuer eines Gleichnisses zur Pflicht verdampft, sammelt er alle praktischen Versuche, verdoppelt seine Lasten, indem er das Präsidium der Herzoglichen Kammer übernimmt und sich dabei „die Rüstung nach dem Leibe zurecht schnallt“. Der Sohn des Mannes, der ihn als Hofmarschall vor beinahe sieben Jahren im Wagen nach Weimar brachte, muß wegen Veruntreuungen das Amt des Kammerpräsidenten verlassen und Neuordnung und Leitung der Landesfinanzen dem Dichter übergeben, den sein Vater und vielleicht er selbst mit verschwiegenen Glossen über Genies und Fürstenlaunen begrüßt hatte.

Doch nicht als Sieger tritt der beneidete Dichter an den Schreibtisch des entgleisten Hofmannes. Keine Intrige hatte Goethe, wie seine Gegner bestätigen, gegen den Präsidenten gesponnen. Wie sollt' es ihn auch reizen, Verwalter der Herzoglichen Güter und der Staatsfinanzen, wir würden sagen: Finanzminister dieses Landes zu werden? Wie Treu-  
freund in seinen „Vögeln“ kommt er sich vor, dem man auf einem Spaziergange ein Stück des Reichs nach dem andern übertrage; doch dem Herzog versichert er im Beginne, nun sei ihm die Arbeit so er-

leichtert, daß er mit gleicher Zeit und Mühe noch einmal so viel fertig bringe. Immer aber bleibt er im Gefühle einer Pflicht, eines ehrenvollen Opfers. „Nun hab ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache, das Gute zu wünschen und halb zu tun und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden. Was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben, es wirkt nichts dunkel durch den Dritten und Vierten, sondern hell gleich grade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich, ich habe nun anschauliche Begriffe fast von allen notwendigen Dingen und kleinen Verhältnissen und komme so leicht durch.“

Wieder verläßt er sich auf Anschauung des Landes und der Leute, die er durchaus studiert hat, wieder unterschätzt er Schwere und Komplikation der alten feudalen Maschine, die dies Ganze treibt. Vier Regierungen steht der Kammerpräsident gegenüber, dazu drei Landschaften mit drei bis vier Ständen, die alle über Gesetze, Verträge, Etats, Steuern abstimmen und alle Lasten ungleich zu verteilen gewohnt und entschlossen sind. Gegen Mitverwalter und Zwischenbesitzer will Goethe jetzt den Kampf aufnehmen, weite Pläne entwirft er zur Entbürdung des Landbaus, dessen fehlerhaftes System er auf jahrelangen Dienstreisen erforscht hat.

Doch sehr bald wird ihm der Arm lahm: als Einziger und noch dazu nicht an der Spitze des Staates gegen die zäh vereinten alten Mächte großen Stiles Sieger zu bleiben, gibt er schon nach zwei Jahren auf. Mit 30 Jahren weiß Goethe, warum der Bauer verarmt, mit 32 sieht er in der Zerschlagung der großen Güter, in der Vermehrung der Pächter ein Mittel zu helfen, mit 34 schreibt er aus dem Landtage, er sei gelassen, nicht mehr in töricht dunklem Streben von damals, „obgleich ich manche anmutige Empfindung voriger Zeiten vermisste . . Nur leider aus Nichts wird Nichts. Ich weiß wohl, was man statt all des Rennens und Laufens und statt der Propositionen und Resolutionen tun sollte. Indessen begießt man einen Garten, da man dem Lande keinen Regen verschaffen kann“.

Dies ist die Zeit seiner sozialen Verbitterung, hier sind die Erfahrungen, die ihn später aus Menschenverachtung und Resignation reaktionär machen werden. „Die Verdammnis, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen . . Ich flicke an dem Bettlermantel, der mir von den Schultern fallen will . . Unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Gängen, Kellern und Kloaken miniert . . an deren Zusammenhang und ihrer Bewohnenden Verhältnisse wohl niemand denkt und sinnt; nur wird es dem, der davon einige Kundschaft hat, viel begreiflicher, wenn da einmal der Erdboden einstürzt . . und hier wunderbare Stimmen gehört werden.“ Geschrieben von Goethe in Thüringen, acht Jahre vor Ausbruch der großen Revolution in Paris.

Und es war wohl in dieser Zeit, daß er, bei der Arbeit am Egmont, diesen zu Oranien sagen ließ: „Mit großen Planen, Projekten und Ge-

danken würde (ein neuer Statthalter) kommen, wie er alles zurechtrücken, unterwerfen und zusammenhalten wolle, und würde heut mit dieser Kleinigkeit, morgen mit einer andern zu tun haben," und dies daneben: „Unleidlich ward mir's schon auf meinem gepolsterten Stuhle, wenn in stattlicher Versammlung die Fürsten, was leicht zu entscheiden war, mit wiederkehrenden Gesprächen überlegten und zwischen düstern Wänden eines Saals die Balken der Decke mich erdrückten.“

Wie Goethe den Garten begießt, wie er den „Haushalt“ führt, zeigen seine Berichte. Aus drei Briefen an den Herzog: er leitet den wiederbegründeten Bergbau von Ilmenau, gründet die Gewerkschaft, visitiert Wollfabriken, bringt Muster mit und Tabellen, versucht Neuordnung des Holzverkaufes, läßt Brunnen auf Mineralien untersuchen, kauft ein Laboratorium, läßt ein Schloß renovieren, ein altes Hospital abtragen, einen Brückenbogen freilegen, sucht einem Prinzen 20 Louisdors für nicht bezahlte Kuxe abzudringen, einem Hofmann Jesuitengeld aufzutreiben, legt eine Gipsmühle in einer Ziegelhütte an, berechnet bei günstigem Markte den Gewinn aus dem herzoglichen Korn nach Abzug aller Bedürfnisse für Hof, Dienerschaft, Militär.

Dabei verdrießt ihn keineswegs dies Detail, vielmehr reißt ihn sinnliches Wirken aus der Enge der Beratungen, der Dumpfheit der Akten erfrischend heraus. Nicht die Beschränktheit der Mittel ist es auch, die ihn kränkt; vielmehr beschränkt er selbst die Mittel, wo es einen Anfang gilt, und scheint die ganze Demut seines Wesens auch auf Versuche im Staate zu erstrecken, die sich langsam entwickeln sollen wie er selbst. Wochenlang arbeitet er über und unter Tage an der Erneuerung des Bergwerks, ohne Entlohnung arbeitet eine Kommission von Liebhabern die Pläne aus, wenige ausgesuchte Bergleute werden angeheuert, auf solche ideale Beschränkung ist er in seiner Eröffnungsrede stolz.

Einen glücklichen Tag bringt er mit einem Bergrate zu und stimmt ihm bei, als dieser versichert, um jeden Preis bliebe er lieber Bergmann, als daß er Minister würde. Nach Jena eilt er, wo Eissturz und Überschwemmung wüten, und springt, wie sonst in Feuersbrunst, nun zwischen Eis und Wasser, zufassend zugleich und leitend. Mit Batty, dem landwirtschaftlichen Freunde umherzureiten sind ihm die erbaulichsten Stunden, weil dieser keine Theorie hat, doch seine richtige Praxis mit Goethes Theorie übereinstimmt. Das Gelegentliche zu nutzen, wird dem Gegner aller Systeme immer mehr Gesetz. Von einem jungen Manne läßt er ein Kabinett für Mineralien improvisieren, denn ein Museum müsse er sich doppelt versagen, seit er die Staatsmittel verwaltet, die seinen Neigungen nicht angepaßt werden dürften. Von einem Züricher Musiker läßt er sich die dortigen Kurse für Mathematik senden, um sie hier an der Akademie einzuführen. Solche kleine Dinge heben seine Stimmung. „Ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel ebenso betriebsam sein müssen, um nur zu leben.“

So vielfach sind Antriebe und Suggestionen, die Goethe in seiner

Wirksamkeit selbst über die Widerstände von Zeit und Welt und über jede Ermüdung der Akten hinwegzuheben vermöchten. Doch indem er von sich alles fordert, nichts von der Welt, bleibt ein Faktor übrig, dessen Tatkraft und Gutheit er unumgänglich braucht und den er doch nicht zwingen kann. Weil der versagt, sinkt Goethes Kraft und Lust. Es ist der Herzog.

Als sie gemeinsam vor fünf Jahren, ein Fürst und eines Fürsten Freund und Mentor, ihre Bahnen beschritten, war alles auf ihr Nebeneinander eingestellt: ausgehend von zwei Punkten, sollten beide Männer durch Zuruf einander in Augenweite ermuntern, durch Jahrzehnte diese parallelen Bahnen von Fürst und Dichter durchlaufen, die sich erst im unendlich entfernten Ideale schneiden. Das war ein Plan, so schön und selten, daß selbst Goethe ein Stück seiner Existenz zu opfern nicht zu kostbar schien.

Doch schon nach diesem ersten Lustrum muß er erkennen, wie ihre Wege, gleich Schenkeln eines spitzen Winkels, sich mit wachsender Schnelle voneinander entfernen, und daß der Freund, den er noch eben nahe glaubte, rasch außer Sicht kommt. Was ist von meinem Geiste — muß Goethe sich jetzt fragen — im Herzog aufgegangen?

Carl August wäre Goethes einzig ganz mißlungenes Werk, hätte er nicht in ihm ein halbfertiges übernommen, um es auf seine Art zu enden. Die seltene Aussicht, großen Stiles und doch innerlich menschlich zu wirken, hatte ihn verlockt, sich einem Stoffe zu nähern, der ihm am Ende doch nicht adäquat war und der vollends seiner bildenden Hand in jeder Stunde sich frei entschlagen konnte. Jetzt zeigt sich, nach fünf Jahren, wie Ähnlichkeit der Temperamente doch keine Freundschaft, keinen dauernden Einfluß zu begründen vermag.

Denn während Goethe sich in Gott und Menschen, in Welt und Einsamkeit, in die Natur und ihre Quellen, auch wieder in die Kunst mit immer tieferem Ernste gräbt, entweicht der Herzog dem Freund und den Pflichten, den Seinen, dem Geist und der Bildung seines Geistes, um achtzig Menschen im Wintergebirge zur Sauhatz zu füttern, unterhält ein paar arme Edelleute, die es ihm nicht danken, ärgert die Bauern, deren Land zerstampft wird, „und das alles mit dem besten Willen, sich und andre zu vergnügen. Gott weiß, ob er lernen wird, daß ein Feuerwerk um Mittag keinen Effekt tut“. Jagden und Fahrten, Waghalsigkeiten und Liebschaften des Herrn belasten das kleine Land mit steigenden Kosten. Ein ungeheurer Stein wird in denselben Park gerollt, den Goethes Geist mit gleichnisreichen Andenken schmückte, und wenn er aufgezogen wird, um dann zu stehen, vertreibt solcher Nonsens dem unmutig gelangweilten Fürsten doch ein paar Tage.

Wenn wir — schreibt über jene Jagden Goethe — nach all dem „um eine Provinz reicher wären, so wollt ich's loben, da es aber nur auf ein

paar zerbrochne Rippen, verschlagne Pferde und einen leeren Beutel angesehen ist, so hab ich nichts damit zu schaffen, außer daß ich von dem Aufwand nebenher etwas in meine politisch-moralisch-dramatische Tasche stecke“. Oder nach einer Hoftafel: „Der Herzog schmiß die schöne Vestale um, und es sprang ein Finger ab, die Herzogin betrug sich gar himmlisch schön dabei. Übrigens war man vergnügt und gut, mir raunte Mephistopheles einige Anmerkungen leise zu, und ich ließ mir den Punsch schmecken.“

Bei guten Anlagen und redlichem Willen, zwischen treuen Dienern und kostbaren Lehrern zerbröckelt Carl August doch aus Langeweile seine Zeit, nur um die Sinne zu ermüden, und während er das Richtige erkennt, das Gute will und sogar fördert, kann er doch selber nichts zu Ende führen, ist stets auf neue Sensationen aus, blasiert bei eigentlicher Naivität und bei den besten Absichten im Grunde starr und unlenkbar. Sturm und Drang auf seine Art mißdeutend, preist er das Unschickliche als ursprünglich und kann, während Goethe das Abenteuerliche natürlich will und fühlt, noch immer das Natürliche nicht abenteuerlich genug haben. Die einzige Form, in der sein Wesen sich beruhigen und zugleich auszeichnen würde: Krieg, den er wünscht, bleibt ihm noch immer versagt.

Erst jetzt erkennt dies alles der Dichter, denn erst jetzt, da er sich immer strenger züchtet, wird des Fürsten Abkehr deutlicher, zugleich wird Goethes Blick auf den Freund schärfer, seit er sich enttäuscht fühlt.

Nie ist das seltsam schön gedachte Vertrauen gefährdeter gewesen, das Fürst und Dichter verband, nie Goethes Stellung prekärer gegen Carl August als während dieser vier bis fünf Jahre, da er, in einer Staatsordnung, wo Haus- und Staatsvermögen noch zusammenfallen, als Finanzminister zugleich den Vermögensverwalter des wilden und verschwenderischen Herrn und Freundes abgibt. Übersahen denn beide das Diffizile ihrer Lage, als man das Amt anbot und annahm? Es scheint vielmehr, als habe sich der Herzog in Goethe künstlich einen Grenzsetzer bestellt, wie dieser ihn im Terminus jenes Denkmals vor Augen und Seele führte. Wirklich hat der Herzog dem Freunde Einschränkung seines viel zu largen Hof- und Privatlebens versprechen müssen, bevor Goethe mit dem Amte die Verantwortung übernahm.

Denn schon zuvor hat seine Stimmung mehr über als gegen den Herzog sich verdunkelt, eindringliche Gespräche über Ökonomie haben sich oft wiederholt: erfolglos. Jetzt beginnt Goethe, als wolle er seine Grundsätze vollends unbestechlich halten, des Herzogs Gesellschaft mehr zu meiden, fühlt, als sie zusammen ins Gebirge reiten, heitere Erinnerungen alter Tage bitter, sehnt sich weg, lehnt ab, mit ihm eine Reise zu machen, faßt seine Briefe kühler, schreibt zum Jahresende mit versteckter Ironie: „Ich sah daraus, daß Sie sich auf dem Gipfel menschlicher Dinge, von Liebe und Freundschaft begleitet, in Betrachtung des Fürtrefflichen ergötzen,“ doch zugleich an die Freundin: „Der Herzog hat doch im

Grunde eine enge Vorstellungsart, und was er Kühnes unternimmt, ist nur im Tausel; einen langen Plan durchzusetzen, der in seiner Länge und Breite verwegen wäre, fehlt es ihm an Folge der Ideen und an wahrer Standhaftigkeit.“

Diesem verwegenen Plane, den Goethe zur Sanierung der Staatsfinanzen in weiten Berichten darlegt, weicht der Herzog aus, und es ist, als wollte er durch äußere Ehren dem Freunde ersetzen, was dem Minister einzuräumen er nicht die Kraft besitzt. Zum 32. Geburtstage läßt er Goethe mit einem Festspiel huldigen. Zugleich läßt er ihn vom Kaiser Joseph adeln.

Goethe bleibt kalt. Wie er als Geheimrat die höchste bürgerliche Stufe in Deutschland erstieg, zitterte einen Augenblick der Bürger in ihm, und er vertraute seinem Tagebuch, daß er solche Erregung nicht aussprechen möchte. Jetzt, da er 32jährig in eine andere, in jene Schicht der Gesellschaft aufsteigt, die ihn so oft enttäuscht hat, erklärt er sich für „so sonderbar gebaut“, daß er sich bei dem Adelsbriefe gar nichts denken könne, und noch Jahre lang unterschreibt er auch formelle Briefe und Berichte nicht anders als zuvor. Ins Wappen aber wählt sich der Weltmann den Morgenstern, den sich der Dichter längst erkoren hatte.

Immer kälter werden seine Briefe an den Herzog, künstlich ernüchtert sich der Ton. Beim Ankauf einer Bibliothek, die doch Goethes Geist gern großzügig ausstattete, schreibt er dem Herrn gradezu: „Überhaupt muß ich in dieser ganzen Sache wünschen, daß auf das menagierlichste zu Werke gegangen werde.“ Als aber im nächsten Jahre gegen des Herzogs Zusage erneute Vorschüsse von ihm gefordert werden, schreibt Goethe kurzerhand an den Schatullier: „Sie erheben also dies Vierteljahr abgeredermaßen nichts. Mit Anfang Aprils können Sie den Monat April ganz erhalten. Nachher wünsche ich aber, daß es mit dem Monat Mai bis zu dessen Ende anstehen könnte. Haben Sie die Güte, lieber Rat, und machen Ihre Einrichtung darnach, denn ich muß entweder Johanni in Ordnung sein oder abdanken.“

Daß diese Zeilen von dem erschrockenen Schatullen-Verwalter seinem Herrn vorgelegt werden, weiß Goethe, und er wünscht es. Aus dem leise leitenden Mentor ist nun, nach sieben Jahren, ein warnender Vormund geworden, der entschlossen scheint, das Vermögen in Geld zusammenzuhalten, wenn schon der junge Mann sein Vermögen in Kräften verschwendet.

Ein einziges Mal in diesen Jahren steigt Hoffnung für den Freund in ihm auf: da glaubt Goethe den Herzog auf gutem Wege und sagt den Vertrauten glücklichere Tage für den Freund und die Seinen voraus. In solcher Stimmung erneuten Vertrauens faßt er Sinn und Geschichte ihrer Freundschaft in eine große Ode, und während er nur zurückzublicken scheint auf jene Zeit, als beide jünger und ungebunden waren, hält er ihm unbestechlich den Spiegel vor.

„Ilmenau“, im Thüringer Walde zum Geburtstage des Herzogs ge-

dictet, ist nicht der lächelnde Gesang eines Mannes, der junger Zeiten Verirrung im Hafen wohlwollend heraufbeschwört, kein Rückblick auf einen zum König erwachsenen Prinzen Heinz.

Gleich anfangs, im Landmann und im Köhler, die dem Wilde und dem Jäger fluchen, heute wie damals, werden dem Herzoge die Schäden seiner Passionen gezeigt. Folgt Vision eines nächtlichen Jagdlagers, wie sie es oft gehalten haben: vor die Hütte des schlafenden Herrn sieht sich in einem Traumbilde der Dichter schleichen, und wie er nun sein Schattenbild befragt, läßt der Verbitterte sich selbst von jenem damaligen, 26jährigen Goethe sehr dunkle Antwort geben:

„ . . Ich brachte reines Feuer vom Altar —  
was ich entzündet, ist nicht reine Flamme.  
Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr:  
ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme.  
Und wenn ich unklug Mut und Freiheit sang  
und Redlichkeit und Freiheit sonder Zwang,  
Stolz auf sich selbst und herzliches Behagen,  
erwarb ich mir der Menschen schöne Gunst.  
Doch ach, ein Gott versagte mir die Kunst,  
die arme Kunst, mich künstlich zu betragen.  
Nun sitz' ich hier, zugleich erhoben und gedrückt,  
unschuldig und gestraft, und schuldig und beglückt.  
Doch rede sacht! Denn unter diesem Dach  
ruht all mein Wohl und all mein Ungemach:  
Ein edles Herz, vom Wege der Natur  
durch enges Schicksal abgeleitet,  
das ahnungsvoll nun auf der rechten Spur  
bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet . .  
Kein liebevolles Wort kann seinen Geist enthüllen  
und kein Gesang die hohen Wogen stillen . .“

Ganz ohne Dank für manche Gabe, ganz Stolz: ganz Gebender fühlt sich in diesem Rückblicke Goethe neben dem unreif schweifenden Freunde.

Doch als der Traum vergangener Zeit zerrinnt — auch dann ist es kein klares, harmonisches Tagesbild, das den fürstlichen Leser nach so bedenklichem Rückblick erwartet. Nur was er selbst, was Goethe inzwischen praktisch hier belebt hat, erscheint ihm jetzt blühend: Webstuhl und Bergbau. Als aber am Ende die festliche Huldigung an den Fürsten fällig wäre, äußert er nur einen ernsten Wunsch an ihn, sich endlich zu bessern, nur diese väterliche Mahnung:

„So mög', o Fürst, der Winkel deines Landes  
ein Vorbild deiner Tage sein!



Du kennest lang die Pflichten deines Standes  
 und schränktest nach und nach die freie Seele ein.  
 Der kann sich manchen Wunsch gewähren,  
 der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;  
 allein wer Andre wohl zu leiten strebt,  
 muß fähig sein, viel zu entbehren.  
 So wandle du — der Lohn ist nicht gering —  
 nicht schwankend hin, wie jener Sämann ging,  
 daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,  
 hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel.  
 Nein! streue klug wie reich, mit männlich steter Hand,  
 den Segen aus auf ein geackert Land!  
 Dann laß es ruhn: die Ernte wird erscheinen  
 und dich beglücken und die Deinen.“

Wann hat ein Dichter seinem Fürsten ein ähnlich strenges Festgedicht gereicht? Muß nicht Carl August, nun auch schon Ende der Zwanzig, von manchem heimlichen Gegner Goethes umgeben, von ihm selbst bei Spielen, Jagden, Schwächen allein gelassen, in Stunden des Mißmutes innerlich murren, daß er diesen Freund so groß zog? daß er dem Dichter seine Kasse zu führen gab? Wo ist der liebenswürdige Poet geblieben, der alle an Gewandtheit, an Einfällen sich selber überbot? War Laune nicht die ungeschriebene Bedingung seiner Sendung? Schwindet nicht auch die Schönheit seiner Gestalt? Wie tief liegen nun die ehemals strahlenden Augen, wie fest verschließt sich dieser einst so liederreiche Mund! Ein Sonderling, lebt er beinahe allein, sucht keine Weiber außer dieser alten Stallmeisterin, schraubt sich mit eisernen Klammern Amtspflichten an die Handgelenke, und wenn er einmal schweift, so ist's in Steinen, Pflanzen, Kupferstichen. Er sammle keine Zeichnungen, — schreibt der Herzog in dieser Zeit ablehnend an Merck — was er davon behalte, sei nur zu Nutz und Frommen „meines Herrn Kammerpräsidenten, dem man mit so etwas ein bißchen Freude machen und seine Taciturnität etwas entwurzeln kann“.

Goethe wiederum hüllt seine Bitterkeit ins dichterische Gleichnis, skeptisch läßt er nun in „Elpenor“ einen alten Diener fragen: „Und eine Treue, die nicht rauscht, wird sie empfunden?“ Und weiter: „Ja, dieses graue Haupt wirst du an deiner Seite dem Sturm entgegen sehen, und diese Brust vergießt ihr letztes Blut, vielleicht weil du dich irrtest!“

Nicht mehr mit Festspielen und Oden feiern von nun an Goethe und Carl August einander, ja, bald trotz der Herzog, indem er gegen Goethes Rat und ohne ihn nach der Schweiz reist.

Dabei ist Goethe nicht einmal sein Premier-Minister. Gemeinsamkeit der Pflicht hält sie zusammen, Freuden und Schwächen trennen sie. Den Herzog interessieren Goethes Stücke kaum, Goethe haßt des Herzogs Wildschweine. Vertrauliches über seine Arbeiten fehlt nun in Goethes

Briefen ganz, mitten in einem langen Geschäftsberichte schreibt er diese karge Zeile: „Das 5. Buch von Wilhelm Meister habe ich indessen geendigt und muß nun abwarten, wie es aufgenommen wird.“ Dagegen fordert er kategorisch Abschaffung der Sauhatz. Nicht weiter vom Schaden für die Bauern will er reden, nur vom Eindruck auf die Menschen, die solche Leidenschaft an ihrem Herrn nicht zu begreifen wissen, und nach einem langen Angriffe schließt er mit halbem Humore: „Ich habe Sie von Manchem entsagen sehn und hoffe, Sie werden mit dieser Leidenschaft den Ihrigen ein Neujahrsgeschenk machen, und halte mir für die Beunruhigung des Gemüts, die mir die Kolonie seit ihrer Entstehung verursacht, nur den Schädel der gemeinsamen Mutter des verhaßten Geschlechtes aus, um ihn in meinem Kabinette mit doppelter Freude aufzustellen.“

Diese Geschichte der Wildschweine vom Ettersberg ist ein Gleichnis und eine Station in Goethes Freundschaft mit dem Herzog von Weimar.

Gegen Ende dieser Epoche wird sie zur offenen Gegnerschaft. Schon ist der Herzog dreimal zu Truppenlagern in die Nachbarschaft gereist. Nun will er auch mehr Geld für Truppen verwenden: der innere Gegensatz spitzt sich zum äußeren zu. Baden, Braunschweig, Dessau und andere Fürsten suchen Weimar zum Fürstenbunde unter Preußen gegen Österreich zu bewegen. Ähnlich war Goethes alter Plan; jetzt aber rät er zu großer Vorsicht. Der Herzog, auf Kriegstaten brennend, sieht endlich Erfüllungen vor sich, treibt an, mißachtet Klauseln, stimmt in militärische Forderungen der Verbündeten ein, weckt durch zu offenes Handeln den Argwohn Wiens, alles gegen den Rat Goethes, der durch Lavieren zu gewinnen sucht und das nämliche vom alten König Friedrich glaubt.

Aber der Herzog träumt von Schlachten, Kriegslust wird in Weimar Mode, sie sitzt „wie eine Art von Krätze unsern Prinzen unter der Haut, fatigiert mich wie ein böser Traum. . . Laß ihnen den glücklichen Selbstbetrug, das kluge Betragen der Großen wird hoffentlich den Kleinen die Motion ersparen, die sie sich gerne auf andrer Unkosten machen möchten. Ich habe auf dies Kapitel weder Barmherzigkeit, Anteil noch Hoffnung und Schonung mehr“.

Goethe als Staatsmann — in diesem Falle welthistorisch nachzuprüfen — sieht richtig, der Herzog falsch. Geheim und nur auf dem Papiere wirkt der Gedanke des Fürstenbundes schon als Drohung, Wien gibt seine Forderungen ohne Schwertschlag preis. Carl Augusts kriegerische Instinkte aber sehen von nun an ein politisches Mittel, streng gebannt bleiben seine Blicke auf preußische Soldaten, schneller entfernt er sich von Goethe. Während jener Verhandlungen dringen neue strenge Worte des Freundes zu ihm: „Wie sich auch Ihr Geschäfte wendet, betragen Sie sich mäßig und ziehn sich, wenn es nicht anders ist, heraus, ohne sich mit denen zu überwerfen, die Sie hineingeführt und kompromittiert haben.“ Ist dies noch der Ton eines Bruders? Es ist ein mürrischer Vater, der so redet.

Goethe flieht nach Jena zum Freunde Knebel, rettet sich in Naturstudien, ersucht um Erleichterung im Conseil, denkt sogar daran, auszuscheiden. Doch noch hält ihn der Herzog, noch fühlt er des grollenden Terminus Hand als nützliche Hemmung. Er erhöht sein Gehalt um 200 Reichstaler, schickt ihm außerdem 40 Louisdors für die Karlsbader Reise. Goethe, unbestechlich wie Mephisto, bezeichnet diese Artigkeiten als „Gewissensreinigungen“, doch wie er den Kampf im Grunde schon aufgegeben hat, zeigen diese cynischen Worte: „Der Herzog ist in seiner (neuen) Meute glücklich. Ich gönne es ihm. Er schafft die Hofleute ab und die Hunde an, es ist immer dasselbe, viel Lärms, um einen Hasen totzujagen. Und ich brauche beinahe so viel Umstände, um einen Hasen zu erhalten.“ Da Geld fehlt, wird die Hoftafel abgeschafft, man speist in den Zimmern, Goethe klagt über die Enge bei Tische, aber es werde noch schlimmer kommen.

Zu Hofe geht er immer seltener: „Ich weiß wohl, daß man, um die dehors zu salvieren, das dedans zu Grunde richten soll, aber ich kann mich doch nicht dazu verstehen. . Man übertäubt mit Maskeraden und glänzenden Erfindungen oft eigene und fremde Not.“ Muß er an einen Nachbarhof, so graut ihm vor dem Anblick zweier junger Prinzen. Trotzdem hält er auf Etikette und lehnt Teilnahme an einer Schlittenfahrt ab, wofern man ihm nicht einen herrschaftlichen Schlitten sende.

Drei Singspiele — „Die Fischerin“, „Scherz, List und Rache“, „Die ungleichen Hausgenossen“ — dazu „Jahrmarkt von Plundersweilern“ und einige Maskenzüge sind die halbamtlichen Erzeugnisse des Hofpoeten, — und wendet man von der Lektüre dieser Dinge plötzlich den Blick auf Goethes Büste aus gleicher Zeit, dann bewundert man in diesen Plätscherspielen Goethe als Entsagenden so tief wie in den Szenen des gleichzeitigen Tasso Goethe als Dichter! Denn während er den südlichen Hofdichter mit seinen eigenen Nerven gegen das Unverständnis kluger Gegner sich con passione erheben läßt, fügt er sich selbst als nordischer Hofdichter der Forderung des Tages und opfert sich schweigend, um seiner „Herrschaft“ zwei Sommerstunden zu überheuern. Ja, eben diesen Tasso läßt er verkünden, was er hier leidend verschweigt:

„So zwingt das Leben uns zu scheinen, ja  
zu sein wie jene, die wir kühn und stolz  
verachten konnten. Deutlich seh' ich nun  
die ganze Kunst des höfischen Gewebes!“

So bildet Goethe, grade in den Jahren, da er an tätiger Welt die stärkste Enttäuschung erlebt, vollends in sich den Weltmann aus, bei Hof, mit Menschen, in Geschäften. Je herzlicher er das Treiben verachtet, um so entschlossener wappnet er sich dagegen und mag in der Urfassung des damaligen ersten Tasso-Aktes sich Worte zugerufen haben, die dann lauteten:

„Wer früh genießt, entbehrt in seinem Leben  
mit Willen nicht, was er einmal besaß;  
und wer besitzt, der muß gerüstet sein.“

Als Menschenkenner bedauert es Goethe, der Heide, daß Herder als Ausgang zweier Predigten nicht Bibelstellen verwende, die doch wie die Melodie eines bekannten Chorals „den besten Effekt“ machten. Als Weltmann verteidigt er sich in langem Brief an Fritsch, weil dieser ihm im Conseil die Bezeichnung „meine Herren Cameralen“ für seine Beamten etwas schnippisch glossiert hat. Als Merck in Frankfurt den Herzog sieht, befragt Goethe den Freund zweimal um seinen Eindruck, um an solchem Urteil Anderer aus der Ferne sein eigenes allzu nahes zu prüfen.

Vor seinem ersten großen Verlags-Vertrage, den er am Ende dieser Epoche schließt, läßt er durch einen Mittelsmann wissen, er würde von der damals sehr hohen Forderung von 2000 Talern nicht abgehen; auch fordert er für ungedruckte und schon gedruckte Werke gleich viel, da diese in der Bearbeitung „so gut wie neu“ wirken werden. Von der Ankündigung dieser Ausgabe läßt er sich 1000 Stück nach Karlsbad schicken, um sie selbst zu verteilen. Von Merck nimmt er Geld auf, um ein anderes Kapital abzulösen, das höhere Zinsen fordert.

Zeit sparen wird nun bei ihm System. Selten liest er ein Buch aus, nötigt sich, wo es lohnt, dazu, indem er etwa Linnés Botanik als einziges Buch auf eine Reise mitnimmt. Ein Riesen-Manuskript von Diderot wird in sechs Stunden bewältigt. Mit denselben Worten meldet er verschiedenen Personen dieselben Dinge, diktiert nun auch Briefe an Freunde, denn er verlerne das Schreiben. Durchreisenden, deren Besuch ihn stört, legt er nach einer Viertelstunde gern ein paar Knochen vor, „das erregt ihnen Langeweile, und sie empfehlen sich“.

Und wie um diese Zeit der Schauplatz seines Lebens wechselt, auch dies ist ein Gleichnis. Als der Dichter Geheimrat wurde und Exzellenz, blieb er in seinem Garten; als Kammerpräsident von Goethe bezieht er in der Stadt ein weites Wohnhaus. Wieder ist es nicht Stolz, sondern Demut, es ist Trauer, die ihn bei diesem Wechsel erfüllt; welch Unwiederbringliches er aufgibt, fühlt er ganz, und indem er zu gewinnen scheint, entsagt er auch hier. Dies ist kein Umzug, es ist ein Entschluß fürs Leben. Noch immer hatte das Wohnen draußen etwas romantisch Zufälliges, das man leicht lösen konnte, noch blieb dem Minister eine Zuflucht, am Flusse, unter Bäumen, unter Sternen. Wie er das große Gebäude am Frauenplan bezieht, neben Fremden und Fremden gegenüber zu wohnen anfängt, weitläufig eingerichtet: mit dem achten Jahre seines Hierseins wirft er eigentlich erst Anker, um nie mehr auszulaufen. Genau ein halbes Jahrhundert hat er in diesem Hause gewohnt. In ihm ist er gestorben.

Drei Wochen, bevor er's mietet, schreibt er aus dem Garten, er zöge

nicht in die Stadt, auch wenn er drin Wohnung hätte — und doch entschließt er sich, grade, als er sich mehr und mehr vereinsamt, zu diesem anscheinend geselligen Schritte. Den ganzen Sommer benutzt er, vor dem Einzuge schon, um sich einzurichten, und scheint sich selbst Bedenken abzuschneiden, denn er versichert: trotzdem weiche er nicht ein Haar breit von dem Wesen, das ihn innerlich erhalte und glücklich mache.

Doch schon, als er im Sommer ein paar Nächte wie zur Probe drinnen wohnt, stört ihn die Kutsche, die Wieland nach Hause bringt, und das Rufen der Wache. Dann macht er sich auf seine Art das werdende historisch: „Seitdem mein Garten mir ist, was er soll, Zufluchtsort, so hat er für mich einen unaussprechlichen Reiz.“

Im neuen Hause, das ihm der Herzog später schenkt, rekapituliert er beim Ordnen sein Leben, vergleicht Epochen, und auch dies Ordnen wird ihm zum Symbol: „Welch ein Anblick! — ruft er, als er Briefe aus zehn Jahren heften läßt —: Mir wird's doch manchmal heiß dabei. Aber ich lasse nicht ab, ich will diese zehn Jahre vor mir liegen sehen, wie ein langes durchwandertes Tal vom Hügel geschnitten wird. . Ich sehe es als einen Wink des Schicksals an. Auf alle Weise macht's Epoche in mir.“

Doch als es noch einmal zum halben Abschiede kommt, da überquillt das strömende Gefühl des Jünglings alle ordnende Klugheit und Beherrschung: „Jede Rose sagte zu mir: und du willst uns weggeben? In dem Augenblicke fühle ich, daß ich diese Wohnung des Friedens nicht entbehren könnte. . Ich strich um mein verlassen Häuschen wie Melusine um das ihrige, wohin sie nicht zurückkehren sollte, und dachte an die Vergangenheit, von der ich nichts verstehe, und an die Zukunft, von der ich nichts weiß. Wieviel hab ich verloren. .“

In einem langen Leben hat Goethe von wenigen Menschen sich so schwer getrennt wie von den Bäumen, die er selbst gepflanzt hat.

Dem 33jährigen ist das große Haus nicht bloß Dekorament vor der Welt, es ist ihm auch ein Weg zur Wissenschaft. Hat nicht der Knabe schon Wissen und Fertigkeiten, Gedanken und Dinge aller Art gesammelt? Hat früher Sinn für das Beispiel seines eigenen Lebens den Jüngling nicht inmitten aller Leidenschaften Dokumente des Menschlichen sammeln lassen? Nun sammelt ein Mann. Langsam häufen sich in den Räumen seines Hauses Kupfer und Zeichnungen, Bilder und Bücher, Silhouetten und Büsten, vor allem Steine, Knochen, Pflanzen — und es schiene, als hielte sich dieser Sammler für unsterblich im wörtlichen Sinne, bedächte man nicht, daß es der kleinen Residenz an Sammlungen fehlt und Jena immer ein paar Stunden entfernt liegt: so muß sich der Studierende selbst um Objekte bemühen.

Vollends der Autodidakt. Als solcher stellt sich Goethe wie in früherem Bestreben nun auch auf allen seinen Wegen zur Wissenschaft dar. Hier ist Tyche der Geist, der den Feind der Systeme zuerst in neue Provinzen des Denkens und Forschens leitet. Durchreist er ein Gebirge als Ökonom, das er früher durchforscht hat, so weiß er von jedem Berg und

jeder Flur „wie auf einer Einmaleins-Tafel“ Rechenschaft zu geben. Studiert er die Lage der großen aufzuteilenden Güter, so leitet ihn sozialer Wille zugleich auf geologische Zusammenhänge, und ihm ist's ein wundervolles Schauspiel, zugleich Entstehung und Bildung der Erde mit der Nahrung anschaulich vor sich zu haben, die die Menschen draus ziehen. Gewiß ist Goethe der einzige Geist, der aus einem still wachsenden Leben nun einen solchen Satz bilden kann: „Die Kosmogonie und die neuesten Entdeckungen darüber, Mineralogie und neustens der Beruf, mich der Ökonomie zu nähern, die ganze Naturgeschichte, umgibt mich wie Baccus großes Salomonisches Haus.“

Niemals in Goethes gesamtem Leben und Wirken reißt die große Kette ab, die jedes Erlebnis mit dem vorigen und dem folgenden, die jede Tat und jedes Werk nach vor- und rückwärts in williger Mechanik verbindet. In solchem Sinne bilden seine scheinbar seltsamen Schicksale den natürlichsten Lauf einer schicksalsgläubigen Natur.

Das praktische Hüttenwesen von Ilmenau führt ihn von selbst zur Geologie. „Die Berge und Klüfte versprechen mir viel Unterhaltung, sie sehen mir zwar nicht mehr so malerisch und poetisch aus, doch ist's eine andre Art Malerei und Poesie, womit ich sie jetzt besteige.“ Hier ist ein Wendepunkt, und man glaubt ihn gealtert. Aber da klettert er auf einer Dienstreise einen gefährlichen Hang hinauf, stellt sich auf die Schultern des jungen Begleiters, um einen interessanten Strich zwischen Urgestein, rotem Granit und darauf stehendem blau-schwarzem Ton abzutasten. Wie ihn der Andere im Klettern warnt, ruft Goethe: „Nur fort! Wir müssen noch zu großen Ehren kommen, ehe wir die Hälse brechen!“ Kammerpräsident von Adel, Dichter von europäischem Namen, kalt und menschenfeindlich im Dienst — und da stürzt ihm, wie er auf den Schultern eines Bergeleven ins Urgestein vordringt, ein solches Wort von den Lippen, als wären wir noch in Straßburg!

Bergmann und Mineraloge, Rhapsode und Epiker wirken zusammen, wenn er damals das Fragment über den Granit mit diesem Bekenntnis einleitet: „Ich fürchte den Vorwurf nicht, daß es ein Geist des Widerspruches sein müsse, der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Herzens, des . . beweglichsten, veränderlichsten Teiles der Schöpfung, zu der Beobachtung des . . festesten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat . . Man gönne mir, der ich durch die Abwechslungen der menschlichen Gesinnungen . . manches gelitten habe und leide, die erhabene Ruhe, die jene einsame stumme Nähe der großen, leise sprechenden Natur gewährt . . Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend . . kann ich mir sagen: hier ruhest du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht . . Du gehst nicht, wie in jenen fruchtbaren schönen Tälern, über ein anhaltendes Grab . . So einsam wird es dem Menschen zu Mute, der nur den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele öffnen will.“

Anschauung ist ihm alles, Raffael ohne Arme wäre fruchtbarer als

Goethe ohne Augen. „Da ich einmal nichts aus Büchern lernen kann, so fang ich erst jetzt an, nachdem ich die meilenlangen Blätter unserer Gegenden umgeschlagen habe, auch die Erfahrungen anderer zu studieren und zu nutzen . . Wir haben ganz unstreitig Vulkans entdeckt, einen ungeheuren Krater, Asche . . Lava . . , nicht etwa zusammengesucht und gelesen und erkümmerlicht, sondern alles in einem Bezirke von wenigen Stunden und mit Händen greifbar.“ So erfaßt Goethe — gleich seinem späteren Montan — eine überwissenschaftliche Neigung zu den Steinen. Ohne Prätention, eigene Grundideen an ihnen anzuwenden oder fremde Theorien zu zerstören, nur gläubig, nur demütig, nur Betrachter: so nähert er sich ihnen. Wenig Originales hat er auf diesem Gebiete ausgeforscht, doch um so tiefer dringt er dichterisch in das Gleichnis der Berge ein.

Ein andrer Weg führt Goethe vom Zeichnen zur Wissenschaft. Zwar, er studiert bei Klauer das Bronzegießen, hat auch gelegentlich „einen Acceß von Zeichenfieber“, doch gibt er im ganzen Mitte der Dreißig die Übung auf: er sieht, daß er hier nichts „im Fluge schießen“ könne. Dieser geduldig Bauende, in Leben und Forschen allmählich Lernende fühlt sich in der Kunst als ein Dichter zu sehr vom Genius verwöhnt, um als ein Bildner langsam aufzusteigen.

Auch hat er nun die landschaftlich ergreifbare Welt, man möchte sagen mikrokosmisch durchstreift, sie braucht er nicht mehr abzubilden, um sich in ihr zu festigen. Ebenso scheint der lyrische Drang geglättet, der ihn zum zeichnenden Festhalten beseelter Augenblicke, meist in Gedanken an die Freundin, trieb. Den unlyrischen Goethe dieser Jahre treibt nichts zur Zeichnung, und wie er sich vordem das Lebende sinnlich vorgeführt hat, so zergliedert der misanthropische Analytiker dieser Epoche nun das Entstandene.

Zugleich schreitet er den Weg vom Forschen zum Zeichnen lehrhaft wie lernend wieder zurück. Was er über den Knochenbau rasch in Jena lernte, trägt er sogleich vor der Weimarer Zeichenschule als Kolleg für Lehrer und Schüler vor, behandelt die Knochen als den Text, woran sich alles menschliche Leben anhängen lasse, übt sich dadurch zugleich, öffentlich zu sprechen, und findet in der Darstellung „der konsequenten Natur Trost über die Inkonsequenz der Menschen“.

Selten und kurz, nie länger als eine Woche kann Goethe sich nach Jena stehlen, um dort Osteologie zu lernen. „Zwei Unglückliche waren uns eben zum Glück gestorben, die wir denn auch ziemlich abgeschält und ihnen von dem sündigen Fleische geholfen haben.“ Frisch und cynisch klingt es, kalt steht der Forscher mit dem Messer vor diesen toten Körpern, die er als lebend menschliche Gestalt geliebt hat, kalt sezierend, wie der Dichter oft vor Seelen stand, die für ihn tot waren.

Plötzlich ohne Anzeichen, Fragmente oder Übergänge, liest Herder dies Billett:

„Jena, 27. März nachts . . Ich habe gefunden — weder Gold noch Silber, aber was mir eine unsägliche Freude macht — das os intermaxillare am Menschen! Ich verglich mit Lodern Menschen- und Tierschädel, kam auf die Spur und siehe, da ist es! Nur bitt ich dich, laß dich nichts merken, denn es muß geheim behandelt werden. Es soll dich auch recht herzlich freuen, denn es ist wie der Schlußstein zum Menschen, fehlt nicht, ist auch da! Aber wie!“

Goethe entdeckt im 35. Jahre in der oberen Kinnlade des Menschen den Zwischenkiefer, den man bis dahin an den Tieren kannte, am Menschen teils suchte, teils leugnete: das unterscheidende Merkmal zwischen Affen und Menschen.

Warum findet Goethe, was den Fachleuten entgeht? Als Dilettant tritt er mit unbefangenen Sinnen vor den Schädel, sein Auge ist nicht voreingenommen, nur das zu sehen, worauf ihn System und Lehrer weisen. Dies Auge denkt, und wie es lernend schweift in den Erscheinungen der Natur, hat es von jeher Beziehungen, Übergänge, Stufenfolgen erblickt. Warum? Weil eine Seele dieses Auge leitet, die von dem allmählichen Erwachen eigener Kräfte her, vom langsam schweren Aufwickeln des großen Taues, Windung an Windung, ähnliche Gesetze in der Natur ahnt. Selbstbewußt und demütig, wie Goethe seit der Jugend sich entfaltet, fühlt der Genius in sich die Weltgesetze. Dieselbe psychische Regung, die dies vor Menschen hochgereckte Haupt vor den Göttern beugt, dies tiefe Gefühl, im sichern Kreise höheren Geschehens beschlossen zu sein — Organon wie Urpflanze und Urtier —: dies ist auch die innerste Bedingung, einen Menschenschädel so anzuschauen, um ihn auf die natürlichste Art neu zu enträtseln.

Nur von solcher Seele gelenkt, die im entscheidenden Augenblicke des Erfassens all ihre Liebeswärme kristallhaft kann erkalten lassen, findet das Auge neue Zusammenhänge. Sein innerstes Wesen dokumentiert Goethe im Finden dieses Knochens nicht minder wie in Tasso oder Faust.

„Welch eine Kluft — heißt es dann im Aufsatz über den Knochen — zwischen dem os intermaxillare der Schildkröte und des Elefanten! Und doch läßt sich eine Reihe Formen dazwischenstellen, die beide verbindet. Das, was an ganzen Körpern niemand leugnet, könnte man hier an einem kleinen Teile zeigen. Man mag die lebendigen Wirkungen der Natur im Ganzen und Großen übersehen, oder man mag die Überbleibsel ihrer entflohenen Geister zergliedern: sie bleibt immer gleich, immer mehr bewundernswürdig.“

Aber in diesem damals ungedruckten Aufsätze, dessen Abschrift er nur einigen Gelehrten zugehen läßt, ihrer Skepsis sicher, verschweigt er vorsichtig sein letztes Resultat, „daß man den Unterschied des Menschen vom Tier in nichts Einzelem finden könne. Vielmehr ist der Mensch — schreibt er zugleich privatim — aufs nächste mit den Tieren verwandt. Die Übereinstimmung des Ganzen macht ein jedes Geschöpf zu dem, was



es ist, und der Mensch ist Mensch so gut durch die Gestalt und Natur seiner obern Kinnlade, als durch Gestalt und Natur des letzten Gliedes seiner kleinen Zehe Mensch. Und so ist wieder jede Kreatur nur ein Ton, eine Schattierung einer großen Harmonie, die man auch im Ganzen und Großen studieren muß, sonst ist jedes Einzelne ein toter Buchstabe“. Dies alles, was er Quintessenz der kleinen Schrift nennt, und was in Wahrheit ihre Quelle war, verschweigt er, Weltmann und Priester, vor denen, die er im voraus ungläubig weiß.

Sofort bestätigt seinen Argwohn die vom Eindringling beunruhigte Zunft. Goethes erster Schritt in die Naturkunde erregt schon jene Opposition, die sich erst ein Jahrhundert später in Bewunderung vorgeahnter Erkenntnisse verwandelt. Sogleich tritt auch in ihm, an die Stelle des pathetisch strebenden Doktors Faust, Mephisto mit seinem Salz: „Einem Gelehrten von Profession traue ich zu, daß er seine fünf Sinnen ableugnet. Es ist ihnen selten um den lebendigen Begriff der Sache zu tun, sondern um das, was man davon gesagt hat.“

In den nächsten Jahrzehnten wird sich Goethe in Probleme der Naturkunde tiefer senken, doch seine Vision vom Ganzen nie zusammenfassen. Ein Gleichnis, das alles faßte, scheut er in Ehrfurcht aufzuzeichnen.

Doch ausgesprochen hat er's einem jungen Schweizer: mehr vor ihm als zu ihm muß er in erschlossener Stunde gesagt haben, wie er Natur fühlt, und vielleicht ist das der Hauptsinn dieses jungen Lebens gewesen, Goethes Dithyramben über die Natur in ein denkwürdiges Gedächtnis einzuzichnen. Als im Privatjournale der Tiefurter Gesellschaft ein Hymnus auf die Natur erscheint, rät Knebel auf Goethe als ungenannten Autor; dieser widerspricht, will das Geheimnis nicht lüften, räumt aber ein, der Verfasser habe mit ihm oft über diese Dinge gesprochen, mit Vergnügen habe er eine gewisse Leichtigkeit und Weichheit darin genossen, die er selbst den Sätzen kaum hätte geben können.

Man müßte diese Ode ganz zitieren; ist dies hier unmöglich, so folgen doch einige Stücke:

„Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend aus ihr herauszutreten und unvermögend tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen . .

„Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie. Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich. Sie lebt in lauter Kindern, und die Mutter, wo ist sie? — Sie ist die einzige Künstlerin: aus dem simpelsten Stoffe zu den größten Kontrasten,

ohne Schein der Anstrengung zu der größten Vollendung — zur genauesten Bestimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen . .

„Sie spielt ein Schauspiel; ob sie es selbst sieht, wissen wir nicht, und doch spielt sie's für uns, die wir in der Ecke stehen . .

„Sie verwandelt sich ewig, und ist kein Moment Stillestehen in ihr . .

„Auch das Unnatürlichste ist Natur. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie irgendwo recht. Sie liebet sich selber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinandergesetzt, um sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich sich mitzuteilen. Sie freut sich an der Illusion. Wer diese in sich und andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zu-  
traulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz . .

„Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben. Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und schwer und schüttelt ihn immer wieder auf . .

„Sie läßt jedes Kind an sich künsteln, jeden Toren über sich richten, tausend stumpf über sich hingehen und nichts sehen . .

„Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

„Sie ist alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig . . Sie ist gütig. Ich preise sie mit allen ihren Werken . . Sie ist listig, aber zu gutem Ziele, und am besten ist's, ihre List nicht zu merken. Sie ist ganz und doch immer unvollendet . .

„Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst.“

Weit über Goethes Naturgefühl hinaus gibt dieser Gesang zugleich ein Bild von Goethes Wesen. Nur so begreift man ihn ganz, wie er die Natur begreift, nur so versteht man, warum er sich in jedem kleinsten Werke, ganz aber nur in allen Werken manifestiert, warum nur Der sich seinem Kerne nähert, der die Vision des ganzen Menschen vorausempfangen hat, wie er die Vision der Natur, um dann in jedem Ausdruck seines Wesens nur Bestätigung zu finden. Mit wenig Kunst und vielem Takte kann man in manche dieser Rhythmen an Stelle der Natur Goethes Namen setzen und wird ihn dann mit allen Widersprüchen einer Menschenseele ewig bildend wiederfinden, die ein Gesetz zusammenhält. Ja, mikrokosmisch wie Goethe sich empfindet, stellt er, in ungeheurer Übertragung, die Idee eines Menschen dar als Paradigma der Natur. Er lebt in lauter Kindern, aber der Vater, wo ist er?

Wie letzte Wellen aus dem Sturme rhapsodischer Jugend schlagen diese Rhythmen an das gefestigte Ufer. Still liegt die lyrische Flut, in fast sieben Jahren dieser Epoche hat Goethe — jeden Zweizeiler eingeschlossen — kaum 90 Gedichte gemacht, und das wenige, was davon hervorragt, haben Singspiel und Roman veranlaßt, selten der Impetus leidenschaftlicher Stunden.

Ein Leben, das so episch verläuft wie diese Jahre, entwickelt die epische Form. Aber wenn Wilhelm Meister oft durch die Stäbe dieses kunstvoll vergitterten Lebens blickt, so ist auch hierin nicht Befreiung von gegenwärtigen Spannungen — Urtrieb früherer Dichtung — zu spüren, selten sogar Kritik von Zeit und Umwelt, vielmehr im fabulierenden Gewande ein kritischer Rückblick. Zwar die Grundlinien waren schon in den ersten Weimarer Jahren gefunden; geschrieben war nur der Anfang, und trotz aller Parallelen, die sich zu dieser Epoche des Dichters leicht ergeben, immer bleibt es mehr Rückblick als Umblick, in seiner Handlung mehr Märchen als Erlebnis, und noch im Alter klagt Goethe über die entsetzliche Einsamkeit, in der das Werk entstand.

Freilich wären für einige Personen die Modelle aufzuzeigen, am interessantesten für die Gräfin, von der Goethe in den Lehrjahren — mit deutlichem Hinblick auf die Herzogin Louise — sagt: „Sie konnte, wenn er (Wilhelm) auf dem Theater war, die Augen nicht von ihm abwenden, und er schien bald nur allein gegen sie gerichtet zu spielen und zu rezipieren. Sich wechselseitig anzusehen, war ihnen ein unaussprechliches Vergnügen, dem sich ihre harmlosen Seelen ganz überließen, ohne lebhaftere Wünsche zu nähren.“

Aber die reichsten Gestalten: Harfner, Mignon, Philine sind erschaut und nicht gesehen; man findet überhaupt weit weniger Vorbilder als früher im Werther, als gleichzeitig im Tasso. Vor allem ist Wilhelm im Urmeister — wie man die erste Fassung, „Wilhelm Meisters Theatralische Sendung“, nennt — doch mehr in seinem sozialen Problem als in der Struktur der Seele dem Dichter nachgebildet und scheint, bei aller Wirrnis der Pläne und Unternehmungen, doch heller, heiterer als Goethe. Um ihn spinnt er in diesen Jahren alles, was in ihm selber fabuliert; dies Stück Roman liegt im engen, dunklen Leben Goethes zu dieser Zeit wie ein kleiner, wild durchwachsender, heidnisch bunter Klostergarten zwischen den ernst strebenden Kreuzgängen der Sammlung, Prüfung und Mühsal.

Auch aus Stil, Formung und Art der Niederschrift spricht der Druck, unter dem der Dichter atmet. Das erste Buch des Urmeisters, das allein vor dem 30. Jahre geschrieben ist, wirkt um so vieles bunter, bewegter, leichter als die folgenden fünf, wie jene Jahre diese an Helle und Lebensfreude überstrahlen.

Auch diesem Werk hat Goethes spätere Bearbeitung, wie bei Götz und Faust, manche Kostbarkeit entrissen. Das 2. bis 6. Buch des Urmeister hat er zu vorbestimmten Terminen Jahr für Jahr beendet. Schwerer,

betrachtsamer, typisierender werden Blick und Fassung als im Anfang, schon stöhnt die Novelle unter zu schwerer Weisheit. Mannigfache Geschäfte sind zwischen dem letzten Blatte des einen und dem ersten des andern Buches zu spüren, wenn dies mit einer Entschuldigung des Autors an den Leser beginnt. Wie ein Rhapsode, der inzwischen an der Seite seines Fürsten draußen im Kampf gestanden, tritt Goethe mit jedem Jahr und Buch wieder vor seine Hörer, als müßte er sich erst zur Harfe sammeln, nachdem er Schwert und Schild an die Nägel gehängt hat.

Wilhelms theatralische Sendung — gewiß nicht ironisch gedacht, wie es der Dichter im Alter andeutet — als Motiv keinerlei Spiegel seiner eigenen Sendung, umfaßt auch Goethes dramatische Wünsche nur in einer Art von Transskription, und nennt er ihn sein „geliebtes dramatisches Ebenbild“, so ist der Roman eben nur Ebenbild des Dramatikers, und auch dies nur in der Stellung der Probleme, nicht in der Lösung.

Denn Wilhelm muß erst von Weltleuten lernen, was Goethe längst von Goethe lernte: sein Ideal des zarten Seelendramas, das ihm im Stil der Iphigenie vorschweben mag, sei nicht fürs Publikum, und daß, „je mehr das Theater gereinigt wird, es zwar verständigen und geschmackvollen Menschen angenehmer werden muß, allein von seiner ursprünglichen Wirkung und Bestimmung immer mehr verliert“. Das ist zwar nicht Ironie, sondern Welterkenntnis, doch wird es ohne Leidenschaft und mit einiger Dichtertrauer vorgetragen.

Dies Doppelbild von Künstler und Weltmann, dies Widerspiel bestimmt in erster Fassung das ganze Buch, und wieder wäre schwer zu entscheiden, auf welcher Seite der Dichter steht, da er es selbst von Wilhelm nicht sicher weiß. Mit einem seltsamen Lobgesang auf die Großen dieser Erde setzt das 5. Buch ein, und diese ganze Urschrift ist schon erfüllt von Welt, Erfahrung und Kenntnis des Menschen.

Aber, als triebe eine Art von Trotz den Dichter an, wenn sich der Kammerpräsident an sein Lieblingsheft zurückrettet, so wird hier mehr als in den andern Hauptwerken — und dies besonders in der ersten Fassung — ein Teil von Goethe hinter den andern, der Weltmann hinter den Dichter gedrängt, und es ist Bitterheit darin, wenn der Überlastete seinen Helden sagen läßt: „Wie will der Weltmann in seinem zerstreuten Leben die Innigkeit behalten, in der ein Künstler bleiben muß, wenn er etwas Vollkommenes hervorbringen will! . . . Glaub mir, meine Freunde, es ist mit den Talenten wie mit der Tugend, man muß sie um ihrer selbst willen üben oder sie lieber ganz aufgeben.“

Auch „Egmont“, den Goethe jetzt vorläufig abschließt, bleibt biographisch zweideutig, schon durch die lange Zeit, über die Goethe ihn mitschleppt. Mit 26 entworfen, wird das Stück mit 33 vorläufig, dann mit 38 endgültig abgeschlossen — und doch verbietet der Plan eines historischen Dramas ähnliche Spiegelungen einer langen Dichterbahn, wie sie später den phantastischen Faust beleben. Egmont blieb jahrelang stecken, weil Goethes Werden sein Problem überholte und doch kein

Raum da war, es in dem Werke zu verschieben; nicht, weil ein jüngerer Goethe sich in dem Helden darstellen, ein älterer sich in ihm nicht wiederfinden konnte.

Grade weil er vielmehr ein Fremdes darstellte, das er zuweilen ersehnte, wurde ihm die Gestalt fremder, als seine eigene ihm hätte werden können. Der dämonische Jüngling sah in Egmont den heiter Begabten, der selbst zu sein er sich oft wünschen mußte. Egmonts leichtere, hellere Gestalt erschien ihm zu einer Zeit beneidenswert, wo ihn noch Lilis cynische Unschuld, dies federleichte Wesen auf kleinen elastischen Sohlen, seiner Wirrnis vorgaukelnd, hinriß. Aus Lilis fliehend ungehemmter Jugend trug er Linien in Egmonts schmiegsame Gestalt, und wenn zugleich etwas vom Dunkel des Dichters in den Helden hinüberdrang, so war das gleichsam wider die Abrede.

Drum bleibt auch Egmont mehr Verwirrung als Hilfe für die Erforschung von Goethes Seele, ja er scheint ein gewisses schiefes Bild verursacht zu haben, denn es ist leichter, Egmont zu begreifen als Goethe. Persönlich wirkt dagegen der Dialog von Egmont und Oranien, der von Clavigo und Carlos, Tasso und Antonio, Faust und Mephisto — der als ein Zeugnis seiner Doppelseele überall wiederkehrt.

Näher scheint in diesen Jahren „Elpenor“ gefühlt, doch sollten hier nicht eigene innere, eher eigene äußere Kämpfe symbolisch übertragen werden. Ein Beispiel unglaublichen Vergreifens im Stoffe nennt Goethe viele Jahre später dies Fragment, und Schiller, dem er's anonym vorlegt, rät sehr gut auf eine Frau oder doch einen frauenhaft empfindenden Mann als Autor. Auch dies Stück bleibt zwischen Akten und Pflichten stecken. Stecken bleibt ein „Roman über das Weltall“ schon im Entwurf, in dem gewisse pathologisch-moralische Wandlungen in Planeten- und Epochen ihr Gleichnis finden sollten.

Stecken bleiben glücklicherweise auch „Die Geheimnisse“, Epos in Stanzen, jenem Roman von ferne verwandt. Diese Pläne — Wege aus der Wissenschaft — sollten sich mystisch naturhaften Lehrgedichten nähern, wo Religionen wie Urpflanzen aufwachsen, schließlich von einem Meister Humanus zusammengefaßt. Wenn hier erwiesen werden sollte, „daß der Mensch ganz allein auf seinem eigenen Montserrat Glück und Ruhe finden kann“, so zeigt sich schon in dieser Gedankenspitze, wie protestantisch und antimystisch dies Gedicht auch weiter gewirkt hätte, das nur ganz äußerlich sich der Formen der Rosenkreuzer bedient.

An den „Geheimnissen“ sollte jeden Tag eine Stanze geschrieben werden, und der Dichter beschließt die Zahl solange zu verdoppeln, bis er den „Rückstand“ eingeholt hat. „Zur Not habe ich gestern noch eine Stanze hervorgebracht.“ Nirgends ergreift der Anblick des geschäftigen Präsidenten tiefer, als wenn man diese Wüste der „Geheimnisse“ betritt, in der nur wenige Oasen an ihren Dichter erinnern. Und wenn die Strophen des Gedichtes, die er später den gesammelten Werken als „Zueignung“ vorausschickt, trotz aller Allegorik doch auch Wärme her-

geben, so strahlt sie von einem glücklichen Morgen zurück, den Goethe auf einer Dienstreise dem Bruch seines Wagenrades verdankte! Sonst scheint in diesem Fragment aus dem 35. Jahre die äußerste Grenze ungoethischen Gedankendichtens erreicht.

Bis hierher war er immer das Wirkliche poetisch zu gestalten bestrebt, und eben darin hatte schon vor zehn Jahren Merck das Originale seiner Dichtung gesehen. Jetzt zum ersten, zugleich zum letzten Male trennt er künstlich zwei Welten. Gibt es ein besseres Zeichen, wie unadäquat ihm allmählich die staatliche Praxis wird? Er, der immer aus dem Leben alle Dichtung schöpfte, um aus dichterischen Visionen wieder ins Leben zurückzuwirken — er, grade Goethe, flieht nun in die Dichtung wie in ein besseres, jenseitiges Reich! Gegenwart, Tyche, Natur, Gelegenheit: das waren seine Götter, in ihnen lebte er, indem er sie verehrte. Jetzt fragt er so nach seiner Göttin:

„Welcher Unsterblichen  
soll der höchste Preis sein?  
Mit niemand streit' ich,  
aber ich geb' ihn  
der ewig beweglichen . .  
der Phantasie.“

Das dunkle Auge, das sonst, strahlend oder stechend, dem fliehenden Leben Geheimnisse zu entreißen, in kühne Rhythmen oder in gefaßte Reime zu bannen suchte, schwimmt nun sehnsüchtig hinüber nach einer Küste, die dem Genius, der Freiheit — die glücklicheren Wesen ziemt. Bedeutsam verschiebt sich jetzt in der Seele des Dichters die Stellung zur Welt. Als er mit 26 Jahren sich hineinwarf, sprach er skeptisch vorahnend von einem theatrum mundi, auf dem er selbst etwas tragieren wollte. Doch kaum betrat er diese Bretter, so ließ ihn der eingeborene Ernst des Dichters im Spiele Lebenszwecke erkennen und mit ganzer Kraft das Verständige tätig betreiben.

Nun, da er diese Bahn durchlaufen hat, da ihn sein Herr enttäuscht, da er sich unvermögend fühlt, ohne die höchste Macht allein das Richtige zu wirken, kehrt sein Geist zum Vorgefühl zurück. Mit 32 Jahren nennt er sich zum ersten Male wieder dramatischer Schriftsteller und kann, zwischen den Geschäften, am Morgen nach einer politischen Konferenz schreiben: „Die causa finalis der Welt- und Menschenhändler ist die dramatische Dichtung. Denn das Zeug ist sonst absolut zu nichts zu brauchen. Die Konferenz von gestern Abend ist mir wieder eine der besten Szenen wert.“ Und er macht in diesem Jahre, als ihm ein Roman-Kapitel gelingt, ganz naiv die Entdeckung: „Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren“!

Mit bittersüßen Worten enthüllt er jetzt dem Freunde Knebel die

tiefsten Gründe und Folgen seiner doppelten Lebensform: „Der Herzog hat seine Existenz im Hetzen und Jagen . . Die Herzogin ist stille, lebt das Hofleben, beide seh ich selten. Und so fang ich an, mir selber wieder zu leben und mich wieder zu erkennen. Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reiften, müßten auf diesen Boden gesät und jene himmlische Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen, und ich finde mein jugendliches Glück wieder hergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxis zu verbinden, ebenso getrennt laß ich jetzt den Geheimderat und mein andres Selbst, ohne das ein Geheimderat sehr gut bestehen kann. Nur im Innersten meiner Plane und Vorsätze und Unternehmungen bleib ich mir geheimnisvoll selbst getreu und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen.“

So stellt sich in diesen Jahren der Kampf zwischen Dämon und Genius in Goethes Innerem dar, als Kampf zwischen *vita activa* und *vita contemplativa*: das Hauptwerk der Epoche muß also diesen Kampf behandeln. Noch in jenem 31. Jahre, in dem er eine völlig amüsisch tätige Haltung von sich erzwang, hatte er, ein Jahr nach Iphigenie, eines Tages den Tasso erfunden, doch in seiner stilisierten Haltung nicht näher berührt. Im Anfang der neuen Epoche nimmt er ihn auf, schreibt im Herbst einen Akt, beginnt zur Zeit der Eroberung seiner Freundin den zweiten, beendet ihn kurz vor dem 32. Geburtstage — dann bricht die Arbeit ab, und erst sechs Jahre später wird sie aufgenommen, umgeformt, vollendet. Ur-Tasso stammt also aus der Zeit beginnender erotischer Krisis und endlich erfüllter Liebe zu Frau von Stein.

Viel später hat Goethe den Tasso eine jener Phantasie-Gestalten genannt, der man seine eigenen Albernheiten anhänge und die man dann Tasso nenne. Die zwei Akte des verlorenen Ur-Tasso hatten, in Absicht, Plan und Gang ungefähr dem gegenwärtigen gleich, etwas „Weiches, Nebelhaftes, welches sich bald verlor“. Auch ist bezeugt, daß Antonio damals weniger anziehend erschien, mehr Intrigant als Weltmann war. Aus den Umarbeitungen, in denen man heute Götz, Faust, Meister, Iphigenie studieren kann, darf man schließen, daß auch hier die Charaktere gleich ganz da waren, daß also zur Erkenntnis von Goethes Stimmung zur Zeit des Ur-Tasso die ersten beiden Akte auch in der späteren Fassung benutzt werden können — Antonio mit der gedachten Einschränkung.

Als später ein Franzose den Tasso einen gesteigerten Werther nannte, war es Goethe zufrieden, und wirklich ist diese Dichtung Bekenntnisschrift des 32jährigen, der sie entwirft und anfängt, mehr als des älte-

ren, der sie beschließt. Genau in der Mitte seines ministeriellen Jahrzehntes hat er als Symbol für jenen Zwiespalt Tasso gefunden. Denn nicht nur Fritsch, dem später Antonio nachgebildet sein soll, auch Goethe steckt in diesem Weltmann, und wenn er handelnd den Dichter bekämpft, so kämpft vor unseren Augen Goethe mit sich selber. Wird hier der Zwiespalt, den die Jugendjahre nur zu grellerer Erscheinung brachten, in höfische Form verheftet, so braust er am Ende selbst über diese Formen zerstörend dahin.

Es ist durchaus der gegenwärtige Goethe, er, der noch eben des Terminus Statue aufrichtete und der nun in diesem Antonio mit mißtrauender Mäßigung des genialisch drängenden Dichters spottet. Es ist durchaus der gegenwärtige Goethe, der hier an Fürstenlaunen leidet, und übertreibt er im Tasso seine Nervosität, so ist's doch nur Dauer, kaum Stärke, die er übertreibt.

Fünf Jahre, bevor er es zerreißt, durchschaut Goethe das Netz seines heiligen Selbstbetruges im Tasso. Jener Versuch, sein Leben zu stilisieren, wird hier schon in seiner Mitte dichterisch widerlegt, und wieder erfüllt sich Goethes Schicksal: vorahnend, dichtend seinem Leben vorzugreifen. Hatte er im Orest seinen Dämon stilisiert und bezwungen, als Tasso gibt er sich so reizbar, wie er fühlt, und wäre weniger heilbar als Orest, wenn er nicht auch Antonio in sich trüge.

Nur darf man diese Analogie nicht durch Erweiterung verflachen. An Huldigungen für Weimar und den Herzog enthält die Dichtung nichts, alle vertraulichen Bekenntnisse jener Zeit sprächen dagegen. Nicht Weimars Hof, dem nun sein Dichter dankt, ist dies Ferrara, sondern Weimars Hof, wie ihn der Dichter wünschte, Weimars Idee ist es, die er eine Weile im Herzen trug und einst zu verwirklichen glaubte. In den zwei Jahren, die zwischen Ur-Tasso und dem Gedicht Ilmenau liegen, haben sich seine Gedanken über den Herzog nicht verschärft. Leise Mahnung trägt er ihm schon in Antonios Worten vor:

„Es ist kein schöner Anblick in der Welt,  
als einen Fürsten sehn, der klug regiert,  
das Reich zu sehn, wo jeder stolz gehorcht.“

Selbst jene Verse:

„Und für den Edlen ist kein schöner Glück,  
als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen,“

enden mit den sehr nachdenklichen Worten:

„Und so ist er mein Herr, und ich empfinde  
den ganzen Umfang dieses großen Worts!“

Nicht einen einzigen Zug von Carl Augusts Bildnis trägt der Herzog von Ferrara, denn Alfonso ist fleißig und gleichmäßig, reif und heiter. Wann war so Carl August?



Eher sind's die beiden Frauen, bei denen man von Porträts reden kann, und wie man in der Sanvitale die Gräfin Werthern wiedererkennt, auch wenn man sie bloß aus Goethes Briefen kannte, so wird in der Prinzessin das idealisierte Bild der Geliebten deutlich. Allzu menschliche Züge zu tilgen, mag dabei Goethes musisch werbendes Bestreben sein.

Alle Tugenden der Frau von Stein finden sich hier ausgemalt. „Erlaubt ist, was sich ziemt“, das ist ihr Glaube, und es ist der beruhigte Goethe, der sich unmittelbar an die Freundin mit dem Danke wendet:

„Du hast mich oft, o Göttliche, geduldet,  
und wie die Sonne trocknete dein Blick  
den Tau von meinen Augenlidern ab.“

Dies ist Charlottens reife Melancholie:

„Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht:  
wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen.“

Dies ihre leidende Skepsis:

„. . . Glücklich? wer ist denn glücklich? . .  
Ist meine Schwester von Urbino glücklich?“

Dies ihre bohrende Klage:

„Ich bin gesund, das heißt ich bin nicht krank.“

Und dies ihr seelenvoller Wunsch nach dem Freunde:

„Wie mehrte sich im Umgang das Verlangen,  
sich mehr zu kennen, mehr sich zu verstehn!  
Und täglich stimmte das Gemüt sich schöner  
zu immer reinern Harmonien auf . .  
Ihn muß' ich lieben, weil mit ihm mein Leben  
zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.“

Doch hier ist auch Charlotte von Steins Wille, den Freund allein zu besitzen, und wenn Eleonore auf Tasso sagt: „Was ich besitze, mag ich gern bewahren,“ so sind das beinah wörtlich ihre Worte auf jenem einzigen uns überkommenen Billette. Hier ist auch schon ihr spitzes Mißtrauen, die larmoyante Träne der alternden Frau:

„Wir sind vor keinem Männerherzen sicher,  
das noch so warm sich einmal uns ergab.  
Die Schönheit ist vergänglich . .  
Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz  
zu schätzen wüßten, die erkennen möchten,  
welch einen holden Schatz von Treu und Liebe  
der Busen einer Frau bewahren kann . .“

Schließlich führt Frau von Steins abgespiegelter Umgang mit Goethe im zweiten Akte des Tasso den Konflikt herauf: es ist die gefährliche Manier, mit der hier und dort die unsinnliche Freundin den Mann psychisch anzulocken, dann wieder physisch abzustoßen weiß. Als Tasso sich in immer heftigere Erklärungen steigert, unterbricht sie ihn nicht, um seine Werbung freundlich abzulenken, vielmehr schürt sie nur immer, indem sie seine allgemeinen Wendungen mit höfischem Raffinement aus sicherem Hinterhalte fördert:

„Wir hören, und wir glauben zu verstehen,  
was wir verstehn, das können wir nicht tadeln,  
und so gewinnt uns dieses Lied zuletzt.“

Kann eine Prinzessin deutlicher sein? Und müßte nicht nach solchen Versprechen selbst ein Antonio in die Worte ausbrechen:

„Welch einen Himmel öffnest du vor mir,  
o Fürstin! Macht mich dieser Glanz nicht blind,  
so seh' ich unverhofft ein ewig Glück  
auf goldnen Strahlen herrlich niedersteigen.“

Doch auf diesem Höhepunkte der Lockungen, auf den Goethes Briefe an die Freundin immer wieder schließen lassen, dreht sie mit der gewandten Wendung der kühlen, hier durch Rang doppelt geschützten Frau plötzlich um und weist den Mann, den sie so heftig reizte, mit diesen unerträglich lehrhaften Worten in die Schranken:

„Nicht weiter, Tasso! Viele Dinge sind's,  
die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen:  
doch andre können nur durch Mäßigung  
und durch Entbehren unser eigen werden.  
So sagt man, sei die Tugend, sei die Liebe,  
die ihr verwandt ist. Das bedenke wohl!“

Spricht's, wendet ihm den Rücken und läßt ihn so, mit einem letzten halben Versprechen, daß er durch langes Dienen sie vielleicht doch erwerben könne, in voller Aufregung allein zurück! Ist es erstaunlich, daß Tasso sich, stolz und verworren, gegen Antonio überstürzt? Erstaunlich, daß Goethe jene verletzten, drängenden, verzweifelnden, bittenden Billette schreibt?

In voller Unschuld, durch solche Lockungen ermutigt, begehrt der Dichter die Fürstin. Die scheinbare Katastrophe, in die das Stück ausläuft, folgt aus dieser ersten Szene einer psychischen Verführung, die im letzten Akt in einer zweiten noch raffinierteren Szene gradezu dubliert wird. Man mag sie unter diesem Gesichtspunkte nachlesen, besonders von der Wendung ab:

„Ist's edel, nur allein an sich zu denken,  
als kränkest du der Freunde Herzen nicht?“

etwa 120 Verse, bis er ihr in die Arme fällt, sie aber, die ihn mit jeder Wendung nur heftiger verwirrte, ihn plötzlich mit dem typischen „Hinweg!“ in den Abgrund stößt.

Als Goethe diese letzte Szene schreibt, ist er dem Urbild längst entflohen. Vor der ersten hat es sich ihm ergeben, und ein beruhigter Dichter besang die Unruhe früherer Tage.

Denn eine glückliche Stille ist das Erste, was mit der Hingabe seiner Freundin in Goethe aufblüht, so daß die nächsten zwei Jahre, sein 33. bis 35., für ihn und sie die stille Höhe ihrer Neigung bedeuten. Es ist die eigentliche Liebeszeit, und scheinen auch stürmische Huldigungen nach jener Krisis rasch nachzulassen, so hört doch Goethe auch im Besitze nie auf, zu werben und zu dienen. Nun nennt er sich wiederholt leibeigen, im abgefallenen Laub freut ihn der freigewordene Blick zu ihren Fenstern, ihrem Siegel sieht er freundliche Gesinnungen ihres Herzens an. „Deine Gestalt und deine Liebe glänzt immer um mich, und wie in eine glückliche Heimat trag ich alles in Gedanken zu dir . . Ich hab ein neues Leben und ein neu Betragen gegen die Menschen . . Deine Liebe ist das schönste Licht aller meiner Tage, dein Beifall mein bester Ruhm, und wenn ich einen guten Namen von außen recht schätze, so ist's um deinetwillen, daß ich dir keine Schande mache.“

Genau ein Jahr nach ihrer endgültigen Verbindung: „Ich habe mein ganzes Leben einen idealischen Wunsch gehabt, wie ich geliebt sein möchte, und habe die Erfüllung immer im Traume des Wahns vergebens gesucht; nun da mir die Welt täglich klärer wird, find ich's endlich in dir auf eine Weise, daß ich's nie verlieren kann.“ Im nächsten Frühling: „Mit Sehnsucht verlang ich wieder bei dir zu sein, denn ich habe nichts Eignes mehr. Manchmal wünsch ich meinen Gedanken eine andre Richtung zu geben. Es ist und bleibt unmöglich.“

Solchen Unterwerfungen der Seele sind, etwa zwei Jahre lang, nun immer neue erotische Anspielungen eingeflochten. Da ist er wieder, der übersinnliche sinnliche Freier: kündigt ihr eine Gabe an, einen Stein von gelbem Achat, darein geschnitten Psyche mit dem Schmetterling auf der Brust — und im nächsten Satze spricht er von einem Gedichte, durch das er ihr im Wege des Tiefurter Journales die Cour machen wolle, zugleich ein zweites ähnliches verheißend. Was sind's für Verse, die er der Geliebten zugleich mit Psyche reicht?

„Einen wohlgeschnitzten vollen Becher  
hielt ich drückend in den beiden Händen,“

doch dem Trinker erscheint Amor und verspricht ein schöneres Gefäß mit anderem Nektar und —

„O wie freundlich hat er Wort gehalten,  
da er, Lida, dich mit sanfter Neigung  
mir, dem lange Sehrenden, geeignet!  
Wenn ich deinen lieben Leib umfasse  
und von deinen einzig treuen Lippen  
langbewahrter Liebe Balsam koste,  
selig sprech' ich dann zu meinem Geiste:  
Nein, ein solch Gefäß hat außer Amorn  
nie ein Gott gebildet noch besessen . .“

Neben diesem Gedichte „Der Becher“ schließt das andere, das die kalten Sterne bemitleidet:

„Welche Reise habt ihr schon vollendet,  
seit ich, weilend in dem Arm der Liebsten,  
euer und der Mitternacht vergessen!“

Zwischen diesen Versen, die Goethe an Frau von Stein in der galanten Anonymität eines handschriftlichen Hof-Journals sendet, aber vorher vertraulich ihr ankündigt, und jener großen Ode über ihre Vereinigung in einem früheren Leben liegen fünf ungesund hingezögerte Jahre der Werbung, denen ein verspäteter Bund nicht mehr organisch folgte. Auch als Ausdruck einer Stimmung sind diese Verse unerheblich, und in ihrer lockeren Melodik seit den Studentenjahren ohne Vorgänger. Freilich scheinen sie selbständiger, freier als die Rokoko-Lieder des Leipziger Studenten; nur eben an diese Adressatin wirken sie peinlich pikant. Vor Iphigeniens und Eleonorens Urbild scheinen solche Neckereien eines jungen Gatten abgeschmackt, und eben dies Gefühl, das den feinen Nerven beider Liebenden nicht fremd geblieben sein kann, mag manche Reibung der folgenden Zeit erklären.

Als er das Stadthaus bezieht, dessen rückwärtiger Garten mit dem Steinschen fast zusammenstößt, hofft er, sie würden künftigen Winter ihren Plänen besser leben können, denn „der Zugang durch den Garten ist nicht das geringste von den Annehmlichkeiten dieser Wohnung“. Frau von Stein wahrt indessen, je intimer ihre Beziehungen werden, schon jetzt vor ihren Erben, vielleicht vor der Nachwelt jedes Decorum. Als ihr Freund in stürmisch ironischem Tone schilt, sie habe ihm „Sie“ geschrieben, und offenbar mit sehr intimen Worten seinen Vorwurf begründet, schneidet sie, die über 1600 Briefe und Zettel sorgfältig verwahrt hat, grade hier fünf Zeilen weg.

Während sie so alle Spuren einer Natürlichkeit tilgt, die ihrer Seele nun einmal niedrig scheint, schickt sie doch ihrem Freunde Pikanterien zu: oder was sonst könnte das Andenken sein, bei dessen Öffnung Goethe erschrickt und sie bittet, durch ihr süßes Betragen seine Liebe nicht täglich zu vermehren: seit Deianiras Zeiten sei kein gefährlicheres Gewand einem Geliebten gegeben worden, er habe es in seine Briefftasche

getan, denn „es hätte mich aufgezehrt“. Dies ist nicht in die Ferne übersandt und geschrieben, sie sind Beide in Weimar, und nochmals warnt er: „Wecke den Amor nicht, wenn der unruhige Knabe ein Kissen gefunden hat und schlummert.“ (Zugleich in den Distichen „Warnung“.)

Nun ist es mit allen ihren Erscheinungen eine Ehe geworden — nur bleibt sie die Frau des Oberstallmeisters von Stein. „Ehe der Mensch — läßt Goethe seinen Wilhelm sagen — sich einer Leidenschaft überläßt, schaudert er einen Augenblick davor wie vor einem fremden Elemente; doch kaum hat er sich ihr ergeben, so wird er wie der Schwimmer von dem Wasser angenehm umfaßt und getragen.“ Eine Weile erscheint ihm die Geliebte als Hafen, wie ihn der Unruhvolle immer ersuchte: nun wohne er nicht mehr in Hütten und Zelten, ihre Liebe sei ihm ein wohlgegründetes Haus, all das Seinige drin zu bewahren. Was er studiert, trägt er ihr vor; an langen Abenden, während die Andern in der Komödie sind, machen sie im Steinschen Hause mit Werken und Atlanten Reisen in fremde Länder, zuweilen spielen sie mit ihren Freunden Whist.

In Goethes Gartenhause gibt Frau von Stein der Herzogin ein Frühstück, im neuen Stadthaus empfängt sie an seiner Seite, um durch solche Offenheiten das bloß Brüderliche ihrer Verbindung zu betonen. Will sie aber nicht gemeldet sein, so kommt sie rückwärts durch den verschneiten Garten oder läßt ihren Wagen vorher an einer Brücke halten. Als er fortreist, empfängt sie die Schlüssel zu seinem Schreibtische. Für ihre Mutter borgt er Geld, für sie selbst bestellt er Stiefel, oder er schickt ihr ein Hemd. Die Zahl seiner Briefe verdoppelt sich.

Je mehr sie ihn mit dem Gefühl der Ehe umfängt, um so sicherer glaubt sie sich seines Besitzes. Er freilich empfindet beide Seiten: „Wir sind wohl verheiratet, das heißt durch ein Band verbunden, wovon der Zettel aus Liebe und Freude, der Einschlag aus Kreuz, Kummer und Elend besteht.“ Väterlich sorgt er für ihre Kinder, schafft dem erkrankten Sohne Arzt und Hilfe, den Jüngsten aber, Fritz, wie er heranwächst, nimmt er ganz in sein Haus, um so die oft bedrängte Familie der Freundin von einer Sorge zu befreien. Ein Pfand von ihr wird ihm der begabte Knabe, wenn sie fort ist. Ihm zeigt er englische Kupfer, lehrt ihn die neue Lateinschrift, erklärt ihm nach eigenen Ideen die Bildungsstufen der Welt, schickt ihn zu seiner Mutter nach Frankfurt, wo er den ersten Luftballon sehen soll, und wie „recht elterlich“ Goethe für ihn fühlt, das zeigt sein Vorschlag an den Freund Jacobi, er möge doch seine Tochter für diesen Adoptivsohn bestimmen.

So stark entwickeln sich jetzt Goethes väterliche Instinkte, wie sie schon der Student auf seine Art zur Schau trug, der hauswirtlich alles ordnen und stets ein ganzes Haus mit seinem Mädchen mitlieben mußte. Goethes erster Instinkt war immer ehesuchend, erst der zweite erscheint ehescheu. Es ist der 33jährige, den ein Besucher am Ostertag in seinem Garten ein Kinderfest geben sieht: die Buben und Mädchen

suchen Ostereier, drängen sich zu den Büschen, Goethe erscheint „in goldverbrämtem blauen Reitkleide mitten in dieser mutwilligen Quecksilber-Gruppe als ein wohlgewogener oder ernster Vater, der Ehrfurcht und Liebe gebot. Er blieb mit den Kindern beisammen bis nach Sonnenuntergang.“

Mit Haus und Kindern, mit gemeinsamem Auftreten und Studium führt dies Eheleben seltener als vordem zu Reibungen. Daß die Freundin durch Unglauben auf seine Unternehmungen drückt, während er selbst seine Skepsis fruchtbar zu machen weiß, ist jetzt wie früher Ursache innersten Befremdens. Goethes ganz produktive Natur muß immer wieder mit ihrer ganz unproduktiven zusammenstoßen. Seinen Horizont nennt er einmal durch ihren Unglauben getrübt, ein andermal kränkt ihn ihr Mißtrauen gegen seine Pflanzungen.

Plötzlich, eines Julitages, ist er von einer gefährlichen Äußerung der Freundin getroffen, und sie liest dies zitternd hingeschriebene Billett:

„Sag mir, ist es physisch oder hast du etwas in der Seele, was dich kränkt? . . Ich will nicht überlästig sein, aber nur so viel sagen, daß ich's nicht verdient habe. Daß ich's fühle. Und schweige.“ Nächster Tag: „So war es denn Gott sei Dank nur ein Mißverständnis, das dich dein Billett schreiben ließ. Ich bin noch betäubt davon. Es war wie der Tod, man hat ein Wort und keinen Begriff für so etwas.“ Dritter Tag: „Mein ganzes Wesen ist in seinem Innersten angegriffen . . Dein Schmerz ist's, der mich ängstigt. Wenn dir's nicht wieder mit mir wohl werden kann, so geb ich auf, eine freudige Stunde zu haben.“ Vierter Tag: „Noch sitze ich da und sehe vor mich hin, es ist so wie eine Leerheit in meinem ganzen Wesen.“ Fünfter Tag: „Noch wie ein vom Blitz Gestreifter fühl ich eine kleine Lähmung . . Wenn ich noch daran zurückdenke, so graust mich's wieder, und ich kann nicht eher ruhig werden, als bis ich für die Zukunft sicher bin.“

32jährig, im siebenten Jahre seiner Liebe. So fest ist sein Wesen dem ihren verkettet — so zart. So leicht droht die Kette zu reißen.

Mit der Intimität steigt die Eifersucht. War es bisher der launische Wille zum Besitz, den Seltenheit ihres Vertrauens, den allgemeine Melancholie ihres Wesens förderte, nun, nach dem äußersten Schritte erwacht in ihr eines Weibes Stolz, das keine Andere duldet. Corona, die er bei Übertragung der Iphigenie in Verse heranzieht, muß verschwinden; besucht er sie, so muß er entschuldigen und versichern. Als er sie in jener Ode feiert, beugt er gleich durch beruhigende Worte einer Szene mit der Freundin vor. Aus Meinungen bittet er, nur halb ironisch, um Erlaubnis, gegen Prinzessinnen und Hofdamen freundlich zu sein. Von einer andern Reise, auf der er ihr Tagebücher voller Huldigungen schreibt, mit keiner der galanten Frauen beschäftigt, die den Hof beleben, spannt sie seine Nerven durch neue Fragen über seine Treue so, daß er über dies Maß von Unglauben trauert. In solcher Stimmung hat er damals den Stoßseufzer niedergeschrieben:

„. . Ich könnte viel glücklicher sein,  
gäb's nur keinen Wein —  
und keine Weibertränen!“

Ihre Eifersucht geht bis zu den Freunden, bis zu Fremden. „Knebel — schreibt Goethe — ist gar gut und brav, wenn du es leiden magst, will ich ihm auch so einen Blumentopf malen.“ Und nach dem Festspiel an seinem Geburtstage: „Wenn's möglich ist, so laß mich die Freuden rein genießen, die mir das Wohlwollen der Menschen bereitet.“

Vom vierten Jahre ab — dem neunten seiner Liebe — nehmen Goethes Liebesschwüre zwar nicht an Zahl, doch an Bildkraft ab, an Glaubwürdigkeit, zuweilen scheint er von seinen typischen Wendungen ermüdet, was nirgend deutlicher wird als in den französischen Briefen, die er von einer politischen Reise sendet. So schreibt später in Wilhelm Meister Aureliens Liebhaber französisch, als er sich zurückziehen will, denn „zu Reservationen, Halbheiten, Lügen ist es eine treffliche Sprache; sie ist eine perfide Sprache!“

Auf dieser Reise spürt Goethe zum ersten Male wieder ganz den Druck, den Charlottens teils fordernde, teils schützende Neigung auf ihn übt, und seine Verklammerung dringt durch die gefesselten Worte: „Ich bin kein einzelnes, kein selbständiges Wesen. Alle meine Schwächen habe ich an dich angelehnt, meine weichen Seiten durch dich beschützt, meine Lücken durch dich ausgefüllt.“ Der erste, noch gedämpfte Schrei des liebenden Herzens, des starken Geistes nach Freiheit!

Jetzt findet er das entscheidende Wort für den ganzen Zustand und sucht vergebens durch zarten Zusatz kritische Tiefe so zu mildern: „Non, mon amour pour toi n'est plus une passion, c'est une maladie qui m'est plus chère que la santé la plus parfaite et dont je ne veux pas guérir.“

Sehr langsam ist das Bewußtsein dieser Krankheit in Goethe aufgestiegen, nochmals wird er zwei Jahre brauchen, um sich ihr und allem Ungesunden zu entrafen — und dann, erst in der Freiheit, ohne Beschönigung auszurufen, er sei von einer ungeheuren Krankheit geheilt. In diesen letzten Jahren ihrer Neigung verdoppelt sich sein Wunsch nach Einsamkeit, oft verweilt er in Jena, und wenn er ihr von dort versichert, sie fehle ihm, so fühlt er sich doch zugleich „fast im Vorhof des Himmels“. Sie fühlt's und sagt einer Freundin, Goethe sei immer der Schweigende. Nun erklärt er sich zuweilen durch ihr „Briefchen recht erfreut“, sie schreibe garnicht mehr, wenn er sie nicht auffordere, oder man liest die gefangenen Liebesworte: „Ich bin dein, ich muß dein sein. Alles leitet, treibt, drängt mich wieder zu dir“; und zum letzten Neujahr faßt er sich in die seltsam vieldeutige Wendung: „Bleibe mir, wenn auch jetzt getrennter als sonst, das mir oft fast zu schwer wird.“ Um diese Zeit trat Frau von Stein ins 45. Lebensjahr.

Aus den ersten Zeiten von Weimar sind schon jetzt im Grunde nur zwei Freunde übrig, Knebel und Herder.

Jetzt, als Knebel sich vom Hofe trennt, nach Jena zieht, um zu forschen und Griechisch zu treiben, jetzt, da er anfängt Sonderling zu werden, zieht ihn Goethe fester an sein Herz, schreibt ihm nun seine intimsten Gedanken, denn Knebel setze seinen Text in Noten, und schließt nach einem Bekenntnis, fast über sich erschrocken und doch so sehr gefällig: „Ich sage dir viel von mir, weil du mich liebst und es magst und um dich zum Gleichen einzuladen.“ In ihm beneidet er einen, der Hof und Verwaltung jung entsagen durfte, um nur noch sich und seiner Bildung zu leben, beneidet ihn um eine Freiheit, die er sich selbst noch nicht gönnt, und indem er des Freundes Schreibtisch andichtet, nennt er sich selbst

„der, dem schönen Gefilde, den holden Stunden entsagend,  
sich der Mühe zu weihn wählte die engere Stadt.“

Zuweilen benutzt er Knebels Kenntnisse eines pensionierten Hofmannes, bittet um Schilderung eines Hofes, den man bald brauchen würde; sonst aber ist er der Gebende, der Lehrer, führt den älteren Freund von der Kunst zur Naturlehre, und so wird ihm Knebel immer mehr Symbol jener Zuflucht, als die er das forschende Jena empfindet: der „Morgenstern des Tages, den ich hier verlebt habe“.

Schwieriger ist's mit Herder, doch auch zu ihm führt diese forschende Epoche wieder hin. Goethe, selbst von Menschen und Dingen enttäuscht, faßt den nervösen Freund um so behutsamer an, bittet Knebel, ein Gleiches an Herder zu tun, erkennt in ihrer erneuten Freundschaft eine seiner Glückseligkeiten, denn „eines edleren Herzens und weiteren Geistes ist nicht wohl ein Mensch“.

Herder wiederum fühlt sich durch seinen Geist stärker als durch sein Herz Goethe aufs neue verbunden: sein Weltgefühl wird diesem großen Forscher und Denker bestätigt, als er auch den größten Menschen seines Kreises stärker wie früher forschen und denken sieht. Goethe, sagt Herder damals, ist auf dem wahren Naturwege, das Glück kommt ihm entgegen, Kopf und Herz trägt er stets an der rechten Stelle und ist mit jedem Schritte seines Lebens ein Mann. Im Kleinsten und sogar Gehässigsten wohnt er mit einer Ruhe, als wär' es das Einzige und Eigenste. Dies ist unerwartet viel, es ist neu in Herders Munde. Neulich hätten sie ausgemacht, daß Goethe ehemals, nach alten Münzen, Julius Cäsar war, zur Strafe aber nach 1800 Jahren zum Geheimrat in Weimar avanciert wäre.

Freilich, Herder fühlt sich von Goethes Zuspruch auch geschmeichelt, von seinen Erkenntnissen angefeuert, denn was Goethe jetzt findet, bestätigen Herders gleichzeitige „Ideen zur Urgeschichte des Menschen“, und nicht zufällig ist er der erste, dem Goethe aus dem



jenaischen Laboratorium die erste nächtliche Mitteilung vom eben entdeckten Zwischenkiefer macht.

Gegen Fritz Jacobi hat Goethe eine Art schlechten Gewissens. Als er ihm früher geliehenes Geld zurückschickt, sucht er mit den einsamen Worten wieder anzuknüpfen: „Wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man freilich manchmal mit Wunder an die Zeiten, wo man sich zum Zeitvertreibe Freunde verschertzte und in leichtsinnigem Übermut die Wunden, die man schlägt, nicht fühlen kann noch zu heilen bemüht ist.“ Jacobi, großsinnig und in dem Wunsche: den Goethe halte, wer ihn hält, trägt ihm nichts nach von seinen Parodien, schreibt ihm bald wieder Liebesbriefe, besucht und findet nun den Freund bereit, so viele Neigung mit vertraulichsten Geständnissen zu erwidern. Spinoza ist der Stern, um den sich Beide drehen, und wie Goethes Stellung von Jacobis völlig abweicht, wie zugleich sein Dichten sich von dem des Freundes immer entschiedener trennt, so deutet dies herzliche Wiedererfassen des Jugendfreundes nur ergreifender auf Isolierung.

Wie fern sind sonst die Gefährten der Jugend! „Schreiben Sie mir wieder einmal von sich — bittet er dieselbe Gräfin Stolberg, der er einst sein Herz zugeworfen — und knüpfen Sie, wenn Sie mögen, den alten Faden wieder an.“ Kestners Vorwürfe gegen sein Abbild im Werther gehen ihm aber nicht aus dem Sinn, und wie er das Buch nun bearbeitet, schützt er im Abbilde Kestner mehr als Lotte: denn eine Szene, die ihm die neue Charlotte geschenkt hat, schiebt er in den umgearbeiteten Werther ein, obwohl sie darin unorganisch bleibt, Albert aber beschließt er so zu stellen, daß Kestner zufrieden werde.

Während dieser sich ein verbessertes Porträt verdient hat, bittet Lavater um ein ideales, in dem ihn Goethe von allen Flecken der Erde reinigen möge. Denn in diese Jahre fallen Lavaters letzte Enthüllungen. In seinem Drang, zu beichten, überschlägt sich der geistliche Freund und findet für sich dies geniale Stichwort: „Auf der Oberfläche meiner Seele gärt ein Schaum allgenießender Sinnlichkeit, und inwendig verzehrt mich eine Glut nach Wahrheit und Gewißheit — eine Verachtung alles, was ich bin und tue. Ich fühle, daß ich in einer Täuschung lebe.“

Doch Goethe hat sich entschlossen entfernt. Sogar Wahrheit des Freundes gegen sich selbst hat ihre Suggestion verloren: er sieht nur noch sein unduldsames Werben für Christus und hat „die Geschichte des guten Jesus so satt, daß ich sie von keinem als allenfalls von ihm selbst hören möchte“. Des Freundes blinder Eifer, sein hastiges Streben, der Krampf dieses ruhelos guten Menschen, als er ihm seinen „Pilatus“ sendet, ringt Goethe die Worte an ihn selbst ab: „Ich verliere den Lavater . . den ich erkenne und liebe; ich sehe nur die scharfen Linien, die sein Flammenschwert schneidet, und es macht mir auf den Moment eine widerliche Empfindung.“ Dennoch sucht er gegen den Freund von

ehedem noch einmal Unrecht zu haben: „Hauche mich mit guten Worten an und entferne den fremden Geist. Der fremde weht von allen Enden der Welt her, und der Geist der Liebe und Freundschaft nur von einer.“ Aber es ist zu spät.

In Geld- und Personenfragen, doch auch um Steine und Knochen wendet sich Goethe noch immer an Merck und findet, was er braucht. Als aber der Herzog daran denkt, ihn nach Weimar zu ziehen, rät Goethe mit der Begründung ab, man solle alte Bäume nicht verpflanzen. Warum will er ihn nicht neben sich haben? Fürchtet er in dieser Epoche versuchter Reinigung Mephistos Geist in zu großer Nähe?

Die Mutter ist für Goethe höchstens noch Idee. Nach des Vaters Tode, der im Schwachsinn endete, lebt sie auf, aber des Sohnes Briefe nehmen an Zahl ab, an Wärme nicht zu: es sei Klatscherei, daß er einen dicken Kopf und Bauch habe; daß man ernsthaft werde von ernsthaften Dingen, sei nur natürlich; hätte man ihr vor 15 Jahren seine Zukunft vorausgesagt, sie würde gejubelt haben. „Leben Sie recht wohl und lieben mich.“ Kalt, stolz, ferne.

Und wer in diesem kleinen Kreise begegnet Goethes Werken, seiner scheinbar stockenden Entwicklung als Dichter mit wahrhaft tiefem Empfinden oder Verstand? Arm bleibt der Immergebende, wenn ihn nach fördernder Teilnahme verlangt. Charlotte und Knebel sind in diesen Jahren noch seine besten Hörer: er solle ihm, schreibt Goethe diesem, viel über Wilhelm Meister schreiben, „daß ich ermuntert werde fortzufahren . . Jede Bemerkung, besonders von dir, ist mir lieb“. Als Herder nach seinen Gedichten fragt, ist er gleich freudig bei der Hand. Wielands kritisches Ohr hört gut, doch selten urteilt sein weltkluger Mund. Der Herzog fällt als Hörer beinah aus. Lavater, der das meiste gleich handschriftlich erhält, erwidert mitten im Wirrwarr seiner Briefe, zwischen Korrekturen, Christus, Besuchen, Freimaurerei drei Zeilen über Iphigenie. Über Tasso schreibt er zwei Jahre später zwei Zeilen zwischen Mitteilungen über einen Grafen Wartensleben und Pontius Pilatus. Wieder zwei Jahre später über Wilhelm Meister, nun ist es nur noch eine Zeile.

Dies ist — da literarischer Verkehr nach auswärts fast ganz fehlt — Goethes kleines Publikum in seinen 30er Jahren. Und doch sagt er grade damals durch Wilhelm Meisters Mund, Schriftsteller halte er für unaufrechtig oder eingebildet, die nur Kennern ihre Sachen widmen und alle in die Herde der Nichtkenner weisen, denen sie mißfielen.

Zwischen Hof und Einsamkeit fehlt Goethe die gebende, empfangende Mitte; zuweilen wünscht er sie so stark, daß er die großen Gedichte der sieben arabischen Dichter „in Gesellschaft“ aus dem Englischen zu übertragen plant. Dann wieder ist er mißtrauisch, seine Arbeiten herzugeben, Resultate der Naturkunde behält er sich vor, damit sie ihm keiner wegschnappen möge, Iphigenie soll in Kestners Literatoren-Kreise ja niemand gezeigt werden, verschleppte Beendigung

und Drucklegung seiner Werke hat ärgerliche Vorabdrucke aus Handschriften zur Folge, und als er im 5. Buche des Urmeisters eine Räuberszene schildert, fügt er als Autor mitten im Romane ein, der Leser möge nur wissen, dies hier sei die Originalszene, deren Nachahmungen neuerdings über die deutschen Bretter gingen!

Da er in diesen sieben Jahren beinah nichts publiziert, nimmt sein Ruhm ab, Goethe trägt ihn nur noch bei Anlässen wie einen Orden. Als man ihm zum 32. Geburtstage im Park von Tiefurt mit Allegorien huldigt wie einem Fürsten, wie einem Greise, berichtet er der Freundin nur wie ein Pädagog: „Das Schauspiel ist recht artig gewesen, die Erfindung sehr drollig und für den engen Raum des Orts und der Zeit sehr gut ausgeführt.“ Aufmerksam liest er Kritiken, schreibt bescheiden, nie sei es ihm in den Sinn gekommen, seine Stücke als Muster darzustellen, drum nenne ein Kritiker seine Schriften mit Recht nur Versuche.

Und doch, wenn er im stillen sich vergleicht, trägt ihn in diesen ungeheuren Versuchen des Dichtens und Wirkens das Gefühl seines Genius zu Tassos stolzen Worten:

„Doch zeige mir den Mann, der das erreicht,  
wonach ich strebe, zeige mir den Helden . .  
Den Dichter stell mir vor, der sich Homeren,  
Virgilen sich vergleichen darf . .“

So ist Einsamkeit, noch tiefer als früher, in dieser Epoche der scheinbar stärksten Verweltlichung Goethes Schicksal. Nicht immer sucht er sie. Reist er in dienstlicher Mission, so beginnt er eine neue Art Studium der Welt, geht auch mit Menschen systematisch vor, sucht von jedem zu fassen, was immer er brauchen kann. Nie strebt er nach Trubel und Zerstreuung; Beobachten und Sammeln ist seine doppelte Mission als Dichter und Weltmann, vom kleinen Kreise schließt er auf den großen.

Freilich schränkt sich das Stückchen Welt, das ihm erreichbar wird, auf ein paar thüringische Herzogtümer ein, der Hof von Braunschweig ist schon fremdes Land, Leipzig, Berlin wirken bei seltenen Besuchen wie ferne Zentren: aus solcher Enge baut sich der Geist eine Welt. Derselbe „Ami des philosophes et des grands“, mit dem er vor vier Jahren auf der Wartburg kein Gespräch zustande brachte, macht nun in ihm Epoche, und wie Swedenborgische Geister sucht Goethe durch solche Augen ein großes Stück Welt zu erkennen.

Zuweilen spielt er diplomatisch einen Nachbarhof aus. In Gotha läßt er sich gern verwöhnen: es mache viel Aufsehen, und „es ist auch billig, daß ich durch einen Hof wieder erhalte, was ich durch einen Hof verloren habe . . Die öffentliche Gleichgültigkeit der Unsrigen gegen mich bei meiner Eingezogenheit hat, wie ich merke, im Publico auch die notwendige Sensation gemacht“.

Was in der Welt geschieht, berührt ihn nicht. Schon Voltaire's Me-

moiren über Friedrich, deren Handschrift ihm zugeht, erheitern höchstens seinen Geist, Friedrich selbst betrachtet er nur historisch. Goethe solle auf Friedrichs Angriffe erwidern, raten die Freunde; er denkt auch daran, und ein Fragment ist verloren. Aber mit großartigem Überblick steht er dann doch davon ab: man müsse nur den König kennen, dann würde man sich nicht wundern, Helden und Große denke man sich ohne Vorurteil, unterrichtet und gerecht: „Dies ist der Fall mit dem Könige; und wie er in seinem verschabten blauen Rock und mit seiner bucklichten Gestalt große Taten getan hat, so hat er auch mit einer eigensinnigen, voreingenommenen, unrektifizierlichen Vorstellungsart die Welthändel nach seinem Sinne gezwungen.“ Mit dieser beinah galanten Wendung spricht er gegen Merck ein Urteil über den König aus, das er verschweigt und trotzdem begründet.

Seltener als diese Obersten berührt Goethe die unteren Stände, aber die seltene Berührung wirkt jetzt und in den ersten Weimarer Jahren tief in ihm nach. Auch wer sie sucht, wird Worte der Geringachtung, wie er sie gegen Hof und Adel häuft, über das Volk bei Goethe in diesem Jahrzehnte nicht finden. Was er für arme junge Leute getan hat, die sozial oder psychisch aus der Unterwelt kamen, ist nur zum Teil überliefert.

Ein schwermütiger Jüngling, von Goethe Kraft genannt, der ein Verbrechen hinter sich haben muß und sich aus seinem Verstecke brieflich dem Dichter vertraut, hat schon in der ersten Weimarer Zeit von ihm jahrelang Unterhalt und Kleider bekommen, zugleich aber zarte und doch wieder herzhaft Briefe zur Aufrichtung: „Fassen Sie wieder Fuß auf der Erde! Man lebt nur einmal. Ich weiß im ganzen Umfang, was das heißt: sich das Schicksal eines Menschen mehr, zu den übrigen Lasten, auf den Hals binden, aber Sie sollen nicht zu Grunde gehen.“ In langen Briefen berät und bittet er ihn, Jena und die Hochschule aufzusuchen, garantiert das Geld, entkräftet jede Furcht des Menschenfeindes, aber „handeln Sie ganz nach Ihrem Herzen, und wenn meine Gründe nicht in Ihr Herz übergehen . . sein Sie überzeugt, daß mir alles recht ist, was Sie beruhigen kann . . Der Wunsch, Gutes zu tun, ist ein kühner, stolzer Wunsch; man muß schon sehr dankbar sein, wenn einem ein kleiner Teil davon gewährt wird.“

Sehr langsam leitet er den Gebrochenen zurück zu den Menschen, heißt ihn sein Leben schreiben, übergibt ihm die Erziehung eines Knaben, dessen Sorge ihm selbst auf die wunderlichste Art aus der Schweiz angetragen wird: so will er, ganz praktisch und ganz geistig, das Leben dieser beiden armen Menschen verbinden.

Einen Schweizer Musiker, für den er ein Singspiel schreibt, fordert er auf, nach Wien zu gehen, gibt ihm nicht bloß Geld und eine Empfehlung an Gluck, sondern schreibt ihm auch, was für einen Mantel er mitnehmen muß und Geldsorten und Reiseroute, und fordert nichts von ihm als „alles aus sich zu machen, wozu Sie fähig sind“.

Daß Goethe sich in deutscher Politik konservativ halten muß, folgt aus seiner gesamten ordnenden, bildenden Art, und schrieb er schon als Jüngling, zur Zeit des göttertrotzenden Prometheus, für Erhaltung der Staatsordnung und gegen Veränderung — nun als Minister muß er's vollends aus äußeren, mehr noch aus innern Gründen. Denn grade seine Wirksamkeit hat ihn zur vollen Trennung eines eng umgrenzten Herzogtums von dem grenzenlosen Reiche des Geistes geführt. Drakonisch will er, ein Jahrzehnt nach dem Ende seiner Studentenjahre, die erste Vereinigung jenensischer Studenten bestrafen, und er bildet in langen Berichten besondere Behörden zur Niederwerfung dieser ersten Landsmannschaften vor. In diesem Sinne, autoritär, handelt der Staatsmann konservatorisch, und der Eifer dieses jungen Ministers zeigt, wie er die Vorzeichen zu deuten weiß: drei Jahre später wird drüben der erste Schlag der großen Revolution dröhnen.

Sozial dagegen wirkt Goethe völlig demokratisch, mehr als die meisten Deutschen seiner Zeit. Seine ganze Landesökonomie spart für die Bauern, was sie den Feudalen wegnimmt, sein ganzer Wille nach Beschränkung treibt ihn an diese Küste. Goethe ist es, der unter den Ersten die Kammergüter zerschlagen will, um ganz und halb Armen Verdienst zu schaffen. Die Zeit, in Gestalt von Landtagen und Feudalen, fällt ihm ins Werk. Er muß verzichten — wichtig aber bleibt einzig der Geist, aus dem er handelt.

Auch auf den Herzog, der mit gutem Willen angefangen, kann er auf die Dauer nicht rechnen. Schon in den ersten Jahren mahnt er ihn, als Bauer verkleidet:

„Denn wir bäurisch treues Blut  
sind doch immer Euer bestes Gut,  
und könnt Euch mehr an uns erfreun  
als an Pferden und Stuterein.“

Oder er eifert in einem sieben Folioseiten füllenden Gutachten gegen die Kirchenbuße, für die Verführten: man solle sie vermahnen, aber nicht ausschließen.

Am Einzelnen sucht er sich, zugleich sucht er den Einzelnen zu entschädigen. Sein Jahrhundert macht Begegnungen mit dem Volk im Amte selten; auf Reisen sucht er sie. „Wie sehr ich wieder . . Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedre nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden — Dulden — Ausbarren . .“

Wie er sich im letzten Amtsjahr einen Buchbinder kommen läßt, um ein Stück Roman zu heften, und der Mann erzählt unter der Arbeit von seinem Leben, seiner Lage, da lauscht der Dichter, während vor seinen Augen Wilhelm Meister von den verarbeiteten Händen zu-

sammengerafft wird: „Jedes Wort, das er sagte, war so schwer wie Gold, und ich verweise dich auf ein Dutzend Lavaterische Pleonasmen, um dir die Ehrfurcht auszudrücken, die ich für den Menschen empfand.“

Sein Diener Philipp Seidel, den er aus Frankfurt mitgebracht hat, jünger als der Herr, voll Mutterwitz und Anpassung, etwas kleiner, doch sonst von gleicher Gestalt, ahmt Goethes Bewegungen nach, seinen Stil, seine Handschrift, fühlt sich allmählich als eine Art Mitarbeiter und fängt am Ende an, selbst zu schreiben. Goethes Tonfall hört er so gut ab, daß man beim Lesen mancher diktierten Briefe aus Seidels Interpunktion Goethes Rede-Rhythmus erlauschen kann.

Billette des Herrn an den Diener sind Befehle ohne Gruß. Sind aber die Fürsten aus dem Gartenhause weg, dann setzen sich die Beiden ans Küchenfeuer und schwatzen. Schlafen sie in der ersten Zeit auf Reisen in einer Kammer, so streitet Goethe wohl lange mit ihm, ob ein Volk glücklicher sei in Freiheit oder in Gehorsam. Einen alten Theatermeister verherrlicht Goethe bei seinem Tod in langer Ode als Direktor der Natur, preist seine technische Künstlerschaft, die ihm in diesen amüsischen Jahren mehr imponieren mag als Schauspielkunst und Dichtung.

Im siebenten Jahre von Weimar faßt er in eben dieser Ode zum ersten Male seinen Eintritt historisch:

„O Weimar! Dir fiel ein besonder Los:  
wie Bethlehem in Juda, klein und groß!  
Bald wegen Geist und Witz beruft dich weit  
Europens Mund, bald wegen Albernheit.“

Fühlt man die Ferne, hört die Ironie aus diesen halb stolzen, halb burlesken Versen? Nur aus großer Distanz sind solche Worte zu formen. Heut ist ihm Weimar vielmehr Mitte eines opfernden Wirkens, erklärtes Zentrum seiner Einsamkeit.

Denn nicht wie chedem lebt Goethe in der Natur, um sich zu finden: er sucht ja weniger sich als die Natur, und diese nicht als Landschaft, sondern als Geschichte. Nichts wirkt in diesen unheimlich stilisierten Jahren beklemmender als das Stubenleben, zu dem er sich oft wochenlang zwingt. Von Schwimmen, Reiten, Schlittenfahrten hört man kaum; auch hierfür ist das Verlassen des Gartenhäuschens ein Gleichnis. Ist Goethe jetzt draußen, so wirkt die Frische nicht als das ihm natürliche Element wie früher, sondern „die stille, reine, immer wiederkehrende leidenlose Vegetation tröstet mich oft über der Menschen Not, ihre moralischen, noch mehr physischen Übel“. Und als er in „Ilmenau“ die Berge erblickt, fällt es, als wär' es nach langer Verzauerung, von seinen Lippen:

„O laß mich heut an deinen sachten Höhn  
ein jugendlich, ein neues Ederl sehn!  
Ich hab' es wohl auch mit um euch verdienet:  
ich Sorge still, indes ihr ruhig grünet.“

In Pflicht gebannt, hat er verlernt zu schweifen. Wie sehr hat sich der Wanderer in einen Handelnden verwandelt!

Geselligkeit schrumpft ganz ein. „Ich habe mir zum Gesetz gemacht, über mich selbst und das Meinige ein gewissenhaftes Stillschweigen zu beobachten.“ Alle Woche gibt er im neuen Hause einen allgemeinen Tee, und auch dann heißt es wohl: „Es graut mir vor meinem Tee.“ Sonst sieht er fast niemand bei sich. Selbst Musik dringt selten mehr durch seine Türen, während er in den ersten Jahren Anna Amalias Kompositionen oft lange zugehört, Wielands Spinett noch selbst gespielt hat. Auch Theater will er nicht mehr spielen.

Jetzt gibt er, man darf sagen in allen Dingen auf, aus Weimar ein Zentrum deutscher Kultur zu machen: ihm fehlt's an Laune, dem Fürsten an Verständnis, dem Hof an Geld. Oft flieht er nach Jena, um dort in Stille zu arbeiten, und während er in Weimar dreißig Zimmer allein bewohnt, muß er diese Reisen nach Jena so legen, daß er, da sein Zimmer neben einem Konzertsale liegt, Sonntags ankommt, acht Tage bleibt, bis ihn die Sonntags-Musik wieder vertreibt.

Denn immer strebt der Genius, wenn ihn die Welt zur Breite verlockt hat, wieder in die Zelle der Betrachtung, die allein die cella dei ist, auch wenn sie neben einem Konzertsale liegt. Aus solchen Stimmungen des Weltflüchtigen entsteht erst die unverstandene, abgewandte Proserpina, dann aber Mignons Lied:

„Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen,  
denn mein Geheimnis ist mir Pflicht . .“

Das ist nicht nur ein Lied für jenes seltsame Wesen im Roman, es ist zugleich eine lyrische Beschwörung des verschlossenen Goethe an die Wenigen, die er noch Freunde nennt, und jetzt ist es auch, daß er der Wahrheit zuruft:

„Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,  
da ich dich kenne, bin ich fast allein:  
ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,  
dein holdes Licht verdecken und verschließen.“

Das sind nicht Grillen, es sind Erkenntnisse, die er in solcher Einsamkeit einfängt. Zu früh fühlt er sich altern. „Mit meinem Leben rückt es stark vor, und ich fange nun bald an zu begreifen, warum wir, sobald wir uns hienieden einzurichten anfangen, wieder weiter müssen.“

In solcher Einsamkeit erkennt er zuweilen plötzlich alle Widersprüche zwischen Welt und Streben, das ganze Disharmonische der

erstrebten Harmonie. Bitternis und Unzufriedenheit strömen dann empor, und er muß, grade als er das Kammerpräsidium übernimmt, der Freundin gestehn: „Ich bin recht zu einem Privatmenschen erschaffen und begreife nicht, wie mich das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie hat einfließen mögen.“

Der Aspekt des vereinsamten Sonderlings nimmt in diesen Jahren rasch zu. Anfangs nennt ihn Wieland noch sanft und gutmütig, und selbst die Göttinger Professoren vermag er noch im dritten Jahre dieser Epoche bei einem Besuche zu gewinnen. Doch dann findet den 34jährigen ein stattlicher Besucher gnädig und wortkarg, zugleich scheint er dem Dichter Gleim kalt und hofmännisch. Mit 35 kommt er in eine Gesellschaft ins Steinsche Haus gegen Ende der Tafel und wirkt stumm und entsetzlich steif. Bei Hofe fängt er neben seiner Tischnachbarin einmal an, laut vor sich hinzureden, bis sie ihn steif ansieht und fragt: „Was rechnen Sie?“ Das sind die einsamen Stimmungen, die er als Greis rückschauend in die kapitalen Worte faßt: „Überhaupt hatte ich nur Freude an der Darstellung der inneren Welt, ehe ich die äußere kannte. Als ich nachher in der Wirklichkeit fand, daß die Welt war, wie ich sie mir gedacht hatte, war sie mir verdrießlich, und ich hatte keine Lust mehr, sie darzustellen.“

Je unzufriedener, um so magerer wird Goethe. Klauers Büsten bestätigen wie die Briefe der Freunde das ganz nach innen Gekehrte, Schrumpfung seiner Züge, die ein Besucher mehr fein und listig als leutselig nennt. Auf einem Spaziergang bemerkt Knebel, wie Goethe, bisher ruhig, ihn plötzlich bittet nicht zu rauchen, weil es ihn erhitze; der Freund verwundert sich über so anfällige Nerven, doch rasch nimmt Goethes Übel zu, ein Schüttelfrost tritt ein, der Kranke muß zu Bette; Knebel aber bemerkt sich, „wie Goethes Natur leicht bis auf den letzten Augenblick sich unverändert hält, dann von dem leichtesten Umstande Gelegenheit sich nimmt und ihn gänzlich zu Boden wirft. Dies trifft in vielen Stücken bei ihm zu.“

Mit diesem Schlusse, den Knebel an seine Beobachtung knüpft, trifft er den Punkt und die Art, wo und wie sich auch Goethes innere Krisen ankündigen und vollziehen.

Endlich, im 37. Jahre, drängt der Zustand, den er seit sieben Jahren stilisiert, drängen die Grundgefühle, die er seit einem Jahrzehnte züchtet, zu einer Krisis, vor der er sich bis zum letzten Augenblicke unverändert hält, um dann scheinbar plötzlich vorzubrechen. Scheint so eruptive Art jene innere Ruhe nicht zu widerlegen, um die er während eines Jahrzehntes rang? Wo ist sie? Weicht denn, wenn wir an dieser Stelle aufs neue den gesammelten Blick in Goethes Seele senken, das Grundgefüge wirklich von jenem ab, das uns die Analyse des 25jährigen lehrte? Was hat der Unruhvolle in diesen zwölf Jahren erstrebt?



Reinheit und Harmonie. Glaubend, forschend, wirkend strebte er sie an und drang auf dieser Leiter zeitweise bis zu gewissen Stufen vor. Die tiefe Gläubigkeit, die in den Urbezirken seines Wesens lebt, konnte in dem Jahrzehnte seiner Prüfung nicht erschüttert werden, und wenn sie nach oben nicht wuchs, so hat sie sich doch nach unten tiefer verwurzelt.

Eine Weile versucht Goethe, das Gute an sich und schlechtweg zu glauben. Von 30 bis zu etwa 33 Jahren — und nur in dieser einzigen Zeit seines Lebens — begründet er in sich ein rein moralisches Ideal, und obwohl die dünne Luft der Iphigenie durch Orestes Gestalt doch genug durchgewirbelt wird, nennt er später das Werk „verteufelt human“. Wie viel mehr sind es jene wenigen Gedichte, die ganz „gedacht“ sind! Kalt und unsinnlich, fast wie das Fragment der Geheimnisse, steht „Das Göttliche“ zwischen Goethes Versen und hat, weil es den Meisten leichter eingeht als tausend Gleichnisse, mit denen Goethe diesen kahlen Zeilen widerspricht, mehr als ein andres von seinen Gedichten das Bild des Dichters verwirrt.

„Edel sei der Mensch,  
hilfreich und gut!  
denn das allein  
unterscheidet ihn  
von allen Wesen,  
die wir kennen“:

nein, das ist nur Frau von Steins zu innerst erlebter Glaube, und weil hier eine Stilisation spricht, bleibt auch die Form unelastisch. Der Mann, der in derselben Epoche „gut und böse wie die Natur“ zu sich rühmt, kann sich in jener schönen Forderung nicht erschöpfen.

Langsam tastet er in den gleichzeitigen „Grenzen der Menschheit“ zu seiner Natur zurück:

„Wenn der uralte  
heilige Vater  
mit gelassener Hand  
aus rollenden Wolken  
segnende Blitze  
über die Erde sät,  
küß' ich den letzten  
Saum seines Kleides,  
kindliche Schauer  
treu in der Brust.  
Denn mit Göttern  
soll sich nicht messen  
irgend ein Mensch . .  
Uns hebt die Welle,  
verschlingt die Welle,  
und wir versinken.“

Innere Demut, doch dunkel gefärbt, Unterwerfung, die ein letztes Aufgrollen verbirgt, Entsagung ohne Trost, stillstehende Luft.

Erst in dem dritten Gedichte findet er sich wieder:

„Ach, ihr Götter! große Götter  
in dem weiten Himmel droben!  
Gäbet ihr uns auf der Erde  
festen Sinn und guten Mut —  
o wir ließen euch, ihr Guten,  
euren weiten Himmel droben!“

Verschanzung in Wirkung und Tätigkeit, nach oben abgegrenzt, leise aufsteigende Heiterkeit, leichter bewegte Lust.

Und so begreift er damals seine Naturstudien, gläubig auf seine Art. Vergebens sucht er sich durch eine Lücke in die steilen Mauern der Algebra einzuschleichen; was er da lernt, bleibt ihm „historische Kenntnis, und ich werde es zu meinem Wesen nicht brauchen können“. Anschauend aber wird ihm alles deutlich. Wie es früher, als die Menschen an der Erde lagen, eine Wohltat war, sie auf den Himmel zu weisen und aufs Geistige, „so wird's jetzt eine größere, sie nach der Erde zurückzuführen und die Elastizität ihres angefesselten Ballons ein wenig zu vermindern“.

Mit beiden Händen schützt er sich die Natur vor der Philosophie. Wie er Spinoza jetzt erfäßt, wie er Jacobis Auffassung ablehnt, grade dies zeigt aufs neue sein unphilosophisches Wesen. Nennt er Spinozas „Ethik“ das Buch, dem seine Vorstellungsart am nächsten komme, so ist's, weil dort Spinoza nicht das Dasein Gottes beweise, sondern „das Dasein ist Gott . . Vergib mir, daß ich so gern schweige, wenn von einem göttlichen Wesen die Rede ist, das ich nur in und aus den rebus singularibus erkenne, zu deren näherer und tieferer Betrachtung niemand mehr aufmuntern kann als Spinoza selbst“. Er selber suche das Göttliche in Pflanzen und Steinen, denn während Jacobi von Gott mit der Metaphysik gestraft sei, hat er „mich dagegen mit der Physik gesegnet, damit mir es im Anschauen seiner Werke wohl werde . . Wenn du sagst, man könne an Gott nur glauben, so sage ich dir, ich halte viel aufs Schauen“.

Doch dacht neben diesem klaren Blick nach außen, der die Gestalten der Erde erfäßt, lebt heut wie vor zwölf Jahren jener Dämmerblick nach innen, der alle kosmischen Bilder des Auges und Geistes in die Seele zurückfluten läßt.

So kann im forschenden Goethe zunächst das Mystikum eher zu- als abnehmen. Immer wieder zitiert er Swedenborgs Namen, und das Gefühl einer andern Welt steigt in diesem Antichristen, diesem Antiphilosophen zu einer Art von Gewißheit, wenn es frei schweben darf und weder durch Lavaters noch durch Jacobis Systeme bedrängt wird. Ein neues Geisterbuch verspottet Goethe als Charlatanerie, aber „ich bin geneigter als jemand, noch eine Welt außer der sichtbaren zu glauben, und ich

habe Dichtungs- und Lebenskraft genug, sogar mein eigenes beschränktes Selbst zu einem Swedenborgischen Geister-Universum erweitert zu fühlen“.

Derselbe, der sein Mikroskop auf Infusorien und Knochenteile richtet, scheut jede rationale Erklärung des Makrokosmos und weicht sogar der Astronomie aus, deren ungeheures Uhrwerk ihn nur in der dunkelsten Ahnung interessiere.

Deutlicher als früher baut er in dieser Zeit den Glauben an ein Jenseits zum Glauben an eine Wiederkunft aus, doch immer nur schwebend, als Dichter. Einen Herzog von Braunschweig, der beim Rettungswerk ertrunken ist, läßt seine Muse von der Gewalt der Flut zu neuen Taten erweckt werden. An gegenwärtige Einwirkungen glaubt er so sehr, daß er eine Begegnung mit der Geliebten, zu der es ihn zieht, in der Dämmerung auf der Straße magnetischen Strömungen zuschreibt. Es mehren sich die Stellen, in denen er den Tod als Verwandler preist, und was er später in mystischen Gesang fassen wird, das sind jetzt bescheidene Sätze in Briefen: „Wie gut ist's, daß der Mensch sterbe, um nur die Eindrücke auszulöschen und gebadet wiederzukommen!“

Stärker als vordem fühlt er sich wie ein Getriebener. Vor seiner Vergangenheit steht er beim Ordnen von Dokumenten staunend und „begreift immer weniger“, was er sei und was er solle. Jenem Schweremütigen, den er auf der Harzreise aufsuchte, vertraut er jetzt die ergreifenden Worte, „daß ich mitten im Glück in einem anhaltenden Entsagen lebe und täglich bei aller Mühe und Arbeit sehe, daß nicht mein Wille, sondern der Wille einer höhern Macht geschieht, deren Gedanken nicht meine Gedanken sind“. Und plötzlich endet er ein Schreiben an Knebel: „Lebe wohl und bete für mich!“

Denn tiefer als früher erschrickt Goethe in dieser Epoche innigeren Strebens nach Harmonie vor dem Fortklang seiner Dissonanzen. Wie Lanzelot den Spalt des Schildes zu schlichten zog er aus, doch immer noch klafft er nach beiden Seiten, und durch den Spalt droht immer erneutes Gewölke. Was er erreicht, ist kein freies Zusammenströmen der Kräfte: es ist nur der Ausweg der Entsagung! Er läßt, sagt er, keinen Wunsch nach einem Gute mehr aufkommen, das ihm das Schicksal versagt oder geraubt hat, bohrt sich in Einsamkeit, lehnt eine Reise ab, um neue Ideen zu meiden — und schließlich ist das Beste, was er sich von der Wahrheit sagen läßt:

„Wieviel bist du von Andern unterschieden?  
Erkenne dich, leb mit der Welt in Frieden!“

Dies also sind die Stichworte einer frühen Harmonie, um deren Besitz er so viele Jahre opfernd gekämpft hat? Ungeschwächt stürmt in dieser ungestillten Seele der Kampf ihrer Elemente! In jener Zueignung,

wo ihm die Wahrheit mit dem Schleier der Dichtung erscheint, findet Goethe für diesen Kampf zwischen Genius und Dämon ein großes Bild, und auf den Knien ruft er seinen Genius an:

„Du gabst mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder  
die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;  
Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder  
am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt.“

An allen entscheidenden Stellen tritt auch in dieser Epoche der Zwiespalt ungelöst hervor. Außer im Egmont, wo sich in der Szene mit Oranien Klugheit und Freiheit die Waage halten, findet in diesem Jahrzehnte die Doppelseele im Tasso ihren großen Ausdruck, wie vordem im Urfaust, und hält man bei allen grundsätzlichen Worten, die Tasso und Antonio trennen, den Blick scharf auf den Einen gerichtet, der sie in sich verbindet, so wird aufs neue das übermenschliche Schauspiel in Goethes Seele deutlich. Dann fühlt man mit dem Dichter, der eine Hälfte seines Ich von der andern sagen läßt: „Er besitzt, ich mag wohl sagen, alles was mir fehlt.“ Jenes Wort:

„Zwei Männer sind's, ich hab' es lang' gefühlt,  
die darum Feinde sind, weil die Natur  
nicht Einen Mann aus ihnen beiden formte,“

stammt eben nur aus dem Gehirn der Sanvitale: denn als sie als zwei Männer am Ende einander bei den Händen fassen, zeigt sich, wie sie verschmolzen sich hassen müßten! Es ist eine arme, vor dem Entstehen in sich gebrochene Harmonie, die Antonio seinem Nebenbuhler am Ende raten läßt:

„Und wenn du ganz dich zu verlieren scheinst,  
vergleiche dich! Erkenne, was du bist!“

Behält an diesem Ende denn einer von den Beiden Recht? Ganz wie im Urfaust ist des Dichters Seele mit solcher Kunst auf beide Schalen verteilt, daß die große Waage nur entsteht in einem glücklichen Augenblicke, wie Goethe ihn für sich selbst so selten errang. Vom äußeren Streite der Männer, der für den inneren das Gleichnis bietet, sagt der Herzog:

„Denn hier sind Recht und Unrecht nah verwandt.“

Ja selbst Antonio gesteht:

„Wer Unrecht hat, ist eine weite Frage.“

Mit jedem Worte, jedem Atemzuge lockt eine Stimme in Goethe den Widerspruch der anderen Stimme hervor:

T a s s o :

Wer wird die Klugheit tadeln? Jeder Schritt  
des Lebens zeigt, wie sehr sie nötig sei;  
doch schöner ist's, wenn uns die Seele sagt,  
wo wir der feinen Vorsicht nicht bedürfen . .

A n t o n i o :

Der Mäßige wird öfters kalt genannt  
von Menschen, die sich warm vor andern glauben,  
weil sie die Hitze fliegend überfällt . .

T a s s o :

Doch glaube nur, es horcht ein stilles Herz  
auf jedes Tages, jeder Stunde Warnung  
und übt sich insgeheim an jedem Guten,  
das deine Strenge neu zu lehren glaubt.

A n t o n i o :

Es ist wohl angenehm, sich mit sich selbst  
beschäft'gen, wenn es nur so nützlich wäre.  
Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes  
erkennen . .

Das sind nicht nur Weltmann und Dichter, die sich in Goethes Innerm streiten, es sind die alten Dämonen, die sich jetzt nur in höfischen Ritus bannen, während sie vor zehn Jahren einander die schnappend cynischen Reime des Urfaust zuschrieten. Keiner hat einen Strich mehr als der andere, und der im Innern unlösbarer Konflikt bliebe's auch nach außen, wenn nicht die Gegner spürten, man müsse mit einander leben. Ja, es ist wahrhaft Goethe, der gegen Goethe am Schlusse des Ur-Tasso den Degen zieht und seinem verketteten Schicksalsgegner zuruft:

„Zieh oder folge, wenn ich nicht auf ewig,  
wie ich dich hasse, dich verachten soll!“

So grell bestrahlt ihm das Licht des Bewußtseins die eigenen Gegenkräfte; neu ist nur, daß er's in dieser Epoche oft als Qual empfindet, „denn in allen angenehmen und guten Zuständen verliert die Seele das Bewußtsein ihrer selbst, wie der Körper auch, und wird nur durch unangenehme Empfindungen wieder an sich erinnert“, und, zugleich mit diesen Worten, läßt er im Elpenor den alten Diener hoffen: „Du bist mir schwer und lieb, du schwarzes Bewußtsein, du stärkst mich quälend; doch deiner Reife Zeit erscheint bald.“

Um diese Zeit nennt Graf Stolberg, der ihn lange nicht gesehen, Goethe weniger brausend, doch gewiß nicht weniger feurig als er war, liebevoll und liededurstig, immer sich sehnend nach mehr Freiheit der Existenz. „Ich bin wie immer — schreibt Goethe etwas früher — der nachdenkliche Leichtsinn und die warme Kälte.“ Am tiefsten erkennt

ihn in all diesen Jahren Knebel, man mag sich's nur aus seiner Sprache übersetzen:

„Ich weiß es wohl, er ist nicht allzeit liebenswürdig, er hat widrige Seiten . . . Aber die Summe des Menschen zusammengenommen ist unendlich gut . . . Noch zur Stunde schwör' ich, daß seine Richtung grad, seine Absichten rein und gut sind. Verkannt muß er werden, und er selbst scheint drin zu existieren. Die Schönheit, die sich unter der Maske zeigt, reizt ihn noch mehr. Er ist selbst ein wunderbares Gemisch — oder eine Doppelnatur von Held und Komödiant, doch prävaliert die erste . . . Eitelkeit hat er noch etwas, seine Schwächen nicht zu zeigen. Da läßt er denn gemeiniglich leere Lücken oder stellt einen Stein davor, oder wenn er sie sehen läßt, schlägt er mit Fäusten zu, daß man sie ihm nicht berühre . . . Er ist weitsehend, vielleicht zu weitsehend zu seinem Stand — und dann oft wieder zu nah. Dies verwirrt den Blick des andern. Er sieht Dinge in Jahren kommen, die man gegenwärtiger glaubt, und holt andere aus der Ferne herbei . . . Die Flügel sind ihm noch, durch das unvermeidliche Schicksal, wie andern, sehr gebunden.“

Plötzlich regt dieser große Raubvogel, der sich selbst in Gefangenschaft gab, zum ersten Male wieder die breiten, vom Schicksal gebundenen Flügel — plötzlich für die Umwelt, auch die Vertrauten, nicht für den Nachgeborenen, der vor den Dokumenten seines letzten Jahres steht.

Denn auf allen Instrumenten, die er gleichzeitig spielt, nimmt er nun, im 37. Jahre, das Tempo rascher. Was ihn drückt, türmt sich höher, was ihn freut, erregt ihn heftiger, Einsamkeit, Schweigen, Schwermut selbst steigen nun rasch zu solchen Graden, daß er den Zustand gewaltsam zu zerreißen oder drin unterzugehen wünscht. Goethes Bewegungen im letzten ministeriellen Sommer:

Leidenschaftlicher Kampf gegen Studentenbewegung in Jena. Krampfhaftes Studium der Algebra. Beobachtet den Durchgang des Merkur durch die Sonne. Entwirft sechs neue Bücher des Wilhelm Meister. Versteckt alle Liebesgedichte unter allgemeine Rubriken der Gesamtausgabe. Bearbeitet Werther und findet, daß der Verfasser übel getan hat, sich nicht nach geendigter Schrift zu erschießen. Mikroskopierte Infusorien. „Das Pflanzenreich rast einmal wieder in meinem Gemüte, ich kann es nicht einen Augenblick los werden . . . Es zwingt sich mir alles auf, ich sinne nicht mehr drüber, es kommt mir alles entgegen, und das ungeheure Reich simplifiziert sich mir in der Seele . . . Hätt' ich Zeit in dem kurzen Lebensraum, so getraut' ich mich es auf alle Reiche der Natur — auf ihr ganzes Reich — auszudehnen.“

Währenddem ist seit Monaten in seinem Kopfe alles bereit zur Flucht.

Flucht ist die einzige Form, in der sich Goethes Temperament, nachdem es sich bis zum letzten Augenblicke gehalten, aus allen wohlgebau-

ten Wohnungen, Verschanzungen retten kann. Schon fünf Jahre zuvor hat er der Freundin einmal verzweifelt gestanden, sein böser Genius mißbrauche seine Entfernung auf Reisen, „schildert mir die lästigsten Seiten meines Zustandes und rät mir, mich mit der Flucht zu retten“.

Freilich sucht Goethe nicht nur Zeit und Stille, er sucht auch Wärme und Welt. Im vorigen Sommer hat der 35jährige zum erstenmal einige Wochen in einer heiter bewegten, vielfältigen Welt verbracht, als Mitspieler, nicht als durchreisende Berühmtheit, und ist seitdem Karlsbad „eine ganz andere Existenz schuldig“. Nun ist Italien das einzige Ziel, das den Ermatteten locken kann. Zweimal hat er vom Gotthard nach Süden geblickt, zweimal drehte er um. Dorthin zielt die Gesamtheit seiner Bildung, sie mit den Augen zu vollenden, brauchte er das Land.

Tiefer aber zieht ihn das Vorgefühl der Freiheit, die er in südlichen Ländern weiß. Bei anderer Lage der Reiseformen, der Forschungsziele konnt' es auch Griechenland sein. Im Schema seines Lebens schrieb er schon über das vergangene Jahr: Reise nach Italien sei vorausgesetzt. Jetzt seufzt er, wünscht das Italienische in der Gewalt zu haben wie das „unglückliche Deutsch“, mit einem befreundeten Musiker wolle er über die Alpen reisen, dort sein Glück machen, und schließt den träumerischen Brief in übertriebener Wallung. Besuchern klagt er über die Deutschen, sie hätten keine Laune. Die hellere, leichtere Luft ist es — alles in allem — nach der Goethe am Ausgang der 30er sich sehnen muß, denn es ist, wie er soeben am Ende des Urmeisters schrieb „der Charakter der Deutschen, daß sie über allem schwer werden und daß alles über ihnen schwer wird“.

Hier und im Tasso strebte sein ganzes Wesen nach Wärme, zugleich ist ihm die Form des Distichon rasch lieb geworden, antikisch hat er Anakreons Grab besungen.

Von Karlsbad will er entspringen. Niemand ist im Geheimnis. Sein Herr und Freund, seine Herrin und Geliebte, mit denen er das Jahrzehnt verlebt hat, erfahren nur, er werde ihnen nach Karlsbad folgen und dann noch verreisen.

So einsam war Goethe.

Denn in Wahrheit schließt er eine Epoche seines Lebens mit Bewußtsein ab, in Wahrheit flieht er vor dieser Geliebten, vor dieses Herzogtumes Amt und Pflicht, weil er sich dem Zusammenbruche nahe fühlt, nur furchtbarer und unheilbarer als an jenem Nachmittage, wo er Knebel bat, nicht weiter zu rauchen. In Wahrheit will Goethe Freiheit, Dichtung, Wärme, eine neue Jugend.

Alles ist bereit, in Karlsbad will er noch mit Herders Rat an seinen Handschriften für die Gesamt-Ausgabe arbeiten: doch auch jetzt noch hält den wiedererwachten, den ungeduldigen Dichter der Hofmann zurück: die Herzogin erwartet ein Kind, der Minister will, während der Herzog sich in Karlsbad amüsiert, die Taufe abwarten, aber das Kind

verschiebt seine Ankunft von Woche zu Woche. Immer unruhiger werden seine Briefe. Indes rückt Lavater, dem er ausweichen wollte, auf einem Zuge durch Deutschland immer näher.

Endlich kommt „mit dem Kinde zugleich der Prophet“, er wohnt in Goethes Hause, es gibt ein Gastmahl, aber „kein herzlich, vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los“. Es ist, als sollte das große Adieu sich im Abschiede von diesem viel umkämpften, umworbenen, geliebten, unerträglichen Freunde der Jugend symbolisieren.

Vom Herzog hat der Kammerpräsident v. Goethe Urlaub erbeten. Als er dann Ende August noch in Karlsbad bleibt, nachdem es Carl August und Frau von Stein verlassen haben, arbeitet er schneller und aufgeregter, seine ersten Bände druckreif zu machen, liest der Gesellschaft viel vor und wird sehr unruhig, als der 37. Geburtstag vorübergeht, an dem der Orakelreiche den Tag der Abfahrt, den Beginn einer neuen Epoche feiern wollte. Immer fiebriger, pathetischer werden seine letzten Briefe, wie in Romanen, wenn sich ein neues Buch ankündigt.

Entfremdungen, mit denen ihn die Freundin noch vor kurzem aufs neue beunruhigte, scheinen sich zuletzt gehoben, doch auch beim Abschiede kann er ihr nur ein Stück von seinen Plänen angedeutet haben —: „dann werde ich in der freien Welt mit dir (d. h. ohne dich) leben und in glücklicher Einsamkeit, ohne Namen und Stand, der Erde näher kommen . . Ich habe bisher im Stillen gar mancherlei getragen und nichts so sehnlich gewünscht, als daß unser Verhältnis sich so herstellen möge, daß keine Gewalt ihm was anhaben könne. Sonst mag ich nicht in deiner Nähe wohnen, und ich will lieber in der Einsamkeit der Welt bleiben, in die ich jetzt hinausgehe.“

Das ist der Ton eines Mannes, der die nervenzerreibende Liebesgeschichte mit einer 44jährigen, melancholischen Frau, um die er einst vergebens gerungen, nun endlich aus dem Bereich der eifersüchtigen und erotischen Zuckungen in eine gelinde Freundschaft hinüberretten möchte — eines Mannes, der endlich wieder seine Freiheit will. Entschiedener als jemals klingt der Ton: es ist ein Ultimatum. Wohin und wie lange, verschweigt er der Freundin; Ende September werde sie erfahren, wohin zu schreiben sei.

Die Karlsbader Freunde dürfen nicht wissen, daß er morgen fort ist. Immer geheimnisvoller, hitziger wird seine Stimmung, die letzten Nachschriften klingen völlig wie aus dem Werther: „Nachts Eilfe. Endlich, endlich bin ich fertig und doch nicht fertig, denn eigentlich hätte ich noch acht Tage hier zu tun, aber ich will fort, und sage auch dir noch einmal Adieu. Lebe wohl, du süßes Herz! Ich bin dein. G.“ Noch einmal wird alle Zartheit der Seele aufgeboten, um sie fürs Künftige zu sänftigen.

Doch mit unerschütterlichem Ernste faßt er an diesem letzten Tage Vergangenheit und Zukunft seiner Stellung nochmals zusammen, wie zu entschuldigendem Überblicke vor sich selbst. Nun, da er morgen mit un-



bekanntem Namen fort sein wird, kann er seinem Herrn getrost diese ergreifende Wahrheit schreiben:

„Verzeihen Sie, daß ich beim Abschiede von meinem Reisen und Außenbleiben nur unbestimmt sprach . . Sie sind glücklich, Sie gehen einer gewünschten und gewählten Bestimmung entgegen. Ihre häusliche Angelegenheiten sind in guter Ordnung, auf gutem Wege, und ich weiß, Sie erlauben mir auch, daß ich nun an mich denke.“ Fürs Allgemeine sei er entbehrlich, seine besonderen Geschäfte habe er so gestellt, daß er auch ruhig sterben könnte. Er erbittet einen unbestimmten Urlaub, um eine Zeitlang der freien Welt zu genießen, seinen Geist wieder elastisch zu machen, seine Werke in Ruhe herauszugeben — „Dieses alles und noch viele zusammentreffende Umstände dringen und zwingen mich, in Gegenden der Welt mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin . . Leben Sie wohl, das wünsch' ich herzlich, behalten Sie mich lieb . . Möchten Sie in allem, was Sie unternehmen, Glück haben und sich eines guten Ausganges erfreuen.“

Nach dieser kalten Formel noch die Nachschrift: in der Kriegskommission pflege sein Vertreter nur dringliche Sachen abzutun, doch nun solle er alles expedieren. „Seeger ist von allem genau unterrichtet, und Schmidt tut es gerne.“ Dies ist das letzte Wort: noch einmal Pflicht ins Kleinste.

Dann flieht Goethe zum fünften Male vor einer Frau, doch diesmal zugleich vor einer lastenden Form des Lebens. Nur sein Diener Philipp kennt seine pseudonyme Adresse. Sie lautet:

„A Mr. Jean Philippe Möller à Rome.“

## Z W E I T E S   B U C H

# ERDGEIST

„Erst war ich den Menschen  
unbequem durch meinen Irrtum,  
dann durch meinen Ernst; ich  
mochte mich stellen, wie ich  
wollte, so war ich allein.“



## SIEBENTES KAPITEL / FREIHEIT

„Wenn ihr an mich gedenkt, so denkt an mich als einen Glücklichen.“

In der Fensternische eines kühlen Saales steht halbangezogen ein junger Mann, Pantoffeln an den Füßen, denn mit Steinfliesen ist der Boden belegt, und den Nordländer im Süden schauert's leicht. Zwar, es ist beinahe Frühling draußen, und die Mädchen, die er den Corso heraufkommen sieht, tragen schon Mandelzweige in Händen; auf hohen Hacken wippen sie vorbei, sie lachen hinauf ins Fenster, dessen einen Laden er eben nur halb geöffnet hat, denn es ist noch früh und am Corso schlafen die Leute lange, sie haben Geld oder tun doch so. Vielleicht lachen sie auch über seinen unfrisierten Kopf oder über den Ernst seiner forschenden Augen. Wie alt mag er sein? Die Bartlosen haben's leicht, auf die Entfernung zu betrügen, doch dieser da scheint früh gefurchte Züge kaum zu verhehlen. Ist es ein Fremder? Zwar die Augen scheinen groß und dunkel, als hätten sie hier, als hätten sie zuerst in Rom die Welt erblickt, aber die Nase . . und übrigens, ein Römer steht nicht um Sieben am Fenster. Ist es nicht doch ein armer deutscher Maler? Wie er schaut, möchte man's glauben: als ob er einen zeichnen wollte.

Und wie die Mädchen über den Fremden am Fenster meditieren, statt mit ihm zu kokettieren, so betrachtet er sie nur schärfer, nur vielfältiger: Teint und Gesichtsschnitt, Gang und Haltung der Arme, Farbe der Schürzen und Form der Hauben — doch zugleich erfaßt er die Aufzäumung des Pferdes, das eben einen Wagen Fässer vorbeizieht, Formung der Fässer, Miene des Kutschers. Zugleich, daß heute der Wind von der Porta del Popolo herüberweht, anders als die letzten Tage, und er fragt sich, warum.

Indem er sich gedankenvoll zum Saale zurückwendet, fällt sein liebend forschender Blick auf die kleinen Töpfe, in die er Samen und Kerne gepflanzt hat, auf den kleinen Dattelbaum, den er aufziehen will. Wieder vertieft er sich in Stellung, Länge, Ordnung der Blätter: dort steckt ein Geheimnis. Er geht zur andern Wand, um nachzuprüfen, wie ihm die gestrige Skizze aus Via Appia gelungen sei: hat es noch Sinn, es weiter zu treiben? Alles ist richtig, nur Handschrift fehlt diesen Blättern. Warum hat da drüben jede Skizze von Tischbein Handschrift? An die Arbeit! und er seufzt ein wenig, will zurück in sein kleines Zimmer, wo Egmont wartet, dem allemal eine Morgenstunde gewidmet ist, denn man ist besser

schon bei der Arbeit, wenn die Freunde aufstehen, sonst gibt es wieder endlose Debatten. Was Moritz immer gegen Michelangelo vorbringt! Freilich, diese da —

Unter der Tür bleibt er stehen. Hochaufgehoben, daß ihre stilisierte Frisur die leichtgemahte Decke berührt, ruht auf einem Sockel die Gipsmaske jener Juno, der undurchdringlichen, „wie ein Gesang Homers“. Lange schweigt sein Blick in ihren wachenden Zügen. Dann wendet er sich zu ihrer schlafenden Nachbarin, Medusa, die zwischen Tod und Wollust zu erbeben scheint. Ah, wo ist die Farbe des Marmors! Soll man wirklich all diesen Gips nach Hause schleppen? In der Seele lebt das heilige Original.

Wie er dann in seiner Kammer vor Egmonts vergilbten Blättern sitzt, deren erste vor einem Jahrzehnte die klare schnelle Jünglingshand überflog, und wie er die nächsten ergreift, die er in den ersten Weimarer Jahren geschrieben — mit einem Male fühlt er sich in seine Dachkammer, ins Vaterhaus versetzt — dann wieder in die grüne kleine Stube des Gartenhauses am Schloßpark — und seine ganze Existenz, führerlos traumwandelnd und dennoch sicher schreitend, erscheint ihm plötzlich wieder, als stände sie nur in seinen Phantasien, als wäre sie aus Wilhelm Meister. Fester hält er sich an diese alten Blätter, die er nun umwandeln und neu beenden soll, an diese treu schweigenden Begleiter seiner Bahn, die einzigen Zeugen, daß alles dies nicht ein Traum gewesen.

Steht diese Kammer wirklich am Corso in Rom? Ist es Roms Sonne, die das Blatt beleuchtet? Und wenn er dann ausgehen wird, braucht er sich nur nach links zu wenden und blickt in einer halben Stunde vom Kapitol? Und doch sitzt man wie ehemals an seinen Stuhl genagelt, bildend, schreibend, weil Göschen in Leipzig den vierten Band setzen will und Herder in Weimar bald die Handschrift fordern wird, um Korrektur zu lesen.

Leipzig und Weimar? Nicht wie ehemals! Damals, in der Dachstube am Frankfurter Hirschgraben, als Egmonts Schatten zu ihm kam, fielen die Skizzen auf die Bogen — zu welchem Ende, für welchen Hörer wußte er nicht, und kein Verleger wartete. Und eben, als er's angefangen, rief ihn ein junger Herzog zu sich in eine kleine fremde Stadt nach Thüringen, er folgte, packte die Blätter zusammen, vergaß sie lange. Wie fern das ist — ferner im Grunde als die Zeiten am Hirschgraben! Da war Lili noch da, das hold quälende Wesen, da sorgten Vater und Schwager am Ende für die Akten, wenn man nach Offenbach hinausfuhr, Lustfahrten gab es, Eisläufe und Musik, Freiheit. . In Weimar aber? „Lieber tot sein, als noch einmal leben wie diese letzten Jahre!“

Wie ferne sie sind, die Freundin, der Freund! Denkt nicht am Ende doch jeder erst an sich? Bewegen Charlotte Stolz und Eifersucht nicht heftiger als Liebe und Freundschaft? Fesselt den Herzog sein Kriegsspiel nicht lebhafter als seines Freundes Bildung? „Ich bin von einer ungeheuren Leidenschaft und Krankheit geheilt. . Hätte ich nicht den Entschluß

gefaßt, den ich jetzt ausführe, so wäre ich rein zu Grunde gegangen und zu allem unfähig geworden.“ Freiheit! Ist es Freiheit allein, die er in Rom genießt? Und ist es überhaupt Genuß, was ihn erfüllt?

Seit seiner Flucht aus Karlsbad an jenem Septembermorgen war Goethe nach Rom mehr geeilt als gereist: 56 Tage, und der Kurier braucht 16; dennoch wurde halb Oberitalien angesehen und manches in der Mitte. Unwiderstehlich treibt ihn ein Vorgefühl, drängt ihn ein Zwang vorwärts: als könnte ihm das lange vor den Sinnen schwebende Ziel zuletzt noch entrissen werden. Diese reiche zweimonatige Hinreise läuft wie eine über dem Orgelpunkte Rom aufgebaute Melodie, in raschem Crescendo Ton und Tempo steigend. Ein höchst nervöser Geist ist es, der da seine Fesseln löst, um Freiheit zu erlangen, und sieht man den nach Süden Reisenden die abnehmenden Breitengrade zählen, so mag man an so erregten Zeichen den Druck nachprüfen, der auf ihm lastete. Hier ist Goethe am ersten Tage jenseits der Alpen:

„Man glaubt wieder einmal an einen Gott — ruft er in Trient aus. — Es ist mir, als wenn ich hier geboren und erzogen wäre und nun von einer Grönlandsfahrt, von einem Walfischfang zurückkäme. Alles ist mir willkommen . . Wenn das alles jemand läse, der im Mittag wohnte, vom Mittag käme, er würde mich für sehr kindisch halten. Ach, was ich da schreibe, hab' ich lange gewußt, seitdem ich . . unter einem bösen Himmel leide, und jetzt mag ich gern diese Freude als Ausnahme fühlen, die wir als eine ewige Naturwohlthat immer genießen sollten . . Mir ist's wie einem Kinde, das erst wieder leben lernen muß . . Wie froh bin ich, daß die geliebte Sprache nun die Sprache des Gebrauches wird . . Herder hat wohl Recht zu sagen, daß ich ein großes Kind bin und bleibe.“

Keht nicht so ein lange Verbannter in seine Heimat wieder? Es sind Goethes erste Worte in Italien: ergreifende Zeichen des Wiedersehens beim ersten Anblick eines Niegesehenen! Ungläubig wie ein Gefangener nach der Befreiung staunt Goethe, der doch zweimal in der Schweiz war, Blau und Schnee der Berge auf dem Brenner an und ruft in der Erinnerung an jene andern Stunden auf dem Gotthard, von wo er zweimal umkehrte: er glaub' es nicht eher, als bis er drüben sei. Was andern Menschen gemein und leicht sei, werde ihm sauer gemacht. Alles Übel scheint ihm nordwärts abzuklingen, Wolken und Nebel, die in diesen Tagen zufällig nordwärts ziehen, scheinen ihm immerdar wie heute alles Trübe und Kalte in seine Heimat zu tragen.

Ohne Namen zu reisen, freut ihn wie neue Jugend; Birnen auf der Straße zu essen, mit den Leuten zu reden, die ihm begegnen, von jedem Bettler auf den Weg gewiesen zu werden, ist ihm Lust. Mit Mantelsack und Ranzen ist er abgereist, eine Weste mit Ärmeln und einen Überrock kann er nach Wind und Wetter einrichten. In Verona kleidet er sich nach Art des Mittelstandes ein, lernt diesen Leuten Gang und Art ab, dann

zieht er leinene Unterstrümpfe an, um noch eine Stufe herunterzurücken, spielt auf dem Markte von Vicenza mit den Kindern, studiert, indem er dies Volk zu erfassen sucht, Volk als solches, wie ehemals auf seinen heimlichen Fahrten in den Harz, sucht Märkte auf, läßt Paläste liegen und überschätzt bewußt diese Nation: man müsse nur die Kinder sehn und die gemeinen Leute! Ein solches Vorgefühl sieht er vom Klima auch auf die Armut ausgehen und noch den Schatten des Volkes respektabel machen. Zugleich freut ihn, ohne Diener zu leben, nach langem hockenden und schleichenden Leben wieder zu laufen. Nach einer Woche schon fühlt er größere Elastizität des Geistes, denn Bedientwerden mache vor der Zeit alt und unfähig; jetzt muß er sich „um den Geldkurs bekümmern, wechseln, bezahlen, notieren, dir schreiben, anstatt daß ich sonst nur dachte, wollte, sann, befahl und diktierte“.

Nie wieder ist Goethe in seinen zwei italienischen Jahren so heiter wie in diesen ersten zwei Monaten, jetzt gleicht er einem Prinzen, der seinem Hofmeister entlaufen ist, um auf dem Wege, statt der fürstlichen Base, die er heiraten soll, die lang erträumte, fremdländische Geliebte bald zu umfassen. Nur dieser Anfang der Reise hat etwas vom Abenteuer, spät genießt Goethe die Rolle des fahrenden Schülers, Trauben und Feigen, unter blauem Himmel den warmen Herbst, Sprache und Volk.

Doch zugleich beginnt er auch da zu lernen, wo er nur so vorüberstreift. Warum, fragt er sich, sehen die Leute gegen den Gardasee hin schlechter aus als nördlich vom Brenner — und schließt auf ihre andere Art, Polenta zu essen. Was kostet die Pacht für einen Bogen in der Arena? fragt er die Handwerker in Verona, die da drinnen ihre Werkstatt halten, und aus Venedig schreibt er schon in seiner alten Art, er verliere keine Stunde und bleibe nicht länger aus als nötig. Hier ist er — vier Wochen nach der Abfahrt — schon wieder glücklich, einen Diener zu finden, schlürft alle Vorteile, die dem Reisenden aus der Hilfe eines Eingeborenen erstehen, und daß er nun immer den kürzesten Weg um den geringsten Preis nehmen kann, gibt ihm gewohnte Ruhe wieder. Ist er vielleicht nicht mehr jung genug, so zu leben, wie er's diese vier Wochen von Herzen versuchte?

Sehr bald fängt er wieder an, statt zu wechseln und zu zahlen, doch lieber wie früher zu denken, zu wollen, zu sinnieren, zu befehlen, auch beunruhigt ihn Venedig rasch, nach zwei Wochen ist er froh, fortzukommen. Stärker wirkt mit jedem Breitengrade die Kraft des großen Magneten. Durch Ferrara fegt er, von Bologna aus möchte er am liebsten durchreisen, buchstäblich rast er mit dreistündigem Aufenthalte durch Florenz, schläft dann die letzten zwei Nächte angekleidet, reist vor Tage von der Herberge ab, und: „Morgen Abend in Rom. Nachher hab ich nichts mehr zu wünschen, als dich und die wenigen Meinigen gesund wiederzusehn.“ Aber erst unter der Porta del Popolo „war ich mir gewiß, Rom zu haben . . Das Gesetz und die Propheten sind nun erfüllt, und ich habe Ruhe vor den römischen Gespenstern auf Zeitlebens . . Ich fange nun erst an zu

leben . . Nun bin ich hier und ruhig und, wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt.“

Diese rasche Reise zeigt die Ungeduld eines jungen Mannes an, der sich der Erfüllung eines Liebeswunsches nähert, sicher eines Sieges und doch in den letzten Stunden durch Zweifel die Vorfreude steigernd. Wie betäubt, weder genießend noch schauend sinkt Goethe am Ende dieses Weges auf ein Lager, von dem Gedanken erlöst: nun hat er Rom, dies Eine kann ihm niemand mehr nehmen! Und völlig wie einer, dessen Nerven vor allem den ersten Schritt auf römischen Boden erwünschten, sagt er nach dem ersten Tage nur sachlich und kühl, er habe Sankt Peter und „die wichtigsten Ruinen“ gesehen.

Denn hier und jetzt wie überall und immer schwebt Goethes Schritten seine Ahnung voraus. Zum inneren Bilde, das er im Herzen trägt, kann ihm durch Welt und Dichtung nur Bestätigung kommen, doch auch an großen Gefühlen kann diese Seele draußen nichts erleben, was nicht lange vorgefühlt in ihr ruhte. Auf Taten, Landschaften, Reisen könnte Goethe verzichten, wenn er dem Genius allein vertraute; sein Dämon aber treibt ihn immer wieder an, sich in Verirrungen, Realitäten, Fernen zu verlieren, mit seinem Leib und Leben nachzuprüfen, durchzukosten, was er vorahnt. Er, dessen innere Gesichte die Bilder der Welt übertreffen, braucht äußere Gesichte für sein ewig neubegieriges, forschendes Auge, um mit Beobachtungen die Ideen gleichsam zu ernähren. Noch immer ist er der übersinnliche sinnliche Freier, auch wenn er um Italien wirbt.

Hier wird er nichts lernen, was er hier zu lernen nicht voraus gewußt hat, wenig genießen, was er nicht erwartet. Einen Reiz des Reisens wie des Lebens, manchem der größte: Überraschung muß Goethe ganz entbehren. Wo andere Reisende in Erregung geraten, fühlt er sich beruhigt, denn was er sieht, ist ihm Bestätigung. Dies aber war es ja grade, was seine unruhvolle Natur erstrebte, als sie ihn in das Land der Kunst, der Freiheit und des Südens entbot: Ruhe der Seele, Sicherung geistigen Besitzes. Nicht weil er viel über Italien gelesen hat, fühlt er sich hier zu Hause: er las nur immer, weil er hier zu Hause war. Nun schlagen die Ringe zusammen.

Schon in Venedig fühlt er sich weniger begeistert als erleichtert, „daß Venedig kein bloßes Wort mehr für mich ist, ein Name, der mich, der ich von jeher ein Todfeind von Wortschällen gewesen bin, so oft geängstigt hat“. Die erste Gondel, deren Modell einst der Vater dem Knaben zeigte, begrüßt er wie einen Jugendeindruck. In den letzten Jahren hat er keine lateinischen Autoren mehr vertragen, noch zuletzt hat ihn Wielands Übersetzung der Satiren höchst unglücklich gemacht, nur zwei hat er gelesen, „und war schon wie toll . . Denn ich komme mit der historischen Kenntnis nicht näher, die Gegensätze standen gleichsam nur eine Handbreit von mir ab, waren aber durch eine undurchdringliche Mauer von



mir abgesondert. Denn es ist mir wirklich auch jetzt so, nicht als ob ich die Dinge sähe, sondern als ob ich sie wiedersähe“. Ganz so klingt es am ersten Tage aus Rom: „Es ist alles, wie ich mir's dachte, und alles neu.“ Lebendigkeit sei in alte Ideen gefahren, und in Neapel fügt er hinzu: „Welch ein früh wissendes und spät übendes Geschöpf ist doch der Mensch!“

Doch auch diese Bestätigungen erscheinen ihm oft als verspätet, ein kluger Engländer hätte ihn — klagt er — als Vater rascher erzogen, daß er sich nicht alles allein erobern müßte. Alles rücke auf einmal in ihm herauf, „warum nicht früher! warum nicht wohlfeiler!“ Manche Schicksale wären dann linder gefallen. Plötzlich biegt er in den Glauben an seine Gesetze zurück: er hätte dies nicht eher, nicht ein halb Jahr früher wünschen dürfen.

Nur Eines weiß er nicht voraus, den Ausgang; er ahnt ihn wohl, doch noch nach Monaten erschüttert ihn der dämonische Gedanke des großen Wagnisses: „Ich habe nur Eine Existenz, diese habe ich diesmal ganz gespielt und spiele sie noch. Komm ich leiblich und geistlich davon, überwältigt meine Natur, mein Geist, mein Glück diese Krise, so ersetze ich dir tausendfältig, was zu ersetzen ist. Komm ich um, so komm ich um, ich war ohnedies zu nichts mehr nütze.“

Natur, Geist, Glück ruft er an als heilende Führer. Das Glück hat Goethe in Italien wenig zugetragen, seine Natur wurde hier weniger fruchtbar als durch Bezähmung unschädlich, nur der Geist hat ihm Unermessliches geschenkt. Mehr aber schuldet er der Freiheit, deren er hier zwei Jahre lang genießt, nachdem er 15 Jahre lang erst durch Beruf und Familie, dann durch Freundschaft und Rücksicht, schließlich durch Staat, Hof und Pflichten, zugleich meistens durch Frauen und immer durch Produktion gebunden war. Als ein Gelehrter ohne Rang und Namen, ein deutscher Liebhaber der Schönen Künste, ohne Pflichten und Frauen, ohne Gesellschaft, fast ohne Produktion, vor allem ohne Vergangenheit: so lebt Goethe lange in der großen fremden Stadt, einzig um sich auszubilden, bevor er Vierzig wird.

Denn dies ist der Sinn seiner Reise: als ein Lernender lebt Goethe in Italien, nicht als Genießender, und so bleibt die Grundstimmung seiner Seele auch in dem heiteren Lande ganz ernst. Auf einem großen beruhigten Gemälde faßt der Maler Tischbein diese Stimmung gut, indem er einen gelagerten Wanderer auf den Trümmern erstarrter Kulturen über Vergänglichkeiten meditieren läßt. Nur der romantische Mitklang des Bildes wirkt ungoethisch: Klarheit um jeden Preis sucht dieser Geist am Ausgang der Dreißig, Wahrheit in Kunst und Natur. Niemals war sein Auge schärfer, sein Blick greifender als in Italien, niemals war Goethe unlyrischer gestimmt als in dem Jahrzehnte, das nun anhebt. Künstlich erhält er sich nüchtern, lebt diät und ruhig, damit die Gegenstände keine er-

höhte Seele fänden, sondern die Seele erhöhten: denn nur im letzten Falle sei man dem Irrtum weniger ausgesetzt.

„Meine Übung, alle Dinge wie sie sind zu sehen und zu lesen, meine Treue, das Auge Licht sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Präntion machen mich hier im Stillen glücklich . . Was mich am tiefsten freut, ist die Wirkung, die ich schon in meiner Seele fühle: es ist eine innre Solidität, mit der der Geist gleichsam gestempelt wird; Ernst ohne Trockenheit und ein gesetztes Wesen mit Freude . . Wenn man so eine Existenz ansieht, die zweitausend Jahr und drüber alt ist . . so wird man Mitgenosse der großen Ratschlüsse des Schicksals . . So steigt der alte Phönix Rom wie ein Geist aus seinem Grabe, doch ist's Anstrengung statt Genusses . . Ich dachte wohl, hier was zu lernen, daß ich aber so weit in die Schule zurückgehn, daß ich so viel lernen müßte, dacht' ich nicht . . Schon habe ich viel in meinem Innren gewonnen . . und bin um vieles freier. Täglich werf' ich eine neue Schale ab und hoffe als ein Mensch wiederzukehren . . Ich habe in der Welt nichts zu suchen als das Gefundene, nur daß ich's genießen lerne, das ist alles, warum ich mich hier noch mehr hämmern und bearbeiten lasse.“

Eine immer lernende, selten gestaltende, noch seltener genießende Grundstimmung, die die ganze Reise beherrscht, wird aus diesen Konfessionen seiner ersten römischen Monate kund. Denn selbst in Neapel, einer Hauptstadt des Rokoko, das auch manchen schweren Deutschen in leichtere Welt zu verführen weiß, bleibt er der Nämliche, „nach meiner Art ganz stille und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große große Augen . . Jedermann lebt (hier) in einer Art von trunkner Selbstvergessenheit. Mir geht es ebenso, ich erkenne mich kaum, ich scheine mir ein ganz anderer Mensch. Gestern dacht' ich: entweder du warst sonst toll, oder du bist es jetzt . . Eine wunderliche Empfindung, nur mit genießenden Menschen umzugehen . . In so großer Gesellschaft und Bewegung fühl' ich mich erst recht still und einsam; je mehr die Straßen toben, desto ruhiger werd' ich . . Reisen lern' ich wohl auf dieser Reise; ob ich leben lerne, weiß ich nicht. Die Menschen, die es zu verstehen scheinen, sind in Art und Wesen zu sehr von mir verschieden, als daß ich auf dieses Talent sollte Anspruch machen können.“

So ist es kein Opfer an den Genius, es ist nur seine Natur, daß Goethe diese Freiheit nutzt, um zu lernen. Damals konnte dafür keine Stätte reicher sein als Rom. Nur kurze Zeit verwirrt es diesen großen Dilettanten, der sich im Flimmern der ersten vielfältigen Eindrücke bis an den romreisenden Vater und an alle Provinzen seines Autodidaktentums erinnert fühlt. Hier sieht er, was er falsch weiß oder halb, erkennt, was sich verbinden ließe, und erst jetzt baut sein ordnender Sinn sich einen Plan zu dieser Reise, die er wie eine abenteuerliche Flucht begann. Jetzt erklärt er, noch ein Jahr und länger zu brauchen, um diese Gegenstände zu fassen, die ihn zwar nicht erstaunen machen, doch die er durchaus studieren muß. In das lockere Gestänge der begonnenen Improvisationen baut er

nachträglich Pfeiler und Bogen, um auch aus dieser Reise ein Werk zu machen, für sich, nicht für die Darstellung, und wie er Rom sich in Sektoren der Bildung teilt, um es allmählich zu beherrschen, so empfindet er später seine Fahrt nach Sizilien als Mittel, dem Ganzen eine Gestalt zu geben, denn in Neapel hätte die Reise zu stumpf aufgehört.

War Goethes Auge im Gleichmaß heimatlicher Tage das zentrale Organ, das seinen Geist ernährte, vollends muß es der Herr auf Reisen sein, wo jeder sehend prüfen will. Gegenwart wird in diesen Jahren sein liebstes Wort, um sinnliche Eindrücke ist es ihm zu tun, die Bilder und Bücher ihm nicht geben können, den beobachtenden Geist will er versuchen, Helle des Auges, Geschwindigkeit des Fassens, „und ob die Falten, die sich in mein Gemüt geschlagen und gedrückt haben, wieder auszutilgen sind . . Ich bin den ganzen Tag in einem Gespräch mit den Dingen . . Ich will die Augen auf tun, bescheiden sehen und abwarten, was sich mir in der Seele bildet . . Alle Wege bahnen sich vor mir, weil ich in der Demut wandle.“

Dennoch bringt er das Grundgesetz seines Sehens in der Seele mit: Goethe sieht immer das Werden der Dinge. Auch hier, wo alles ihn auffordert, das Gegenwärtige zu genießen, erforscht er statt dessen Entwicklungen. Rom, sagt er, behandle er in seiner alten Manier wie die Natur, und indem er sich dadurch den Genuß des Ruhenden, des Gewordenen schwächt oder ihn auslöscht, schafft er sich den tieferen, kälteren des Strebenden, Werdenden. Berge und Feldbau, Säulenordnungen und Fuhrwerke, alle Dinge ergreift er in ihrer Genealogie.

Ist er beim Eintritt in die Tempel von Pästum von der Last dieser stumpfen Säulen enttäuscht, nach einer Stunde empfindet er sie vertraut in Gedanken an Zeiten, deren Geiste solche Bauart gemäß war. Statt in Venedig romantisch zu rhapsodieren, erklärt er sich aus Entstehung und Lage die Gesetze dieser Stadt. Nicht als Curiosum der Mode erscheint ihm die Tracht der Oberitaliener, sondern notwendig bei Leuten, die nicht sehr sauber sind, sich aber öffentlich viel zu zeigen wünschen. In Verona sieht er die Arena unter den Plänen und Händen des Baumeisters zu dem Zwecke erstehen, einer großen Menge Zuschauer Plätze zu schaffen, und aus dem rätselvollen Verschlossensein eines Tors am Corso folgert er durchkreuzte Absichten eines Architekten, der neue Anlagen plante. Überall wird der reisende Goethe produktiv, indem er, was er sieht, aufs neue zu erschaffen scheint. Selbst den Jahrtausenden des Apennin wüßte er eine andere Gestalt zu geben: bei geringerer Höhe wären sie dem Einfluß des Meeres besser ausgesetzt und somit landschaftlich schöner geworden!

Ja, er genießt grade diese Art, die Dinge in ihrem Entstehen zu erkennen, und bedauert, niemand bei sich zu haben, „dem ich meine wachsenden Kenntnisse unterwegs mitteilen könnte, denn zuletzt verschlingt das Resultat die Annehmlichkeiten des Werdens, wie die Herberge abends die Mühe und Freude des Weges verschlingt“.

Was Goethes Auge in Italien sieht, sind vor allem mehr Dinge als Menschen — zuletzt hatte er mehr Menschen als Dinge ertragen müssen —, weshalb er denn als Dichter viele Bilder und noch mehr Formen, kaum aber Stoffe, noch weniger Vorbilder zu neuen Gestalten nach Hause mitbringt. War er in den letzten Jahren mehr Dichter als Staatsmann, mehr Forscher als Dichter, so erhält sich diese Klimax auf der Reise. Klar erweist sich seine innere Abkehr von den Geschäften, die ihn so schwer belasteten, in dieser Stumpfheit gegen Staat und Politik in Italien: sie wirkt wie der Trotz eines heimverlangenden Künstlers.

Freiheit der Bewegung, Namenlosigkeit stärken seine demokratischen Gefühle. Als herrliches Monument, nicht eines Befehlenden, sondern eines Volkes bewundert er die Republik Venedig. Stärker empfindet er den sozialen Widersinn der kleinen Souveräne Deutschlands, wenn er hier im Süden den freieren Umgang der Klassen betrachtet. Doch in Rom interessiert ihn weder Originalität noch Korruption des Kirchenstaates, sogar sein Spott darüber wird nur ein oder zwei Male laut.

Eher fesseln ihn zuweilen Details der Verwaltung, weil hier der sinnliche Geist sich mit seinen Erfahrungen zu Vorschlägen vereint: für Venedigs Reinigung entwirft er einen Plan, findet einen Fehler im Anstreichen der Kirchen, er rühmt eine exakte, dem Reisenden unbequeme Dogana, bemerkt sich eine Straßenschüttung der Chausseen von Ferrara zur Nachahmung in Weimar — dies bleibt der einzige Punkt, worin er Tassos Stadt mit Goethes Stadt vergleicht! — und nach sechs Zeilen über Florenz folgen Seiten über Feldstellung, Fruchtfolge, Abstand der Weizenreihen, Dünger in der Florentiner Gegend. Dennoch wird, vor so geringen Erinnerungen an ein Jahrzehnt praktischer Tages-Arbeit, deutlich, wie ihm dies alles zuletzt nur noch Pflicht war.

Als Forscher dagegen wirkt er in allen Epochen der Reise mit natürlicher Leidenschaft. Liebe zur Wahrheit überwächst Liebe zum Schönen, Schauen will sich in Sehen verwandeln, um wieder Schauen zu werden, Natur wird Rettung aus den Verwirrungen des Dämon. Goethes Naturforschung in Italien enthält das reinste Symbol seiner auf das Lebendige nur immer stärker drängenden Entwicklung. Hier, wo ihn Kunst erwartet, die er nur hier finden kann, wendet er die Hälfte seiner Zeit und Kräfte auf Natur, die er grundsätzlich auch zu Hause findet, und wie um den Gesetzen der Entwicklung noch enger vertraut zu werden, wendet er sich immer entschlossener vom Stein zur Pflanze. Es ist, als bliebe ihm der Norden ein Gleichnis des Starren, der Süden erst entwirkte sich vor ihm zu sprossender Entfaltung.

Aus den Etappen der Reise ist es abzulesen. Am dritten Tage möchte er noch ein Stück Quarz mit Jaspis vermischt nach Rom mitnehmen, um es später nach Weimar zu bringen, und bis auf den Brenner studiert er das Gestein. Dann fesseln ihn im Übergange Wolken- und Windbil-

dungen, und eine ganze originale Wettertheorie, die sich im Umriss später bewährt hat, wird von dem Vorgefühle der Seele getragen, alles Dunkle und Schwere strebe nach Norden. Findet er später vereinzelt montane Erkenntnisse wieder, so ist's doch nur Gelegenheit, vulkanisches Gestein, das er in Thüringen studiert hat, nun am Vesuv noch in Bewegung zu sehen.

Doch schon am Lido forscht er dem saftigen zähen Wesen der Strandpflanzen nach, findet neue Ursachen, es wird ihm wohl, daß dies alles nun Welt und Natur werde und aufhöre, Kabinett zu sein. Goethe zieht niemals aus, um zu entdecken: er sieht und entdeckt. Dennoch trägt und leitet ihn auch hier das Vorgefühl des Gesetzes. Alles war in ihm, was er außer sich findet. Eigentlich — sagt er in seinen Lava-Studien zum ersten Male — sollte er den Rest seines Lebens auf Beobachtung wenden, manches wäre für ihn aufzufinden; von Süditalien aus, wo neue Pflanzen und Fische vor sein Auge treten, fühlt er sich versucht, nach Indien zu gehen, „nicht um etwas Neues zu entdecken, sondern um das Entdeckte auf meine Art anzusehen. Wie ich es oft voraus sagte, habe ich es gefunden, daß hier alles aufgeschlossener und entwickelter ist. Manches, was ich bei uns vermutete und mit dem Mikroskop suchte, sehe ich hier mit bloßem Auge als eine zweifellose Gewißheit.“ Dies Wort ist ein Gleichnis der ganzen Reise.

Indem Goethes Seele sich immer mehr in Selbstbeobachtung vertieft, indem er sich mit sich selbst zu verbinden, zu vereinfachen strebt, trägt er dies aus der eigenen Objektivation gewonnene Gesetz in die Natur zurück, aus der er stammt: so bleibt er auch als Naturforscher Psycholog. Nie hat sich das biogenetische Grundgesetz in einem Menschen tiefer bewährt. Das Pflanzenreich rast in mir, schrieb er kurz vor der Flucht. Nun findet er das Gesetz, dem seine Seele nachjagte, außer sich, ohne es eigentlich zu suchen: in Padua und Palermo tritt ihm an der Palme die Idee der Urpflanze entgegen. Er fühlt sich „dem Geheimnis der Pflanzenzeugung . . ganz nahe und daß es das Einfachste ist, was nur gedacht werden kann . . Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, über welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die konsequent sein müssen . . Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen“.

Zehn Jahre später nennt er die Zeit dieses Findens die schönsten Augenblicke seines Lebens, und wieder zwanzig Jahre später, lange nach Abschluß seiner Morphologie, läßt er die glühenden Worte nachklingen: „Einen solchen Begriff zu fassen, zu ertragen, ihn in der Natur aufzufinden, ist eine Aufgabe, die uns in einen peinlich süßen Zustand versetzt.“ Jetzt hindert ihn das Studium Roms, seine Gedanken auszuarbeiten, und so nimmt er — ganz Autodidakt — überall, aus Gärten und Feldern, auf Spazierfahrten, Pflanzen mit, wie er sie grade findet, „glücklich in dem, was meines Vaters ist“.

In Sizilien gibt er sogar Syrakus auf, um, durchs Land fahrend, lieber das Korn zu sehen, von dem die Insel ihren Beinamen hat. Raffaels Schädel bezeichnet er, heiter cynisch wie ein Naturforscher, als einen trefflichen Knochenbau, in dem eine schöne Seele bequem spazieren könnte. Als ihn die Freunde in Neapel am Genuß eines Glases voll Wasser hindern wollen, weil Insekten drin schwimmen, trinkt er ruhig, denn wir äßen ja auch Krebse und Aale, diese kleinen Tiere würden ihm nichts tun, vielleicht ihn nähren. So groß ist Goethes Andacht vor der Natur. Mißtrauisch blickt er aus solchem Tageslicht in die Dämmerung der mystischen Dinge.

Diese unromantisch hellsichtige Art wird nirgends deutlicher als vor der Landschaft. Briefe und Tagebücher entbehren großer Schilderungen italischer Landschaft beinah ganz. Hier, wo der Deutsche zu schwärmen pflegt, bleibt Goethe still, diesen Gärten, diesem Himmel, die er aus Sehnsucht in Thüringen besang, widmet er in ihrem Schatten, unter seiner Bläue kein Gedicht und nur wenige beschreibende Verse in den hier weiter gearbeiteten Dramen. Das Klima immer neu zu preisen, wird er nicht müde, ja ganz allein das Klima möchte er verpflanzen, ein Stück herauschneiden, genug, um einen Streifen um sein Haus zu legen.

Die Landschaft selbst wird kühl, meist nüchtern beschrieben, selbst der feuerspeiende Vesuv auf seine inneren Wahrheiten, nicht auf sein äußeres Bild untersucht, Mondschein, der die Dinge halb verhüllt, kommt selten vor. Selbst das Meer überrascht ihn nicht als Bild! Vom Markusturme sieht er's zum erstenmal im Leben, beschreibt aber nur Schiffe, Berge und Lagunen. Als er dann auf dem Lido steht, konstatiert er nur: „So hab ich auch das mit Augen gesehn und bin auf der schönen Tenne, die es weichend zurückläßt, ihm nachgegangen. Da hätte ich mir die Kinder gewünscht, um der Muscheln willen!“ Seepflanzen und Seeschnecken werden untersucht, und bei dieser ersten Berührung des Meeres ruft er vor dem Taschenkrebse das herrliche Wort aus: „Was ist doch ein Lebendiges für ein köstlich herrliches Ding! Wie abgemessen zu seinem Zustande, wie wahr! wie seiend!“

Hier hat man Goethe, den 38jährigen: das Unendliche im Kleinen verehrend, Allgemeinem eher mißtrauend. Dies allgemeine Große wirkt erst allmählich auf ihn ein, und in Neapel sagt er, wenn man sich erst eine Zeitlang dran gewöhnt hat, begreift man nicht, wie man ohne das Meer leben kann. Doch als es sich im Sturm ihm darstellt, studiert er die Formen der Wellen! Ist es nicht, als wiche er in seinem Wunsch nach Gleichmaß allen Verführungen aus, selbst in der Natur? Zwanzig Jahre vorher hätte Goethe im Meer ein Gleichnis seiner Seele gefühlt.

Wie ihm solche Kenntnis des Organischen in der Kunst von Nutzen sei, wird ihm in Rom bewußt, doch denkt er dabei weniger an den

menschlichen Körper als an seine Art, Natur anzuschauen. Als er kam — so berichtet er gegen Ende der Reise — hat er von der bildenden Kunst nichts verstanden, nur einen Abglanz der Natur darin bewundert. Trotzdem findet er auch hier seine Grundideen bestätigt, nur alles entwickelter und ihm entgegenwachsend. Dies und die Sorgfalt seines Sehens nehmen ihm auch hier die Überraschung. Die Dinge wiederholt zu sehen, ermahnt er sich selbst, dem ersten Eindruck, „einem Gemisch von Wahrheit und Lüge“, mißtraut er. Das Handwerk einer Arbeit zu erlernen, habe er zeitlebens versäumt: nun wolle er's durcharbeiten, um an was andres gehen zu können.

„Die Hauptsache ist, daß alle diese Gegenstände, die nun schon über dreißig Jahre auf meine Imagination abwesend gewirkt haben und also alle zu hoch stehn, nun in den ordentlichen Kammer- und Hauston der Koexistenz heruntergestimmt werden.“ Wieder Furcht vor römischen Gespenstern, wieder Wille, fertig zu werden, zu beherrschen statt zu genießen, sie hinter sich zu wissen: ein wunderliches Getriebensein, das ihn vor der Natur nie faßt, weil er ihr Reich unendlich fühlt, die Kunst in ihren Grenzen endlich.

Jene Worte braucht er vor Palladios Bauten, dessen antikem Geist er in Oberitalien folgt, wie überhaupt seinem Wunsche nach Klarheit, Stille, Linie nur die Antike genügen kann. Kaum, daß er selbst die Bauten der Renaissance studierte, Florenz, Perugia; das Barock bleibt ihm vollends fremd, ihn ärgern die schiefen Türme nicht weniger als die Bizarrerien eines sizilianischen Fürsten, die er aber doch pedantisch katalogisiert. Mit gänzlich blindem Spotte fällt er alles an, was er noch gotisch findet: so sehr ist Goethes Seele um diese Zeit gegen alles Charakteristische, so ganz aufs Lineare, Ruhende gerichtet. Doch unter allen Bauten vermeidet er auch von denen keine, die ihm fremd und feindlich sind. Nur einmal dreht er um: in den Katakomben ergreift ihn solches Mißbehagen, daß er gleich wieder zu Tage steigt.

Ins Innere der Erde, ins Ilmenauer Bergwerk ist er oft forschend mit dem Hammer vorgedrungen; in diesen christlichen Totenkammern stockt ihm der Atem, Goethe flieht ins Licht.

Vor Statuen steht er zuerst erstaunter und ergriffener als vor antiken Bauten: von diesen muß er sich Reste zusammensuchen, die ihn nur trauervoll stimmen, da kein romantisches Gefühl ihn zum Genusse des Zerstörten antreibt; jene, die er unversehrter findet, enthüllen ihm das Geheimnis des Stoffes. In Deutschland hat er nur Abgüsse gesehen, kein Original. Nun lernt er in Rom rasch, an Plastiken und Gemmen griechische Epochen unterscheiden und hätte ein echtes Stück beinahe gekauft. Anfangs erscheinen ihm diese Werke mehr als Zeugen ihrer Zeit, literarischer, und er verehrt darin den Menschen in seinem reinsten Zustande. Erst im letzten, reichsten Halbjahr werden sie ihm wahrhaft belebt, nun wird er an ihnen produktiv. Gestützt auf anatomisches Wissen lernt er den Menschen-Kopf und -Körper zeichnen, fängt lei-

denschaftlich an zu modellieren, und wieder braucht er jenes Wort Jakobs: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn — und sollt' ich mich lahm ringen!“

Mit 20 Jahren rang er unter diesem Ausruf um Herder und seine Lehre vom dichtenden Volke, mit 30 unter demselben Gebete um Ordnung und Klarheit in Weimars Finanzen, nun mit 38 um die bildende Hand. Denn noch einmal versucht sich Goethe im Zeichnen, und wie er es in Rom, von Kunst und Künstlern umgeben, mit höchster Passion anstrebt, so ist es sein letzter Versuch. Zum ersten Male fühlt er bildende und dichtende Kunst so nah zusammen, daß er das Wort Künstler doppelsinnig braucht, sucht als Bildner Positives zu erreichen, teilt den zweiten römischen Winter in fünf oder sechs Abschnitte für Zeichenstudien, wünscht wie ein Musiker Harmonien aufs Blatt zu bringen, glaubt ein Prinzip zu finden und modelliert einen ansehnlichen Herkuleskopf.

Dies Studium des Bildners hat dem Dichter genutzt. So unpersönlich seine Blätter bleiben, das Streben nach Umriß und Farbe hat ihn alle Dinge aufs neue ansehen, ihn ihr Wesentliches absehen gelehrt: dies tritt in der Plastik seiner Sätze, Verse, Bilder wieder hervor. Als einen Vorteil seiner Reise betont er's am Ende, daß er von nun an als Bildner entsage, weil er „eigentlich zur Dichtkunst geboren“ sei.

Indessen bildet er in Rom auch seine Musikalität. Die Opera buffa studiert er, um dem Schweizer Komponisten Kaiser, der zu ihm herunterkommt, einen besseren Text zum neuen Singspiele zu liefern. Das Wesen der Orgel und die Chöre in der Sixtina bringen ihm neue Erkenntnisse. Auch der Anfang seiner „Nausikaa“, das Ballspiel der Mädchen, ist ganz wie für Musik und leichtfüßiger als irgend eine seiner früheren Szenen. Ein Fachmann, der mit ihm damals viel über Musik sprach, staunt über so große Kenntnis der alten Meister und erwähnt Goethes sehr modernen Einwand, sie hätten besser für den Sänger gesorgt als die späteren, wenn sie vermieden, den Sänger durch Bläser zu übertönen.

Der Bühne scheint er ganz entwachsen, in allen Städten langweilen ihn Oper und Schauspiel. Mit solcher Truppe, mit solchem Publikum seine Iphigenie zu spielen, hält er für unmöglich, nennt alles Theater leer und nichts, diese Abende seine verdrießlichsten Stunden, und nur die Farce macht ihm Spaß, weil da das Volk sich selber wiederfindet.

Auch als Dichter wird er zunächst kaum angeregt. In ihrer Heimat liest er weder Dante noch Ariost, weder Petrarca noch Tasso, nicht einmal lateinische Lyriker; die Schauplätze von Shakespeares Stücken interessieren ihn nicht, die seiner eigenen müssen ihn enttäuschen. Als Tassos Gefängnis zeigt man ihm einen Stall, sein Grab läßt ihn kalt, selbst die Totenmaske fesselt ihn wenig. In einem heiteren Briefe deutet



er sein unentrinnbares Schicksal an, wie er dichtend immer der Wirklichkeit, und auch seiner eigenen vorgreift: die Ankündigung seiner Schriften nötige ihn, sich in diesem Jahr in eine Prinzessin zu verlieben, um Tasso zu schreiben, sich dem Teufel zu ergeben, um mit Faust fertig zu werden. Als er Egmont in Rom überarbeitet, liest er in der neusten Zeitung die Wiederholung solcher Tumulte in Brüssel, wie er sie vor einem Jahrzehnt geschrieben, und wenn er in den Gärten von Florenz wenige Stunden auf Tasso verwendet und in einigen Klängen der neuen Iphigenie den Süden nachbildet, in dem er atmet, so bedeuten solche Stimmungen nichts gegen das tiefere Gesetz der Vorahnung. Goethe braucht so wenig wie ein anderer Dichter Landschaft und Kostüm zu sehen, die er darstellen will, im Park Borghese dichtet er die deutscheste Hexenküche, und unter den Orangen von Neapel schreibt er nur: „Mignon hatte wohl Recht, sich dahin zu sehnen.“

Eines blauen Frühlingsmorgens geht Goethe in Palermo nach dem öffentlichen Garten „mit dem festen, ruhigen Vorsatz, meine dichterischen Träume (Nausikaa) fortzusetzen. Allein ehe ich's mich versah, erfaßte mich ein anderes Gespenst, das mir schon diese Tage nachgeschlichen“. Zwischen subtropischen Pflanzen fängt er aufs neue an, die Urpflanze zu suchen, an die er glaubt. Es muß ein Muster geben! Er vergleicht, sucht, wird unruhig, ohne etwas zu finden, und „gestört war mein guter poetischer Vorsatz, der Garten des Alkinoos war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgetan. Warum sind wir Neueren doch so zerstreut, warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können!“

In diesem Epigramm wird der Kampf des Forschers und Dichters in Goethe deutlich, und wenn dies ein Kunstgriff der Darstellung sein sollte, kein wirkliches Abenteuer des Geistes, so scheint dieser Kampf damit nur stärker ins Bewußtsein seines Trägers erhoben. Dieser Zwiespalt des produktiven Goethe in Italien ist nur der kühlere Ausdruck des tieferen Zwiespaltes, der seine Doppelseele durchströmt. Heiße Hingabe an Natur und Menschen, positiv, kämpft in diesem Herzen jetzt wie ehemals mit kalter Klarheit, kritisch, isoliert: Genius und Dämon in neuer Verschiebung.

Während der Forscher in Italien gewinnt, während der Stilisator sich festigt, geht der Dichter wenig bereichert aus dieser Epoche hervor, denn selbst für die Elegien, die er heimgekehrt schreiben wird, ist Rom mehr Relief als Inhalt. Weder Gedichte noch wichtige neue Pläne bringt er nach Hause. Aber zur Ausführung seiner Fragmente, in der die poetische Arbeit dieser zwei Jahre beschlossen liegt, braucht er Freiheit des Geistes, wie er sie nur außerhalb Weimars finden kann; in diesem Sinne hatte Goethe weniger Italien nötig als Freiheit.

Als er beschloß, seine Fragmente zu drucken, hielt er sich, nach einem Bekenntnis aus Rom, für tot; nun geht er erfrischt an die Vollendung und kommt, auf einer neuen Stufe des Stiles, in die Lage, sich mit sich

selbst zu vergleichen, seine „Enge und Weite“ recht zu erkennen. Mit sonderbaren Gefühlen eröffnet er eines Tages das Paket, worin ihn die ersten vier Bände seiner Gesamtausgabe, „die Resultate eines halben Lebens in Rom aufsuchen“. Und wie er immer Architekt seines Lebens bleibt, so baut er sich auch dies Zusammentreffen zum Schlußstore aus, durch das er einen Abschnitt verlassen will.

Iphigenien widmet er viele Mühe, die zarte Dichtung sucht er unter Joch des Verses zu beugen, ohne sie zu knicken. Zuweilen, in der Einsamkeit der Hinreise greift er danach wie nach einem Festen, das ihn mit der Vergangenheit verbinde unter fremdem Volke. Doch nennt er's wiederum nur ein Umschreiben, kein Umarbeiten, und denkt man der Beratungen, die er noch in den letzten Tagen mit Herder über Harmonie und Versmaße gehalten hat, nimmt man dazu, daß in diesen acht Jahren zwischen Urschrift und Italien noch mehrere Stufen weimarscher Versbearbeitung liegen, so wird aufs neue die enge Grenze deutlich, in der sich das Werk noch südlich entwickeln konnte. Auch hier findet er nur wieder, was er im Herzen trug, und eine Agatha, der er nun im Geiste alles zum heiligen Urteil vorlegen möchte, bestätigt sein altes Ideal. Es ist nur literarische Artigkeit, wenn Tischbein neben dem ruhenden Goethe auf einem gestürzten Friesen Iphigenie erscheinen läßt.

Mit einer seltsam strebend fremden Neigung steht Goethe vor diesem Werke, und vergleicht man sein inniges Werben um Iphigenie, sein jahrelanges Dienen mit der Entfremdung, in der er schon ein Jahr nach Beendigung vor dem Werke steht, so spiegelt sich aufs neue seine Liebe zu dem Urbild ab und das Schicksal seiner Neigung. Goethe konnte Lotte Buff am Ende vergessen, Werther parodieren; Frau von Stein aber und Iphigenie, weniger heiß empfangen, wurden ihm nur in Kühle fremd. Ein Jahr nach Vollendung bleibt Goethe vor seiner Dichtung kalt.

Auch Tasso, an dem er im letzten Halbjahr in Rom produktiver wird als im ersten an Iphigenie, wächst in Italien, nicht durch Italien. In Neapel ist er versucht, ihn ins Feuer zu werfen, fühlt sich aber angenehm bedroht durch den Setzer in der Ferne, und wenn er diesen Zwang mit Lächeln wunderbar findet, so erklärt er damit die Art, wie manche seiner Werke fertig wurden: denn dem tiefsten Grunde gemäß, aus dem er bildet, könnten Goethes Werke in der Mehrheit Fragmente bleiben, weil sie Versuche sind. Im Grunde ist doch nur eine Reihe von Gedichten mit innerer Notwendigkeit fertig geworden, weil sie ihm vollendet aufs Papier fielen; wie Lionardo unter unzählbaren Gedanken und Plänen nur einiges, mehr zufällig, vollendet hat.

Wiederholt steht er im Begriffe, sich Tassos Grillen zu entschlagen, doch hat der Dichter schon zu viel von sich in diesen Dichter gesenkt, um ihn zu verlassen. Die nebelhaften ersten Akte der Weimarer Niederschrift übersetzt er nun, nach sieben Jahren, in rhythmische Form; auf der Seefahrt, abgeschlossen von der Welt, nutzt er Zeit und äußere Ent-

spannung zu innerer Anspannung, und nimmt er später die Handschrift auf die Rückreise mit, so mag etwas von Wehmut in ihm leben, wenn er sich durch das Medium seiner Dichtung an ihr Land noch im Abschiede klammert.

Die beiden Frankfurter Singspiele werden in der römischen Bearbeitung „schöner“, auch bühnenmäßiger, dabei entschieden schlechter. Ihr Ursprüngliches leidet durch gedachte Symmetrie, zu diesen alten Scherzen fehlt Goethe jetzt Laune und Jugend.

Faust weiterzutreiben, hindert ihn in Rom sein Genius. Im Wunsche nach Jugend betrügt sich der Dichter mit dem Glauben, er brauche nur am Faust weiter zu schreiben und das Papier zu räuchern, denn werde niemand die Epochen unterscheiden. Doch nach zwei Szenen hört er wieder auf: eine davon, „Wald und Höhle“, zeigt Faust bei seinem Anruf an den erhabenen Geist in Goethes später zu schildernder Grundstimmung. Wie sehr sein dunkles Wesen antike Stilisierung zu durchbrechen stark genug blieb, erweist die barocke Hexenküche, die von den breiten Pinienkronen der Villa Borghese nicht einmal den Schatten, noch weniger die Formen verrät, unter denen sie geschrieben ist.

Für Wilhelm Meister hat er in Oberitalien „brav gesammelt“, und wie er sich und die Seinen überall nur wiedererkennt, so findet er auch in Vicenza sein Ahnen bestätigt, hier sei Mignons Vaterland.

Zwei dramatische Einfälle bleiben Fragment, man kann fast sagen, unbegonnen. Denn die beiden Szenen der „Nausikaa“, die ihm in Italien zufließt, zeigen in ihrer großen Schönheit, wie großgriechisch die sizilische Landschaft wirkt, doch zugleich, wie es unmöglich ist, das großgriechische Epos zu dramatisieren. Goethe spricht deshalb gleich, als er den Stoff findet, von der Nötigung, die Grenze von Epos und Drama zu regulieren. Voller erfaßt man den Umriss einer „Iphigenie auf Delphi“, die ihm zwischen Schlaf und Wachen im Reisewagen nach Bologna einfällt. Hier ist alles bühnenmäßiger angelegt als in Nausikaa, auch als in der ersten Iphigenie: am Schlusse sollte Elektra, im Begriffe mit der alten Mordaxt Iphigenien zu ermorden, die Schwester im letzten Augenblick erkennen. Der Dichter, der sich grade damals mit seinen beiden alten Dramen von der Bühne seiner Gegenwart abtrennt, spricht hier gleich von der großen Wirkung, die dieses neue auf dem Theater machen würde. Er weint darüber „wie ein Kind“ und hofft, man solle an der Behandlung das Tramontane erkennen. Doch dies war erfunden und gefühlt, bevor er Rom betritt: das Angesicht der Antike vertreibt ihm seine antiken Pläne. Nicht stofflich, sondern stilistisch geht sie in ihn, geht er in sie ein.

Auch die spätere „Italienische Reise“ ist Fragment geblieben, ohne doch den Reiz des Tagebuches zu behalten. Wie reich, wie rein wirken dagegen die Briefe, obwohl auch sie für einen Kreis bestimmt und etwas literarisiert sind! Für die ersten Wochen, bis nach Rom werden sie durch ein Tagebuch für Frau von Stein ergänzt, auf das Goethe damals den

größten Wert legt. Mit seiner ganzen Pedanterie beschwört er sie — der er doch Reise und Ziel verschwiegen hat — noch ehe er ihr dies Geheimnis enthüllt, aus einem Orte Unbekannt, das demnächst kommende Tagebuch abzuschreiben, auf gebrochene Blätter in Quart, nichts vorzulesen, damit ihm noch was zu erzählen bleibe: so fände er bei der Heimkehr gleich ein Exemplar, das er „korrigieren“ könne! Anfangs lassen sich „Beilagen“ abtrennen, die unter a, b, c, d Witterung, Steine, Menschen, Pflanzen beschreiben. Bald sieht er das Gewollte solcher Darstellung, läßt es aber doch als Zeugen des ersten Eindrucks abgehen.

In Rom gibt er's auf, beschränkt sich auf Notizen, die er nicht wegschickt und die nicht erhalten sind: eine Umwandlung müsse der Fremde hier erleiden und könne im Einzelnen doch nicht sagen, worin sie besteht. Doch zu schreiben und zu beschreiben bleibt für ihn Notwendigkeit des Reisens wie des Lebens: nur indem er sich Rechenschaft gibt, klärt sich Goethes Geist und Wesen: dieser höchst persönlichen Nötigung danken wir sein Gesamt-Werk, das er eine große Konfession nennt. Als er 30 Jahre nach der Reise Notizen, Briefe, Tagebücher zu seinem Buch zusammenfaßt, verstellt ihm dies Material jede freie neue Aussicht, und doch bringt er's nicht über sich, im überwundenen Stile jener Epoche etwas zu edieren: „In ihrer lieben Natur sind diese Aktenstücke gar zu naiv, sie mußten erst komponiert werden.“ Sie mußten nicht: denn was wir uns heut aus den Quellen wieder zusammenstellen, wirkt überall lebendiger, als was er zusammenstellte. Am drolligsten wird der Kontrast vor dem erotischen Gedichte „Cupido“, das er als Greis unter der wiederkehrenden Rubrik „Bericht“ mit einer verklau-sulierten Symbolik so zu erklären sucht: hier sei nicht der gewöhnliche Amor gemeint, sondern eine Versammlung tätiger Geister, der er damals erlag! Und man denkt an die Kommentare, die das Hohe Lied Salomonis symbolisch zu deuten sich abmühen.

Ist Goethe im Süden vor allem ein Lernender, so muß sein Leben bescheiden sein, weltfremd, nur formal dem Süden angenähert. Das Inkognito bezeichnet von Anfang an den Grad seiner Weltferne. Er ist bald Vierzig, europäische Berühmtheit, geadelt und Minister und hat — außer einigen Karlsbader Wochen — die große Welt nie gesehen, Paris, London, Wien nie betreten, Berlin rasch gemieden, Dresden nur gestreift, in Straßburg und Leipzig den oberen Kreisen fern gelebt, Frankfurt war eine Bürgerstadt, Weimar ein enges Residenzchen. Zum ersten Mal seit fünfzehn Jahren frei, hätte er, der das Licht seines Ruhmes nur immer aus der Ferne dämmern sah, jetzt, da er endlich die deutsche Sprachgrenze überschreitet, in der „Hauptstadt der Welt“ als Dichter und Minister sich herrschenden Kreisen leicht einfügen können. Wie Voltaire hätte er reisen und in der Wechselrede mit den besten Geistern einer großen Nation

auf eine hohe Art ihren Anhauch spüren, ihre Geschichte fühlen, sich selbst mit ihnen vergleichen können.

Statt dessen erschrickt er schon auf der Hinfahrt, als ihn ein Buchhändler erkennt, und leugnet, daß er Goethe sei. Zwar lockert sich in Rom rasch sein Inkognito, und alle Deutschen schreiben die Neuigkeit nach Hause. Einige denken im Ernste daran, diesen Deutschen und Protestanten auf dem Kapitol zu krönen, und wenn er sich nicht zum „Protagonisten einer solchen Komödie“ hergeben will, so ist es auch, weil er die kleinen Parteigründe spürt, die seine Landsleute in Wahrheit antreiben. Doch da er einmal Maler Möller heißt, so spart ihm solche Fiktion alle Besuche und Repräsentation; sogar den einzigen Prinzen, den er besucht, weil er ihm wichtige Zutritte verschaffen soll, trifft er zuerst in einer Galerie.

Erst in Sizilien kann er sich einiger Visiten nicht entschlagen. Als ihn im Schlosse zu Palermo ein Malteser nach Mitteldeutschland fragt, das er vor einem Jahrzehnte besuchte, schließlich nach Weimar und nach einem jungen Manne, der damals dort Regen und schön Wetter machte, dem Verfasser des Werther, und nun gibt sich dieser zu erkennen, da fährt der Ordensritter zurück mit Zeichen des Staunens: „Da muß sich viel verändert haben!“ Goethe lächelt, und gewohnt, seine Wahrheiten zu verschweigen, sagt er nur: „O ja, zwischen Weimar und Palermo habe ich manche Veränderung gehabt.“ Bald darauf kommt er im Innern Siziliens auf einen Markt, wo nach antiker Art die Bürger herumsitzen, und nun fragen sie diesen fremden Deutschen und seinen Begleiter nach dem großen Könige. Da sitzt Goethe und erzählt von Friedrichs des Großen Taten und verschweigt seinen Tod, um seine Hörer nicht zu kränken.

Goethes Auftreten in Italien: den Weltmann im Schlosse erschreckt er durch seine Veränderung vom Jüngling zum Manne, den alten sizilischen Bauern erzählt der unbekannte Fremde von den Taten des einzigen Deutschen, der neben ihm die Epoche bezeichnet.

Dazwischen liegt beinahe nichts als ein einfaches Leben. Goethe ist diese zwei Jahre über dauernd gesund, und dies eigentlich zum erstenmal seit Straßburg; er schiebt's auf den Süden und fürchtet, schon aus manchen Anzeichen, einen Wandel nach der Rückkehr. Sein Kopf auf Tischbeins Bilde, den Goethe selbst als ähnlich rühmt, spiegelt bei aller Stilisierung doch den unergründlichen Ernst, während er Angelika Kauffmanns süßen Versuch freundlich ablehnt und vor Trippels römischer Geniebüste nur die Überlieferung der Idee billigt, als hätte er so ausgesehen.

„Was mich noch sehr an ihm freut — schreibt Tischbein nach Hause — ist sein einfaches Leben. Er beehrte von mir ein klein Stübchen, worin er schlafen und ungehindert arbeiten könnte, und ein ganz einfaches Essen. Da sitzt er nun jetzo und arbeitet des Morgens an seiner Iphigenia fertig zu machen bis um 9 Uhr, dann gehet er aus und siehet die großen Kunstwerke . . Er läßt sich wenig von denen großen Weltmenschen stören, gibt und nimmt keinen Besuch außer von Künstlern an.“

Sparsamkeit ist kein Grund, ist nur ein Zeichen solcher Einfachheit. In den ersten anderthalb Jahren verbraucht er seinen Ministergehalt und die 1000 Reichstaler, die ihm die ersten 4 Bände seiner Werke einbringen, abzüglich dessen, was sein Hauswesen benötigt: das macht für ein Jahr in Italien 6 bis 7000 Mark, worin alle Kosten des Reisens, Abgüsse, Bilder, Steine enthalten sind. Im einzelnen ist er genau, kündigt Frau von Stein aus Venedig den besten Kaffee an, den er ihr, 7 Pfund für 1 Dukaten, schicken werde, wozu man aber noch den Transport schlagen müsse, und kauft eine Marmor-Kopie im Auftrage der Herzogin vorgeblich für sich, wodurch sie um 20 Dukaten billiger wird. Dem Herzoge redet er ein, gewisse Bände des Vatikanischen Museums müßten für Weimar angeschafft werden. Mit den Zeichnungen, die ihm die Maler Tischbein und Knip in Süditalien liefern, deckt er sich die Kosten, die sie ihm als seine Reisegäste machen. Für die Rückreise bestimmt er das Osterquartal seines Gehaltes und das Honorar seines 5. Bandes. Lebt er also bequem, so lebt er doch von der Hand in den Mund.

Goethe — man darf es in Betrachtung wichtigster Entschlüsse nie vergessen — besitzt bis ins 60. Jahr seines Lebens gar kein Vermögen, lebt gut, doch immer nur vom Gehalt und seinen zunächst ziemlich schmalen Einnahmen als Autor, die ihm mit 40 Jahren die erste nennenswerte Summe eintragen. Deshalb faßt er seinen Verleger Göschen scharf an, ja, der vermittelnde Weimarer Freund kann ihn kleinlich nennen, weil er in einer kleinen Differenz auf seinem Schein besteht. Die Handschrift eines neuen Bandes heißt er den Diener in Weimar nur gegen Barzahlung des Verlegers aus der Hand geben, „der Kontrakt besagt's, und man muß keine Komplimente machen“. Da seine Werke weniger subskribiert werden, als Autor und Verleger hofften, schreibt Goethe ernsthaft, die Leute dächten ihm „eine ungeheure Summe für ein Stück zu bezahlen, wenn sie mir nur meine baren Auslagen ersetzten, die ich habe machen müssen, um die Studien dazu zu sammeln“. Mit „Claudine“ will er nur eine „fette Oper“ machen, und dem Freunde Kaiser empfiehlt er, zu Egmont die begleitende Musik um so eher zu schreiben, weil dann ihre Namen zusammen genannt und so auch künftige Opern leichter ihr Glück machen würden.

Sein Wille zum Studium nimmt oft Gelegenheit, das Volk genauer zu studieren. In Venedig kommt er nach Hause, wenn der Venezianer ausgeht, und als er sich endlich auch eine Maske kaufen will, reut ihn am Ende doch sein Geld, und er erkauft sich lieber mit einem Bande Vitruv eine dauerndere Freude. Das ist Goethe, 37jährig in Venedig, der abends im Gasthaus einen lateinischen Autor über Architektur zu Augustus' Zeiten studiert, während draußen Canalettos Schüler an den Tischen des Markusplatzes, Casanovas Geliebte in den Logen der Komödie die Herbstwelt des Rokoko schlürfen.

Der Römische Carneval, von dem er ein anschaulich kaltes Bild gibt, gefällt ihm in dieser späten Beschreibung besser als in der Gegenwart

Roms, wo er ihm nur „eine edle Woche raubt“ und so abgeschmackt erscheint, daß man gleich vom Wunsche geheilt sei, ihn je wieder zu sehen, und als er doch einmal auf die Redoute gerät, läuft er nach einer halben Stunde weg. Aus Neapel vertreibt ihn Faulheit und Buntheit solchen Lebens: es gefällt ihm, doch seine Sache sei es nicht, und als er hier einigen Männern von Welt begegnet, wird ihm aufs neue klar, warum er keiner sein könne. Wenn ihn in Palermo der Vizekönig einlädt, erwähnt er's brieflich kaum. In Rom in Gesellschaft zu gehen, hindert ihn vollends die Erkenntnis, man wolle ihn dort in Kabalen verstricken, zum Lobe von Künstlern und Dilettanten nötigen: was sollte er damit in Rom, da er's zu Hause zu umgehen trachte!

Vor einem Konzert erkennt man ihn auf der Türschwelle, bittet ihn vor, Goethe lehnt höflich ab, er höre hier alles. Überhaupt — heißt es in diesem Berichte — erschien er um diese Zeit freundlich, schüchtern, sogar demütig. Nur einmal läßt er sich in einen Kreis von Römern aufnehmen, von Liebhabern heiterer Dichtung in die „Arcadia“, die sich seit einem Jahrhundert zusammenschließt — und so geschieht's, daß Goethe in Rom wieder zum Schäfer avanciert, den er mit 18 Jahren so leidenschaftlich abgetan.

Nur im kleinen Kreise lebt er gesellig, im Grunde ist er nun seltener allein als in den letzten Jahren, Goethes ausschließlicher Umgang — und nur in diesen zwei Lebensjahren! — sind Künstler und Kunstkenner. Sämtlich Deutsche. Seine neue Lage: nur von sich selbst abzuhängen und doch mit lauter Fremden umzugehen, läßt ihn diese doppelte Auswahl mit Willen treffen, von Eingeborenen fürchtet er neue Verhältnisse zu erfahren, von Weltleuten Zerstreuung, und was er als Forscher sinnt und betrachtet, ist doch von diesem Lande unabhängig, auch könnte seine Naturideen hier niemand fördern. So kommt es, daß Goethe in Italien fast nur deutsch redet. Allein zu leben wäre ihm jetzt unheimlich, lernend braucht er Stützen, die ihn zuerst halten, die er dann überklettern kann; hier unter freieren Menschen und Umständen fühlt er den Wert gemeinsamen Strebens tiefer als früher.

Goethe auf Reisen braucht als Lehrer und Schüler Kameraden, doch dürfen es nur Eingeweihte, nur Wenige sein. Tischbein, bei dem er die längste Zeit verbringt, wäre durch Natürlichkeit und Wissen der beste Umgang und ist es auch durch Monate. In seinem Hause, durch sein heiteres Wesen trinkt Goethe, aus seinem nordisch ernsten, vornehmen Haus entflohen, zum ersten Male die verjüngende Luft einer Künstler-Wirtschaft im Süden ein und bleibt solange wohlgelaunt, bis seines Wirts Unpünktlichkeit ihn ärgert. Schließlich erkennt er ihn doch als reinen Bohémien — und das durften Goethes Freunde vor 15 Jahren kaum sein; seit Weimar ist's ihm unerträglich. Am Ende scheint er ihm auch weniger offen und selbstlos.

Einen dunklen, nervös-genialischen Autor, den Deutschen Moritz, rühmt er zu Zeiten als seinen liebsten Gesellschafter, ihn lehrt er, was er

eben gelernt hat. Kaiser aus Zürich, den er nach Rom zieht, dient ihm als Kenner der Musik. Die deutschen Maler Bury und Lips schließen den Kreis dieser Künstler, „die alle gut sind, alle auf dem rechten Wege, und das ist nun das Kennzeichen, daß sie es bei mir aushalten können . . . Denn ich bin unbarmherzig, unduldsam gegen alle, die auf ihrem Wege schlendern oder irren und doch für Boten und Reisende gehalten werden wollen. Mit Scherz und Spott treibe ich's so lange, bis sie ihr Leben ändern oder sich von mir scheiden . . . Zwei Menschen danken mir schon ihre Sinnes- und Lebensänderung, ja dreie, und werden sie mir zeitlebens danken. Da, auf dem Punkte der Wirkung meines Wesens, fühl' ich die Gesundheit meiner Natur und ihre Ausbreitung. Meine Füße werden nur krank in engen Schuhen, und ich sehe nichts, wenn man mich vor eine Mauer stellt“. Hier steht er vor seinen Freunden als belehrender, verkehrender Kamerad, deutscher Künstler in Rom wie sie, strebend, ohne Anspruch wie sie, durch nichts erhöht als durch die Macht einer umfassenden Persönlichkeit.

Worin er sie im Umgang übertrifft, das ist ein Grad von Güte, wie wir ihn früher so hoch nicht bei ihm fanden. Für einen jungen Kunstgelehrten, den er eben kennen lernt, schreibt er seitenlang an Wieland — der sonst mit keinem Briefe bedacht wird —, um ihn als Mitarbeiter seiner Zeitschrift einzuführen, denn der junge Mann braucht Geld. Tischbeins alter schwachsinniger Hauswirt gibt Goethe einen Brief für seinen Sohn, den dieser nach Weimar geschickt hat, daß er bei Hofe Stellung finde. In dem Briefe fragt der Vater den Sohn, ob er gut angekommen sei, und obwohl Goethe längst des Sohnes Mitteilung aus Weimar vom Vater selbst erhalten hat, läßt er doch den unsinnigen Brief abgehen, beschreibt aber alle Umstände seinem Diener, damit dieser den Sohn über die Ankunft seines Briefes beruhige. Als den seelenkranken Moritz ein Unfall niederwirft, pflegt ihn Goethe an Leib und Seele, besucht ihn täglich mehrere Male, durchwacht bei ihm die Nächte, bringt andere Landsleute an dies Lager, läßt sie Besuche und Nachtwachen auslösen, so daß der Kranke durch sechs Wochen Pflege und Gesellschaft nie entbehrt.

Bei alledem bleibt Goethe unter den Kameraden meist nachdenklich und so einsam, daß er nach einem Jahre nach Hause schreiben muß, hier sei niemand, dem er sich eröffne. Erst spät begegnet ihm der Einzige, der von Rom aus für sein ganzes Leben wichtig werden soll: der Schweizer Heinrich Meyer, kleiner Maler aber großer Kenner, verschlossen, treu, schweizerisch. Dieser wird Goethes Lehrer in *aestheticis* wie niemand seit Herder, doch lehrt er ihn weniger Ideen als Techniken: jedes Wort möchte sein Schüler aufschreiben, denn was er darüber zu Hause lernte, wäre dagegen wie Baumrinde zum Kern der Frucht. In einem einzigen Hause verkehrt Goethe in Rom, bei Angelika Kauffmann, einer



guten Frau, geübten Malerin, die in Rom Mode ist und viel verdient, Gattin eines alten geizigen Italieners; doch auch dieser Umgang wird bald so gezirkelt, daß sie ihn Sonntags abholen, zusammen eine Sammlung anschauen, dann bei ihr speisen.

Diese zweite römische Zeit, die einen Monat dauern sollte und elf Monate dauert, weil Goethe nun von Grund aus lernen und besitzen will, was Rom an Kunst bietet, läuft zuerst in strenger Bahn, geregelt wie das Leben in Weimar. Dann, im Sommer, kopiert er in der Sixtina die unteren Köpfe des Jüngsten Gerichtes, zugleich mit den Freunden, weil es im August dort am kühnsten ist; da hausen sie mit Hilfe eines beschenkten Kustoden, bringen Essen und Trinken mit, und einmal schläft der große Heide auf dem päpstlichen Thron in der Mittagshitze ein. Hier und dann auf dem Lande hat Goethe ein jugendlich leichteres Leben versucht, denn wie sie in Haus und Garten eines englischen Kunsthändlers in der Campagna ein paar Sommerwochen verbringen, wird es ein rechtes Badeleben, und hier verliebt er sich.

Nicht wie ein Jüngling. Ein Jahr und länger hat er in Italien ohne Frauen gelebt. Dem Herzog, der ihn in Briefen gern von Abenteuern unterhält, begründet er seine Zurückhaltung mit Furcht vor „französischen Einflüssen“ bei den Modellen, vor familiären Weiterungen bei den Bürgersfrauen, schließlich vor Störung seiner Studien. Selbst die Tänze der Lady Hamilton, die ein damals neues, erotisch-ästhetisches Raffinement bedeuten, begleitet er nur mit den dünnen Worten, sie sei sehr schön und wohlgebaut, und „der Spaß ist einzig“.

Erst jetzt lernt er, in jener Villeggiatur von Castel Gandolfo, eine schöne Mailänderin kennen, in deren Erscheinung, Wesen und Schicksal sich manche Züge Goethischer Liebschaften nach geheimem Gesetze wiederholen. Wieder ist sie von mittlerem Stande, und er lernt sie formlos kennen. Wieder ist sie hellbraun, klar, von zarter Haut, „von offenem, nicht sowohl ansprechendem als gleichsam anfragendem Wesen“. Sie ist blauäugig, und wie er sie neben einer dunkleren, heroischer wirkenden Römerin kennen lernt, wählt er von beiden doch auch hier die biegsamere, mildere, hellere. Wie ein älterer Herr, fast wie ein Vater beginnt er sie auf ihren Wunsch im Englischen zu belehren. Am ersten Tage fängt seine Werbung mit dem Substantivum eines Satzes aus den „Times“ an, geht auf Adjektiva über, zwar alles heiter, doch alles lehrhaft, und nun folgt sie ihm bald an die Tafel, wo ihr Erscheinen etwas befremdet.

Da hört er, sie sei Braut, ihn faßt „Entsetzen. . . Ich hatte Jahre und Erfahrungen hinreichend, um mich, obwohl schmerzhaft, doch auf der Stelle zusammenzunehmen. Es wäre Wunder genug, rief ich aus, wenn ein Wertherähnliches Schicksal dich in Rom aufgesucht hätte, um dir so bedeutende, bisher wohlverwahrte Zustände zu verderben“. Später, in Rom, wird sie von ihrem Bräutigam verlassen, fällt in schwere Krankheit, oft fragt Goethe nach, am Ende sieht er beim Carneval die Geheilte

für einen Augenblick im Wagen wieder, sie dankt, er geht mit einer stillen schönen Empfindung fort.

Dieser Darstellung des Greises widerspricht die ganze immer heiterer werdende Stimmung der letzten römischen Monate, besonders ein Brief an den Herzog, in dem er nun von erotischen Abenteuern, wenn auch in dozierendem Ton erzählt, und jene Verse an Cupido, die nur auf eine lang ausgesponnene Liebschaft schließen lassen und in denen der Dichter sogar den Zeitverlust beklagt. Das ist ganz der studierende, modellierende, redigierende Goethe des letzten römischen Winters, der nun in eine Neigung geglitten ist und dem Gotte zuruft:

„Du hast mir mein Gerät verstellt und verschoben,  
ich such' und bin wie blind und irre geworden.  
Du lärmst so ungeschickt; ich fürchte, das Seelchen  
entflieht, um dir zu entfliehen, und räumt die Hütte.“

Wunderbar bewährt sich wieder Goethes Schicksal, sein Leben vorweg zu dichten: im Frühling hat er in „Nausikaa“ die Neigung des fahrenden Fremden zu der ruhenden Frau erfunden. Nun lebt er es nach, und wieder ist es ein Gleichnis seines vorwärts strebenden Wesens, wie er's vor 15 Jahren in jenem Dialoge des Wanderers mit der Frau gebildet hat.

Sollte wirklich seine Neigung zu der Mailänderin platonisch verlaufen sein, wie er sie schildert, so muß man auf eine andere Liebschaft schließen, der nicht nur jene Verse aus Rom, der dann vor allem auch die Elegien halb nachklingen, die bald folgen werden. „Faustina“, wer sie immer sei — und man meint Namen, Stand und Haus zu kennen —, ist kein Phantasma gewesen, sie ist Goethes Abenteuer in Italien.

Ein anderes hat er vorher zu bestehen, einmal wird Mut und Besonnenheit des Reisenden auf die Probe gestellt. Auf der Rückfahrt von Messina droht der Segler in einer Sommernacht an den Felsen von Capri zu stranden. Wie an Bord alles durcheinanderläuft, erhebt sich Goethe zu mahnender Rede, besänftigt die Erschreckten und bringt sie zum Beten, das heißt zur Ruhe, indem er sie an Christus auf den Wellen erinnert.

So stark wirkt seine Person, die der Menge sich einzudrücken in einem langen Leben selten Gelegenheit findet. Seekrank und in fremder Sprache, in Todesgefahr vermag der Dichter wie ein Priester, Erzieher, Weiser zu wirken. Dann legt er sich halb betäubt auf seine Matratze, „doch aber mit einer gewissen angenehmen Empfindung, die sich vom See Tiberias herzuschreiben schien: denn ganz deutlich schwebte mir das Bild aus Merians Kupferbibel vor Augen“. Er schläft ein und wird erst durch das Schleppen der Seile auf Deck aufgeweckt, man reißt die Segel, ein rettender Wind löst das Schiff von den Felsen.

Bedeutsam bleibt — auch in dieser späteren Stilisierung — Goethes Haltung in Todesgefahr, besonders, da er sich auf die Bibel zu stützen scheint. Frühste Erinnerungen steigen in diesen Augenblicken auf, er sieht die Bilder wieder, mit denen er die Gläubigen eben besänftigt hat;

und wenn er auch nicht betet, wie er's die andern tun heißt, so ist es doch Erinnerung, die ihn mit kindlichem Gefühle vor diesem letzten, ernstesten Schritt erfaßt — nicht anders, als er's den ebenso ungläubigen Doktor Faust in der Osternacht zehn Jahre später wird empfinden lassen.

Denn Goethes antichristliches Herz wird in Italien darum stärker rebellisch, weil er hier in den Kirchen das Wirken großer Maler durch die Gegenstände der Legende gestört findet. Mit Tizians Assunta veröhnt ihn nur ihr menschenfreundlicher Blick nach unten, Raffaels Madonna della Sedia nennt er „unsere schöne Göttin-Mutter“. Später, in Bologna, kommt er in einen fremden, schimpfenden Ton, wenn er von den dummen abscheulichen Sujets spricht, über denen man toll wird: „Es ist, als da sich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen vermählten, da wurden Ungeheuer daraus . . Man ist immer auf der Anatomie, dem Rabenstein, dem Schindanger, immer Leiden des Helden, nie Handlung . . Entweder Missetäter oder Verzückte, Verbrecher oder Narren.“

Goethes auf Wahrheit und Gegenwart, das heißt auf Antike gestellte Stimmung macht ihn im katholischen Lande noch hellstichtiger. Ihn freut es, daß die antiken Pferde auf dem Markusdome nicht in Leuchter oder Kreuze umgegossen sind, daß auf griechischen Grabstelen kein geharnischter Mann auf den Knien liegt, der eine fröhliche Auferstehung erwarte.

Als Macht und Organismus hat die Römische Kirche seine Bewunderung, im Anblick jesuitischen Weltgeistes erwartet er schon in Süddeutschland mit Freude, daß er nun ganz in ihn tauchen kann, spürt aber gleich in Venedig: man muß katholisch werden, wie Winckelmann, um an der Existenz dieses Volkes teilzuhaben. Das Unsinnige, wenn es nur recht sinnlich dargestellt wird, scheint ihm hier froh ergriffen: „Was die Mutter Gottes für eine schöne Erfindung ist . . Es ist ein Gegenstand, vor dem einem die Sinne so schön stillstehn, der eine gewisse innerliche Grazie der Dichtung hat, über den man sich so freut und bei dem man so ganz und gar nichts denken kann, daß er recht zu einem religiösen Gegenstande gemacht ist.“

So geht er eigentlich mit freundlichem Vorurteil nach Sankt Peter, sieht Weihnacht und Fronleichnam den Papst die Messe zelebrieren — doch immer bricht er vor diesen Verführungen nach seiner innersten Weise aus. Er kann nicht anders: „Es ist ein einziges Schauspiel in seiner Art, ich bin aber doch im Diogenismus zu alt geworden, daß es mir von irgend einer Seite hätte imponieren können. . . Alle diese Bemühungen, eine Lüge gelten zu machen, kommen mir schal vor, und die Mummereien, die für Kinder und sinnliche Menschen etwas Imposantes haben, erscheinen mir auch sogar, wenn ich die Sache als Künstler und Dichter ansehe, abgeschmackt und klein.“

So unverbunden mit Land, Volk und Kultus, ohne Freunde unter Kameraden, ohne Welt in der Hauptstadt der Welt, ernst bei aller Freiheit hält Goethe seinen Blick während dieser zwei Jahre stets halb auf die Heimat gerichtet, der er entsprungen ist. Ohne Stockung läuft neben seiner ganzen Reise ein liebender Bericht an die Freunde, denen entflohen zu sein das erste Glück war, — das zweite soll sein, sie wiederzufinden. Nicht eine Stunde kommt diesem Manne der ernste Gedanke, fortzubleiben, und schon sein erstes Wort an Herder, dem er in diesen Jahren das Intimste vertraut, ist eine Bitte, Freundin und Freund über seine Flucht zu versöhnen: niemand habe er kränken wollen.

Doch die Freundin ist nicht zu versöhnen. Zwei Monate lang führt er auf dem Wege nach Rom sein Tagebuch an sie, während er selbst, geheimnisvoll verschwunden, kein Zeichen von ihr erhalten kann. Freundschaftlich klingt seine Weise, ohne zärtlichen Ton. Fritz bedauert er nicht mit zu haben, von ihm, niemals von ihr spricht er dies aus. Ungewiß, wie ihre Zukunft sich gestalten werde, sagt er ihr aus Venedig das wundervolle, zaghaft lockende Wort: „Komme ich zurück und du bist mir hold, so sollst du auch meine Geheimnisse wissen.“ Doch als er sich Rom nähert, wird er sehnsüchtig, ahnt Übles, und plötzlich schreibt er ihr diesen entschuldigenden, romanhaften Satz: „Zehn Jahre mit dir zu leben, von dir geliebt zu sein, und nun in einer fremden Welt. Ich sagte mir's voraus, und nur die höchste Notwendigkeit konnte mich zwingen, den Entschluß zu fassen. Laß uns keinen andern Gedanken haben, als unser Leben miteinander zu endigen.“

Seine Ahnung war richtig, weil Charlotte jede Ahnung fehlte, weil sie trotz der zehn Jahre sein Gefühl in der Ferne nicht erfaßte. Oder hat sie die große Trennung vorausgeföhlt, die ihr und die sich selbst der Freund noch nicht eingestand? Ein Brief der Trauer würde Goethe ergreifen; doch sie nimmt die Haltung einer Hofdame an: kein eiligerer Gedanke beseelt sie, als nach der „Beleidigung“ sich ihren Ruf in Gestalt ihrer Liebesbriefe zu sichern!

Wie ihr erster Zettel nach Rom gelautet haben mag, zeigt Goethes Antwort: „Das war also alles, was du einem Freunde, einem Geliebten zu sagen hattest, der sich so lange nach einem guten Worte von dir sehnt . . Ich sage dir nicht, wie dein Blättchen mein Herz zerrissen hat,“ und dann beschwört er sie, den Kasten mit ihren Briefen nicht zu öffnen, ehe nicht Nachricht von seinem Tode komme. Dann wendet er den Speer gegen sich selbst, und noch einmal glöh't der werbend einsame Goethe auf:

„Du willst mir schweigen? Du willst die Zeugnisse deiner Liebe zurücknehmen? Das kannst du nicht, ohne viel zu leiden, und ich bin schuld daran. Doch vielleicht ist ein Brief von dir unterwegs, der mich aufrichtet und tröstet, vielleicht ist mein Tagebuch angekommen . . Ich bitte dich nur fußfällig, flehentlich, erleichtere mir meine Rückkehr zu dir, daß ich nicht in der weiten Welt verbannt bleibe. Verzeih mir

großmütig, was ich gegen dich gefehlt, und richte mich auf . . Sieh mich nicht von dir geschieden an, nichts in der Welt kann mir ersetzen, was ich an dir, was ich an meinen Verhältnissen dort verlöre . . Ich kämpfte selbst mit Tod und Leben, und keine Zunge spricht aus, was in mir vorging. Dieser Sturz hat mich zu mir selbst gebracht.“

Doch rasch verblaßt von nun an ihr Bild. Nicht umsonst hatte Goethe jahrelang an Charlotte stets ihre Gegenwart gepriesen. Schnell faßt er sich, andere Briefe erweisen seine wiederhergestellte Stimmung: er will seine Freiheit nutzen, vorwärts muß er, bei ihrer Laune darf er nicht verweilen. Auch ihr selbst schreibt er bald wieder in ruhigem Tone: in Kochberg soll sie nichts ausmalen lassen, er bringt eine neue Technik mit, übers Jahr werden sie ihren Geburtstag heiterer feiern — der Ton eines Tröstenden, der aus Güte helfen, nicht aus Liebe halten will. Sie aber nimmt ihren Sohn aus seinem Hause fort! Da wird er traurig, denn er liebt den Knaben: er dachte es „recht gut gemacht zu haben“, hatte ihn in seiner Stube installiert, den Diener bei ihm schlafen lassen.

Allmählich schreibt sie ihm freundlicher, doch nun läßt die Ängstliche ihn versprechen, ihre Antworten gleich zu verbrennen. Goethes Briefe bleiben herzlich, dann werden sie seltener, verschweigen ihr alles, was über seine Stellung vereinbart wird, im dritten Halbjahr seiner Reise schreibt er ihr noch neun Briefe, im letzten — zur Zeit seiner römischen Liebschaft — keinen mehr.

Reiner und ohne Krisen setzt sich sein Verhältnis zum Herzog fort. Der ist indes in den Krieg gezogen, froh, Goethes Warnungen entrückt zu sein, und nun — Carl August vor den Kanonen, Goethe vor den Statuen — bekräftigt sich die volle Trennung ihrer Wege so deutlich, daß sie aus fernen Bahnen einander freundlich grüßen können. Goethe scherzt gegen den Herzog über dies Antipodische ihrer Existenz, plaudernd läßt er keinen Brief ohne amüsante Details aus der Welt an ihn abgehen, unterhält ihn mit Andenken an Schlachten bei Rom, schickt ihm ein Stück von einem Wassertroge, den deutsche Truppen einst in den Albaner Bergen benutzten! Nur einmal warnt er ihn vor Tollheiten, da er von einem neuen Unfall mit Angst und Ärger vernommen hat.

Im übrigen hält er sorglich die Vorstellung aufrecht, des Herzogs Urlaub von einem Monat zum andern zu benötigen: auf jeden Wink kehre er zurück, allerdings wären seiner Ausbildung noch einige Monate nützlich. Unter der Hand erkundigt er sich bei den Freunden über Stimmung und Lage der Dinge.

Freudig willigt der Herzog in jede neue Verlängerung: je länger der Dichter auszubleiben wünscht, um so herzlicher gewährt es ihm der Fürst, um so herzlicher dankt wieder der Dichter. Mit wachsender Entfernung wächst ihre Freundschaft wieder; was durch zu große Nähe zuletzt unklar wurde, wird wieder natürlich: wieder sind sie Künstler und Mäcen.

Carl August will durchaus für Goethe das Nützlichste, das Ange-

nehmste, und Goethe bezeichnet diese Rückkehr zum Beginn ihrer Freundschaft mit der neuen Wendung, sein Streben gipfele in dem Wunsche, des Fürsten Leben „zu zieren“. Als aber die Herzogin-Mutter nach Italien kommen und von Goethe dort geführt werden möchte, da beschreibt der Erschrockene in einem seiner längsten Briefe an den Herzog, wie schwierig all dies, wie gern er aber bereit wäre — und der Adressat muß sich am Ende lächelnd sagen, wie unglücklich er den Freund mit solchem Auftrage machen würde.

In der delikaten, ganz ungelösten Hauptfrage: ob und wie weit Goethes Staatsstellung aufzulösen sei, gehen beide Männer mit dem Takte kluger Hofleute vor. Im ersten Frühling macht sich Goethe bereit, zurückzukehren, um im ganzen nur ein Jahr auszubleiben. Jetzt schlägt der Herzog vorsichtig vor, einen andern zum Vizepräsidenten, Goethe als „Direktor“ zu einer Art Kontroll-Organ seiner Kammer zu machen. Behutsam folgt Goethe, bittet unter formalen Vorwänden, jenen Kollegen gleich zum Präsidenten der Kammer zu ernennen, ihn selbst lieber gleich mit der gewöhnlichen Formel und einem freundlichen Worte zu entlassen:

„Ja, ich werde Ihnen mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das tun lassen, was niemand als ich tun kann, und das Übrige andern auftragen. Mein Verhältnis zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden, lassen Sie nun ein neu Verhältnis zu Ihnen, nach so manchen Jahren, aus dem bisherigen Geschäftsverhältnis entstehn. Ich bin zu allem und jedem bereit, wo und wie Sie mich brauchen wollen. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen gedenken: ich will gern jederzeit meine Meinung sagen . . Wie Sie mich bisher getragen haben, sorgen Sie ferner für mich und tun Sie mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Geben Sie mir selbst, meinem Vaterlande, geben Sie mich Sich selbst wieder, daß ich ein neues Leben und ein neues Leben mit Ihnen anfangen!

„Ich lege mein ganzes Schicksal zutraulich in Ihre Hände. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehn, und das Resultat ist, daß ich nur mit Ihnen und in dem Ihrigen leben mag. Kann ich es, weniger von Detail überhäuft, zu dem ich nicht geboren bin, so kann ich zu Ihrer und zu vieler Menschen Freude leben . . Leben Sie wohl und halten Sie überzeugt, daß es Wenige treuer mit Ihnen meinen können als ich, und daß das Beste, was an mir ist und sein wird, immer Ihrem Dienste gewidmet bleiben soll. Behalten Sie mich lieb! Goethe.“ — Nachschrift: „Sagen Sie doch der Stein und Herdern ein Wort davon im Vertrauen, daß sie nicht in Sorge und auf wunderliche Gedanken geraten.“

Einer der klügsten Briefe, die Goethe geschrieben hat. Gewiß erkennt man in keinem andern besser diese absonderliche Legierung von praktischem Weltsinn und echter Dankbarkeit, von Loyalität und Berech-

nung, von Freiheit und Bindung. Tasso ist darin und Antonio, es ist Mephisto darin und Faust.

Als er ein Jahr später Rom endgültig verläßt, erlaubt ihm seine Entwicklung, offener zu reden. Der Kollege ist indes zu Goethes Nachfolger ernannt, er selbst soll in ein beratendes Verhältnis zur Kammer treten. Nun schreibt der Heimkehrende dem Herzog, nach langer Einsamkeit habe er sich wiedergefunden — „aber als was? als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurteilen und nutzen . . Dieser Beurteilung unterwerfe ich mich gern. Nehmen Sie mich als Gast auf, lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen und des Lebens genießen: so wird meine Kraft, wie eine nun geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihrem Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten sein.“

Carl August wird es indessen nicht leicht gemacht, an dem Freunde festzuhalten. Hofklatsch und Stadtgerüchte mehren sich, mißgünstig beneidet man den Abwesenden, und Schiller, der jetzt Weimar betritt, faßt seinen ersten Bericht über Goethe so: „Während er in Italien malt, müssen die Voigts und Schmidts für ihn wie die Lasttiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtstun eine Besoldung von 1800 Talern, und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Lasten tragen.“ Diese Worte eines Privatbriefes hat Goethe nie erfahren; als man ihm aber meldet, man halte ihn zu Hause für verrückt, gedenkt er diese „gute Meinung“ wie Sophokles eine ähnliche zu widerlegen, indem er Ödipus auf Kolonos schrieb.

Diese letzte Meldung und Antwort schreibt und empfängt Philipp Seidel, der jetzt aus der Stellung eines Dieners immer mehr in die eines vertrauten Gehilfen rückt: Gelder muß er einziehen, das Haus hüten, Grüße bestellen, Briefe verteilen, doch zugleich erlaubt ihm Goethe freimütige Mitteilung über die Reden der Leute, Stadt und Publikum und schreibt ihm vertrauliche Antwort. Als einen seiner Schutzgeister habe er ihn immer angesehen, alles Steife solle in ihrem Briefwechsel fortfallen, er solle ihm bald mehr werden als vorher. „Lebe wohl, liebe mich, und grüße die Liebenden.“ So hat Goethe früher nie zu seinem Diener gesprochen, auch aus diesen Tönen redet seine Einsamkeit in der Fremde, sein Wunsch nach Heimat. Als Seidel sich für die erste Iphigenie in Prosa und gegen die neue erklärt, räumt Goethe ein, die zwei genannten Szenen hätten in Versen wirklich verloren, doch möge er's nur im Druck noch einmal lesen und sehn, wie doch als Ganzes das Werk gewonnen habe. Als Seidel persistiert, verspricht ihm Goethe eine Iphigenie in Prosa.

Inzwischen fängt aber der Diener auch an zu schreiben, und zwar über das weibliche Geschlecht und über das Geld; Goethe rät ihm, das zweite erst ausreifen, das erste bald anonym drucken zu lassen, so eine

moralische Sache lerne ein Unbefangener durch den Effekt aufs Publikum erst recht kennen. Als Seidel, gehorsamer Diener, auch Naturkunde zu treiben beginnt, lobt Goethe seine Angaben, warnt vor zu schnellen Folgerungen, gibt sich, um volles Vertrauen zu erlangen, den Anschein, als ob er sich mit ihm vergleiche. „So nützen mir deine Beobachtungen recht wohl, wenn ich dir in Meinungen und Kombinationen überlegen bin.“

In diesen Briefen hört man Goethe herzhaft schimpfen: ein Chirurg ist ein dummer Junge, ein Kassenführer ein Schurke. Als er aber einmal den Diener selbst zu tadeln Anlaß findet, weil er Frau von Stein die Ankunft eines Pakets verschwiegen hat, schließt Goethe doch auf die sachtste Art: „Wo man aufklären, auch in Kleinigkeiten, kann, soll man es ja und bald tun. Ich gebe diese Lehre und Ermahnung dir und mir, indem ich dies schreibe.“ Wechselweise treten Herr und Diener für einander ein: Goethe schlägt den Erprobten seinem Herzog als Kammerkalkulator vor, und Seidel schreibt, als sein Herr mit der Ausgabe seiner Werke unzufrieden ist, an Götschen, die Ausgabe entspreche nicht der Liebe, „die ich für des Herrn Geheimrats Sachen habe, aber freilich, diese Liebe kann nicht wohl ein Votum bei der Entscheidung dieser Sache haben.“

Immer kehren die Geister der Heimat zu dem Entflohenen zurück, immer nimmt er sie freundlich auf. Freilich nicht die des ganz vergessenen Hofes, bei dessen Damen er sich höchstens summarisch empfehlen läßt, noch auch die der Geschäfte. Erstaunlich bleibt und ein neues Zeichen für Goethes wachsende Entfremdung von seiner politischen Wirksamkeit, wie rasch, wie ganz er sie vergißt. Nur wenige Male antwortet er mit freundlichen Floskeln den Kollegen auf dies und das, den Herzog fragt er niemals nach Einzelheiten; nur der Fortgang des Bergwerkes fesselt zuweilen seinen Geist.

Dagegen ordnet er aus der Ferne sorgfältig an, wie Samen und Stecklinge zu behandeln sind, die er nach Hause sendet. Einmal träumt Goethe in Rom von Geschäften, und gewiß ist ihm dies ein erschreckender Traum, denn solange er des Herzogs und seiner künftigen Freiheit nicht sicher ist, fürchtet er den Zeitpunkt, wo er sich „in Karyatiden-Stellung wieder unterstellen soll“.

Aber sein Haus, die kleine Stadt, die Freunde vor allem entbehrt er auf Reisen, schon fühlt er sich zu tief in ihren Kreis geschlossen, als daß er nicht zurückkehren müßte. Doch nur dies Weimar scheint sein Gedächtnis zu umschließen, der Mutter schreibt er in den zwei Jahren im ganzen sieben Briefe (von denen sie sechs verloren hat), je einmal kurz und kühl an Merck, Schlosser, Jacobi, Kestner.

Den Kindern aber, Herders und Fritz von Stein, schickt er viele bunte Berichte, erzählt auf derselben Seite von Pomeranzen an den Bäumen und vom elektrischen Fisch oder vom Heiligen Vater auf seinem Thron und von tausend geschlachteten Schweinen: immer in ihrer Sphäre, in



ihrem Ton. Die Eltern fragt er, was er den Kindern mitbringen soll, schickt Larven und Masken vom Carneval, Fritz bittet er um Entschuldigung, daß er ihn nicht mitgenommen, tröstet ihn auf manches, was er erzählen wird, ja, während die beleidigte Freundin ihm diesen Quasi-Adoptivsohn weggenommen hat, verwendet sich Goethe für ihn beim Herzog, er möge doch nach dem Knaben sehen, der in diesen Entwicklungsjahren durch falschen Umgang leicht verdorben werden kann.

Das Intimste teilt er in diesen Jahren Herder mit. Herders aufs Wahre gehende Grundstimmung ist ihm jetzt adäquat: der Forscher in umfassendem Sinne muß in diesen Jahren sein Freund heißen. Sein Urteil erwartet Goethe ungeduldig in Rom, nach dem Eindruck, den der fertige Egmont macht, fragt er immer wieder. Mit Iphigenie ging es ihm sonderbar: dreimal hat er sie in den ersten römischen Monaten vorgelesen, doch blieben die Zuhörer kühl, sie hatten etwas Götzisches erwartet und stehn enttäuscht vor dieser Antike, die sie ringsum längst besitzen. Nun dringt auch aus Weimar kaum überschleierte Enttäuschung zu ihm: man zieht die Urschrift dem neuen Werke vor: die vor einem Jahrzehnt auf einer Dienstreise entstandene Fassung sticht bei den Freunden eine Dichtung aus, die unter zwei Himmeln langsam heraufwuchs.

Aufs neue fühlt sich Goethe vereinsamt, langsam steigt in ihm die ernste Ahnung seines künftigen Dichterschicksals auf: nicht mehr für die Nation, nicht mehr für sein Jahrhundert zu schreiben. Auch daß der Zuspruch zu seiner Gesamtausgabe nicht groß ist, trifft ihn praktisch und ideal: im andern Falle, sagte er, hätte er leicht 10 oder 12 Bände geliefert statt 8. Dieser deutsche Dichter, den die Landsleute auf dem römischen Kapitol krönen wollen, entbehrt bei der ersten Ausgabe seiner Schriften so sehr des Echos im Vaterlande, daß er die Nächsten zu Urteilen ermuntern muß: „Sagen Sie mir ein Wort über meine Schriften, es freut mich gar sehr, in der Ferne einen Widerklang zu hören.“

Zwar sagt dieser menschenfremde Reisende, er wolle nur noch Dinge schreiben, die auch Menschen mit einem großen und bewegten Leben lesen möchten; zugleich betont er aber Gleichgültigkeit gegen das Publikum und wünscht nur seine Freunde zu erfreuen. Kluge Kritik ist ihm auch jetzt noch die wichtigste Wirkung, und es ist Herder, in dem er den Einzigen verehrt, der vergleichen kann und darf. Ihm sendet er sogar die fertige Iphigenie mit der Vollmacht, vor dem Druck nach Gutdünken darin zu korrigieren!

Alle Gefühle und Meditationen lassen diesen Flüchtling auf seiner Reise erkennen, wie ganz doch Geist und Gemüt in jener zufällig gewonnenen, dann verdrossen verlassenen Heimat stecken. Am stärksten ist diese Sehnsucht zu Beginn: da scheint er nachträglich vor der Kühnheit seines jünglinghaften Entschlusses zu erschrecken. Aus Venedig

sehnt er sich herzlich nach den Seinen und fühlt die Fremde ewig fremd. Gegen Abend fällt ihn der Wunsch nach Hause an, im Schatten einer Paduaner Kirche bedrückt es ihn, daß niemand, der in dieser Stunde an ihn denkt, weiß, wohin er denken soll! Drei Monate nach der Abfahrt bittet er Knebel schon, ihm die gute Stätte einer Rückkehr vorzubereiten.

Kaum ist er in Rom, so erklärt er alle Ideen von Abgeschlossenheit für ein Phantom des Selbstbetruges, das mit dem Fieber schwindet. Sie sollen ihm doch ein gemeinsames Briefchen schreiben, jeder, der ihn grüßen lasse, bekomme dafür eine Zeichnung. Auch mischt sich das Gefühl hinein, er sei am Ende doch der Mittelpunkt des Kreises gewesen: „Haltet aus, bis ich wiederkomme!“ Unter Orangen stellt sich dieser Deutsche vor, wie er in Thüringens Buchenwäldern im Winter am Kamine sitzen und erzählen wird; und daß ihm seine Bergleute ein Gedicht zum Geburtstage senden und am Gartenhause einen Kranz aufhängen, erregt in Goethe einen gerührten Wunsch von Rom nach Ilmenau. Er weiß noch nicht, welcher sonderbare Fremde an diesem Tage zu Haus an seinem Tische saß. Immer wieder fällt Goethe, der sich daheim nicht genug isolieren konnte, draußen in der Freiheit ein Gefühl des Verlassenseins an, er nennt das Herz in der Fremde kalt und frech, weil Liebe und Zutrauen selten angebahnt werden.

Sieht man solche Äußerungen im zweiten Reisejahre mehr gedacht als gefühlt und nur in größeren Abständen wiederkehren, doch niemals den Gedanken auftauchen, er möchte diese Freiheit in der Welt verewigen oder doch nur ein Lustrum sich erhalten, statt von einem Quartal aufs andere sich und die andern mit der Frage des Bleibens zu beunruhigen: so fragt man sich nach der Verwandlung seines Wesens, und ob es nicht Selbstbetrug sei, wenn er sich schon nach drei Monaten bis ins innerste Knochenmark verändert nennt. Wie sieht es in ihm aus, als er, im Reisewagen sich wendend, zum letzten Male die Peterskuppel in den Albanerbergen versinken sieht? Ist er ein anderer, als der an jenem Septembermorgen sich aus dem Karlsbad stahl?

Er ist ein verjüngter, freier entwickelter, vor allem ein glücklicher Mann, doch in sich trägt er die nämliche Substanz, die weder Reisen noch Frauen, weder Wirksamkeit noch Erkenntnis umwandeln können. Durchforscht man die Seele dieses 39jährigen, so tut der alte Zwiespalt sich in neuer Formung kund: vorgreifend könnte man ihn als Faust und Helena bezeichnen. Der immer Strebende sucht Ruhe der Antike, der ewig seinen Augenblick Überfliegende Gegenwart des Südens und kommt am Ende nicht neu geformt, nur mit neu formendem Ideale heim. Es ist, als nähme jetzt der Genius einen stilistischen Umweg, um sich aufs neue über den Dämon zu stürzen.

Denn dämonisch ist Goethe auch im erheiternden Süden geblieben.

Wie er mit dem brausenden Entschlusse flieht, diesmal seine „ganze Existenz zu spielen“, wie er vom Kampfe zwischen Leben und Tod und einer ungeheuren Krankheit spricht, als er ankommt, so ist es auch der unantike Meister, für den er streitet: für Michelangelo und gegen Raffael, den er als wesensfremd verehrt, und es ist ein Gleichnis, wenn solche Debatte mit einem Landsmann damit schließt, daß beide Deutsche sich auf Lionardo einigen! Als Goethe aus der Sixtina kommt, vermag er Raffaels Loggien nicht mehr zu beachten, denn „das Auge war von jenen großen Formen so ausgeweitet, daß man die geistlichen Spielereien der Arabesken nicht ansehen mochte“.

Den römischen Carneval, dessen Naivität ihm fremd bleibt, kann er sich schließlich nur mit dem dämonischen Gleichnis erschließen, die größte Lust reize nur dann am höchsten, wenn sie sich ganz nah an Gefahr dränge und lüstern ängstlich süße Empfindungen in ihrer Nähe genieße. Vor der Musik erklärt er, mehr als Largo und Adagio das Aufregende zu lieben, „da unsere eigenen Gefühle, unser Nachdenken über Lust und Mißlingen uns nur allzuoft herabzuziehen und zu überwältigen drohen“. Die einzige Szene, die er in Italien dem Faust zudichtet, die einzige ganz neue, die er zwischen 25 und 50 Jahren überhaupt am Faust geschrieben hat, ist jene Hexenküche, die wahrhaft anti-italisch, anti-harmonisch, die mit nordischem Trotze barock gehalten wurde.

Aus solchen dunklen Quellen wird auch weiterhin die Polarität seines Fühlens gespeist. Den Markusturm, von dem aus er die Lagune herrlich überflutet sah, besteigt er während der Ebbe zum zweiten Male, um sie nach ihrer Herrlichkeit nun auch in ihrer Demut zu betrachten, denn es sei notwendig, diese beiden Bilder zu verbinden. „Iphigenie in Delphi“ sollte ganz vom Doppelwesen ihres Dichters erfüllt sein, ihre heilige Ruhe zu Elektrens irdischer Leidenschaft im Gegensatze stehn, und wahrscheinlich hätte die zügellose Elektra in diesem Stücke die stärkere Rolle erhalten.

Dreimal zieht es ihn auf den Vesuv, nicht nur als Geologen: durch alle seine Schilderungen Neapels geht der Gedanke, wie hier in dem mitten im Paradiese aufgetürmten Höllengipfel das Schreckliche zum Schönen in einen sinnverwirrenden Gegensatz gestellt sei; hier seien die Menschen, wie sie sind, weil sie sich zwischen Gott und Satan eingeklemmt fühlten! Zugleich bemerkt er zu Herders „Ideen“, deren neuer Teil ihn in Rom aufsucht: freilich würde die Humanität endlich siegen, „nur fürcht ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter werden wird“. In diesen cynisch ergriffenen Worten steht wiederum zu lesen, wie Goethe überall Kampf sieht, nirgends Moralität.

Das stärkste Bekenntnis seiner polaren Seele gibt jener Faustmonolog (Wald und Höhle), der ganz wie ein lyrisches Gedicht zu begreifen ist, nicht bloß weil er formal in der Dichtung alleinsteht, mehr noch, weil Goethe, als er Faust fortzusetzen in Rom schon wieder aufgeben,

außer der Hexenküche (die ein abgeschlossenes Bild darstellt), dies einzige Stück von 34 Zeilen in den Faust mehr untergebracht als hineinkomponiert hat. Hier überblickt Goethe in Rom wie von einem erhöhten Ruhepunkte, da er nun aufs neue so viel gelernt und erfahren, seine große Bahn:

„Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,  
warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst  
dein Angesicht im Feuer zugewendet.  
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,  
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht  
kaltstaunenden Besuch erlaubst du nur,  
vergönne mir, in ihre tiefe Brust  
wie in den Busen eines Freunds zu schauen . .  
Geheime tiefe Wunder öffnen sich.  
Und steigt vor meinem Blick der reine Mond  
besänftigend herüber, schweben mir  
von Felsenwänden, aus dem feuchten Busch  
der Vorwelt silberne Gestalten auf  
und lindern der Betrachtung strenge Lust.“

Doch nun, auf dem Höhepunkte voller Beruhigung des Geistes — und grade jetzt fährt Goethe in seinem Selbstgespräche fort:

„O daß dem Menschen nichts Vollkommnes wird,  
empfind' ich nun. Du gabst zu dieser Wonne,  
die mich den Göttern nah und näher bringt,  
mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr  
entbehren kann . .  
Er facht in meiner Brust ein wildes Feuer  
nach jenem schönen Bild geschäftig an.  
So tauml' ich von Begierde zu Genuß,  
und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.“

In diesem Bekenntnis, in dessen letzten beiden Versen Fausts Problematik ihre tiefste Formel findet, liegt der Beginn des Goethischen Verzichtes auf reine Harmonie. Als Irrweg hatte er den Weg erkannt, den er vordem an der Hand der Freundin gegangen war: sonst wäre er nicht geflohen. Entsagend seelenvolle Reinheit, Ausbrennung von Trieben und Widersprüchen war Selbstbetrug. Doch auch indem er die Sinne befreit, bleibt Goethe im Grunde schwer, bleibt stecken im Resentiment, spricht dankbar mit dem Genius, doch grollend mit dem Dämon. Nirgends wird das Unverrückbare seiner dunklen Natur vor Antike und Süden, den beiden großen Vorbildern heiteren Gleichmaßes, deutlicher als dort, wo er die Summe ihrer erleichternden Einflüsse zieht: „Meine Existenz hat nun einen Ballast bekommen, der ihr gehörige Schwere gibt, ich fürchte mich nun vor den Gespenstern nicht mehr, die so oft mit mir gespielt haben.“

Nur in solchem Sinn und nur bis zu dieser Grenze sänftigt sich Goethes Natur in Rom. So ist es zu verstehen, wenn er kurz vor der Rückkehr erklärt, in Rom habe er sich selbst zuerst gefunden, sei glücklich und vernünftig geworden, habe den Frieden mit sich selbst geschlossen. Bis hierher dringt in der Mitte seines Lebens dieses nach Gleichmaß strebende Herz. Heiterkeit der Antike, Gegenwart der Renaissance bleiben ihm verschlossen, nirgends zeigt sich ein Spiegelbild, auch nur ein Aperçu, das dahin führt. Tasso, den er aus jener Welt als Zeugen holt, hat nichts davon, vor Raffaels Liebesstätte steht Goethe nur mit dem verlangend schönen Worte, es sei ein heilig Monument, und alles, was ihn am Südländer als frei und schwebend entzückt, was er ihm an Leichtheit und Genußfähigkeit neidet, erklärt er für gänzlich fremd seinem Wesen.

Ist dies nicht der Beginn eines großen tragischen Kampfes: wie dieser immer Aufstrebende nun gegen die aufstrebende Gotik wütet? Wie dieser Geist in Italiens Natur, Kunst und Menschen überall Entwicklung, Werden aufspürt, während sein Herz nach Sein und Gegenwart verlangt? Es ist, als wollte er sich's errechnen und dann seinem Dämon ablisten, was er in dieser Sonne, diesen Statuen wie ein erfülltes Ideal verehrt: unter fremden Menschen habe er hier wiedergefunden, daß der Moment alles sei und der vernünftige Mensch eine möglichste Masse vernünftiger, glücklicher Momente in sein Leben sammle.

Am stärksten ergreift dieser ewig zielferne Wanderer in seinem Verlangen nach Glück und Augenblick, nach natürlicher Balance den Nachgeborenen in diesem krampfhaften Aufschwung, den er in Neapel nimmt: „Übrigens habe ich glückliche Menschen kennen lernen, die es nur sind, weil sie ganz sind; auch der Geringste, wenn er ganz ist, kann glücklich und in seiner Art vollkommen sein. Das will und muß ich nun auch erlangen, und ich kann's, wenigstens weiß ich, wo es liegt und wie es steht. Ich habe mich auf dieser Reise unsäglich kennen lernen.“

Ich kann's! ruft er aus — doch gleich schränkt er den Willen zur Vorstellung ein. Wenn er es könnte, wäre er nicht heimgekehrt, oder ein neuer Mensch, nicht Goethe wäre heimgekehrt.

Indem er in der Freiheit seine Grenzen hinausschiebt und sichert, um dann in die Mitte seines Reiches heimzukehren, fragt man aufs neue, wo denn diese Mitte liege. Nur negativ gibt die Reise Antwort: sie liegt nicht mehr in Tätigkeit als solcher, nicht mehr in Bewegung um der Bewegung willen, Staat und Verwaltung als Pflicht sind ihm für immer fernergerückt; nicht mehr in der wirkenden Welt liegt Goethes Mitte. Doch ob sie mehr im Bilden, mehr im Forschen liegen wird, bleibt noch auf lange ungewiß. Betont er immer wieder, in Rom habe er sich als Künstler wiedergefunden, so liegt darin Absage gegen die Welt, nicht

gegen die Wissenschaft. Hier will er — schreibt er einmal — sich über die schönen Künste beruhigen, ihr heilig Bild sich in die Seele prägen, dann aber, heimgekehrt, Chemie und Mechanik studieren, „denn die Zeit des Schönen ist vorüber, nur die Not und das strengste Bedürfnis erfordern unsere Tage“. Hier scheint zugleich weltpolitische Vorahnung zu liegen.

Freilich ist er beim zweiten Aufenthalt in Rom mehr Künstler als Forscher, doch auch als Künstler scheint er hier mehr Forscher als Bildner. Streben nach Wahrheit hat sich klarer in ihm abgesetzt als Streben nach Schönheit, beständig nennt er die Antike wahr: „Ich bin für alles zu alt geworden, nur fürs Wahre nicht . . Es ist nichts groß als das Wahre, und das kleinste Wahre ist groß . . Wie freut es mich, daß ich mein Leben dem Wahren gewidmet habe.“

Dies Problem ist es, das er vor Statuen und Körpern, vor Pflanzen und Gebirgen umkreist, nicht die Schönheit; und wie so unbestechlicher Drang in seiner Doppelseele begründet liegt, die nicht Moral noch Nützlichkeit, sondern Wahrheit will, auf jede Gefahr, wohin sie ihn auch führen möge: so stärkt und züchtet er sein amoralisches Grundlelement durch seine entschlossenen Studien.

Gegen Ende der Reise spricht er diesen unromantischen, ja im früheren Sinne unpoetischen Grundgedanken aus: daß er „neuerdings nur die Sachen und nicht, wie sonst, bei und mit den Sachen sehe, was nicht da ist“. Auch findet er viel weniger Gleichnisse als früher und scheint weniger geneigt, Leben, Welt und Menschen gleichnishaft zu erfassen. Alles Mystische wird ihm fremder, Rembrandts schwebende Geistigkeit stellt er ausdrücklich hinter die Klarheit der Antike, und dringt er einmal unter falschem Namen in Cagliostros Familie zu Palermo ein, so ist's aus dem Wunsche, den Abenteurer seiner mystischen Attribute zu entkleiden, an die er nie recht glaubte.

Ist dieser handelnde Drang nach Wahrheit ein Zeichen weichender Jugend? In Italien taucht das Wort auf und wiederholt sich oft: zu dem und jenem sei er zu alt geworden, frühere Dichtungen seien ihm im Feuer der Jugend gelungen, wir machten viel zu viel Anstalten um zu leben, höchstens zehn Arbeitsjahre habe er noch vor sich, sein lange mühseliges Leben sollte sich nun gegen Ende erheitern. An einem traurigen Abende kurz vor der Abreise sitzt er und zeichnet sein Grab bei der Pyramide des Cestius: „Ich will es gelegentlich fertig tuschen, und dann sollst du es haben.“ Und ahnt nicht, daß der Sohn einer Frau, die er bald kennen lernen soll, unter dieser Pyramide begraben werden wird, nach 40 Jahren, — und er wird den Tod dieses einzigen Sohnes dennoch überleben.

Aber bei allem Ernste der Grundstimmung wird er verjüngt. Nicht radikal wie Faust, denn nicht wie dieser hatte Goethe in einem Mauerloch gesteckt, und selbst aus römischen Pokalen ziemt ihm kein Zaubers-trank. Doch so weit es seine langsam wachsende Art zuläßt, wird er

erfrischt und darf sich am Ende der Reise gegen den Herzog von den Leiden ziemlich geheilt erklären, die ihn zu Hause quälten. Wie auf den einsamen Fahrten durch Thüringen fühlt Goethe in Oberitalien einem munteren und resoluten Leben sich zurückgeben, ist froh, nichts mehr auf Zwang und Verhältnisse schieben zu können, und findet, sich selbst überlassen, im Äußeren ein Stück Jugend wieder.

Wie er in der Akademie zu Vicenza über eine müßige Artistenfrage hin und herstreiten hört, reißt ihn dies Schauspiel zu den jugendlichen Worten hin: „Wenn das meine Nation und meine Sprache wäre, ich wollte sie toll machen!“ Das Gute, was ihm widerfährt, — schreibt er aus Rom — müsse der Mensch wie einen glücklichen Rausch dahinnehmen, statt sich ums Glück und Unglück eines Ganzen zu bekümmern. Und alles faßt er zu guter Stunde an die Freunde in die Worte zusammen: „Wenn ihr an mich gedenkt, so denkt an mich als einen Glücklichen.“

Als es dann nordwärts geht, der Heimat zu, überfällt ihn dämonische Trauer: „In jeder großen Trauer liegt ein Keim von Wahnsinn, man muß sich hüten, sie nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.“ In Angelikas Garten pflanzt er zu seinem Gedächtnis eine kleine Pinie ein, später gesteht er, die letzten Tage in Rom habe er wie ein Kind geweint. Schwerer als der Abschied vom Süden drückt ihn beklommene Ahnung vor dem Wiedersehn im Norden, das er doch erstrebt. Schon ein Jahr zuvor schrieb er der Freundin zweifelnd, er möchte denen etwas werden, zu denen er zurückkehren solle; später häuften sich leise Winke und Fragen, was er zu Haus wohl zu erwarten habe, in kleinen ergreifenden Zurufen klang es aus Rom: „Liebt mich, verlangt mich, daß ich mit Freuden wiederkehre!“

Nun bläst ihm in Mailand der Nord entgegen, und wie er aus Statuen und Bläue wieder dunkleren Bergen sich nähert, nimmt er es auch wieder als Gleichnis auf, und eine leise Klage klingt hindurch, wenn er nun, wie auf dem Hinwege, seinem montanen Freunde Knebel schreibt, jetzt werden Kristallisationen „schon wieder wichtig“ und ein Stein schon wieder etwas. „So hilft sich die menschliche Natur, wenn nicht zu helfen ist.“ Und in voller Ahnung fügt er, der noch gestern in einem Briefe scherzte, diesen bebenden Satz an: „Ich bringe vieles mit — wenn ihr nur im Fall seid, es zu genießen.“

Da hört er, der, auf den er am stärksten gezählt hat, sei an ihm vorbeigefahren: Herder nach Rom. Goethe erschrickt wie vor einem Zeichen, spricht von starker Prüfung, die damit über ihn ergeht, blickt aber an Deutschlands Grenze noch einmal auf die heitersten Wochen zurück, die ihm im Süden gegönnt waren: „Wenn du nach Castel Gandolfo kommst, — schreibt er in Konstanz an Herder — so frage nach einer Pinie . . Diese hatte ich in den Augen, als ich dich so sehnlich wünschte . . Reise glücklich und erbrich den Brief gesund, da, wo ich in meinem Leben das erste Mal unbedingt glücklich war.“

## ACHTES KAPITEL / EINSAMKEIT

„Ich bin den großen Gefühlen nicht ewig  
aufgestimmt und ohne sie vergänglich.“

**B**elvedere, Tee bei der Herzogin im kleinen Salon, es ist ein Abend zu Anfang August, alle Fenster sind geöffnet.

Goethe steht am Tisch, auf die eingelegte Platte hat er römische Zeichnungen gebreitet, sorgsam aufgezogen, manche leicht geraht, jetzt hat er den Plan von Rom drüber aufgerollt und zeigt der Herzogin, hinter ihr halb vorgebeugt, wo er gewohnt hat. Angestrengt blickt sie auf das große Blatt.

Carl August, am Fuße verletzt, sitzt im Fauteuil, in dem er sich herübertragen ließ, er sieht leidend aus, ist wieder einmal vom Pferde gestürzt, als er das übermüdete Tier bis zum Abend ins Quartier zwingen wollte. Erst 32 Jahre? Wird die gedrunghen militärische Gestalt nicht sichtbar, so macht der Kopf allein ihn älter: als Fürst fängt man früh an zu leben, besonders wenn man mit 18 schon regiert. Er raucht und blickt ins Leere. Drüben, seine Mutter wirkt eher jünger, wie sie kerzengrade auf dem Kanapee sitzt, sie ist eben 50, doch in Haltung und Fülle immer noch reizvoll. Jetzt hat sie eine kleine Zeichnung vor und zeigt sie Wieland, der sich zu ihr neigt, mit spitzer Nase ihrem Rückenausschnitt angenähert; mit langer Kennerhand deutet er auf eine Rokokogruppe, die aus den Pinien des Bildes hervorschaut.

Links sitzt, vom Tische abgerückt, Caroline Herder, sie scheint ihres Nachbars Knebel langes Schweigen nicht zu bemerken, ihr immer suchendes Auge sucht nur den Gatten, und wie sie ihn in einen Band der Vatikanischen Statuen vertieft findet, drüben am Fenster, berechnet sie, ob es ihn wohl störte, wenn sie zu ihm träte.

Gegenüber, den alternd schönen Kopf in die schmale Linke gestützt, lehnt weit zurück im Sessel Charlotte von Stein, immer schweigend, nur des Herzogs gelegentliche Aperçus kalt und glatt erwidern. An der offenen Türe zur Terrasse erzählt ein Kammerherr einem Geheimderat pikante Geschichten aus Carl Augusts Jugend, doch der Beamte lächelt nur wenig: er hört nur halb hin — wie alle diese Menschen, die alle fern sind, während sie zu reden oder zuzuhören scheinen.

.. Schade! — denkt der Geheimderat — da schwärmen sie noch immer von jener Zeit wie vom verlorenen Paradiese, statt Goethes Wirksamkeit zurückzuwünschen. Ob er sich um das Bergwerk noch bekümmern



wird? Beim ersten Gruße fragte er gleich danach, aber so rasch, so kurz, als wollte er mir's herausziehen, und seitdem nichts mehr, sechs Wochen lang. Gestern fragt' er in einer halben Stunde zweimal dasselbe, das war früher auch nicht. Der hat zuviel Sonne geschluckt, taugt nicht mehr in die Akten. Enfin, vielleicht ist er nun glücklicher . .

.. Wie das jetzt hier still hergeht! — denkt neben ihm der Kammerherr. — Wie in so einer Akademie. Seit vierzehn Tagen schwärmen Alle für Phidias, Alles tut, als läse es Winckelmann. Ist's denn so langweilig geworden in der Welt oder wird man schon alt? Noch nicht Eine Anekdote hat dieser Mensch aus Rom erzählt, lauter seriöse Dinge, die niemand interessieren. Mit nächstem sollte man wieder einmal nach Gotha gehn . .

.. Lohnt es im Grunde auf ein paar Monate? — denkt Herder, der nun doch noch nicht abgereist ist, und blättert. — Zwei Jahre wegbleiben kann nicht jeder, das nimmt sich nur dieser Glückspilz heraus. Wunderbare Dinge, die er gesehen hat, und wunderbar gesehen. Aber wer war sein Führer? Meine „Ideen“ führten ihn durch Rom, aus der Ferne gab ich ihm doch die entscheidende Direktive. Unsereins, der die Jahrhunderte im Herzen trägt, brauchte eigentlich nicht zu reisen. Immerhin, man kommt einmal heraus aus dem Neste . . Generalsuperintendent! Ah, es ist nicht genug Erfüllung, lange, lange nicht genug! Wo sind deine Mohrunger Jünglingsträume, Johann Gottfried Herder? König des Geistes, absoluter Monarch! Bist doch nur ein Herzog geworden. Dieser Goethe — nun ja, er wäre der Einzige, dem ich es gönnte zu regieren: denn von ihm kann man hoffen, daß er sich nicht vormacht, das wäre nun etwas. Dieser neue Vers: Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde! Sehr gut. Beinah Synthese von Faust und Mephisto. Caroline, machst du mir Gretchenaugen? Ach liebe Frau, es ist alles ganz anders . .

.. Wie lange die Herzogin ihm zuhört! — denkt Caroline. — Es ist Zeit, daß Herder nach Rom kommt, diese Reise hat Goethe zu viel Vorsprung gegeben. Wenn man nur sicher wäre, daß Dalberg alles bezahlt! Sie sollten uns doch endlich erhöhen, Goethe müßte sich dafür verwenden: er hat uns doch hergebracht! Aus Liebe? Ich werde das Gefühl nicht los: er tut am Ende nur, was ihm dient. Vielleicht ist er der Reichere, — der Tiefere sicher nicht, und was den Ruhm betrifft: unsere „Ideen“ machen in ganz Deutschland Aufsehen, aber wer fragt nach Egmont!

.. Das alles läßt ihn kalt, was er da demonstriert! — denkt Knebel. — Wie anders war's am Sonntag Abend, als wir die Tiefurter Chaussee herunterkamen und er blieb stehn und rupfte eine kleine Myosotis, fing zu zergliedern an, da stand er, betrachtete und schwieg. Mit unsern Steinen war er so mittheilsam, jetzt von den Pflanzen schweigt er. Einsame Seele, du fliehst mich, weil du fürchtest, ich könnte dich verstehn . .

.. Als ob wir gar nicht vorhanden wären! — denkt Anna Amalia, indem sie sich Goethes entzückter Worte über den Park Borghese erinnert, dessen Bild sie in Händen hält. — Freilich freu' ich mich auch, hinunterzukommen, aber mein Vaterland könnt' ich doch nie so ganz drüber ver-

gessen! Gestern klagte er abends über Regen und Kälte, weil sich's endlich abgekühlt hat. Gottlob, wir leben ja nicht am Pol! Warum kommt er dann eigentlich zurück? Aber so sind diese Bürger . .

.. Fine mouche! — denkt Wieland, der ohne Blicke mit in die Zeichnung schaut. — Macht alles elegant. Kaum ist er da, bemerkt, daß man sich indes hier auch erlaubt hat weiterzuleben, gleich findet er den einzigen Ausweg, sich in Stimmung zu halten, und nimmt sich ein Mädchen! Soll à la Juno sein, mais plus gentille, man hat nicht umsonst in römischer Fülle gelebt und Cupido gedichtet. Übrigens jung, braungelockt, angeblich sogar Jungfrau: est-ce que quelque chose lui manque? Charmante Szene, wenn ihm die Stallmeisterin dahinterkommt! . .

.. Wie von vier Glaswänden umschlossen! — denkt die Herzogin, indem sie Goethes Finger auf dem Stadtplan angestrengt folgt. — Man sollte ihn doch eigentlich jünger finden, gebräunt und lebhaft wie er scheint. Trotzdem ist es, als ob er eine Maske trüge. Ich begreife, ja ja, er ist nicht glücklich . .

.. Der Mensch ist ja ganz jung geworden! — denkt Carl August, der mit ihm den Morgen verplaudert hat. — Endlich begreift er wieder: man ist noch kein Greis mit einigen 30, braucht Zerstreuung, wenn man schwer schuften muß. Verfluchter Fuß! Am Ende wird mir die kleine Gore untreu, wenn ich nicht bald wieder laufen kann! Mit der Revue rückt's auch immer näher. Bis Sonntag warte ich noch, dann wird gereist, mag doch den Fuß der Teufel holen! Goethe muß mit, wie früher. Dienst kann er nicht mehr vorschützen, ich wette, er hat Geschmack an der Welt bekommen und ist froh, ohne Kosten zu reisen. Parbleu, wär' bloß dieser Tee schon überstanden . .

.. Unwiederbringlich! — denkt Frau von Stein und blickt aus ihren italischen Augen schwermütig zu ihm hinüber. — Steht er nicht da und doziert wie Loder oder sonst eine Jenenser GröÙe? Er wird dicker, er wird bequem. Was waren diese Hüften schmal! Wie zart geschwungen dies Kinn! Jetzt ist es beinah doppelt, und die Lippen sind breit; es scheint, er ißt mit Genuß. Der Zug um den Mund da deutet auf Küsse von einer Art . . O Charlotte, warum hieltest du dich nicht fester? Warum—? statt ihn mit ewiger Sehnsucht zu beherrschen! Jugend hat er dort unten getrunken von Wesen, die nur seine Lippen ergriffen! Nie wird ihn jemand wieder erfassen, wie ich's vom ersten Tage getan, niemand mich fassen wie er! Nun sucht der Verwaiste Genuß, — der freilich ist leicht zu finden. Auf inferiore Weise wird man glücklich. Unwiederbringlich, Genius, fort alles, was ich dir gab! Daß ich dich nicht hassen kann! . .

.. Wo bin ich? — denkt Goethe, während er zeigt und spricht. — Sind dieses meine Freunde, zu denen es mich so herzlich zurückzog? Denen ich an langen Abenden erzählen wollte? Mein Publikum, meine Schüler, meine Lehrer, Herrin und Herr? Forschend fühl' ich ihre Blicke auf mich gerichtet, möchte an Gürtel und Strümpfe greifen, ob etwas locker sitzt, und als ich ihre Hände wieder in den meinen fühlte — war's Zufall? —

sie schienen mir kalt! Jetzt erst fühl' ich, was ich aufgegeben, — doch wenn ich mich frage, warum ich's aufgab, muß ich mich zur Gelassenheit zwingen, um diesen hier nicht zu zürnen. Oder ist es wirklich nur dieser Himmel, der mich drückt? Das kann's allein nicht sein: das braunlockige Kind ist doch auch hier geboren — und reißt doch hin wie eine Römerin!

Als Goethe Weimar wieder betrat, an das er mehr als ein Jahrzehnt verschwendet hatte, fühlte er nach wenigen Tagen seine ängstlich vorstastende Ahnung bestätigt. Warum bist du heimgekehrt? fragten die Blicke der Freunde. Warum bin ich heimgekehrt? fragte sein eigenes Herz zurück.

Damals, vor zwei Jahren, als er abfuhr, zogen im gleichen Gespanne seinen Lebenswagen die feindlichen Rosse Genius und Dämon an, flogen mit ihm über die Alpen weg, als gälte es seine kranke Jugend einzuholen, die nur noch im Süden wieder aufblühen konnte. Was er unten fand, war ein Stück Jugend, maßvoll und arbeitsam verrann ihm die Zeit, ein großer Ernst blieb über ihn gebreitet, und was an Heiterkeit des Südens und der Künstler an seine Küste schlug, blieb doch nur ein wohlgefälliges Spiel, dem er aus seinem Turme freundlich zuzuschauen noch nicht zu alt war.

Nichts und niemand trieb ihn zur Heimkehr, kaum daß ihn jemand bat oder brauchte. Der Herzog war in seiner Weise fertig, Goethes Stelle mit seinem Einverständnis besetzt, die Freundin war, schon als er floh, nur noch Idee für ihn; nun, während dieser Jahre, verschwand sie ihm vollends in Dämmerung. Die Herzoginnen, Wieland waren seinem Streben längst nur noch freundliche Zuschauer, Knebel, selbst Herder erwünscht, doch nicht unersetzlich, und keineswegs stark genug, um ihn aus dem belebten Kreise mitstrebender Genossen, aus täglich neuen Anregungen zu locken. Wie Nebelwolken schwankten Stadt und Verwaltung, Politik und Hof am Horizonte eines kleinen Staates, von dem er vor einem Dutzend Jahren kaum mehr als den Namen kannte, mit dem ihn jetzt nichts verbindet als die Erinnerung eines Lernenden und Wirkenden. Als Dichter, als Forscher an kein Land gebunden, war Goethe 38jährig frei, in einem Land und Zustand zu verharren, die ihn beglückten. Warum ist er zurückgekehrt?

Weil er in Weimar Stellung, Haus und Gehalt hat, kann man erwidern, solange man's von außen ansieht. Auf einen Erwerb ist er gewiesen, des Vaters Erbe ist noch lange nicht sein, vermögenslos hat er die teure Reise nur vom Gehalt als Minister, zusammen mit dem Honorar seiner Gesamtausgabe bestreiten können. Ob weiter viel mit seinen Schriften zu verdienen sein wird, scheint zweifelhaft. Nicht jung, nicht Abenteurer genug, um es auf seinen Kopf zu wagen, obwohl er für keinen zweiten Menschen sorgen muß, ist er verwöhnt von Stellung und Lebensform, und ob er auch für seine Person mit einer Kammer in Rom, mit zwei Stübchen in Weimar genug hat, dennoch möchte man ungern das große schöne

Haus entbehren, in dem man sammeln und empfangen kann, und obwohl er ohne Namen reiste, will er doch auf die Dauer seines Namens genießen. Diese Weimarer Stellung braucht er als Stütze, um sich steif zu halten, wie sein Gang geworden ist. Vorsicht, Bequemlichkeit, Kleinstädtereier: lauter Philistermotive scheinen ihn zum zweiten Mal dorthin zu treiben, wohin ihn zum ersten der Genius trug.

Und doch, im Anblick seiner zweiten Lebenshälfte ist's unmöglich, sich hiermit zu bescheiden: rational mögen sie scheinen, als irrational werden sich die Motive des Genius immer erweisen. Goethe konnte seine Gründe addieren; das Schicksal trieb ihn bewußtlos vorwärts. Es war zu spät, in einem Klima, in Studien und Umständen, wie er sie sich so lange gewünscht, dauernd oder nur noch länger zu verharren. Er kehrte heim, weil seine Seele nicht für das schwebende Gleichmaß südlicher Tage, nicht für die grenzenlose Weite Roms, nicht für die anmutige Freiheit der Fremde gebaut war, sondern einen engen Kreis, bestimmte Pflichten und jenen nordischen Himmel brauchte, aus dem man sich weg wünschen muß bis ans Ende.

Aus voller Freiheit seiner inneren Wahl hat Goethe Italien verlassen, weil seine polare Natur das Widerspiel von Wunsch und Erfüllung brauchte, weil weder Faust noch Mephisto das Gegenwärtige dauernd ertragen. Dies Widerspiel beherrscht seine Bahn.

Kaum ist er wieder daheim, so beginnt es von neuem zu wirken. Sehnsüchtig nach der freundlichen Gewohnheit von Haus und Freunden war er nach Norden gekehrt, immer betonend, dies südliche Volk und Leben sei ihm ein schönes fremdes Bild. In Weimar wächst sogleich, was er verlassen hat, zum Wunsch der Sehnsucht, und je unwahrscheinlicher es ihm nach freiem Entschluß erscheint, Rom wiederzusehen, um so inniger baut er den Wunsch danach in seinem Herzen aus. „Gleichgültigkeit gegen alles, nach dem Verluste des römischen Glückes“ nennt er's in einer späteren Notiz.

Hat er es schon mit feuchten Augen verlassen, mit überglänzten blickt er nun über die Alpen. In jenen Faustversen hat er auch dies in Rom vorausgebildet. Nun dichtet er sich nach seiner Art das Erwünschte, und während er über Tiefstand des Barometers, Mangel an Farben seufzt und den kimmerischen Himmel anklagt, wie unglaublich er auf ihm laste, bricht er sich Bahn mit der Fiktion, er sei im Süden — ganz wie er unter römischen Pinien sich in den Nebel nordischer Hexen verlor. Jetzt, unter trübem Himmel schreibt er dieses:

„. Gedenk' ich der Zeiten,  
da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,  
trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,  
farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,

und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes  
düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank.  
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Äthers die Stirne!“

Ist es wunderbar, daß die Freunde ein so drangvoll flackerndes Gemüt, das in der Heimat noch ganz dem Reisenden zu gehören scheint, mit Fremden wiedersehen? Manches Wichtige war indes in ihrem Leben geschehen, das er nicht wichtig nehmen kann, die ganze Sphäre ist für den aus der Welt kommenden Mann doch noch weit enger, als sie ihm draußen erschien. Herder und die Herzogin-Mutter sind auf dem Sprunge dorthin, woher er kam, der Herzog in krieglerische Pläne nicht weniger als in neue Liebschaft verstrickt, wochenlang ans Sofa gefesselt, unruhig aus mehr als einem Grunde. All dies hat Goethe geahnt und schon vor einem Jahre den Freunden scheinbar grundlos geschrieben, wie sonderbar es sei, „daß zwischen den besten und verständigsten Menschen eine Art von Flor und Hülle bleiben kann“.

Charlotte, durch Enttäuschung, Krankheit, Einsamkeit um so viel gealtert, als Goethe immerhin verjüngt erscheint, nun im 47. Jahre, hatte länger als ein halbes Jahr keinen Brief von ihm erhalten. War der Abschied in Karlsbad schon uneingestanden ein Abschied fürs Leben, die schriftliche Aussöhnung nach Rom nur eine halbe: nun, da er eintritt, gebräunt und unruhvoll, erkennen Beide, wie fern sie einander gelebt haben. Wohl schickt sie ihm noch kleine Frühstücke, auch Fritz kommt wie ehemals, doch dies sind Gesten, mit denen man nicht mehr sagen will, als man fühlt. Ja, sie ist es allein, die, gestützt auf jenes unbegrenzte Vertrauen lange vergangener Jahre, Goethe die Wahrheit sagt, gleich in den ersten Tagen. Auch er wiederholt aus alter Gewohnheit noch ein paar Themen, schickt ihr vor dem Druck die Gedichte in der Handschrift, sagt aber zu Herders Frau: „Ach, mit Der (Charlotte) ist nicht viel anzufangen, sie ist verstimmt, und es scheint nicht, daß etwas werden will!“

Ihr selber kommt er zwar nicht werbend, doch mit rührender Gebärde, als ein bittender Mitmensch entgegen. „Gerne will ich alles hören, was du mir zu sagen hast, ich muß nur bitten, daß du es nicht zu genau mit meinem jetzt so zerstreuten, ich will nicht sagen zerrißnen Wesen nimmest. Dir darf ich wohl sagen, daß mein Innres nicht ist wie mein Außres . . Mögest du in dem stillen Kochberg vergnügt und vorzüglich gesund sein . . Es wird sich alles geben und auflösen, man muß nur sich und den Verhältnissen Zeit lassen. Ich fürchte mich dergestalt für Himmel und Erde, daß ich schwerlich zu dir kommen kann. Die Witterung (Ende August) macht mich ganz unglücklich, und ich befinde mich nirgends wohl als in meinem Stübchen, da wird ein Kaminfeuer angemacht, und es mag regnen, wie es will.“ Als er sich schließlich in Gesellschaft doch nach Kochberg wagt, empfängt sie ihn, wie Caroline schreibt, „ohne Herz. Das verstimmt ihn den ganzen Tag.“

Offener gibt er sich gegen Herders Frau, die er auch nach Herders Ab-

reise viel besucht, um Einkünfte und Kinder sich kümmernd; und wie sie, feinen Herzens, doch immer unzulänglich ihn betrachtet, schildert sie ihn in diesen Wochen dem Gatten, so daß man durch seine Maske den Zustand seiner Seele spüren mag:

„Goethe hat viel Lustiges, ich möchte sagen Betäubendes über seine häusliche menschliche Situation gesagt. . Er hat nun alles Glück und Wohlsein auf Proportion und das Unglück auf Disproportion reduziert. Ihm sei es jetzt gar wohl, daß er ein Haus habe, Essen und Trinken und dergleichen. Alles. . käme darauf hinaus, daß ein Mensch ein Hauswesen besäße. . Im ganzen will es mir nicht wohl mit ihm werden. Er lebt jetzt, ohne seinem Herzen Nahrung zu geben. Die Stein meint, er sei sinnlich geworden, und sie hat nicht ganz Unrecht.“

Einmal kommt er überraschend zu Herders Frau, er sagt: „Ich war schon auf dem Weg nach meinem Garten und mußte umwenden; es trieb mich her, nicht die Liebe, sondern vielleicht die Verzweiflung. Ich ging soeben vom Herzog weg.“ Ebenso kurz und maskiert, dumpf und wartend sind auch die wenigen Sätze, die sich aus seiner Seele durchs wohlverschlossene Gehege der Briefe drängen: „Ich lebe sehr wunderbar. Sehr zusammengenommen, und harre auf Zeit und Stunde. . Jedermann findet seine Konvenienz, sich zu isolieren, und mir geht es nun gar wie dem Epimenides nach seinem Erwachen. . Wie ich denn überhaupt gänzlich unnütz bin.“ An seinem Geburtstage tanzt er bis Mitternacht: Goethe muß 39 Jahre werden, um in einer unruhvoll stillstehenden Betäubung in seinen Geburtstag einmal hinein zu tanzen. Und es wird wieder länger als 30 Jahre dauern, bis er das wiederholen darf.

Zum Herbst hin rafft er sich auf, überblickt die möglichen Formen des Lebens. Was er braucht, ist eine Stätte der Sammlung, ein Einkommen unabhängig vom Erfolge seiner Schriften, ist Nähe einer Universität, ein Kreis, der ihm als Zuhörer und Schüler dient: so faßt er den Entschluß, von nun an bis zum Ende hier auszuharren, trotz Rücktritts vom Hauptamte, trotz Entfremdung — trotz, vielleicht wegen dieser Einsamkeit. Ja, bis zum Ende, denn für eine Spanne Zeit ergriffe ein Mann seines Wesens nicht so umfassende Vorkehrungen.

Die erste ist Klärung seiner Ämter. Zwar bleibt er Mitglied des Conseil, doch da schon zwei Jahre vor der Reise sein Stuhl immer leer darin stand, nimmt man ihn jetzt heraus: Goethe erhält das Recht, wenn er erscheinen will, des Herzogs Stuhl einzunehmen. Das ist eine von den Delikatessen, mit denen Carl August den Freund vor dem Lande um so lieber ehrt, als er sicher ist, daß es bei der Form bleiben wird. Goethe ist offenbar nie mehr im Conseil erschienen, doch der Gedanke an diesen Stuhl, der durch die Jahrzehnte bereitsteht, verstärkt ihm gewiß jenes Gefühl weltlicher Stellung und einer Macht, die er nur ganz verachtet hat, solange er sie ausübte. Dagegen scheint ihn nichts zu dieser Ausübung zu-

rückzulocken. Ein paar Jahre lang wird er zur Fortführung gewisser Unternehmungen zugezogen, als Initiator oder als Autorität, greift wohl auch spontan ein, wenn eine alte Kanalffrage wieder akut wird, oder wenn ein Seiler um die Erlaubnis nachsucht, Schläuche zu machen. Doch hören solche Gelegenheiten bald auf, und wenn er vor einer Reise dem Herzoge mitteilt, die Steuersachen lägen wohl vorbereitet, so ist dies die einzige seiner früheren Aufgaben, deren Aufsicht er noch ein Stück weiterspinnnt.

Aller Verantwortung ist er ledig, jedes Mahnwort an Herzog, Hof und Regierung schweigt, nur selten blinzelt der sparsam warnende Finanzminister hervor, etwa, wenn er der Herzogin-Mutter nach Neapel schreibt, dieser Ausflug könnte sie in beschwerliche Ausgaben verwickeln: „Eure Durchlaucht verzeihen diese zwar wohlgemeinte, aber freilich nach einem Ex-Kammerpräsidenten schmeckende Äußerung.“ Mit solcher Selbstironie spielt er den alten Hausfreund und verbirgt hinter höfischer Floskel kaum seinen Groll gegen überflüssige Amusements. Im gleichen Briefe aber bittet er die Fürstin, deutsche Maler in Rom, seine Freunde, zu unterstützen!

Kühl bis zum Hochmut sind diese Briefe an Anna Amalia, es ist, als spräche er sich jetzt, der Leitung enthoben, noch offener, noch kühner zu seinen Fürsten aus: gegen Verschwendung und für Mäcenatentum. Als er, um Herder in Weimar zu halten, für dessen Kinder Renten von den drei Höfen erbittet, die Herzogin-Mutter aber nur die Hälfte des von ihr erbetenen Anteils bewilligt, gibt er herablassend sein Einverständnis: wolle sie überdies nicht, wie vorgeschlagen, einem der Kinder ein Legat vermachen, „so abstrahiere ich vorerst davon, bis Eure Durchlaucht zurückkommen, und sollten Sie es nicht tunlich finden, so will ich selbst dereinst von meinem geringen Nachlasse dem Kinde etwas bestimmen“. Deutliche moralische Bedrohung.

Zarter bleibt sein Umgang mit der Herzogin, in deren resignierter Trauer er sich zuweilen wiederfindet. Überhaupt läßt sich ein ins Erotische hinüber tastender Zug von platonischer Sympathie zwischen Beiden zwar nicht beweisen, doch im Anblick der Dokumente nicht wohl übersehen. Jetzt liest er ihr häufig vor, bringt sie über die Krisis einer unglücklichen Niederkunft hinweg; sie gibt ihm ihres Gatten Briefe zur Lektüre. Den Erbprinzen, der nun heranwächst, attachiert er sich mit der ganzen Wärme des Kinderfreundes, des Erziehers und des Fürstendiener, zieht, weil das Kind sich's wünscht, für ein paar Wochen nach Belvedere als eine Art von beratendem Hofmeister, nimmt ihn auf Fahrten nach Jena mit, schreibt viel innig Kluges dem Vater über den Sohn. Goethe braucht immer Objekte der Erziehung, und Fritz von Stein entwächst ihm mehr durch die Jahre als durch die Verstimmung der Mutter.

Auch praktisch bleibt er tätig für den Hof, leitet den Umbau eines alten Schlosses, sucht einen fremden Beamten, den er auf Reisen kennen lernt, nach Weimar zu ziehen, sorgt zugleich für alte Freunde am Hofe,

schaft einem verschuldeten Kammerherrn Kredit, bringt seinen alten Diener in ein Rentamt. Von Amtswegen bleibt er an der Spitze des Bergbaus, besichtigt aber Ilmenau erst drei Monate nach der Rückkehr.

Im übrigen wird er Kultur-Minister des kleinen Landes, das heißt er übernimmt Leitung und Aufsicht der Universität, Institute, Zeichenakademie, Theater. Und dies ist mehr als ein Amt. Hier und nur hier wird ein Stück staatlicher Macht wieder zum wahren Instrument seines bildenden Geistes. Er ergreift es, auch weil er sich bedroht fühlt: offiziell will er geistiger Führer dieses Herzogtumes werden, da er es für Deutschland nicht bleiben kann.

Denn als Goethe heimkehrt, findet er den Geist der Literatur verändert. Hat er es in den letzten müdgelaufenen Jahren vor der Reise kaum bemerkt, vielleicht nicht merken wollen: jetzt drängt sich's ihm entgegen, daß andere Götter regieren. Als Goethe in Rom ist, tritt Schiller in Weimar ein. Halb Deutschland spielt seine Stücke. Als Goethe heimkehrt, spricht und schreibt niemand über die eben erschienene Iphigenie, und auch als dann bald der Tasso folgt, bleibt alles stumm: 20 Jahre werden vergehen, bis ihn die Berliner Bühne spielt. Alle Welt schwärmt für Don Carlos, auch der Herzog, dessen Meininger Vetter Schiller zum Hofrat ernennt.

Goethe aber sind — so beschreibt er's später — Schillers Räuber „verhaßt, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent grade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen, hinreißenden Strome . . ausgegossen hatte . . Der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein . . gezollt ward, erschreckte mich . . Die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gern völlig aufgeben, wenn es möglich gewesen wäre; denn wo war eine Aussicht, jene Produktionen von genialem Wert und wilder Form zu überbieten? Man denke sich meinen Zustand!“

Zunächst schweigt er, und während er sich eine Festung baut, um in ihrem Innern dichtend und forsehend ungestört zu bleiben, panzert er sie zugleich nach außen zu einem festen Stützpunkt aus, den so leicht keiner einnehmen wird. Seine Stellung als Minister für Kultur — zunächst ergriffen, um dem Gehalt die Leistung entgegenzustellen — benutzt er jetzt als Kernstück dieser Festung.

Entschlossen, weder Schiller noch einem Andern die Geistesführung dieses Landes abzutreten, geht er rasch vor. Von Schiller, mit dem von Macht zu Macht zu verhandeln er jahrelang ablehnt, ist — wie zum Willkommen bei der Rückkehr aus Italien — eine Kritik über Egmont erschienen, voll verehrungsvollem Tadel, die Goethe gegen den Herzog mit unmerklichem Stolz und einem nur zu witternden Seitenhieb auf ihn, Schillers neuen Mäcen, fürstlich abtut. Jetzt schlägt Goethe den in und um Weimar lebenden, ihm unbequemen Dichter zum Pro-



fessor der Geschichte vor, das heißt, er schiebt ihn nach Jena ab. Auch aus der Zeichenschule verdrängt er das Fremde und führt Methoden und Lehrer ein, die seine hochstilisierten Ideen ausführen.

Denn zugleich wird die Festung eine Akademie. Indem er sich immer weniger Dichter fühlt, immer mehr Forscher und Ästhetiker, braucht Goethe Mitarbeiter. Er holt sich Dezernenten, die gegen Brot und Stellung ihm zu seinen Studien reichen, was er entbehrt. Diese unsichtbare Goethe-Akademie mit Sitz in Goethes Hause, großer Ausbau seiner römischen Gesamtstudien, höchster Mannesausdruck seiner dilettierenden Jugend, wird zunächst mit Gelehrten besetzt. Aus Rom kommt Moritz, wohnt mehrere Wochen bei Goethe, dann wird er freundlich entlassen, einem verworrenen Schicksal überantwortet: er hat ja in *aestheticis* alles abgeladen, was der Freund braucht, zusammengefaßt in einem Manifeste, das in Goethes Werke übergegangen ist, wie eine Assistenten-Arbeit in das Archiv des Instituts. Für Meyer, den Kunsthistoriker und Maler, erwirkt er sogar zweijährige Unterstützung in Rom, damit er dort seine Studien komplettiere, gegen das Versprechen, nachher nach Weimar zu kommen.

Solche Zuschüsse, Gehälter und Aufträge muß auf Goethes Rat der Herzog unter dem Stichworte geben, ein neues Florenz solle in seiner Hauptstadt erblühen; in Wahrheit ist es Goethe nur um ihm dienende Kräfte zu tun. Denn wie sich jetzt, bei freiem Ausblicke, bei geringen Pflichten, nach großen Einsichten, die Bahn seines Wirkens in eine Fläche verbreitert, kann er's nicht mehr bewältigen, wenn nicht gewisse Stoffe seinem Geiste vorgearbeitet werden, wie einem Minister. Dieser immer tiefer greifende Forschungswille ist es allein, der ihn von nun an Menschenschicksale verschieben, ganze Köpfe für sich reservieren läßt und der ihn in höchste Ungeduld versetzt, wenn einer nicht kommen mag, versagt oder wieder fort will. Meyers Kunsterkenntnisse sind ihm unentbehrlich wie ein Lexikon, und als der Freund erkrankt, schreibt Goethe: „Wenn er stirbt, so verliere ich einen Schatz, den wiederzufinden ich fürs ganze Leben verzweifle.“ Doch Meyer gesundet und bleibt 10 Jahre sein Hausgenosse, 40 Jahre sein Freund.

Als Goethe dann unversehens in die Optik gerät, will er einen Berliner Kapellmeister zur verwandten Wissenschaft heranziehen: „Lassen Sie uns die Akustik gemeinsam angreifen! Diese großen Gegenstände müssen von Mehreren, aber zu gleicher Zeit bearbeitet werden, wenn die Wissenschaft fortrücken soll . . . Lassen Sie uns konferieren und jeden von seiner Seite arbeiten, ich habe mich schon mit einem Maler und Mathematiker innig assoziiert und hoffe bald für die übrigen Fächer auch nahe und reine Verbindungen.“

Fächer — klingt's nicht, als gäbe es keine Universitäten? Hat Goethe nicht noch vor 5 Jahren in Jena auf der Schulbank gesessen, lernend, was ihn die Fachleute lehrten? Zum Teil ist's wohl Ärger und Spott, die er gegen alle Zünftigen empfindet, seit man seine ersten Schritte in die

Knochenlehre so übel aufgenommen; dann wieder ist es der große Autodidakt, es ist der immer einsame Betrachter, der sich nun zum Autokraten auswächst.

Noch nötiger braucht er zeichnende, stechende, radierende, malende Hände. In Rom hat eine letzte systematische Anstrengung ihm gezeigt, daß er kein Maler sei. Von nun ab — und wir ahnen, mit wie schwerem Herzen! — verzichtet er und zieht dafür seine römischen Freunde nach Norden. Meyer schickt er nach Dresden, um Tizian zu kopieren, Lips lockt er durch Ankündigung von Aufträgen und Zeitschriften, vermittelt ihm ansehnliches Reisegeld, später kommt auch Bury. Da Goethe für die Finanzen nicht mehr die Verantwortung trägt, wird es ihm leicht, den Herzog zum Mäcen zu machen. In seiner Leidenschaft für bildende Kunst, in Rom auf die Spitze getrieben, sucht er sich mit Bildern und Steinen Roms Abglanz zu ersetzen, und da Goethe sein Leben lang nie Besitz als solchen erstrebt hat, da er gewiß nichts gesammelt hätte, wären Sammlungen in Weimar gewesen, so erreicht er seine eigenen Zwecke, indem er Hof, Stadt und Akademie zu bereichern scheint.

Kann er's vom Herzog nicht verlangen, so geht er beide Herzoginnen an, Künstler durch Bestellungen und Pensionen zu befreien. Oder er schickt einen musikalischen Diener ans Berliner Orchester, einen Stecher läßt er in Dresden im Steinschneiden ausbilden. Aus dem Haus und aus den Briefen, die früher von Weltleuten voll waren, schauen, nach der Reise, auf einmal lauter Künstlerköpfe hervor, und wenn er nun, am Schlusse von „Künstlers Apotheose“ diesen die Muse bitten läßt, den Schüler zu unterstützen, so ist es Goethe, der vor dem Herzog auf Lips oder Facius deutet und mahnt:

„Und willst du diesen jungen Mann,  
wie er's verdient, dereinst erheben,  
so bitt' ich, ihm bei seinem Leben,  
solang' er selbst noch kaun und küssen kann,  
das Nötige zur rechten Zeit zu geben!“

Anderthalb Millionen — so kann er 40 Jahre später resümieren — sind in dem kleinen Kreis auf seine Anregung zu großen Zwecken ausgegeben worden.

Auch sein dozierend sozialer Sinn braucht ein Zentrum. Eine Freitags-Gesellschaft vereinigt ihm nun alle Wochen einen kleinen Kreis von Gelehrten, Künstlern, Liebhabern zu Vorträgen, und wenn er bei Eröffnung betont, nicht einmal der Künstler solle wie Prometheus oder Pygmalion in der Einsamkeit wirken, so nimmt er erst recht für die Wissenschaften kollegiale Methoden in Anspruch. Auch für seine Osteologie wünscht er nun eine Art Schule zusammen zu rufen, denn nur didaktisch und dogmatisch behauptet Goethe verfahren zu können, weder dialogisch noch konversierend. Wie? Hat er nicht einen

ganzen Hof, eine ganze Stadt unterhalten, damals als er kam? Vielleicht gedenkt die Herzogin jener alten Zeiten, jetzt, da sie ihn vor der schwarzen Tafel stehen sieht, einen Stock in Händen, seine neue Farbentheorie demonstrierend. Farbige Schatten? Welch ein Gleichnis seiner Wandlung!

Und doch scheint er dem Goethe jener ersten Monate äußerlich irgendwie verwandter als dem der letzten, aus denen er nach Rom entsprang. Goethe, der die letzten Jahre hier beinah unsichtbar geblieben, geht wieder in Gesellschaft. „Verzeihen Sie, ich bin heute zerstreut, und von Carnevals-Lustbarkeiten ist mir der Kopf wüste“: jetzt schreibt er's nach Rom an Freund Meyer. Vor einem Jahre floh er in Rom nach einer halben Stunde von der Redoute, um sie nie wieder zu betreten! Gibt er in seinem Garten jetzt einen großen Tee, so ist er's zufrieden, ihm „graut“ nicht mehr davor wie vor der Reise. In Belvedere sucht er durch Tee und saure Milch „die Gemüter der Frauen zu gewinnen, indes die Männer von der gewaltsamen Parze an den Spieltisch gefesselt sind“.

Dabei bleibt seine Arbeitskraft auf der Höhe, er ersucht einen Kollegen zu einer Besprechung entweder bis abends um 11 oder den andern Morgen um 6 zu kommen. Er liest viel vor, das Faustfragment dreimal hintereinander. Dazwischen fährt er oft nach Jena, wo er zwar früh morgens mit Fichte, Humboldt und Meyer durch den Schnee in die Bänderlehre pilgert, doch nachmittags zu Tees, abends auf Bälle, in Konzerte geht und nicht müde wird, von Italien zu erzählen, denn das hören die Leute am liebsten.

Die Leute hören überhaupt mehr von ihm als früher und beinah mehr als die Freunde. Knebel tritt etwas zurück, jetzt ist er ihm zu dunkel: Goethe sucht Helle, Bewegung, sucht Jugend. Knebel auf eine Reise einzuladen, zögert er und meint nachher: „Er ist so gut, und es ist so gefährlich, sich mit ihm zu gesellen, und ich habe so ganz meine eigne Weise, nach der ich leben muß oder ganz elend bin.“

Wie gut ist er zu Herders Frau, als eine Berufung des abwesenden Mannes nach Göttingen sie in Hoffnung und Unruhe versetzt! Immer wieder schreibt er dem Freunde nach Rom und rät ihr zu Hause, ja jedes Für und Wider zu überlegen. Zuschuß für ihn und für die Kinder, höheren Titel und größere Freiheit erwirkt er dem Freunde, um ihn hier zu halten, immer wieder rühmt er sein neues Werk vor der Frau — und doch, ob er auch als der Treuste rät und handelt, ob auch Frau Caroline ihrem Manne immer versichern muß, er sei der einzige Freund: dies ist nicht Goethes alte grenzenlose Hingabe mehr — nicht an Herders noch an andere Freunde. Einmal entschlüpft ihm ein „Schreiben Sie dem guten Alten“, und es ist seine ganze Haltung gegeben, wenn er sich vor dieser Freundin ein andermal mit den Worten verteidigt: „Ich kann in einzelnen Sachen irren, aufs Ganze werde ich nie fehlen.“

Ein sozusagen herzlicher Ton tritt nun in seinen Briefen an alle Welt hervor, freundlicher als früher scheinen sie, ihre Fläche ist glatter, übliche Wendungen, eine Menge Nachschriften geben von einer Zerstreuung Zeugnis, die ihm früher fremd gewesen. Das sind Mitteilungen mehr als Briefe, auf jeden Fall scheinen es selten Briefe eines Dichters. An gute Freunde träufelt von oben „Mein Lieber“ oder „Schreiben Sie mir von Zeit zu Zeit“, mehrfach heißt es, man möge die schlechte Schrift entschuldigen, und hält man diese Briefe nebeneinander, so finden sich wiederholte Mitteilungen, doch auch wiederholte Bilder und Gleichnisse am selben oder folgenden Tage.

Sind alle diese Zeichen eines gelenkigeren, geselligeren Lebens Symptome einer erleichterten Natur? Dann müßten Spuren innerer Heiterkeit zu finden sein. Bedeuten sie Flucht vor sich selbst, eines Unseligen, der sich betäuben will? Dann müßten Spuren des Zusammenbruches, Gründe oder wenigstens Ursachen in dieser Epoche sichtbar werden. Hier ist vielmehr ein Mann, den der Kampf mit der Welt nach und nach so sehr isolierte, der sein inneres Leben endlich so völlig abschloß, daß ihm nicht mehr gefährlich scheint, sich in die Welt zu mischen; ein Mann, der nach gewaltigen Versuchen, sein Wesen mit der Welt zu einigen, nicht mehr trotzig auf die Welt, doch klug auf die Einigung verzichtet. Hier ist ein Mann mit einer Maske: hier ist Goethe, der 41jährige, von Lips gezeichnet.

Mitte des Lebens, doch nur an Jahren, Grenze der Jugend, doch nur in Zahlen. Breit und massig beginnen nun diese Züge zu werden, die karg und nervös noch vor vier Jahren schienen, ausladend majestätisch diese Nase, deren ungrade Linie von Anfang an den mit sich Kämpfenden anzeigte, an ihrem Strande lagern wie schöne schwere Schiffe diese Lippen, lastend beginnt sich das Kinn zu verstärken, und ob auch diese Stirne wächst: gelaßner, schwerer, quadratischer wird dennoch der Kopf, der noch vor kurzem steil aufstreben wollte. Aber das Auge, einstmals suchend, dann passioniert, dann feurig, dann forschend, jetzt scheint es in unergründliche Einsamkeit gebannt, senkrecht wie auf keinem andern Bilde ist es dir zugewandt, grade blickt es dich an — und sieht dich dennoch nicht. Nie hat ein Mund hartnäckiger geschwiegen, nie blickte ein Auge stummer in die Weite und eben dadurch in sich selbst als Goethe auf diesem Bilde. Nein, sie ist dahin, die brennende Jugend, die fragende, wünschende, rauschende, werbende. Hier ist das erste, ergreifend frühe Dokument des alternden Goethe.

Ist es erstaunlich, daß er endlich, auch er, besitzen, genießen, behalten will, was Andern früher und reicher gegönnt war? Er nimmt eine Frau, er gründet ein Haus, er zeugt einen Sohn.

Auch hier wird der verborgene Plan der Götter von diesem ahnungsvollen Menschen früh durchschaut. Wie er's ergreift, scheint es nur der

Flügel Schlag der Tyche, der ihn leise berührt. Nach ein paar Monaten ist es ihm schon Erfüllung, nach ein paar Jahren Schicksal.

„Ja, wir bekennen euch gern, es bleiben unsre Gebete,  
unser täglicher Dienst Einer besonders geweiht . .  
Diese Göttin, sie heißt Gelegenheit; lernet sie kennen! . .  
Gern ergibt sie sich nur dem raschen, tätigen Manne,  
dieser findet sie zahm, spielend und zärtlich und hold.  
Einst erschien sie auch mir, ein bräunliches Mädchen, die Haare  
fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,  
kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen,  
ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf.  
Und ich verkannte sie nicht, ergriff die Eilende, lieblich  
gab sie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück.  
O wie war ich beglückt! . .“

Vier Wochen nach der Heimkehr, im Juli, geht Goethe eines Morgens im Park spazieren. Ein Mädchen, wie es jene Verse schildern, tritt auf ihn zu, verneigt sich, bittet, er möge sich ihres Bruders annehmen: Schriftsteller ist er, ohne Brot und Stellung. Christiane Vulpius ist 23, Goethe fast 39, Frau von Stein 46 Jahre. An Jahren und Frische ist es, als träte Charlottens Tochter vor ihn hin, an Wesen, Blut und Rasse sind sie grundverschieden. Doch jener Römerin mag sie ähneln, die Goethe vor ein paar Monaten verließ. Wie sie zu dieser Zeit wirkt, hat Goethe auch in zwei Zeichnungen überliefert; Johanna Schopenhauer in den schönen Worten, Christiane sei damals einem jungen Dionysos ähnlich gewesen.

Alles, was apollinisch war an Charlotte, das melancholisch Abendhafte des schwarzen Auges, das elfenbeinern Kühle des Teints, Gebundenheit der edlen Formen fand in diesem Wesen sein Widerspiel; alles schien hier morgendlich frisch bewegt, jungfräuliche Fülle verlangte nach Lust, während dort frauenhafte Kenntnis in langgedehnten Entbehrungen schmolz.

Goethe, der fast ihr Vater sein konnte, greift wie nach einem Becher nach ihr, um Wirrnis und Unruhe hinabzuspülen, ohne nach Gattung und Jahrgang des Weines viel zu fragen. Er greift nach einem jungen, feurig naiven Wesen wohl mehr als nach Christiane Vulpius; Erscheinung mag ihm zunächst mehr bedeuten als Persönlichkeit, denn rascher, isolierter als alle früheren Frauen nimmt er sie auf.

Christiane ist die erste blühende Erscheinung, die dem nach Norden Zurückverbannten begegnet, und grade die Schnelligkeit, mit der er in ihr ein paar Wochen nach der Heimkehr eine Geliebte hat, läßt auf eine Art von Vorsatz schließen, mit dem er hergekommen. Zum ersten Male scheint es, Goethe habe eine Frau mehr gesucht als gefunden; doch die er fand, war eben die Gesuchte, und so, aus dem Entschluß

eines Mannes auf seiner Höhe, der eine Frau braucht, und aus dem Geschenk einer holden Tyche schloß sich der Ring um sein Herz.

Denn vom ersten Augenblicke ist es sein Herz, das seiner Lust den Takt schlägt; ein primitiver Dualismus von Seele und Sinnen hat nirgends weniger Statt als bei Goethe, den keine Hygiene der Seele verleitet hätte, einer Frau nur einen Teil von sich zu geben. Er, den es in Venedig drängte, den Palladio seinem Diener zu erklären, weil er grade mit ihm vor dem Kunstwerk steht, er, der den Knaben an seiner Seite in Phänomene der Natur zu führen trachtet, wie sie ihn grade selbst bewegen, dieser Mann, schweigsam und mißtrauisch gegen die Welt, erschlossen und hingegeben gegen die Vertrauten, er, der noch nie mit einer Frau unter seinem Dache gelebt hat, sollte diese erste aus seinem Herzen schließen, um wie ein Parvenü ein Instrument der Lust nach Laune zu entbieten, sie sonst in Küche und Haushalt lassen und indes ein andres, zweites Leben mit Männern und Frauen führen? Noch nach Jahrzehnten wird es nicht so sein.

Für jetzt trennt er sogar seine Arbeit nicht von ihr. Freilich fehlt ihr Freiheit und Weite von Charlottens Bildung, fehlt überhaupt jede Kulturform, sich darzustellen, und hat auch Frau von Stein Goethes Kopf nie angeregt, so begriff sie doch rasch, was er in ihr anregte. Christiane begreift einfältiger, doch wenn ihr der Freund optische Versuche, botanische Studien erklärt, so faßt ihr Mutterwitz, was Charlottens Intellekt begriff. Vor den Wissenschaften, denen sich Goethe jetzt ganz zu-neigt, sind beide Frauen gleiche Laien, doch mit einer rührend süßen Stimme erwidert er in lyrischer Form Christianens Frage nach der „Metamorphose der Pflanze“: dies didaktische Gedicht, das doch seine ersten Zeilen zu einem Liebesgedichte machen, verbindet wie ein Regenbogen die fernen Horizonte der Liebenden.

Was er aus den Frauen herausdichtet, Bilder der Seele, die er ihnen nachgestaltet, entstehen nacheinander, und wirkt Iphigeniens Gestalt tiefer, größer, edler als die Heldin der Römischen Elegien, so ist dafür dies moderne Mädchen nach ihrem innersten Wesen antikischer als jene antikisierte Moderne. Nicht um den Wert der Dichtungen, die Goethe aus Eros zog, handelt sich's hier — und Schiller hielt die Elegien höher als alles, was Goethe bis dahin geschrieben, — nur um innere Nähe des Verhältnisses: da könnte niemand sagen, welches ihm näher war. Wenn aus Christianens Liebe eine ungleiche Ehe wurde, so bleibt darum das erste Jahrzehnt dieser Ehe nicht minder hold.

Dreimal hatte Goethe sich, zwischen 17 und 24, verlobt oder versprochen, stets mit dem Wunsch nach Kindern; nun wieder denkt der 40jährige, wo nicht gleich an die Ehe, doch an Kinder. Zum ersten Male tritt ein Mensch als der Zweite dauernd in Goethes Haus.

In Weimar vollends hatte er über ein Jahrzehnt weg keine Frau zu

sich genommen, hatte lange mit der ersten Dame bei Hofe, eine Weile mit der schönsten Künstlerin der Stadt als Liebhaber verkehrt, doch nie gelebt. Jetzt, gleich nach seiner zweiten Ankunft, verbindet er sich mit diesem Mädchen, die als Tochter eines Archivarius ohne Mittel zurückgeblieben und nun genötigt war, in einer Fabrik Blumen zu machen. Heiter ist sie, klar und wirtlich, und ist sie tanzlustig, so blieb doch ihr Ruf ohne Tadel. In der ersten Zeit trifft er sie nur im Gartenhäuschen; wie er sie nach kaum zwei Jahren mit ihrer Mutter in sein Stadthaus nimmt, will er sie noch nicht heiraten: er will eine Frau, ein Heim, will seinem Sohn eine Stätte baun. „Ich bin verheiratet, nur nicht mit Zeremonie“, und am Jahrestagespricht er vom Datum seines Ehestandes.

Auch an die Heimat erinnert ihr heiteres, weinfrohes Wesen diesen Mann, der 50 Jahre lang Thüringens Landschaft vergebens zu lieben strebte und nicht nur nach dem Tiber, auch nach Main und Rhein verlangte, wenn ihm Bäche und Wasserspiegel fehlten. „Habe mich nur lieb und denke an mich — liest Goethe jetzt auf Reisen —, ich habe dich ja jeden Augenblick im Sinn und denke nur immer, wie ich im Haushalt alles in Ordnung bringen will, um dir mit etwas Freude zu machen, weil du mich so glücklich machst.“

Wann hatte Goethe je so zart bedachte, scheu besorgte Worte gelesen? Und jetzt liest er auch, ein kleines Wesen frage: „Hat mir der Vater keinen Kuß geschrieben?“

Raschheit, mit der er Christiane ergreift, Trotz, von dem er ergriffen wird, geben wie vor anderthalb Jahrzehnten das Bild eines Mannes, der gegen seine frühere Art kämpft, gegen die eben überwundene Stufe, und obwohl sich dies alles schon in Rom entwickelt hat, nun erst tritt es entschlossen in Erscheinung.

Realität will dieser Mann, nicht mehr Träume oder psychische Exzesse, und wie er schon in Rom antikische Erzählung preist, an deren Stelle „wir Schwächeren“ Darstellung persönlicher Gefühle gesetzt hätten, wie er mit den Sinnen zu forschen von sich und Andern fordert, statt mit dem Verstande zu spekulieren, so will er jetzt — für sich und für Andre — vollends den Eros, wie er lebt und atmet. Gegen Herders, die sich über die Geliebte des Domherrn von Dalberg in Rom empören, nimmt er deren Partei und lobt lächelnd, wie sie die Männer nasführt. Als man bei Hofe Knebels Übersetzung des Properz als schön wie von Goethe rühmt, glossiert er heiter, die Damen dächten dabei an seinen Charakter, nicht an sein Talent; zugleich dringt er in Knebel, weitere Erotica zu übersetzen. Einem Mainzer Professor schreibt er: „Grüßen Sie Ihr liebes Weibchen.“ Von einem Besuch auf dem Lande erzählt er dem Herzoge: „Die großgewachsenen Mädchen haben uns sehr in die Augen gestochen . . Die mittelste ist wirklich ein Schatz . . und wenn die Mädchen bei Konsistorialgeschichten auf die Teller schauten, waren sie darum nichts häßlicher . . Ich schäme mich vor Ihnen der Studentenader nicht, die sich wieder in mir zu beleben anfängt.“

Ganz neu ist dieser Ton, mehr herzhaft als mephistophelisch, man würde solchen Stil in tausenden von Briefen des verliebten oder des liebenden, des jungen oder mittleren Goethe vergebens suchen. Auch hat er nie zuvor eine ähnlich erotische Geschichte wie bald darauf die des Marschalls von Bassompierre festgehalten. In Venedig entzücken ihn jetzt die Raffinements eines seiltanzenden Mädchens, doch auch Knaben, wie er's in den unterdrückten Epigrammen glossiert.

Überhaupt interessiert Goethe — wie viele seiner großen Zeitgenossen — allmählich stärker das Zwischengeschlechtliche. Schon Mignon hat er im Urmeister zuerst als männlich eingeführt. Jetzt schreibt er über Frauenrollen, wie sie in Rom von Männern gespielt werden, und nennt dabei „sehr auffallend, wie beide Geschlechter sich in dem Schein dieser Umschaffung vergnügen und das Privilegium des Tiresias so viel als möglich zu usurpieren suchen“. Im Wilhelm Meister wird er bald Marianne als Offizier, Therese als Jäger auftreten lassen, und später erklärt er Knabenliebe für so alt wie die Menschheit: sie liege also in der Natur, ob sie gleich gegen die Natur sei.

Zugleich erkennt er in der Pflanze das Wesen, in dem beide Geschlechter vereint sind, und wie er also dies Phänomen lebend, dichtend und forschend durchquert, ist es ihm weder erschreckend noch pikant: er fühlt auch diese Dinge morphologisch, denn „man kann den rechten Begriff von den zwei Geschlechtern nicht fassen, wenn man sich solche nicht an Einem Individuum vorstellt“. „Fragt die Natur! — so läßt er zuletzt Mignons Vater ausrufen . . Entspringt nicht Gatte und Gattin auf Einem Stengel (der Lilie)? Verbindet beide nicht die Blume, die beide gebar, und ist die Lilie nicht das Bild der Unschuld, und ist ihre geschwisterliche Vereinigung nicht fruchtbar? Wenn die Natur verabscheut, so spricht sie es laut aus.“

Eines Tages findet Goethe seine neuen Liebesgedichte im Schrank unter Raffaels Schädel liegen, unter dessen Abguß ein Zufall sie legte. Er lächelt, nimmt auch dies als Gleichnis, wie denn diese Gedichte selber das stärkste Gleichnis seiner neuen Wandlung bleiben. Gleich die ersten, die er für Christiane macht — „Der Besuch“ und „Morgenklagen“ — durchdringt der heiter-feste Ton eines mehr durch die Liebe als durch diese Geliebte beglückten Mannes: hier federt Leidenschaft in den Gelenken, hier ist ein Spiel ohne Mystik, es ist auch nicht gereimt, ist hingesummt:

„O du loses leidigliebes Mädchen,  
sag mir an: womit hab' ich's verschuldet,  
daß du mich auf diese Folter spannest,  
daß du dein gegeben Wort gebrochen? . .“

Oder er findet sie eingeschlafen, besingt sie so, und wie er sie zugleich



in dieser Stellung zeichnet, illustriert Goethe unversehens zum ersten Male sein eigenes Gedicht.

Ein paar Monate — und er entrückt sich auch dies lebendige Begebnis nach seiner Art aus der Gegenwart in eine halbe Ferne, in der er es schon ganz überschauen, doch zugleich im Einzelnen noch betrachten kann. Indem er das Antike will und die Geliebte so unbefangen, ohne Anspruch, hingebend heiter findet wie jene Römerin, die ihm und deren Ebenbild einst dem Horaz begegnete, gleitet ihr Bild mit leichter Verschiebung in jene Bilder über, und rasch verschmilzt ihm Rom, Faustina und Christiane:

„Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beschäftigt —  
werd' ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.  
Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Busens  
Formen spähe, die Hand leite die Hüften hinab?  
Dann versteh' ich den Marmor erst recht: ich denk' und vergleiche,  
sehe mit fühlendem Aug', fühle mit sehender Hand.  
Raubt die Liebste denn gleich mir einige Stunden des Tages,  
gibt sie Stunden der Nacht mir zur Entschädigung hin.  
Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig gesprochen;  
überfällt sie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.  
Oftmals hab' ich auch schon in ihren Armen gedichtet  
und des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand  
ihr auf den Rücken gezählt. Sie atmet in lieblichem Schlummer,  
und es durchglüheth ihr Hauch mir bis ins Tiefste die Brust.“

Alles erklärt er sich und entschuldigt's vor ihr mit klassischem Vorbild, und wie er in der dritten Elegie zwiefache Liebe scheidet, scheint er mit einem schwer befangenen Rückblick noch einmal Charlottens zu gedenken:

„Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen,  
und vom schleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.  
Aber mächtig befiedert, mit frisch geschliffener Schärfe  
dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut.  
In der heroischen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,  
folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier . .“

Hatte Goethe an Frau von Stein in den ersten vier Jahren fast 400 Billets geschrieben, die alle vor uns liegen, nun gibt es für die gleiche Dauer nicht ein Blatt an Christiane. Unter Einem Dach sich zu schreiben, war kein Anlaß, und was er aus den ersten Jahren von Reisen mitteilte, ist verloren. Wenige offene Worte an die Freunde erweisen die Kraft einer Neigung, die niemand aus seinen Versen wegstreiten könnte.

Anderthalb Jahre sind vergangen, Christiane bringt Goethes ersten Sohn zur Welt. Geringes Gewicht in den ersten Wochen ängstigt den Vater, in Venedig ist er beunruhigt und schreibt Herder über diese Frau, deren Besitzes er sich nun seit zwei Jahren erfreut: „Meine Zurückgelaß-

nen liegen mir nahe, und ich gestehe gern, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe. Wie sehr ich an sie geknüpft bin, habe ich erst auf dieser Reise gefühlt.“

So tief ist diese Kraft in ihn gedrungen, so sehr empfindet er sie nun schon als Schicksal, so schwer ist er von Einsamkeit umdunkelt, daß schon jetzt jene pessimistische Liebesfurcht in ihm aufsteigt, die diese sehr selten glückliche Seele bei jeder Berührung des Glückes mit Demut erfüllt. Die Herzogin-Mutter erwartend, die abzuholen er hinunter gereist ist, fühlt er nervös die Tage in Venedig schleppen, und wie er mit Sehnsucht zu Frau und Kind nach Norden heimblickt, entringt sich ihm ein Wort, hamlethhaft, schwankend, wie von einem, den das Geschick schon oft beraubt hat, während die Welt nur Licht sah und Erfüllung:

„Oftmals hab' ich geirrt und habe mich wiedergefunden,  
aber glücklicher nie. Nun ist dies Mädchen mein Glück!  
Ist auch dieses ein Irrtum, so schont mich, ihr klügeren Götter,  
und benehmt mir ihn erst drüben am kalten Gestad'.“

Was diese Verse bedeuten, deren Besitz uns den Verlust aller brieflichen Konfessionen ersetzen muß, ermißt nur, wer den Willen zur Klarheit und Wahrheit erfüllt hat, dem Goethe in dieser Epoche sogar die Phantasie zu opfern entschlossen ist. Wie arm an Liebe, an Vertrauen ist dieser 40jährige Sucher, der dennoch lieber den holden Irrtum wünscht als ein rauhes Erwachen!

Doch noch sind lange Jahre herzlicher Neigung ihm zugedacht. Bald breitet sich Eros im Hause aus, Behagen, Ordnung hegen endlich, von guten kräftigen Händen geführt, dies unruhvolle Leben ein, das sich seit zwei Jahrzehnten nach solchem Rahmen sehnt. Männlich gefaßt, in getrostem Verzicht, zu dem der Genius auf Erden sich endlich doch bekennen muß, findet sich der Einsame glücklich im engen Umkreis. Sein Haus zu festigen und zu vergrößern, sich zu erneuern, wünscht er nun, aber in den nächsten Jahren scheiden hintereinander vier Kinder gleich nach der Geburt wieder ab, ganz wie in der Ehe seiner eigenen Eltern! Das sind die ersten Dunkelheiten, von denen Goethes glücklicher Zustand auch diesmal überfallen wird.

Aus Venedig will er nur „nach Hause, ich habe in der Welt nichts mehr zu suchen . . Es ist all und überall Lumperei und Lauserei, und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, bis ich mit euch (Herders) zu Nacht gegessen und bei meinem Mädchen geschlafen habe. Wenn ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu ist, mein Kind lebt, mein großer Ofen gut geheizt, so hab' ich vorerst nichts weiter zu wünschen.“

Endlich, 4 Jahre nach geschlossenem Bunde, wird Goethes Wort und Tonfall an Christiane selber zum ersten Male vor uns laut:

„Es ist gar zu nichts nütze, daß man sich von denen entfernt, die man liebt . . . Lieber Engel, ich bin ganz dein . . . Küsse den Kleinen, an den ich oft denke. Auch an alles, was um dich ist, an unsre gepflanzten Kohlrüben . . . Wärest du nur jetzt bei mir! Es sind überall große breite Betten, und du solltest dich nicht beklagen, wie es manchmal zu Hause geschieht. Ach! mein Liebchen! Es ist nichts besser als beisammen zu sein. Wir wollen es uns immer sagen, wenn wir uns wiederhaben . . . Denn ich bin manchmal in Gedanken eifersüchtig und stelle mir vor, daß dir ein Anderer besser gefallen könnte, weil ich viele Männer hübscher und angenehmer finde als mich selbst. Das mußt du aber nicht sehen, sondern du mußt mich für den besten halten, weil ich dich ganz entsetzlich lieb habe und mir außer dir nichts gefällt . . . Solang' ich dein Herz nicht hatte, was half mir das Übrige, jetzt da ich's habe, möcht' ich's gern behalten. Dafür bin ich auch dein . . . Wir wollen ja an einander festhalten, denn wir fänden es doch nicht besser . . . Wenn ich dir etwas schrieb, das dich betrüben konnte, so mußt du mir verzeihn. Deine Liebe ist mir so kostbar, daß ich sehr unglücklich sein würde, sie zu verlieren, du mußt mir wohl ein bißchen Eifersucht und Sorge vergeben . . . Nicht wahr, das Kleid und der Shawl waren schön? Ich wünsche dir schönes Wetter, daß du es oft anziehen kannst.“

So klingt Goethes Stimme zu seiner Frau, im fünften Jahre seiner Neigung, mitten aus Wirrnissen und Spannungen, die jede Art von Abenteuer mitbringt — und im ganzen Umkreise seiner Briefe finden wir nichts von gleicher Einfachheit, von so reiner Hingabe an das schlichte Verhältnis vom Manne zur Frau. Hier ist der Punkt, wo Goethes Liebeskraft sich dem Typus am stärksten nähert.

Freilich, das ist eine stille einfache Welt, die Goethe als Gatte und Vater in der ersten Zeit dieser ungeschlossenen Ehe bewohnt. Es ist die Form, in der sich der dämonische Mensch zu beruhigen trachtet, um dem Genius Freiheit zu schaffen. Goethe hatte bürgerliche Antitoxine vom Vater im Blute, die seinen Dämon zeitweise zu sämftigen stark genug waren; die Ehe war das rechte Mittel, diese Gegengifte zu sammeln.

Daß er sie bürgerlich nicht schloß, war im Wesen der Erwählten begründet, die er liebte: die häusliche, nicht die gesellschaftliche Seite der Ehe war sein Ziel, weder die vornehme noch die geniale Frau konnte er im Hause brauchen, sie hätten ihn mit Pflichten belastet, denen er seit einem Jahrzehnt auswich. Goethe bedauerte nicht, daß seine junge Geliebte nicht Bildung und Form genug habe, um seine Gattin zu werden, vielmehr konnte er sie nur brauchen, weil sie keine hatte, und lange Zeit war seine Rechnung richtig.

Das große Haus, das er schon in den letzten Jahren vor Italien bewohnte, wird nun von einer sorglichen Frau verwaltet; ist er auf Reisen, so läßt er's renovieren und ermahnt sie immer wieder, alles schön zu be-

reiten. Bald schenkt ihm der Herzog Haus und Grund. Goethe läßt aber eine römische Freitreppe einbauen, und so entsteht ein Mißverhältnis zwischen der Stattlichkeit dieser Halle und der gewissen Niedrigkeit dieser Zimmer: symbolisch für Goethes antikisches Bestreben im Kampfe mit den Verzwicktheiten seiner deutschen Seele.

Das Haus, in dem von nun an Sammlungen an Raum, Empfänge an Zahl wachsen werden, wird zugleich Stätte bequemen Lebens, in dem der Hausherr für die Küche und den Keller produktiv wird und bis nach Hamburg um Chesterkäse und getrocknete Fische schreibt.

Geld wird, über den Gehalt weit hinaus, gebraucht und erworben. Gleich nach der Rückkehr bietet er selbst Teile seiner italienischen Papiere Wieland für den Merkur an, und zwar in einer großen Folge von 15 Monatsheften. Die Form des Angebotes, das auf die Honorarfrage hinausläuft, zeigt, daß Goethe sich nur des Geldes wegen offeriert. Als Göschen später die Metamorphose der Pflanze nicht verlegen will, zählt Goethe bedauernd alles auf, was er parat hält, einen günstigen Zeitpunkt erwartend, und fügt diese deutliche Mahnung an: „Da, wie Sie selbst sagen, meine Sachen nicht so kurrent sind als andere, an denen ein größeres Publikum Geschmack findet, so muß ich denn freilich nach den Umständen zu Werke gehen und sehe leider voraus, daß sich der Verlag meiner künftigen Schriften gänzlich zerstreuen wird.“ Zweimal ersucht er den Freund Jacobi, ihm doch seinen kleinen Reisewagen abzukaufen, der am Rhein stehen geblieben ist.

Dagegen soll er das Honorar, das ihm der „Groß-Cophta“ einträgt, der verarmten Familie desselben Cagliostro, dessen Betrug er in dem Stücke darstellt, mit der Mitteilung zugewandt haben, es komme von dem Abenteurer selber. Für Freunde wird er nicht müde zu sorgen. Als Herder nach Göttingen gehen soll, rät er, nur das Gemüt aus dem Spiel und den äußeren Vorteil reden zu lassen. Wie Dalberg, der Herder nach Rom geladen hat, ihn plötzlich selbst zahlen läßt, ruft Goethe wie ein junger Künstler hitzig aus: „Den Teufel auf den Kopf! Glaubst der kleine Mensch, daß er Herdern nicht unendliche Verbindlichkeit schuldig ist, daß er die Reise mit ihm unternommen hat . . Er muß bezahlen, das ist er schuldig!“

In so umschränktem Kreis verharrend, bleibt er den entschwundenen Gestalten früherer Zeiten fern, einige rückt er sich noch ferner. Eines Tages trifft in Weimar ein erschütternder Brief ein — und dies ist selten bei Goethes Vorsicht im Umgang mit Menschen —, es ist ein Hilfeschrei von Merck, der mit zerrütteten Nerven in schwerer Bedrängnis den Jugendfreund angeht. Goethe hilft, veranlaßt einen Frankfurter Bankier, das Nötige vorzustrecken, den Herzog, für das Geld zu bürgen; für die Verzweiflung des Freundes aber, der wie ein Ertrinkender in ihm die Gottheit anruft, ihn in der Verwirrung nach 20jähriger Freundschaft mit

Sie anspricht, findet er keine rechte Antwort: „Es ist gewiß eine Erleichterung, wenn man es nur sagen kann und mag, wie weh einem ist. Schreibe mir manchmal, vertraue mir deine Zustände und glaube, daß du mir auch mit Klagen nicht lästig bist.“ Ein weiterer Brief fehlt.

Zwei Jahre später erschießt sich Merck, aus Depression und Furcht vor Bankrott, wiewohl sich nachher die Lage garnicht als schlecht erweist. Nirgends findet sich ein Wort der Teilnahme bei Goethe, es ist, als ließe er die tragische Verwirrung des ehemals geliebten Freundes nicht an sich heran. Doch ist dies nicht Trägheit des Herzens, eher scheint es Erschütterung eines Mannes, der sich getroffen fühlt: Goethe sieht in Merck, den er so oft Mephisto verglichen, einen Teil seines eigenen Wesens scheitern, sein mögliches Schicksal sieht er aufs neue beglaubigt, und selbst im Alter vermeidet er in allen Gesprächen über den genialischen Freund, die düstere Groteske seines Endes zu erklären.

Die Mutter, die er mit 30 zuletzt gesehen, die indessen den Gatten, seinen Vater verloren, sieht er mit 43 Jahren wieder — und ist doch inzwischen bis nach Sizilien und Galizien gereist. Auf dem Weg an den Rhein, wo er garnicht ausweichen kann, entschließt er sich zum Besuche. Nun lassen die alten Freunde, die in der Jugend über ihn Glossen schnitten, ihm eine Ratsherrnstelle in Frankfurt anbieten. Daß er diesen Antrag seiner ihm peinlichen Vaterstadt noch nicht zwei Augenblicke überlegt hat, zeigt das langatmig-leere Antwortschreiben an die Mutter als Mittelsperson, in dem er unter devoten Dankesworten Gegengründe häuft. Hat er ihr sonst nur kühl berichtend, mäßig ratend, Aufträge erteilend geschrieben, so beginnt dieser „ostensible“ Brief, als einziger unter allen Briefen aus allen Epochen, mit den Worten „Geliebte Mutter“.

So viel stärker als traditionelle Kindesliebe ist Goethes Sinn für Haltung nach außen entwickelt. Und man erinnert sich der strengen Worte, die ein anderer Missionar der Menschheit seinen Eltern zurief: „Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder . . Was ist's, daß ihr mich gesucht habt? Wißt ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist?“

Als Frankfurt bald darauf bedroht wird, bietet er der Mutter, die er 20 Jahre nicht eingeladen, deren Übersiedlung nach Weimar er gradezu verhindert hat, Zuflucht in seinem Hause; doch sie hält aus, denn sie ist furchtlos. Dann rät er ihr dringend, sein Vaterhaus zu verkaufen. Sie tut's und zieht in eine Mietswohnung. Der ganze Hausrat, in dem des Vaters Lebensarbeit steckt, kommt unter den Hammer, nicht einmal die gute Bibliothek, mit der er erzogen wurde, übernimmt Goethe in die seinige: so gering ist sein Familiensinn nach rückwärts — und auch nach vorwärts wird er sich nicht stark erweisen. Mit keinem Verwandten, Jugendfreunde oder Genossen führt Goethe, der sich jetzt dreimal hinter einander durchreisend in Frankfurt aufhält, Beziehungen weiter, er lehnt auch ab, die sterbende Nichte zu besuchen, deren Briefe ihn ergreifen: er wünsche „nicht zum zweiten Male“ die Schwester sterben zu sehen, die er doch in Sorge, Krankheit, Tod jahrelang gemieden hat.

Kann man feindlicher gegen seine Jugend sein?

Dennoch birgt sein Name in der Heimat so viel Vertrauen, daß ihm eine Menge Menschen während der französischen Invasion Schmuckkästchen, Spartaler, Pretiosen zur Aufbewahrung nach Weimar senden.

Der einzige, dem er sich nach Jahren eines lückenhaften Briefverkehrs entschieden nähert, ist Fritz Jacobi, in dessen Haus am Rhein er mehrere Wochen zubringt, und es ist kein Zufall, da dieser Jugendfreund ein reiches Haus auf dem Lande bewohnt, in das sich Goethe nach den Entbehrungen eines Feldlagers gern einladen läßt. In diesem „gastfreisten aller Häuser“ erneuern sich nun Szenen der Freundschaft und des Vertrauens, minder ekstatisch als vor 20 Jahren, reifer, lächelnder: denn nur bei höchster Duldung kann der aus Schwärmerei zur Theosophie hinübergleitende Jacobi sich mit dem rational kalten Geiste seines Gastes noch verständigen; doch persönliche Schönheit, Noblesse, Weltsinn des Freundes ersetzen bei Goethe mancherlei. Obwohl er in diesem Hause für seine neuen Werke kaum Verständnis findet, so fühlt er sich doch von Reichtum und Breite, von Gesundheit und Kultur dieser glücklichen Familie freundlich getragen.

Liest man dann seinen wiederholten Dank, wie er sich noch lange Zeit aller zierlichen Details erinnert, wie er geistvolle Kuriositäten nach dem Landhause sendet, so entsinnt man sich, daß dieser berühmte Dichter und Weltmann bis in sein 43. Jahr noch nie ein paar Wochen Gast eines Freundes gewesen, denn im Gefolge seines Herzogs gab es doch immer nur Jagdausflüge oder Hofreisen. Jetzt, wo er sich zu Hause von den freundlichen Geräuschen einer Familie umsummen läßt, sucht er auch anderswo den Reiz ländlichen Wesens.

Als dann Jacobis umgearbeiteter „Woldemar“ kommt, Goethe gewidmet — derselbe Roman, den er vor 15 Jahren an einen Baum nagelte und in lärmender Gesellschaft zerschoss — dankt Goethe, dem „der Geruch“ dieses Buches heute so peinlich sein muß wie damals, nach geraumem Warten auf diese verlegen-schlaue Art: „Wie sehr du mich mit deinem Woldemar überrascht hast, hätte ich dir gern schon lange gesagt . . . Also nur geschwind . . . meinen einfachen herzlichen Dank! . . . Was man darüber so gern schwätzte! Geschrieben ist es ganz fürtrefflich, wie von jedermann mit Bewundrung anerkannt wird.“ Ein Menschenalter später, lange nach Jacobis Tode, nennt ihn Goethe abschließend einen geborenen Diplomaten, der besser Gesandter geworden wäre als Poet und Philosoph und gegen den es „der Freundschaft bedurfte“, um über Mangel an Verständnis wegzuhelfen.

Mit so rudimentären Organen und nur auf Grund räumlicher Trennung bleibt Goethe einem Manne befreundet, dem er in dieser Zeit persönlich die stärksten Konfessionen macht. So tief ist schon der 40jährige vereinsamt.

Gegen Lavater wächst Abneigung jetzt zu Haß, Briefe erwidert er nicht, in Mainz läßt er sich verleugnen, in Zürich geht er ihm, einige

Jahre später, in einer Allee aus dem Wege, im Groß-Cophta verspottet er ihn zugleich mit Cagliostro, an den Lavater glaubt, und es scheint ganz gegen Lavater gerichtet, wenn es dort heißt: „Welch ein Schelm! Das Heiligste in seine Lüge zu verweben!“

Herder bleibt ihm nach dessen Rückkehr nah. Vieles ist mit ihm auszutauschen, Herder selbst geht in den Zeichen seiner Neigung so weit, als Widerspruch und Eifersucht seiner Seele gestatten. Doch ist das Freundschaft, wenn Goethe ihm von seinem nächsten, herzlichsten Gefühle, von Frau und Kind nahezu alles verheimlichen muß? Ehe er nach Venedig abreist, gibt er Christiane Herder als den Menschen an, den sie bei plötzlicher Sorge anrufen solle. Ihm aber wagt er das nicht recht zu sagen, erst von der ersten Station, aus Jena schreibt er dem Freunde: „Ich habe ihr gesagt, sich in einem solchen äußersten Falle an dich zu wenden. Verzeih!“ Dann geben Briefe, die Christiane zu Herders Briefen an Goethe einlegen darf, diesem Nachricht, sein Knabe sei sehr krank gewesen, doch erst aus Goethes Antwort erfahren die Freunde, was in der Einlage stand. Um Freiheit von Vorurteilen zu betonen, hat der geistliche Mann mit seiner Frau Goethes ungeistliche Ehe verteidigt; doch wie unfruchtbar bleibt selbst solche Parteinahme, hält man dawider, was Goethe für Herders Kinder tut, wie er sich den ältesten Sohn attachiert — und nun das eine, rührend einsame, beinah verschämte Wort des abgereisten Freundes: „Verzeih!“

Und doch hätte eine volle, freimütige Identifizierung mit Goethes privaten Umständen ihn grade jetzt einem unbedingten Freunde auf immer verbunden! Knebel scheint seine ritterliche Neigung in dieser Stärke bewahrt zu haben; ihm wird Goethe bis zum Ende verbunden bleiben. Weimar, das seinem Herzog und seinen Hofleuten jedes Abenteuer erlaubt, wird unduldsam gegen diesen sonderbaren Günstling, dem es ein Jahrzehnt lang vergebens etwas Tadelhaftes nachzuweisen suchte. Die Frau des Oberstallmeisters hatte man ihm verziehen, das Mädchen aus der Blumenfabrik ist skandalös. Zwar niemand ist unter den vielen Feinden, der ihr Vorleben verdächtigen könnte, doch bleibt's Beleidigung der Gesellschaft, daß ihr berühmtes Mitglied ein Mädchen von unten her in sein vornehmes Haus führt. Herder widerrät Herausgabe der Römischen Elegien, Wieland nennt August den Sohn der Magd, öfter als vorher vertreibt der Klatsch Goethe nach Jena, von wo aus er Weimar ironisiert: „Das Fegefeuer von der andern Seite wird immer greulich . . Crescono le mie virtù, ma la mia virtù cala.“

Wie ihn dabei gewisse Blicke in Weimar getroffen haben müssen, das steht in der sechsten Elegie zu lesen:

„Also sprach die Geliebte und nahm den Kleinen vom Stuhle,  
drückt' ihn küssend ans Herz, Tränen entquollen dem Blick.

Und wie saß ich beschämt, daß Reden feindlicher Menschen  
dieses liebliche Bild mir zu beflecken vermocht!“

Zugleich wächst Neid und Mißgunst gegen ihn, seit er Gehalt und Haus nicht mehr mit der Riesenarbeit des Kammerpräsidenten quittiert. Goethe privatisiert, heißt es in Weimar, und über das große Haus stehen die Zungen nicht still. Wie er damals Haltung und Sympathie verteilt, zeigt ein Verzeichnis der zu verschenkenden Exemplare seiner Gedichte: In Saffian gebunden: seiner Mutter, Herder, Angelika Kauffmann. In Englisch: den beiden Herzoginnen. Ordinär: dem Herzog, Frau von Stein, Wieland, Fritsch, der Geliebten des Herzogs. Broschiert: Knebel, Lips, Fritz von Stein, Herders Kindern, dem Diener Seidel, Corona Schröter, dem Kollegen Voigt, Kestners und noch 25 andern, unter denen weder Merck noch Schlosser noch jemand aus Frankfurt.

In Weimar hält nur der Herzog stand, er schützt Goethes Liebe, steht Pate bei seinem Sohn August. Er (dessen Kammerdiener Venus heißt) fühlt sich durch Goethes erotische Verjüngung rückwärts in jene Jahre legitimiert, wo Goethe ihn der Herzogin zurückzubringen suchte. In die erste Freundschaft fühlt er sich versetzt, freut sich über den Ton der neuen Gedichte, lebt wieder mehr mit ihm, lädt ihn auf Reisen. Wieder erfährt er von seiner Arbeit, urteilt klar, oft richtig.

Klug nutzt Goethe die Stimmung seines Herrn, weiß sich aufs neue unentbehrlich zu machen, folgt ihm ins Feld, auch huldigt er ihm nun, zum ersten Male seit acht Jahren, wieder in Versen:

„Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren:  
Neigung, Muße, Vertrauen, Felder und Garten und Haus.  
Niemand braucht' ich zu danken als ihm, und manches bedurft' ich,  
der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand.  
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?  
Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt . .  
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König  
um mich bekümmert, und Er war mir August und Mäcen.“

Und wie er damals, in „Ilmenau“, ihm als ein Erzieher Wahrheiten sagte, so verschleiert er auch diesmal mit keiner Floskel, warum er ihm auch jetzt noch, lange nach jedem Verzicht auf bildende Wirkung, verbunden bleibt.

In vertrauten Briefen erzählt er dem Herzog Intimitäten, meldet sogar, wann er nach der Geburt eines Kindes die Geliebte wieder wie früher fand. Der Ton ist Gleichberechtigung. Als ihn der Herzog seiner Mutter nach Venedig entgegenschickt, schreibt ihm Goethe: „Ohne Kosten macht mir's einen großen Spaß.“ Mit seiner stolzdemütigen Bitte „Lieben Sie mich“ schließt er nun auch an den Herzog. Doch nichts verleitet ihn, die mißglückte Rolle des Mentors noch einmal aufzunehmen, auch politischer



Rat findet sich schriftlich nirgends, mag er immerhin mündlich erbeten worden sein; in die Finanzen mischt er sich nie, und nur ein einziges Mal in vielen Jahren klingt's wie von einem emeritierten Hofmeister: „Zeigen Sie recht glücklich an den Tagen, wo es gilt, das was Sie bisher so eifrig übten!“

Auf wechselseitiger Toleranz baut sich so nach der Heimkehr eine neue, wo nicht fruchtbare, doch lebendige Beziehung zu seinem Herrn, der ihm vorher fast fremd geworden.

In der Geliebten von ehemals dagegen verliert er sogar den Schein einer Freundin.

Charlottens Haltung gegen Goethes Liebschaft ist die einer Hofdame. Eine ganze Weile erfährt sie nicht, was halb Weimar weiß. Im Juli hat Goethe Christianen kennen gelernt, erst im Februar hört es Charlotte, und da er ihr doch in keinem Sinn mehr angehört, sucht sie zunächst den Bruch zu vermeiden. Nur, sie verdenkt es ihm sehr, schreibt Frau Herder. Gegen Goethe schweigt sie über ihr Wissen, erst vor der Spiegelung der Kunst wird sie, vom Schauspiel erst wie Hamlets Mutter überwältigt: aus einem Stück, das ähnliche Entfremdung darstellt, kommt sie gebrochen nach Hause. „Es hat mir sehr leid getan, — schreibt Goethe — daß dich das geschmacklose, elende Stück durch Erinnerung an eine traurige Wirklichkeit so geschmerzt hat. Ich will dich diesen Abend erwarten. Laß uns freundlich Leid und Freude verbinden, damit die wenigen Lebenstage genossen werden.“

Doch halten Beide noch immer zurück. Bald darauf schreibt er entschlossener, spricht sie aller Schuld los, wenn ihn ihre Vorwürfe treffen, „und wenn du manches an mir dulden mußt, so ist es billig, daß ich . . von dir leide“; völlig wie Tasso-Verse. Besser, abzurechnen und einander aus dem Wege zu gehen, als zu rechten, weil er bei jeder Rechnung ihr Schuldner bleibe. Gewaltsam suchen sie zu retten, was möglich, mündlich lehrt er sie seine optischen Geheimnisse, schriftlich scheint er auf Entscheidung zu dringen, bleibt aber ritterlich, dankbar. Wie unsicher er sich in diesen Wochen vor ihr fühlt, zeigt solch ein demütig-vorsichtiger Briefanfang: „Vergib mir, meine Liebe, wenn mein letzter Brief ein wenig konfus war, es wird sich alles geben und auflösen, man muß nur sich und den Verhältnissen Zeit lassen. Ich fürchte mich dergestalt für Himmel und Erde, daß ich schwerlich zu dir kommen kann.“

Kann Goethe in solcher Verdunkelung noch auf ihre Umkehr hoffen? Gewiß ist, sie hofft noch auf die seine. Wie ganz sie ihn in den letzten Weimarer Jahren als ihren Liebhaber empfand, wird nirgends deutlicher als jetzt in ihrem Entschluß, ihn vor eine Wahl zu stellen. Charlotte als übersinnliche Geliebte hätte dem 40jährigen Freund eine sinnliche Geliebte nicht nur verzeihen, sondern wünschen müssen;

Charlotte als verschmähtes Weib, blind gegen ihre 47 Jahre, deren erste Hälfte die Nebenbuhlerin eben vollendet, fühlt sich betrogen und stellt, in gänzlichem Mißverständnis des Goethischen Wesens, eine Alternative, die sich von selbst entscheidet.

Sie tut es erst anfangs Mai, wunderlicherweise im Augenblicke, wo sie Goethes Mutter zum ersten Male zu besuchen im Begriffe steht: es ist, als suchte die weltkluge Frau, nach dem Zusammenbruche aller mytisch wahlverwandten Beziehungen, im letzten Augenblicke noch eine rationellere Verwandtschaft, um ihre Stellung zu schützen. Erst im Juni erwidert Goethe:

„Wie sehr ich dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen dich und Fritzen kenne, hab' ich durch meine Rückkunft aus Italien bewiesen . . Leider warst du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung . . Ich sah Herdern, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotnen Platz im Wagen leer, ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihrentwillen gekommen war, und mußte mir in demselben Augenblick hartnäckig wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können . . Und das alles, eh' von einem Verhältnis die Rede sein konnte, das dich so sehr zu kränken scheint. Und welch ein Verhältnis ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe? Frage Fritzen, die Herdern, jeden, der mir näher ist, ob ich unteilnehmender . . bin als vorher? . . Es müßte durch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu dir das beste, innigste Verhältnis verloren haben sollte. Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da ist, wenn ich dich einmal gestimmt fand, mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen.

„Aber das gestehe ich gern, die Art, wie du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast du mir die Lippen verschlossen, wenn ich mitteilend war, hast du mich der Gleichgültigkeit . . beschuldigt. Jede meiner Mienen hast du kontrolliert, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt . . Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn du mich mit vorsätzlicher Laune von dir stießest! . . Unglücklicherweise hast du schon lange meinen Rat in Absicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, die deiner Gesundheit höchst schädlich ist . . Ich gebe die Hoffnung nicht ganz auf, daß du mich wieder erkennen werdest. Lebe wohl. Fritz ist vergnügt und besucht mich fleißig.“

Acht Tage später: „Ich habe kein größeres Glück gekannt als das Vertrauen gegen dich, das von jeher unbegrenzt war; sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein andrer Mensch und muß in der Folge mich noch mehr verändern . . Wenn man die kalte, feuchte Sommerzeit, die strengen Winter bedenkt, wenn durch des Herzogs äußeres Verhältnis (als preußischer General) und durch andre Kombinationen alles bei uns inkonsistent und folgenlos ist und wird, wenn man fast

keinen Menschen nennen kann, der in seinem Zustande behaglich wäre: so gehört schon Kraft dazu, sich aufrecht . . zu erhalten und nicht einen Plan zu machen, der einen nach und nach loslösen könnte; wenn nun aber gar ein übles Verhältnis zu den Nächsten entsteht, so weiß man nicht mehr, wohin man soll. Ich sage das so gut in deinem als meinem Sinne . . Nur mag ich gern bitten: Hilf mir selbst, daß das Verhältnis, das dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehen bleibe, wie es steht. Schenke mir dein Vertrauen wieder, sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunkte an, erlaube mir, dir ein gelaßnes wahres Wort darüber zu sagen, und ich kann hoffen, es soll sich alles zwischen uns rein und gut herstellen.“

Was diese Briefe in Goethes Leben einzig macht, ist ihr gemeinsamer Ursprung aus Weltklugheit und Güte, aus Dankbarkeit und Diplomatie. Es ist der Mann, der nur hier, und auch hier nur für Augenblicke, seine Maske aufhebt, weil er der Zeit gedenkt, in der er niemand einen offeneren Blick zeigen durfte als dieser Frau, der er sich heut nur noch um ihretwillen zu erhalten sucht. Dabei ist alles Advokatorische noch immer in den leisen Ton des Freundes eingehüllt, alles Brüske, was ihr Brief enthalten haben muß, bleibt unerwidert.

Klug beginnt er mit dem *Post hoc non propter hoc*, und wenn er ihr beweist, wie sie ihn schon vor Christianens Auftauchen abgewiesen, so tritt aufs neue das Goethische Lebensgesetz hervor: seinen Erlebnissen entgegenzuwachsen. Denn eben jene gewisse Frische, die ihn morgen zu einer Jüngerin treiben muß, macht heute schon die Alternde stutzig. Sicher wie in politischer Debatte spielt er den Vorwurf, den sie wider ihn erhebt, in seine Hände. Zugleich trennt er nun die Gewalten, die sie zu seiner Pein vor zehn Jahren trennte, und weist ihr jetzt die platonische Stelle an, die sie ihm einst aufdrang.

Mit einer großen posthumen Gerechtigkeit übergrünt sich das dürre Ende dieser Liebe, wenn er nun von Pflicht und Fritz allein, von interessanten Gegenständen, doch nirgends von ihren Anregungen, nirgends eigentlich von seiner Liebe spricht. Das sind die schmerzlichsten Worte, die eine verschmähte Geliebte lesen muß: niemand mache Anspruch auf die Stunden, die ihr Freund einer Jüngerin gönnt. Doch als Diplomat bedenkt er sich auch nicht, Christiane in den Augen ihrer Gegnerin halb aufzugeben, und während er dieser oft mit denselben Liebesworten versichert, was er früher Charlotten schrieb, nennt er zugleich vor Charlotte jene andere ein armes Geschöpf.

Vollends im zweiten Briefe, den er dem ersten ohne Anlaß nachschickt, zeigt sich noch einmal die einseitige Hingebung, in der jene Freundschaft in ihren ersten hohen Jahren sich erfüllte: sein Vertrauen an ihr „auszuüben“ ist ihm Notwendigkeit geworden, nicht ihres zu empfangen, und noch ein letztes Mal faßt er ein letztes höchstes Vertrauen zu ihr: er ruft ihre Hilfe an vor dieser neuen Leidenschaft, will sich mit ihr bereden wie mit einem Bruder. Wie sehr verkennt er ihren

Stolz, wie ganz ihre Eifersucht! Ob sie ihm noch erwidert hat, wissen wir nicht. Sieben Jahre vergehen ohne ein schriftliches Wort.

Doch schon nach zwei Jahren scheint sie weicher gestimmt, einer Freundin gesteht sie ihr Mitleid mit Goethe und wie sie weinen möchte. Um diese Zeit stirbt auch ihr Gatte. Aber noch fünf Jahre nach dem Bruche schreibt sie in dem Drama „Dido“ ihre Rache auf: da läßt sie sich als Dido nicht von einem schicksalsvollen Äneas, vielmehr von einem karikierten Dichter verlassen, der im Verlauf des Stücks bekennen muß: „Ich war einmal ganz im Ernst an die Tugend in die Höhe geklettert, ich glaubte oder wollte das erlesene Wesen der Götter sein, aber es bekam meiner Natur nicht, ich wurde so mager dabei: jetzt, seht mein Unterkinn, meinen wohlgerundeten Bauch, meine Waden . . Ich zähle mich jetzt auch unters Gewürme, lebe auch am liebsten mit ihnen und bin ein rechter guter Narr . . Gelübde tun wir uns selber und können uns auch wieder entbinden.“

Zuweilen stutzt man in diesem Elaborate der Frau von Stein vor einer glänzenden Wendung, besieht sie ein zweites Mal und entdeckt wörtliche Briefstellen Goethes an die Verfasserin: „Ich habe nur eine Existenz, und die will ich ganz spielen . . Die menschliche Natur ist schlangenartig, eine alte Haut muß ich nach Jahren einmal wieder abwerfen.“ So bestrahlt sein Geist auch noch die Parodie, mit der seine verlassene Geliebte sich an ihm zu rächen sucht! Goethe aber schließt die Geschichte dieser seiner längsten Liebe mit dem schwermütig dumpfen, mit Absicht nüchternen Epigramm ab:

„Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als alles!

Aber ich hab' sie nicht mehr! Schweig und ertrag den Verlust!“

Es ist, als fiele die schwere Tür eines Hauses zu. Der Mann, der es verläßt, scheint zu keiner klagereichen Wanderung entschlossen, vielmehr zu jenem zweiten Obdach, das er sich eben baute. Diese beiden Zeilen sind der Abschied, ihnen folgt lange weder Lied noch Elegie, weder Gestalt noch Schatten. Der Epigrammatiker hat noch zwei Zeilen hervorgestoßen. Der Dichter schweigt.

Der Dichter schweigt in dieser ganzen Epoche tiefer als je. Mit Anspannung mehr als mit Hingabe vollendet zuerst der Zurückgekehrte die Gesamtausgabe: sein Geist, auf Wahrheit mehr als auf Gestaltung der Phantasie zielend, mehr forschend als formend, meidet „konsequente Komposition; die Fragmenten-Art erotischer Späße behagt mir besser“. Tasso gibt am meisten zu schaffen, mehr als Vollendung und Umarbeit tut auch hier persönliche Nötigung: jetzt galt es — nach einem späteren Geständnis — von dem sich frei zu machen, was ihm von weimarischen Eindrücken und Erinnerungen lästiger Art noch anklebte.

Aus dieser späten Vollendung erklärt sich vielleicht auch jene scharfe Luministik, mit der er das Abbild der Frau von Stein so zwischen Licht und Schatten gestellt hat, wie dies hier am Ende des ersten Buches dargestellt wurde. Sehr langsam und mit höchster Sorgfalt läßt er die neue Fassung vorrücken, selbst für die Korrekturen empfiehlt der Dichter das Gleiche dem Verleger. Mit keinem Werk ist Goethe so behutsam ins Detail gegangen, keines ist reicher an vollkommenem Detail.

Faust, den zu beenden er noch in Rom sich vorgenommen, erscheint als Fragment, das heißt vom Urfaust wenig unterschieden. Jene Szenen, die seit 15 Jahren unverändert liegen, denen er in Rom nur die beiden obengenannten eingefügt hat, bleiben stehen, einiges wird gekürzt, der Schluß gestrichen, Auerbachs Keller in Verse gesetzt. Nur zwei Szenen treten neu hinzu: die eine vor die Schülerszene, beginnend: „Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist“; die andre als Übergang vom römischen Monolog zu den letzten Szenen, beginnend: „Nur fort, es ist ein großer Jammer“: beides Dialoge zwischen Faust und Mephisto, in denen Mephistos höchste Skepsis den Ton bestimmt und einen schwächeren Faust leicht besiegt. So weit ist die Stimmung dieser zentralen Dichtung sogar jetzt von allem italischen Klassizismus entfernt, daß Goethe sie in dieser ersten Ausgabe mit dem Titelkopfe schmückt: Faust nach Rembrandt!

In dem Gedichtbände, den er Summa summarum eines ganzen Lebens nennt, fängt er die später hochstilisierte Verdunkelung seiner Entwicklung an, läßt fort, mildert und schüttelt alles so lange nach ästhetischen Grundsätzen durcheinander, bis niemand mehr Zeitpunkt und Erlebnis eines Gedichtes erkennen könne. Dies Bestreben, seine Dichtung nachträglich zu objektivieren, bleibt immer in wunderlichem Gegensatz zu seiner Sucht nach Konfession, und wenn derselbe Mann sein Lebenswerk eine große Beichte nennt, doch zugleich die Einzelheiten dieser Beichte dort verschleiert, wo sie Andre, das heißt wo sie die Frauen treffen, so wird aufs neue kund, wie diese Seele ihre zarte Rücksicht sich selbst allein entzog.

Die Herrichtung dieser drei letzten Bände bedeutet ihm weniger Schöpfung als Erfüllung eines Vertrages; erst jetzt, sagt er am Schlusse, fühlt er sich wieder frei, an andere Sachen zu gehen. Doch fehlt ihm in dieser Epoche jeder poetische Furor, seine Dichtungen sind Zwischenspiele zwischen frühen und späten Werken; wie denn im Grunde sein ganzes Leben dieser Jahre ein Abwarten bedeutet. Denn mitten in seiner Unabhängigkeit fühlt er sich, der früher als Student und Advokat, als Minister und Reisender bestimmte Aufgaben vor sich sah, zum ersten Male von der Verantwortung des freien Mannes bedrückt und verschiebt eine endgültige Lösung seiner Lebensform. Im Dezember überlegt er, womit er im neuen Jahre „anfangen will, man muß sich mit Gewalt an etwas heften“: eine Stimmung, einzig in seinem Leben.

Was er als Schriftsteller leistet, erzeugt die aufgeregte Zeit, bald als

Frucht, bald als Abbild. Reineke Fuchs, die unheilige Weltbibel, umzudichten, ist ihm Trost nach den Erschütterungen der Revolution, zugleich Übung in ein paar tausend Hexametern, die zu verbessern er dann Herder, Wieland und Knebel aufruft. Die beiden Komödien aus der Revolution — „Groß-Cophtha“ und „Bürgergeneral“ — bleiben rein künstlerisch ohne Bedeutung im Gesamtwerk, sie sind durch und für die Bühne entstanden, jener aus einer Oper destilliert. Das dritte, wichtigste Stück, die sehr modern geschriebenen „Aufgeregten“, bleibt Fragment.

Das Drama großen Stils nach Tasso fortzusetzen, fehlt ihm der Schauspieler nicht weniger als die Ruhe, er weiß es und verschließt seine Pläne wie Juwelen, die nicht in so gefährvolle Zeiten passen. Während er Zeitkomödien für die Bühne schreibt, gedenkt er in einem Aufsätze „das Wort Stil in den höchsten Ehren zu halten, damit uns ein Ausdruck übrig bleibe, um den höchsten Grad zu bezeichnen, welchen die Kunst je erreicht hat und je erreichen kann. Diesen Grad auch nur zu erkennen, ist schon eine große Glückseligkeit.“ Ja, erkennen ist jetzt auch in den Künsten sein ganzes Bestreben, und so ist es sein Credo, was in „Künstlers Apotheose“ zu dieser Zeit der Meister den Schüler lehrt:

„Allein du übst die Hand,  
du übst den Blick, nun üb auch den Verstand.  
Dem glücklichsten Genie wird's kaum einmal gelingen,  
sich durch Natur und durch Instinkt allein  
zum Ungemeinen aufzuschwingen:  
Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht,  
der darf sich keinen Künstler nennen.  
Hier hilft das Tappen nichts; eh' man was Gutes macht,  
muß man es erst recht sicher kennen.“

So entsteht an großer, zugleich in seinem eigenen Werk neuartiger Dichtung in dieser ganzen Epoche nichts als jene 24 Elegien, mit denen er die Frische der Jugendgedichte, in ganz verwandelter Seelen- und Kunstform, wieder erreicht. Auch sie bleiben jahrelang im Schreibtisch.

Denn vor allem fehlt es Goethe zu Versuchen großen Stils jetzt und noch jahrzehntelang an Publikum. Wenn sich seine Züge in diesen Jahren maskenhaft versteinen, wenn er aus dem Gewühl der Zeit sich auf die Inseln des Hauses und der Forschung rettet, so trägt daran auch die Geschmackswandlung eines Publikums schuld, das er immer verachtet hat, solange er es hatte. Nun trifft ihn diese Wandlung zwar nicht ins Herz, doch in die Theorie. Oder soll man es doch tragisch nennen, daß grade jetzt, als seine römische Bildung ihn den Wert der Antike auf die Teilnahme einer ganzen Nation zurückführen läßt, die eigene Nation sich von ihm weg und neuen Dichtern zuzuwenden anfängt?

Nur als Jüngling hatte er den Besten seiner Zeit verbunden zu sein eine kurze Weile als Glück empfunden, seit Weimar aber sich von der Nation zurückgezogen, wenig für Wenige geschrieben, so daß nun die erste Ausgabe seiner Werke keinen Erfolg bedeutet. Jetzt, da er ins Volk zu wirken als ein Gebot erklärt, wird sogar der bewegte Egmont wenig gerühmt und gespielt, Iphigenie und Tasso aber, die ja nun erst öffentlich erscheinen, lassen alle Welt kalt, niemand macht auch nur den Versuch sie zu spielen, ganz Deutschland hört sich die Dramen jenes Schiller an, der den Egmont öffentlich getadelt hat. Der revolutionäre Geist der Zeit wendet sich ab von absoluter Schönheit; Gegenwart, Eingreifen des Dichters fordert und findet man bei Andern. Während man Heines Ardinghello überall rühmt, werden drei Hauptwerke Goethes — Faustfragment, Tasso, Gedichte — bei ihrem ersten Erscheinen höchstens in Briefen ästhetischer Zeitgenossen kritisch erwähnt.

Von den Komödien hat der einaktige „Bürgergeneral“ einen kleinen Erfolg, weil kurze Zeilen ihn geschmeidig machen, doch Freunde und Gönner sind so sehr dagegen, daß sie Goethes Autorschaft leugnen. „Groß-Cophta“ wiederum, der auf „höhere Menschen“ wie Schiller trefflich wirkt, fällt bei der Menge durch, die Singspiele, an die er so viel Mühe wandte, werden kaum gegeben, der 40. Geburtstag des ehemals berühmtesten Dichters wird nicht einmal in Weimar bemerkt.

Hatte Goethe vom Publikum früher um so weniger gehalten, je rascher er seine beiden einzigen berühmten Werke überwand: wie muß er über Unverständnis dort grollen, wo er selbst bleibende Kunst zu bieten glaubt! Nicht nur gegen Schiller, Kotzebue und Iffland, auch gegen den jungen Goethe richtet sich jetzt sein resigniertes Epigramm:

„Schüler macht sich der Schwärmer genug und rühret die Menge,  
wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.

Wundertätige Bilder sind meist nur schlechte Gemälde:

Werke des Geists und der Kunst sind für den Pöbel nicht da.“

Und er behauptet im Alter, damals habe er sich mit heimlicher Schadenfreude ergötzt, wie Menschen, die er dem Betrug oft unterliegen sah, vor dem Groß-Cophta kühn versicherten: so grob könne man nicht betrogen werden.

Im Großen fühlt er seine in Italien gewachsene Skepsis gegen deutsche Kultur am eigenen Beispiel bestätigt. Während in Deutschland sein Verleger enttäuscht steht, erscheint in London alsbald Iphigenie in englischen Versen. „Die Deutschen sind im Durchschnitt rechtliche, biedere Menschen, aber von Originalität . . eines Kunstwerks haben sie nicht den mindesten Begriff, das heißt mit einem Worte, sie haben keinen Geschmack. Versteht sich auch im Durchschnitt. Den roheren Teil hat man durch Abwechslung und Übertreiben, den gebildeteren durch eine Art Honnettetät zum besten . . Eine wohlsoutenierte Mittelmäßigkeit, aus der man nur allenfalls abwärts ins Platte, aufwärts in den Un-

sinn einige Schritte wagt. „Hört man aus solchen Zeilen eines Privatbriefes den persönlichen Groll?

Und ist es dann erstaunlich, wenn diesen ohnehin kunstabgewandten Geist das Unverständnis seiner Epoche nur noch mehr von den Musen entfernt? Stimmung der Seele und Stimmung der Zeit, Einsamkeit und Wille zur Wahrheit: so leiten innere Motive und äußere Umstände ihn gleicherweise zur Forschung, zur Natur. „Ich merke wohl, daß ich in der Folge mich vielleicht ausschließlich damit beschäftigen werde.“ Goethe baut zwischen 40 und 45 die beiden wichtigsten von seinen Naturbeobachtungen aus und begründet die dritte.

Goethes Forschung beschreibt in jedem einzelnen Falle denselben mystischen Kreis wie sein Dichten, wie sein Handeln: das Auge sieht Gelegenheit, der Genius schaut Allgemeines, das Individuum faßt zusammen. Dieser Weg von der Beobachtung über die Vision zum Gesetz ist es, den der Lyriker, der Minister, der Forscher immer wieder zurücklegt, und nur von Umfang und Schwierigkeit der Materie hängt es ab, ob dieser Weg Minuten oder Jahre währt. Wie in Lionardo und in Kepler steigert sich in Goethe das Zufällige zur Vision, entbreitet sich aus der Vision die Form, „denn es ging mir mit diesen Phänomenen wie mit Gedichten: ich machte sie nicht, sondern sie machten mich“. Es sind nicht etwa verschiedene Formen des Aufnehmens, die verschiedene Gaben aus Goethe hervorlocken; es ist dieselbe Seele, die auf dieselbe höchst persönliche Art sich auf Ereignisse wie auf Erscheinungen projiziert. Hochmütig wie Faust schlägt Goethe das Zeichen des Makrokosmos auf, um sich als Gott zu fühlen; demütig wie Franziskus versenkt er sich in seinen Mikrokosmos, um Gott in sich zu fühlen.

Deshalb sucht er als Künstler, als Staatsmann wie als Forscher zuerst nie das Gesetz: er ahnt nur, daß eins da sei. Dann gibt er dichtend oder handelnd ein Vorbild, forschend eine Vorahnung. Goethes Natur erforschende Werke, empfangen durch das Auge, vertieft durch intuitive Verallgemeinerung, sind nur Entwürfe zu Gesetzen, die zu stabilisieren ihn zuweilen der Geist der Zeit, zuweilen der Trotz seiner anti-philosophischen Sinnlichkeit hindert, während ihm als Bildner immer frei bleibt, das Vorgeahnte für späteres Verständnis zu gestalten. Aus seiner persönlichen Weise entwickeln sich auch hier alle Erkenntnisse, und selbst seine logischen Irrtümer werden noch fruchtbar, weil es psychologische Wahrheiten sind.

„Ein solches Gewahrwerden — sagt er jetzt von seiner Wirbeltheorie — behält immerfort .. eine esoterische Eigenschaft: im Ganzen läßt sich's aussprechen, aber nicht beweisen, im Einzelnen läßt sich's wohl vorzeigen, doch bringt man es nicht rund und fertig.“ Auch verlangt er, nach einem Altersworte, nie vor der Natur sogleich Recht zu behalten, „vielmehr ging ich ihr in Beobachtungen und Versuchen prü-



fend nach und war zufrieden, wenn sie sich so gefällig erweisen wollte, gelegentlich meine Meinung zu bestätigen. Tat sie es nicht, so brachte sie mich wohl auf ein anderes *Aperçu* . . Die Frage nach dem Zweck, die Frage Warum? ist durchaus nicht wissenschaftlich, etwas weiter aber kommt man mit der Frage Wie? Denn wenn ich frage: wie hat der Ochse Hörner? so führt mich das auf die Betrachtung seiner Organisation und lehrt mich zugleich, warum der Löwe keine Hörner hat noch haben kann.“

Demut ist seine Haltung vor der Natur. Als Forscher ist er ebenso wenig machtwillig wie als Staatsmann, ebensowenig Kämpfer. Nirgends ist Goethe früher und leichter des Dämons Herr geworden als eben hier, wo er mit Mächten, nicht mit Menschen zu tun hat. Nie hat ihn, den es so oft trieb, vordringend sich zu zerstören, erobernd andere zu erschließen, sein Dämon angetrieben, ins Innere der Natur gewaltsam vorzudringen. Gewohnt, die Auswirkung der eigenen Kräfte still zu erwarten, in denen er ein Stück Natur verehrt, steht er vor ihrem Ganzen als stumm Betrachtender und greift nur nach dem, was sie ihm vors Auge schiebt.

In solchem höheren Sinn entstehen alle seine Entdeckungen zufällig, er kann weder grübeln noch stilisieren, und während man Mißtrauen in die Exaktheit eines forschenden Dichters setzen könnte, findet man ihn vorsichtiger als manchen Forscher und nie von einem Gegner ungenauer Versuche verklagt. Vielmehr ist er es, der vor schnellen Konklusionen warnt: „Das Genie — sagt er in einer der ersten Schriften gegen Newton — . . hat seiner Natur nach den Trieb, über die Gegenstände zu gebieten, sie sich zuzueignen . . Viel schwerer und leider oft nur zu spät entschließt es sich, auch den Gegenständen ihre Würde einzuräumen, und wenn es durch seine produktive Kraft eine kleine Welt aus sich hervorzubringen vermag, so tut es der großen Welt meist Unrecht, indem es lieber wenige Erfahrungen in einen Zusammenhang dichtet, der ihm angemessen ist, als daß es bescheiden viele Erfahrungen neben einander stellen sollte, um womöglich ihren natürlichen Zusammenhang endlich zu entdecken.“

Diese frische, naive Systemlosigkeit des Autodidakten ist es allein, die seinem Auge jede Freiheit läßt. Er entdeckt nicht suchend wie Vasco da Gama, nicht einmal indirekt wie Columbus, Goethe entdeckt wie Erich der Rote, ein freier Seefahrer auf dem großen Meere — und doch anders, denn Goethe fühlt: dies ist ein neuer Erdteil. Ja, es ist, als sollte diesem intuitiven Entdecker dort nicht beschieden sein zu entdecken, wo er sucht, denn als er nun die Urpflanze sucht, ist sie nicht aufzufinden.

Hier ist ein Auge, das auf dem Spaziergang in Padua die Fächerpalme wie ein Menschenherz betrachtet, liebend und denkend. Es ist dasselbe Auge, das 18 Jahre früher den Straßburger Münsterturm neu ansah und im Torso den Plan entdeckte. Wie er nun hier den Übergang zwischen

den Blättern des Stengels und denen der Blüte findet, zwischen diesen und den Staubfäden, erschließt sich ihm das Geheimnis des Blattes als Grundform, die immer bereit ist, von einer Form in die andere überzugehen. Da nennt er das Blatt den fundamentalen Typus der Pflanzenorgane und begründet mit diesem Gesetz der Metamorphose eine Wissenschaft.

Und wie ein Nebenprodukt zieht er aus solchen Versuchen die Folge: „Zum Grunde dieses Gesetzes liegt die Notwendigkeit, an die jedes Geschöpf gebunden ist, daß es nicht aus seinen Maßen gehen kann . . Ein Teil kann also nicht zunehmen, ohne daß der andere abnimmt, ein Teil nicht völlig zur Herrschaft gelangen, ohne daß der andere völlig aufgehoben wird.“ Hier stehen erste Gedanken, die später in die Wissenschaft der Energetik münden.

Es scheint kein Zufall, daß der zweite Forscher, der bald nach ihm selbständig den Gedanken der Metamorphose ähnlich faßt, auch Dichter ist, doch noch wunderbarer wird diese Verwandtschaft, wenn man den Namen hört: es ist Erasmus Darwin, dessen Enkel eine zweite Entdeckung Goethes im größten Stile bestätigen sollte. Vor solcher Weite der Wirkungen und wie sie sich erst nach Generationen als richtig vorgeschaut erweisen, staunt aufs neue der Nachgeborene und ist versucht, in Goethe selbst eines jener Urphänomene zu verehren, die er, sein eigenes Wesen überall spiegelnd, mit Leidenschaft überall suchte.

Für das Reich der Tiere war solch ein Urtypus schon seinem Geiste aufgegangen, als sein Auge den Zwischenkiefer am Menschenschädel entdeckte. Verschmelzung oder Umformung — sagte er sich damals — Größer- oder Kleinerwerden oder Absterben einzelner Teile müssen einen Urtypus abgewandelt haben, wenn selbst unnötig gewordene Organe in Rudimenten noch da sind. Wie er unter den Pflanzen das Gleiche, Verbindende suchte, während die Botaniker seiner Zeit das Unterscheidende zusammenstellten, so tritt er nun auch mit den Zoologen in Widerstreit der Grundideen, ja, wie er alle Erscheinungen des Kosmos zu verbinden sucht, so bildet sich vor seinem sicheren Schritte auch hier von selbst die Brücke. Der Aufbau des Pflanzenreiches durch Verwandlung des Blattes ist ihm nichts anderes als die Verwandlung der Larve zum Schmetterling: gleichartiger Ursprung führt auch hier zu verschiedenen Formen, nur ist es dort derselbe Organismus, hier sind's verschiedene. Auch bei den höheren Tieren ist diese Eurhythmie in der Wirbelsäule aufgedeckt, doch scheint hier die Linie ins Unsichtbare zu verrinnen.

So weit hat er vor Jahren gedacht, — als nun, auf einer Reise in Venedig, sein Diener eines Tages auf dem Judenfriedhofe des Lido einen Schädel aufhebt, ihn lachend seinem Herrn als einen Judenschädel präsentiert. Goethe erkennt einen halbgesprenkten Schafschädel — und nun, auf diesem Punkte der Erkenntnis, die vor einem Jahrzehnte durch den Zwischenkiefer erregt wurde, findet sein Auge, was niemand vor

ihm sah: daß auch der Schädel nicht aus Platten, vielmehr aus Wirbeln besteht. Sofort fühlt er sich „einen großen Schritt in der Erklärung der Tierbildung vorwärts gekommen“.

Jeder Knochen, sagt er sich nun, ist an und für sich Teil oder Fragment eines Wirbels, — und erkennt damit als erster eine leitende Idee der vergleichenden Anatomie. Doch nicht genug, bald schließt er auch, „ein allgemeiner, durch Metamorphose sich erhebender Typus geht durch die sämtlichen organischen Geschöpfe, läßt sich in allen Teilen auf gewissen mittleren Stufen beobachten und muß auch da noch anerkannt werden, wenn er auf der höchsten Stufe der Menschheit ins Verborgene sich bescheiden zurückzieht“: der Grundgedanke des Darwinismus, gefunden 70 Jahre vor Darwin dem Jüngeren.

So fruchtbar wirkt Goethe, wo seine Basis sinnliche Forschung bleiben darf. Doch wie er alle Ideen-Dichtung verschmäht, um nur nach Gelegenheit zu dichten, wie er nie Staatstheorien aufstellt, die seiner Wirksamkeit nicht von selbst entfließen, so warnt der Genius auch den Forscher vor aller Spekulation.

Nur einmal tritt er, von Gelegenheit verführt, aus diesem seinem Grundgesetze, unbewußt überschreitet er die Grenze seiner Natur, und kaum hat er dies fremde Reich betreten, in dem der Sinneseindruck täuschen kann, statt zielbewußt zu leiten: da gerät er in Verwirrung, aus der er 40 Jahre lang sich nicht mehr lösen kann.

Goethes Farben-Theorie, sein Kampf gegen Newton ist eins der stärksten Zeichen seiner dämonischen Natur. Jene dunkle Macht, die ihn in der Liebe von Begierde zu Genuß gerissen, in der Tatkraft von Anbetung zur Verachtung des Wirkens, in der Dichtung von reiner Schönheit zum kosmischen Orchester, die ihn im ganzen Leben von Hingabe zur Skepsis und wieder zur Hingabe zog — hier ist sie in die hellste seiner Sphären eingedrungen, in das Licht selber, sein Urphänomen, um dessen Deutung er in dämonischem Irrtum ringt! Während er es gegen Analysen unfreudiger Geister schützen will, gerät er selbst in Analysen, und es ist, als wollte der erzürnte Lichtgott sich an seinem Gläubigen rächen, der sich vermißt, ihn in den Kreis zerlegender Forschung zu ziehen.

Mit Astronomie — sagt Goethe 80jährig, übrigens ungenau — habe er sich nie beschäftigt, weil hier die Sinne nicht ausreichen, weil man zu Instrumenten und Rechnungen seine Zuflucht nehmen muß, die ein eigenes Leben erfordern und die nicht seine Sache waren. Und doch verteidigt er im gleichen Alter noch immer eine ebenfalls physikalische Lehre, die er selbst nicht ohne Instrumente bearbeiten kann, die er aber ohne Rechnungen und Hypothesen vergebens zu beweisen sucht!

Wie bei Goethe alles Fruchtbare aus dem Fruchtbaren natürlich folgt, so ist auch dies Negative aus einem Negativen erwachsen. Weil er kein Maler war, trieb er in Rom viel Theorie des Malens, studierte Koloristik,

doch blieb ihm die Praxis der Valeurs stumm, mit denen seine Freunde arbeiteten. Wo ihm praktisches Können versagt ist, will er theoretisch begreifen. Zurückgekehrt beschließt er, die Theorie der Farben zu untersuchen, und da ihm Systeme unbelebt bleiben, fängt er's auch hier mit dem naiven Versuch an, als gäbe es keine Optik, borgt sich vom Jenenser Physiker ein Prisma, legt die Sache zurück, gibt aber dem Professor, der darum ansucht, sein Instrument nicht wieder. Der läßt es am Ende ungeduldig abholen, Goethe sucht's hervor, und während der Bote wartet, versucht er rasch eine oder zwei Reflexe des Prismas auf einer weißen Wand; denn wo am meisten Licht ist, schließt er, muß sich das Phänomen der sieben Farben des zerlegten Lichtes am trefflichsten bewähren. Statt dessen zeigt sich nichts. Goethe wird mißtrauisch, dem Boten gibt er das Prisma nicht, läßt sich entschuldigen — und nun beginnt er auf Basis solcher Skepsis eigene Versuche, die Newton widerlegen sollen.

Schon diese Anekdote, die er seinem Werke später einfügt, zeigt das ungoethisch Plötzliche, Abrupte, zeigt den ersten sinnlichen Irrtum. Doch hinter der Verewigung des Irrtums kann nichts anderes stecken als ein uneingestandener Groll gegen den Zerleger des Lichtes oder, wie es in einem Leipziger Liedchen hieß, „Zergliederer deiner Freuden“.

Nach einiger Zeit zeigt er seine Versuche dem Professor, der erklärt sie alle für richtig und alle für bekannt, nur widerlegten sie nicht die hundertjährige Theorie des Lichtes. Er geht zu Andern, sie wiederholen's. Da ihm kein Fachmann glaubt, tritt Goethe mit seiner Entdeckung vor die Welt und publiziert mit 43 Jahren die beiden ersten Schriften zur Farbenlehre. In den botanischen Arbeiten hatte der forschende Gedanke Goethes Darstellung nichts von jener Hingabe und Zartheit genommen, mit der er die Objekte einhegte, man sah ihn darin eine Blume zur Hand nehmen und liebevoll betrachten. Jetzt werden eine Menge von Versuchen klar, doch kalt, meist langweilig vorgetragen und nur in der Polemik vom Gefühl belebt.

Newton lehrt Licht verschiedener Art, durch den Farbeindruck im Auge differenziert. Dies verschiedene Licht gibt Mischfarben. Weiß ist die Mischung aller Farben. Alle Farbe rührt von veränderter Mischung des Lichtes her, gehört also diesem an; Körper sind nur Veranlassung ihres Erscheinens. Das Prisma lenkt das Licht um einen gewissen Winkel vom Wege ab.

Diese Lehre, im Anfang halb von ihm vergessen, läßt sich Goethe wiederholt von Physikern darstellen, versteht sie richtig, bleibt aber dabei: das weiße Licht könne niemals aus farbigem zusammengesetzt sein, und obwohl alle seine Versuche mit Newtons übereinstimmen, kann man sich in der Theorie nicht einigen, weil Goethe Newtons Irrtum immer nur behauptet, ohne genau zu zeigen, wo er liegt. Alle Physiker aller Schulen sind einig, Goethe allein steht spottend am andern Ufer.

Goethe lehrt: Alle Farben sind dunkler als Weiß, sie haben etwas Schattiges. Da aber direkte Mischung von Licht und Dunkel Grau gibt, so

müssen die Farben durch eine andere Zusammenwirkung von Licht und Schatten entstanden sein, und zwar in den schwach getrübbten Medien Blau und Gelb, Himmel und Sonne. Durch diese trüben Mittel wird dem Lichte etwas Schattiges, Körperliches gegeben, wie dies zum Entstehen der Farben nötig ist. Farbe ist mehr als Licht: nur eine Mischung von Licht und Schatten bringt die Farben hervor, oder, wie er's im Alter einmal in Verse faßt:

„Einheit ewigen Lichts zu spalten,  
müssen wir für Torheit halten,  
wenn euch Irrtum schon genügt.  
Hell und Dunkel, Licht und Schatten,  
weiß man klüglich sie zu gatten,  
ist das Farbenreich besiegt.“

Geheimnisvoll am lichten Tag liegt hier die innere Quelle seines Farben-glaubens: eine dämonische, im Helldunkel glühende Natur muß solchen Glauben zur Theorie ausbauen.

Als ein Seher, intuitiv vermag Goethe sich den unsichtbaren Kräften zu nähern; jetzt, in seiner kältesten Epoche, rational und ganz auf Sinnlichkeit gestellt, verwickelt er sich zwischen Wissenschaft und Mystik, spricht vom Lichte „in seiner Reinheit und Wahrheit, und ich hielt es meines Amtes, dafür zu streiten. Jene Partei aber trachtete im Ernste, das Licht zu verfinstern, denn sie behaupteten: das Schattige sei ein Teil des Lichtes.“ Seine ganze spätere Lehre steht auf diesem Widerspruche gegen das „ekelhafte schmutzige Weiß“. Newton habe durch viele enge durchgequälte Spektren beobachtet, er selbst aber bei klarem Himmel in der Sonne! Goethe nennt ihn bis zum Unglaublichen unverschämt, spricht von wahren Unsinn, fratzenhaften Erklärungen, Lügen über die Menge. Er fordert von Versuchen, daß einer immer den andern beweise, ohne die sinnliche Welt zu verlassen. Der Physiker lächelt: da wir die Kräfte nie an sich, nur aus ihren Wirkungen wahrnehmen, muß jede Naturerklärung das Gebiet des Sinnlichen verlassen und zum Begrifflichen, Unwahrnehmbaren übergehen.

Das aber ist es grade, was Goethe schreckt! Der Schritt ins Reich der Begriffe scheint Dem Verführung, dem alles Anschauung ist. Freilich konnten bei jenem ersten raschen Versuch an einer weißen Wand keine Farben erscheinen, das weiß auch Newton und zeigt, warum sie nur an der Grenze dunkler Gegenstände entstehen. Soll Goethe dergleichen glauben? Hieße das nicht sein Auge gefährden? Ist Weiß eine Mischfarbe, was sind dann die Sinne wert? Goethe verteidigt gegen die Professoren sein Urphänomen, seinen Glauben: nicht bloß das Licht, das man ihm zerlegen will, sogar das Auge, durch das er das Licht anbeten lernte! Goethe verteidigt seinen Gott. Daher Dauer des Irrtums, Stärke der Leidenschaft.

Rasch wächst ihm diese Sache, der er nicht gewachsen ist, über den

Kopf. Jenem Propheten mit dem Mus-Topfe vergleicht er sich, von seinem Genius dahin geführt, wohin er nicht wollte. Licht- und Farbenwesen erfüllen immer mehr seine Gedanken, in die Jahrhunderte flüchtet der Einsame, um Helfer zu werben, in Plato findet er verwandte Naturlehren, und für den psychischen Ursprung seiner Lehre ist es bedeutsam, daß auch ein anderer Mystiker des Lichtes, daß Lionardo als Physiker sich ihm nähert.

Überhaupt wird ihm der Kampf, der nun beginnt, zum Gleichnis einer neuen, ihm fremden Welt, und alles, was er gegen Beschränktheit, Dünkel, Nachbetung der Gelehrten von nun an in Epigrammen, Briefen, Gesprächen vorbringt, summiert sich auf diesen einzigen Fall, in dem sie gegen den Genius im Rechte bleiben. Freilich hat er Grund, dem Proteste der Gelehrten zu mißtrauen, die wie die Römische Kirche die Ketzer verbrennen: hatten sie nicht ehemals seinen Zwischenkiefer, nun wieder die Metamorphose abgeleugnet? Wer ist selbst unter den Freunden, der sie anerkennt? Seinen Darwinismus läßt er, durch Humboldts Bedenken unsicher geworden, auch wegen Mangels an weiterem Materiale, 30 Jahre liegen, um erst beim Auftritt eines Andern sich Priorität zu sichern.

Wo er aber vertraut, bleibt er ein Lernender, nennt sich gegen Fachleute Liebhaber und Autodidakt, Botanikern sendet er seine Handschrift mit der Bitte um Einwände zu, ist glücklich über jeden neuen Schüler, sucht lieber Welt- und Geschäftsleute als verbrauchte Gelehrte zu überzeugen, und wenn eine Tageszeitung seine Forschung rühmt, erfreut ihn der teilnehmende Mensch, der da gesprochen habe. Als er in einer Schrift Philosophen und Physiker, Mathematiker und Maler, Mechaniker und Färber zu gemeinsamer Lösung des Problems zusammenruft, lacht ihn Schlosser, der Jugendfreund, als ein Kind und einen Neuling aus, der irgend eine Form von Gemeinsamkeit in Deutschland für möglich halte.

Enttäuschung an Deutschland, Flucht vor der Kälte, Gelegenheit, vor allem die Zuckung eines wartenden, einsamen Herzens ziehen ihn in 4 Jahren viermal in die Ferne, und wie ihn Unruhe forttreibt, so treibt sie ihn immer wieder zurück. Die Herzogin-Mutter in Venedig ist nur ein Anlaß zur Reise, schon in Nürnberg fühlt er sich ohne innerlichen Trieb, weiterzufahren, und wieder tritt alles ein, nach der Ahnung seines Herzens. War ihm schon ehemals Venedig zu lyrisch, nun vollends klagt er über Kälte im April, über das Sauleben dieser Nation, über Betrug und Schmutz in dieser Stein- und Wasserwüste, ruft Langeweile als Mutter der Musen an; nur die Sprache Italiens scheint zum alten Zauber kräftig, und er klagt, nur eine Meisterschaft zu haben:

„deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter  
in dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.“

So ganz mißachtet ein Meister sein Material, wenn er sich einem andern zugewandt hat! Dieser Geist des Widerspruches ist es auch, der ihn nun mit nervöser Übertreibung erklären läßt, seiner Liebe für Italien sei ein tödlicher Stoß versetzt.

Der wahre Grund seiner Enttäuschung ist Heimweh nach Christiane. Die erste Fahrt nach Italien war Flucht vor einer alternden Geliebten als Symbol einer alternden Epoche, war Hoffnung, Stimmung und Jugend im Süden wiederzufinden. Die zweite ist erfüllt von Sehnsucht nach einer jungen Geliebten zuhaus und ein irrender Blick ringsum nach flüchtigem Ersatze. Damals wie heute schuf die Stimmung seiner Seele das Land, wie sie es brauchte. Darum schlagen jetzt noch einmal die beiden antikischen Frauenbilder im Süden und Norden zusammen:

„Schön ist das Land! doch ach, Faustinen find' ich nicht wieder.  
Das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ . .  
Südwärts liegen der Schätze wie viel! Doch einer im Norden  
zieht, ein großer Magnet, unwiderstehlich zurück.“

Und vor den Meeresfarben des Abends, wie sie das Schiff brennend umrauschen, gedenkt er Aphrodites, aus deren Flammen ihm und der Geliebten ein Sohn entsprang.

Und doch wird alle Sehnsucht auch hier zugleich als Resignation empfunden! Hochmütig bitter betrachtet er dies Volk, stellt fest, daß es nichts will als sich ernähren, Kinder zeugen und diese ernähren, und mahnt sich mit cynischer Schwermut:

„Merke dir, Reisender, das und tue zu Hause desgleichen!  
Weiter bringt es kein Mensch, stell' er sich, wie er auch will.“

In solchen Stimmungen, zwischen Langeweile und erotischen Wünschen, meidet er noch entschiedener als damals die Gesellschaft, steigt mehr als irgendwann in Kneipen und Buden herum, beobachtet und zeichnet — in den unterdrückten Epigrammen — Dirnen und Händler, liebt halbwüchsige Akrobaten, kleine Tänzerinnen, spricht vom Dichter als einem Eroberer der Frauen und ruft in einem öffentlichen Hause mit neuem Tone, als suchte er Vergessenheit:

„Aber auch mir — mir sinket das Haupt von Sorgen und Mühe.  
Liebes Mädchen! ein Glas schäumenden Weines herbei!“

Plötzlich erscheint die erwartete Fürstin in Venedig, Goethe nimmt wieder die Maske des Hofmanns vor — und ihm und uns bleibt von der Reise nichts als ein Heft Epigramme, das Bild einer Seiltänzerin und ein enträtseltes Schafschädel.

Auch in Schlesien, wohin ihn ein geplanter Feldzug mit dem Herzog führt, bewahrt er im Gewühle die still forschende Weise dieser Jahre. Ließen ihn am Lido Farben und Bilder des Meeres kühl, als er den Schä-

del erfaßte, so horcht er im Waffenlärm von Breslau nur auf anatomische Fragen, die ihn beschäftigen.

Sogar im Felde, wo er in Frankreich das 43. Lebensjahr beschließt, lebt er im Grunde so zufällig, wie er hinkam. „Es ist unerlaubt, daß ich noch keine Revue gesehen habe,“ hatte er, ganz Betrachter, schon ein Jahr zuvor dem Herzoge geschrieben; diesmal wolle er statt der Steine und Pflanzen die Felder mit Kriegern besät finden. Ohne Leidenschaft, kaum aus Neugier, mehr aus dem Wunsche, sich dem Herzoge gefällig zu erweisen — und kurz: auch hierher kommt er nur aus allgemeiner Unruhe des einsamen Herzens.

„Wir führen hier ein unruhiges Leben, und doch herzlich langweilig mitunter . . Mein Leben ist sehr einfach. Ich komme nun fast nicht mehr vom Zelte weg, korrigiere an Reinecke und schreibe optische Sätze . . Ich sehe viele Menschen, zu denen ich wenig Beziehung habe . . Ich werde mich nicht mutwillig in Gefahr begeben, es lobt einen niemand darum, und man hat nur den Schaden.“ Ist schlechte Stimmung im Lager, so erzählt er am Abend im Kreise die Abenteuer Ludwigs des Heiligen, dem es noch schlechter ergangen, nachts liest er dem Herzoge französische Pikanterien vor, oder er schreibt, recht wie ein Adjutant, dem Kollegen nach Hause: „Unser lieber Fürst, der wohl, munter, rüstig ist . . grüßt Sie herzlich . . Er schätzt Sie gewiß, wie Sie es verdienen“ — und man hört hinter solchen Zeilen Goethes freundliche Mahnung im Zelte: man möchte doch wohl dem alten Schnauß ein Zeichen der Gnade schicken. Eine halbe Nacht spaziert er mit einem Prinzen in den Weinbergen hinter der Batterie und erklärt bis zum Morgengrauen seine Farbenlehre.

Als Laie tritt er auf, versucht einmal die Wirkung des Kugelregens, braucht ein Gleichnis, um sich auszudrücken: es war ihm, als wäre er an einem heißen Orte, zugleich von dieser Hitze durchdrungen, so daß man sich mit dem Elemente gleichfühlt, in dem man sich befindet; jede Bewegung des Blutes werde von dieser Glut verschlungen. Wie auf dem Segelschiffe bei Capri begegnet Goethe dem Tode gelassen wie ein Mann, dem er kein Ende bedeutet, weil er an Verwandlung glaubt.

Als Problem kann der Krieg Goethe am Ende des 18. Jahrhunderts kaum berühren. „Da lagen die armen Verwundeten und Toten, und die Sonne ging hinter Mainz sehr prächtig auf.“ Das ist alles. Auch als es zu einem schweren Rückzuge kommt, spricht er nur allgemein von Sorge, Not und Elend, die „wir“ ausgestanden. In solchen Augenblicken ist er nahe, von der Betrachtung zum Glauben überzugehen, und gelobt sich mit halber Ironie, nie mehr über Langeweile im Weimarer Theater zu klagen, wo man denn doch unter sicherem Dache säße. Mitten im Wirrwarr der Flucht studiert er auf dem Küchenwagen ein physikalisches Lexikon, weil er sich darin am leichtesten unterbrechen lassen kann, ist aber dann doch froh, wieder zu Pferde zu kommen. Endlich zu Ordnung, Bett



und Nahrung heimgekehrt, singt er den lustigsten Psalm Davids dem Herrn, der ihn aus dem Schlamm erlöst habe, hofft bei der Mutter, beim Freunde aus bösem Traume zu erwachen.

Wo ihn von fern im Krieg ein Phänomen berührt, ein einzelnes Schicksal, da ist es nicht das der Abenteurer. Mit Prinz Louis Ferdinand verbindet ihn nicht dessen poetische Romantik, vielmehr nur sein dringliches Ersuchen an den Prinzen, sich aus dem Feuer zu entfernen. Dagegen ergreift ihn das Schicksal von Schäfern, denen man die Herden wegnimmt, schlachtet und dafür Papiere aus der Zeit des abgesetzten Königs in die groben Hände drückt: der aktive Held, der sich selbst opfern will, erscheint ihm auch in praxi nur tollkühn und sei deshalb zur Mäßigung aufzufordern; dem leidenden, vom Kriege aufgeschreckten Hirten fühlt Goethe sich verwandt, und er vergleicht dies Schicksal der antiken Tragödie.

Das Allgemeine, das er nur aus dem Zelte des Führers betrachten kann, durchschaut er zu rasch, um es nicht zu verachten: „Man spielt den Kühnen, Zerstörenden, dann wieder den Sanften, Belebenden, man gewöhnt sich an Phrasen, mitten in den verzweifeltsten Zuständen Hoffnung zu erregen und zu beleben; hierdurch entsteht eine Art von Heuchelei, die einen besonderen Charakter hat und sich von der pfäffischen, höfischen . . ganz eigen unterscheidet . . Wir stellen eine wahre Haupt- und Staatsaktion vor, worin ich den (melancholischen) Jacques nach meiner Art und Weise repräsentiere.“

Da er die Truppe nicht spricht und auch in dieser nur Söldner fände, muß er in dieser skeptischen Epoche freilich das Tragikomische vor dem Tragischen sehen, weshalb er sich auch scheut, Kriegsberichte zu schreiben: dazu gehöre mehr Kannegießerei, als er aufbringe, Advokatenarbeit, die man nur gegen hohen Lohn tun könne. Es kommt so, wie es ein alter Husarenoffizier vorausgesagt hat: Goethe werde draußen nicht schreiben, denn was er schreiben darf, wird ihn nicht fesseln, und was er möchte, darf er nicht schreiben.

Überhaupt kommt er mit Offizieren bald zur Verständigung. Sie hatten — heißt es in einem Bericht — einen schwächlichen ungeschickten Mann in diesem Dichter erwartet, nun setzte sie seine straffe, weltmännische Haltung in Erstaunen. Nur einmal, als er sich hinreißen läßt, vor Kennern über die Aufstellung von Geschützen zu reden, muß er sich von einem Pommern gröblich abführen lassen. Die Gesellschaft wird verlegen, Goethe wird rot, dann sagt er: „Ja, ihr Herrn Pommern seid doch recht freimütige Männer . . Sie haben mir da eine derbe Lektion gegeben, und ich werde mich künftig hüten,“ und reicht dem Gegner, zum Staunen der Runde, die Hand, sucht ihn im folgenden öfter, begegnet ihm ein Jahr später heiter, läßt ihn wiederholt zu sich und hat ihn noch nach 20 Jahren in seinem Hause freundschaftlich aufgenommen.

In langen Gesprächen hat er von eben diesem Offizier sich über Flugbahnen der großen Geschosse bei der Batterie aufklären lassen, dabei

Kenntnis der mathematischen Formeln bewiesen und über deren rascheste Berechnung eigene Ideen geäußert. Ein einziges Mal hat er sogar ein Geschütz selbst gerichtet und abgebrannt, ohne zu treffen: Goethes einziger Schuß auf Menschen geht fehl.

Zur Satire, wie er sie in Form poetischer Tagesbefehle plant, ist ihm die Sache doch zu ernst, er selbst doch nicht genug Jacques und Hofnarr. Und so sind seine Kriegsbücher — „Campagne in Frankreich“ und „Belagerung von Mainz“, 28 Jahre später komponiert — weniger wichtig als die Original-Briefe aus dem Felde, ja diese Arbeiten blieben ohne großen Wert als Zeitbild, glänzte nicht daraus das zufällig Erraffte, was jedes Tagebuch wie kostbares Strandgut mit sich führt; besonders die bedeutsame „Zwischenrede“ in der „Campagne“.

Wie fremd dieser Geist vor dem Walten der Gewalt steht, wie ungern er dem Herzog auf seinen Ruf ein zweites Mal ins Feld folgt, erweisen die Verse, mit denen er sich bei der Abreise schon seine Rückkehr schmückt:

„Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,  
da kommt es her, da kehrt es wieder hin.  
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,  
der Enge zu, die uns allein beglücke.“

Doch nur, sofern er seine Person und Arbeit aus dem Getümmel der Zeit zu heben wünscht, sucht Goethe die Enge; sein Geist wird von der Zeit erfaßt, ja selbst gefesselt, sie stellt seine Universalität auf die stärkste historische Probe.

Auch hier kann es nicht der Tag, es muß das Jahrhundert sein, das ihn bewegt, und so erscheint es nur als Bestätigung, wenn man ihn in den ersten aufgeregten Jahren aus der politischen Stimmung der Menschen sich immer wieder zurückziehen sieht, um zu Hause im engen Kreis der Neigung, des Forschens, des Bildens die Verwirrungen des Tages zu vergessen. Die Campagne, an der er teilnahm, hat ihn auf seiten der Monarchisten zur Wiederherstellung der Legitimen gegen die Revolution geführt. Da er statt nach Paris zu kommen, wofür er sich die Karten schon vom Feldbuchbinder aufziehen ließ, hinter Valmy in volle Flucht des royalistischen Heeres verwickelt wird, so muß man sagen: Goethe hat die Revolution praktisch zunächst nur als ihr Besiegter kennen gelernt.

Auf diesem Rückzuge hat er die nächste Folgerung als weimarischer Minister gezogen. Hätte sich der Herzog mit seiner Leidenschaft als preußischer General einer siegenden Gruppe angeschlossen, so war Goethe, mit seinen alten und neuen Warnungen, zwar nicht ideell, doch politisch geschlagen. Nun sieht er mit Schrecken, daß er Recht behielt, daß vollends das Conseil, dem er formell noch angehört, mit den Besiegten sich identifiziert, und er schreibt mitten aus dem Wirrwarr seinem Kollegen: „Ich habe mit Betrübnis gesehen, daß das Geheime Conseil unbewunden diesen

Krieg für einen Reichskrieg erklärt hat. Wir werden also auch mit der Herde ins Verderben rennen.“

So unbestechlich klingt seine Rede hier, wo es ums Ganze geht, obwohl ihn als zurückgetretenen Staatsmann jede Vorsicht zwingt, den Kriegeifer des Herzogs zu schonen. Doch liegt in dieser Stellung zum Ereignis des Tages auch schon der tiefere Zwiespalt angedeutet, in dem er die Entwicklung verfolgen wird.

Denn wenn ein Geist in allen Spiegelungen seines Ich sich stets zerteilen muß, um das dialogische Grundwesen seiner Seele auszudrücken: wie sollte er dann Weltumwälzungen parteihaft ergreifen, die ihn auf der Höhe des Lebens treffen, — den Mann von 40 Jahren, den ein geklärtes Weltbild hindert, großen Worten anheimzufallen, den aber Unruhe der Seele vor jedem grundsätzlichen Lobe des Bestehenden warnt! Das Dämonische in Goethe muß sich der Revolution verbinden, sein Genius, auf Ruhe und in dieser Epoche auf strenge Linie gerichtet, muß ihn der Revolution verfeinden; daher denn seine Teilnahme vom positiven Instinkt zum negativen Urteil und schließlich zur parteilosen Betrachtung führt.

In zwei Augenblicken hat vor Goethe die Zukunft in purpurner Vision gestanden. Als vier Jahre vor der Bastille die Halsband-Geschichte bekannt wird, erschreckt sie ihn „wie das Haupt der Gorgone“, die Würde der Majestät sieht er untergraben, im voraus vernichtet, die Folgen gespensterhaft. So momentan ist dieser Eindruck, so stark, daß Freunde ihm später sagen, an diesem Tage sei er ihnen wahnsinnig erschienen. Alles, was er in seinem Minister-Jahrzehnt über Leichtsinns der Fürsten, Hochmut des Adels, Bedrückung der Armen in Werken und Briefen klagte, zeigt die Skepsis des Demokraten an, doch hier wendet sich sein Urteil ins Weltpolitische. Demselben Cagliostro, dessen Verbrechen ihn damals als Symptom erschüttert, hat er schon 3 Jahre zuvor mißtraut, und wie er dies Lavater schreibt, erweitert er seine Zweifel zu dem bedeutungsvollen Geständnis: „Ich habe Spuren, um nicht zu sagen Nachrichten, von einer großen Masse Lügen, die im Finstern schleicht . . . Glaube mir, unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Gängen, Kellern und Kloaken miniert.“

Hört man in diesen Worten, die 8 Jahre vor der Revolution anscheinend nur Furcht vor Erschütterungen enthalten, nicht auch die stumme Anklage gegen diese Gesellschaft, deren sorgloses Leben er an dem kleinen Beispiel seines Staates als Finanzminister oft genug zu hemmen sucht? Nur der Arzt, der den Organismus als brüchig erkannt hat, erkennt das drohende Symptom.

Im vierten Jahre der Revolution ist Goethe Zeuge, wie zum ersten Mal ein Söldnerheer von einem Volksheer geschlagen wird. Entsetzt von dem, was wider jede Berechnung möglich war, sitzen Führer und Offiziere am

Abend des verlorenen Tages von Valmy beim Wachtfeuer, entmutigt fragt einer den andern, was er denke. Schließlich wird auch der Zivilist gefragt — immerhin, er ist ein Dichter, ein Denker, vielleicht weiß er ein Wort, uns aufzurichten. Da erhebt im Kreise der Uniformen Goethe die Stimme, er sagt: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen!“

Goethes Antwort ist eine Tat, und da er in einem langen tätigen Leben nur selten zur genialen Auswirkung des Augenblickes aufgerufen wird, so bleibt dies Wort an dieser Stelle ohne Beispiel in seiner Bahn. Ein Besiegter oder doch Partei der Besiegten, Freund und Minister eines besiegten Führers, an Stellung, Bildung, Vorurteil ein Royalist — und dennoch statt eines Fluches oder leichter Prophetie ein plötzliches Erkennen: hier handelt sich's um keine Kanonade, sondern um das Gleichnis einer unaufhaltsam vordringenden Idee. Und dies Erkennen wird kühn von ihm vor den Geschlagenen aufgerichtet, wie wenn an der Stelle einer zerfetzten Standarte plötzlich in Wolken das Kreuz erglänzte: so, während er ihr Selbstvertrauen nimmt, pflanzt er ihnen zugleich den stärkeren Glauben von Schicksalsträgern ein — alles in Einem Satze, improvisiert, am Abend einer Niederlage!

Dies sind die beiden Visionen des Schauenden.

Auch der Sehende steht ehrfurchtsvoll erschüttert, denn einmal sieht Goethe die Revolution. Ein Jahr nach Valmy ist seine Lage umgedreht: er ist auf der Partei der Sieger, Mainz ist gefallen, in dem sich die Jakobiner einschließen ließen, von einem Fenster der wieder eroberten Stadt sieht Goethe den tragischen Ausmarsch der geschlagenen Franzosen, die freien Abzug haben, unter den Klängen der Marseillaise, und er fühlt wie ein Dichter: „Dieses revolutionäre Tedeum hat ohnehin etwas Trauriges, Ahnungsvolles, wenn es auch noch so mutig vorgetragen wird; diesmal aber nahmen sie das Tempo ganz langsam, dem schleichenden Schritt gemäß, den sie ritten. Es war ergreifend und furchtbar, und ein ernster Anblick, als die Reitenden, lange hagere Männer von gewissen Jahren, die Miene gleichfalls jenen Tönen gemäß, heranrückten. Einzelnen hätte man sie dem Don Quichotte vergleichen können, in Masse erschienen sie höchst ehrwürdig.“

Als dann vor des Herzogs Zelte ein Auflauf von Mainzer Bürgern entsteht, die einen abfahrenden Klubbisten lynchen wollen, tritt Goethe drohend hervor: sie hätten kein Recht, den Einzelnen fühlen zu lassen, was sie gelitten: die Republikaner haben freien Abzug, Gott und die Behörden werden sie richten. Und er sänftigt die Menge.

Tritt er so im Anblick der Besiegten auf ihre Seite, weil er mit reiner Menschlichkeit urteilen darf, so verwickelt sich's, wo Amt und Stellung ihn hemmen. Als in Jena um diese Zeit ein Studentenkrawall entsteht, weil man 50 Mann Ordnungstruppen hingebracht hat, gerät Goethe, als Kulturminister, auf gänzlich ungewohnte Art außer Fassung. Doch obwohl ihn jeder Ungehorsam aufbringt, ist er in solchem Momente der

Gärung für die gelindesten Mittel: als Diplomat vermittelt er zwischen Truppen und Studenten, man nimmt die Truppen zurück. Zugleich findet er eine solche Fülle „interessanter Szenen“, daß es ihm in Augenblicken leid tut, sich auf eine geplante Reise zu entfernen.

So stark ergreift das Grenzen- und Gesetzlose Goethes Dämon, wenn es sein Auge fassen muß. Doch auch in der Vorstellung staunt er die Maße dieser maßlosen Bewegung an. In den „Aufgeregten“ läßt er den Magister eine aus Paris heimkehrende Gräfin um das Glück beneiden, Zuschauer der größten Handlung zu sein, die die Welt gesehen, „Zeuge des seligen Taumels, der eine große Nation in dem Augenblick ergriff, als sie sich zum erstenmal frei und von den Ketten entbunden fühlte“. Auf die skeptische Erwiderung der Gräfin sagt der Magister: „Wer aus großen Absichten fehlgreift, handelt immer lobenswürdiger, als wer dasjenige tut, was nur kleinen Absichten gemäß ist.“ Es ist, als schlugen von ferne die Töne der Straßburger Shakespeare-Rede an, die über 20 Jahre zurückliegt.

Schließlich faßt er das Inkommensurable des Ganzen in dies Epigramm:

„Jene Menschen sind toll, so sagt ihr von heftigen Sprechern,  
die wir in Frankreich laut hören auf Straßen und Markt.  
Mir auch scheinen sie toll; doch redet ein Toller in Freiheit  
weise Sprüche, wenn ach, Weisheit im Sklaven verstummt.“

Mit diesen Versen, in denen der Dichter den Politiker warnt, Weltkrisen allein mit den Mitteln politischen Verstandes zu bekämpfen, erreicht Goethes Anteil an der Revolution den Höhepunkt. Was folgt, ist gegnerisch.

Zunächst warnt ihn politisches Gefühl, was drüben wachsen kann, nach Deutschland zu verpflanzen. Befremdet sieht er bei Freunden am Rhein Mirabeaus und Lafayettes Büsten als Hausgötter verehrt: man ist in Paris gewesen, hat diese großen Männer handeln gesehn, reden gehört und ist „leider nach deutscher Art zur Nachahmung aufgeregt worden, und das grade zu einer Zeit, wo die Sorge für das linke Rheinufer sich in Furcht verwandelte“. Er zürnt, daß man im Vaterlande sich spielend mit Gesinnungen unterhalte, die ähnliche Schicksale uns vorbereiten, daß edle Gemüter sich Hoffnungen phantastisch hingeben, ohne sich und die Sache zu kennen. Viele Freunde sind für die Revolution, Herder, Knebel, Wieland, auch andre: Kant und Fichte, Klopstock, Bürger, Stolberg, „alles läuft mit Blasebälgen herum; es wäre mehr, dünkt mich, an der Zeit, nach den Wassereimern zu greifen“. Als Fritz von Stein einen Hamburger Kaufherrn lobt, der sich den Roten anschließt, zürnt Goethe, die Marseillaise gehöre nicht an die wohlbesetzte Tafel eines reichen Mannes!

Sobald er kühl, als ein besonnener Mann zu urteilen beginnt, leitet ihn alles zur Ordnung, gegen den Umsturz. Wie er von je an das Genie geglaubt hat, nicht an die Massen, an Helden, nicht an Programme, doch

wie er zugleich sich selber einzuordnen strebte, solange er mitregierte, so fordert er's heute mit bitter lächelnden Erinnerungen:

„Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider:  
Willkür suchte doch nur jeder am Ende für sich.  
Willst du viele befreien, so wag es, vielen zu dienen.  
Wie gefährlich das sei, willst du es wissen? Versuch's!“

Und noch einmal variiert er diese Aufforderung an den Tüchtigsten, sich ohne Präntentionen zu bewähren:

„Könige wollen das Gute, die Demagogen desgleichen,  
sagt man, doch irren sie sich: Menschen, ach, sind sie wie wir.  
Nie gelingt es der Menge, für sich zu wollen, wir wissen's.  
Doch wer verstehet, für uns alle zu wollen, er zeig's!“

Wie diese Sprüche, die als Spottverse beginnen, unversehens in eine Mahnung nicht gegen, sondern an die Volksführer abbiegen, so erweisen sie zugleich die ganze ungewöhnliche Toleranz dieses Hofes und Kreises, in dem ein sonderbarer Fürst, Abenteurer der Seele, bei seinen Hofdichtern und Geistlichen revolutionäre Gesinnungen duldet und französische Lieder von Personen erfährt, „denen man es nicht zugetraut hätte“.

Nur Goethe fühlt im Sinne seines Monarchen monarchisch. Dies zweite Motiv, das ihn von der Revolution abtrennt, geht auf einen Grundzug seines Wesens, auf jene Dankbarkeit zurück, die die reinste Form seiner Hingabe darstellt. Weil der Mann, den er bei allem kritischen Selbstgefühle doch immer als Wohltäter empfindet, ein Fürst ist, kann Goethe keine fürstenfeindliche Bewegung stützen und wünscht auch deshalb die Entwicklung auf Frankreich beschränkt, wohin er mit kaltem Blicke sehen kann. Weil er diesen Fürsten persönlich liebt, hat er von ihm stets Gewissen gefordert, jahrelang kämpfend.

Immer war sein Herz und anfangs waren seine Pläne auf die unteren Stände gerichtet, niemals hat er's im Augenblicke der Alternative mit den Herrschenden gehalten, die ihn mehr suchten als er sie. Doch Goethe wollte immer Evolution und muß jetzt den Rückschlag gegen sein demokratisches Wirken erleben, Preß- und Denkfreiheit gefährdet, Fichtes und Hufelands Vorlesungen in Jena von den Nachbarstaaten mißbilligt, die Jenaische Literaturzeitung in Preußen verboten sehen. Was er ordnend versuchte, scheint ihm gewaltsam nicht durchführbar.

Denn Ordnungsliebe — ein dritter Grundzug seiner Seele — läßt ihn zurückscheuen vor Chaos und Anarchie. „Es liegt nun einmal in meiner Natur: ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen als Unordnung ertragen.“ Daß dies keine bloße Pedanterie ist, etwa im Sinne seines Vaters, folgt aus der gesamten Struktur seines Wesens, ja, diese 25 Jahre, seit er in Leipzig fessellos sich und den Genius zu zerstören schien, sind von nichts heftiger erfüllt gewesen als von diesem Kampf gegen den Dämon, der ihn ins Maßlose zu reißen, ihn um das Gleichgewicht zu betrügen sucht

und so um sein höchstes Ziel. Nur wer sich selbst und sein Werk von den Gefahren innerer Anarchie so schwer bedroht sah, konnte zeitweise solche Leidenschaft gegen eine Weltbewegung wenden, deren Größe ihn in andern Augenblicken erschütterte.

Als Autor wendet er zunächst nur Ironie gegen die Schwärmer, es ist Mephisto in ihm, und er läßt ihm das Wort gegen Leute, die Freiheit und Gleichheit verherrlichen, „nur um sich einen Namen zu machen, nur um zu wirken, es sei auf welche Art es wolle“. Im „Bürgergeneral“ verspottet er den kleinen Mann, den große Worte eines Aufschneiders betören, dann aber auch den Richter, der Ordnung retten und mit dummem Eifer bei einem Toren den Sitz einer Verschwörung entdecken will, und es ist Goethes idealer Edelmann, der am Ende demokratisch vermittelt, indem er gegen den Richter doziert: „Unzeitige Gebote, unzeitige Strafen bringen erst das Übel hervor. In einem Lande, wo der Fürst sich vor niemand verschließt, wo alle Stände billig gegeneinander denken . . da werden keine Parteien entstehen.“ Vollends in der „Reise der Söhne Megaprazons“ verspottet er das Zeitfieber als ein Zeitungsfieber, vergleicht es — in vorahnender Naturerkenntnis — einer Krankheit, deren ansteckende Keime durch die Luft übertragen werden, und warnt vor der Leidenschaft, alles einer Meinung zu opfern, um die sich der blinde Wahn dreht.

Doch ebenso ironisiert er hier die Insel der Monarchomanen, an deren steiler Felsenküste der Bauer sein Korn baut: „Es war ein altes Reichsgesetz, daß der Landmann für seine Mühe einen Teil der erzeugten Früchte . . genießen sollte. Es war ihm aber bei schwerer Strafe untersagt, sich satt zu essen, und so war diese Insel die glücklichste von der Welt. Der Landmann hatte immer Appetit und Lust zur Arbeit, die Vornehmen, deren Magen sich meist in schlechten Umständen befanden, hatten Mittel genug, ihren Gaumen zu reizen, und der König tat oder glaubte wenigstens immer zu tun, was er wollte.“

Schon in diesen Ironien nähert er sich dem archimedischen Punkte der Parteilosigkeit. Als in diesen ersten Jahren der Bewegung ein Freiherr von Gagern die besten Geister der Nation auffordert, gegen die Revolution in Deutschland eine Art geistigen Fürstenbundes zu schließen, der Deutschland vor Anarchie retten soll, lehnt Goethe den Beitritt mit der Begründung ab, Fürsten und Schriftsteller könnten nicht zusammenwirken. Hatte er diese Wahrheit sehr tief erlebt und schon zehn Jahre vorher vertraulich gegen Knebel geäußert, so hatte er sie doch öffentlich stets verschwiegen, um sein geistiges Verhältnis zu Carl August nicht zu verraten. Was er hier sagt, ist also nach außen nichts als ein Vorwand und mußte den Adressaten und Alle befremden, die auf Goethes konservativen Geist gerechnet hatten. Was kann es der Reaktion bedeuten, wenn sie daneben von Goethes Hand lesen, er habe „als Schriftsteller wenig, als Privatmann das Mögliche“ gegen die Bewegung getan? Sie denken, wofern sie

Iphigenie schon kennen sollten, nur an jenes Nein, das Thoas' Bote aus allen Gründen der weigernden Griechin heraushört; sie merken, Goethe will nicht Partei sein, und nach Jahrzehnten lesen Jüngere bei Eckermann die Erklärung: „Der Dichter, der seiner Natur nach unparteiisch sein und bleiben muß, sucht sich von dem Zustande beider kämpfenden Teile zu durchdringen, wo er denn, wenn Vermittlung unmöglich wird, sich entschließen muß, tragisch zu endigen.“

Vorläufig treibt es Goethe, der Ereignisse dramatisch Herr zu werden. In den beiden kleinen Stücken, auch in den „Erzählungen deutscher Ausgewanderten“ hat er's satirisch, in seinem „Märchen“ symbolisch versucht und wird es später im Relief von „Hermann und Dorothea“ und in der Stilisierung der „Natürlichen Tochter“ idyllisch und tragisch versuchen. Jetzt schreibt er „Die Aufgeregten“ und gibt darin nach eigenem Geständnis sein politisches Glaubensbekenntnis jener Epoche wieder.

In dieser Komödie, die auch stilistisch zu den reichsten Dingen unter Goethes Fragmenten gehört, wollen Arzt, Magister und Amtmann die Bauern zur gewaltsamen Lösung eines Prozesses verleiten, den die Gutsherrschaft durch das Reichskammergericht jahrelang verschleppen läßt, und unter dem Eindruck der Pariser Aufstände im kleinen ihr Recht mit Kugeln errotzen. Mit höchster Parteilosigkeit sind hier Vertreter des Adels, der Bürger und der Bauern typisiert und auf eine verführerische Weise so angenähert, daß sie einander begreifen und eben darum die Komödiengrenze nicht überschreiten müssen. Zwischen der Gutsherrin und ihrem Hofrat kommt es im Schlosse zu grundsätzlicher Aussprache. Im Anblick der Pariser Ereignisse, aus denen sie eben heimkommt, hat die Gräfin Toleranz gelernt:

„Seitdem ich bemerkt habe, wie sich Unbilligkeit von Geschlecht zu Geschlecht so leicht aufhäuft, wie großmütige Handlungen meistens nur persönlich sind und der Eigennutz allein gleichsam erblich wird; seitdem ich mit Augen gesehen habe, daß die menschliche Natur auf einen unglaublichen Grad gedrückt und erniedrigt, aber nicht unterdrückt und vernichtet werden kann: so habe ich mir fest vorgenommen, jede einzelne Handlung, die mir unbillig scheint, selbst streng zu vermeiden und unter den Meinigen, in Gesellschaft, bei Hof, in der Stadt über solche Handlungen meine Meinung laut zu sagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen, keine Kleinheit unter einem großen Scheine ertragen, und wenn ich auch unter dem verhaßten Namen einer Demokratin verschrien werden sollte.“

„. . . Es ziemt Ihnen — erwidert nach einem Komplimente der Hofrat — Ihrem eignen Stande Widerpart zu halten. Ein jeder kann nur seinen Stand beurteilen und tadeln. . . Aber eben deswegen, weil ich ein Bürger bin, der es zu bleiben denkt, der das große Gewicht des höheren Standes im Staate anerkennt und zu schätzen Ursache hat, bin ich auch unversöhnlich gegen die kleinlichen neidischen Neckereien, gegen den blinden Haß, der nur aus eigener Selbstigkeit erzeugt wird,



prätentios Prätentionen bekämpft, sich über Formalitäten formalisiert und, ohne selbst Realität zu haben, da nur Schein sieht, wo er Glück und Folge sehen könnte. Wahrlich! Wenn alle Vorzüge gelten sollen, Gesundheit, Schönheit, Jugend, Reichtum, Verstand, Talente, Klima, warum soll der Vorzug nicht auch irgend eine Art von Gültigkeit haben, daß ich von einer Reihe tapferer, bekannter, ehrenvoller Väter entsprungen bin! Das will ich sagen, da wo ich eine Stimme habe, und wenn man mir auch den verhaßten Namen eines Aristokraten zu-eignete.“

Der Entwurf der Fortsetzung sieht hier eine großzügig burleske Parodie vor, wo alle Stände an der Tafel der Gräfin eine Nationalversammlung abhalten.

Den Gesinnungen der Gräfin — sagt Goethe im höchsten Alter — schließe er sich auch heute noch an, sie waren damals die seinigen: „Zum Lohn dafür aber belegte man mich mit allerlei Titeln, die ich nicht wiederholen mag. . Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird.“

In so realistischer Betrachtung faßt Goethe seine politische Stellung zu dieser Epoche zusammen.

Denn Realistik ist jetzt sein leitendes Motiv und tritt in diesen Jahren stärker aus ihm hervor als in allen andern Epochen. „Überhaupt scheint mir, — sagte Karl (einer von den deutschen Ausgewanderten) — daß jedes Phänomen sowie jedes Faktum an sich eigentlich das Interessante sei. Wer es erklärt oder mit andern Begebenheiten zusammenhängt, macht sich gewöhnlich eigentlich nur einen Spaß und hat uns zum besten, wie zum Beispiel der Naturforscher und Historien-schreiber. Aber eine einzelne Handlung oder Begebenheit ist interessant, nicht weil sie erklärbar oder wahrscheinlich, sondern weil sie wahr ist“. Grade in diesem paradoxen Spotte, den der Redende kaum verbirgt, ist etwas von Goethes Grundstimmung eingefangen. Dem Jugendfreunde Stolberg erklärt er, in entschiedenem Gegensatz zu dessen schwärmerischem Bestreben, er hänge an der Lehre des Lucrez und schließe alle Prätentionen in den Kreis des Lebens ein. Das Sehnsüchtige, das er in früheren Jahren vielleicht zu sehr gehegt, trachtete er nun kräftig zu bekämpfen, es „wollte dem Manne nicht mehr ziemen, nicht mehr genügen, und er suchte deshalb die volle, endliche Befriedigung“.

Doch eben weil er jetzt nur selten faustisch aufwallt, weil er einen resignierten Frieden sucht, scheint er Mephistos Partei zu nehmen,

wenn er ihn jetzt in einem der beiden neuen Dialoge cynisch gegen Faust polemisieren läßt:

„Ein überirdisches Vergnügen!  
In Nacht und Tau auf den Gebirgen liegen  
und Erd und Himmel wonniglich umfassen,  
zu einer Gottheit sich aufschwellen lassen . .  
in stolzer Kraft ich weiß nicht was genießen,  
bald liebewonniglich in alles überfließen,  
verschwunden ganz der Erdensohn,  
und dann die hohe Intuition —  
ich darf nicht sagen wie — zu schließen.

F a u s t :

Pfui über dich!

M e p h i s t o :

Das will Euch nicht behagen,  
Ihr habt das Recht, gesittet Pfui zu sagen.  
Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,  
was keusche Herzen nicht entbehren können.“

Klingt's nicht, als flüchte sich Goethe zu eigner Rechtfertigung hinter Mephisto? Als ihm Herders Frau im Gespräch moralisierend Fleiß, Not und Mühe anpreist, verzeiht er ihr das nur als Hausfrauenlaune und ruft: „Warum soll man nicht alles verehren, was das Gemüt erhebt und uns durchs mühselige Leben hindurchhilft! Wenn ihr das Salz wegwerft, womit soll man salzen!“

In solchen Augenblicken hat sein Wunsch nach antiker Klarheit etwas Krampfhaftes, als wollte er mit Gewalt das nordische Gewölk von seiner Stirne scheuchen. Es ist Goethes antimystische Periode. Jetzt eifert er auch gegen Träume; Herders Frau möchte er ihren verwünschten Glauben daran wegnehmen, immer sei es ein falscher Lostopf mit zahllosen Nieten und kleinen Gewinnen. Wenn im Groß-Cophta der Ritter dem Grafen Wahrheiten sagt, so ist das Goethes eigene Anklage: „Diese geheimen Wissenschaften, in deren Vorhof mir dunkler ward als vorher in der freien Welt, diese wunderbaren Kräfte, die uns auf guten Glauben versichert wurden . . alles weissagte mir nichts Gutes.“

Auch in der täglichen Welt fängt Goethe in der Mitte seines Lebens an, den Mystizismus zu bekämpfen, zu dem er in Jugend und Alter neigt, verhindert Begründung einer Loge in Jena, läßt vielmehr dort ein Kolleg über das Unwesen der Geheimwissenschaften lesen, zugleich einen literarischen Vorstoß machen, um öffentlich Feindschaft zu setzen „zwischen sich und den Narren und Schelmen“.

Und wie sich Goethes Entwicklung in Kurven aufwärts schraubt, so erneut sich jetzt nach 25 Jahren, nur mit größeren Motiven und so

auf höherer Ebene, der Skeptizismus des Leipziger Studenten. „Das Übrige geht und mag gehen, — schreibt er aus dem Felde — wie es in den Sternen geschrieben oder nicht geschrieben ist.“ Zugleich bekennt er sich zum Fatalismus in der Gefahr, und so resümiert er sein Schicksal:

„Götter, wie soll ich euch danken! Ihr habt mir alles gegeben,  
was der Mensch sich erfleht; nur in der Regel fast nichts.“

Mit diesem seltsam zweischneidigen Dankgebete wendet er sich in den sauersüßen Wochen von Venedig an seine Götter, und wie unmystisch er sie jetzt fühlt, deutet er einmal an, (bei gelegentlicher Ableitung des Baumaterials aus den Gesteinsarten): es scheine, er nähme die geistigsten Dinge zu irdisch, aber die Götter der Griechen thronten auch nicht im siebenten oder zehnten Himmel, sondern auf dem Olymp, und nicht von Sonne zu Sonne, sondern allenfalls von Berg zu Berge täten sie einen riesenmäßigen Schritt!

Dieser sehr irdisch gebannte Glaube, halb Unglaube tritt nirgend cynischer hervor als in Mephistos Worten, in denen Goethe nun, die andere der beiden neuen Szenen schließend, sich selbst die Bahn mit den Worten zu sperren scheint:

„Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,  
er müßte doch zu Grunde gehn!“

Eine so sezierend kalte Grundstimmung reizt zu Beobachtung, Vergleich, Verkehr und wird doch, da sie keine Hingabe trägt, den in die Welt Gestellten nur noch einsamer machen. So tritt eine neue Verschiebung ein in Goethes Stellung zwischen Welt und Einsamkeit. Hatte er im letzten Jahrzehnt immer entschiedener die Welt geflohen, um sich zu finden, nun sucht er sie wieder, um sich zu verlieren. Das Gefühl, von zu Vielen bedrängt zu sein, die seine produktiven Kräfte oder Augenblicke ihm verminderten, hatte ihn zur Isolation gedrängt; jetzt treibt ihn ein Gefühl von wüstenhafter Einsamkeit in die Welt.

Enttäuscht von der strengen Schule, die ihn mit 30 unter Charlottens Auspizien zu einer harmonischen Stilisierung führen und so auch von der Welt abtrennen wollte, versucht er's mit 40 auf einem breiteren Wege, und während damals sein schmales Antlitz, sein schwerflüssiger Blick wie auch die Spiegelbilder seiner Muse der Welt so viel verrieten, daß er sie fliehen mußte, hat er jetzt in Maske, Haltung und Auftreten die Mittel gefunden, um sich ungekannt in der Welt zu bewegen. Er, der so lange die Menschen mit Dem belebte, was in ihm glühte, zwingt sich nun ins Eis der Betrachtung, deren Klarheit zuweilen nicht einmal Kritik erlaubt. Gegenwart, die antike Form des Lebens, wird ihm Ideal: „Wie ich überhaupt ziemlich unbewußt lebte und mich vom Tag zum Tage führen ließ, . . so hatte ich die Eigenheit, niemals weder eine

nächst zu erwartende Person noch eine irgend zu betretende Stelle vorauszudenken, sondern diesen Zustand unvorbereitet auf mich einwirken zu lassen . . In eben dem Sinne war ich auch niemals aufmerksam, was meine persönliche Gegenwart und Geistesstimmung auf die Menschen wirke, da ich denn oft ganz unerwartet fand, daß ich Neigung oder Abneigung und sogar oft beides zugleich erregte.“

So muß es geschehn, daß Goethe anfängt, den Menschen wie ein Gelehrter, wie ein Sonderling zu erscheinen. Im Felde wirkt er mit steifer Haltung, ernstem Blicke, langen Haaren, die „wie ein verworrener Hanfrocken umherquellen“, bürgerlich, dunkel, abweisend. Fremde, die ihm in Weimar empfohlen sind, stutzen vor dem plötzlichen Versonnensein, das ihn in seinem Zimmer überfällt, erstaunen vor seiner Art, am dritten Ort unerwartet wegzugehen. Gute Beobachter bezeugen, daß er oft Gesichter mache, niemand begreift, wie diesem Meister der Sprache und des Umganges häufig Worte fehlen, so daß man ihm einhelfen muß.

Aber ein kluger Beamter, der ihm auf Reisen rasch nahetritt, faßt, warum Goethe erst lebhaft wird, wenn er sich zur Herzlichkeit durchringt: kalt könne Goethe eigentlich nicht reden, und doch müsse er sich mit Fremden aus guten Gründen dazu zwingen; vertraut dagegen werfe er Ideen in Massen hervor, indem er wie der Algebräist nicht mit Zahlen rechne, sondern mit Größen. In Münster, wo er unter frommen Menschen bei persönlicher Neigung die schicklichste Toleranz gewährt und genießt, erscheint er einem weltklugen Bischofe zugleich freundlich und kalt, „er ist ein sehr unglücklicher Mensch, muß beständig mit sich selbst in Unfrieden leben“.

Grade von diesen Jahren der Reisen und des mannigfachen Umganges sagt Goethe selbst später: sein Bedürfnis nach Mitteilung war geringer geworden, die entschiedenste Wendung gegen die Natur schloß ihn noch tiefer in sich selbst, „hier fand ich weder Meister noch Gesellen und mußte selbst für alles stehen. In der Einsamkeit der Wälder und Gärten, in den Finsternissen der dunklen Kammer wär' ich ganz einzeln geblieben, hätte mich nicht ein glückliches häusliches Verhältnis in dieser wunderlichen Epoche lieblich zu erquicken gewußt.“ Sein Lebensgang sei selbst den nächsten Freunden meist ein Geheimnis geblieben, man könne sich keinen isolierteren Menschen denken, als er damals und auf lange Zeit gewesen.

Doch zugleich treibt ihn ein stetes Streben, nicht eigentlich nach Anregung, noch weniger nach Zerstreung, in immer neue Beziehungen, Verhältnisse, Länder.

„Mein Entzücken dem Hain, dem schallenden Felsen zu sagen,  
bin ich endlich nicht jung, bin ich nicht einsam genug.“

Begegnungen, deren er noch nach Jahrzehnten dankbar gedenkt, führen ihn grade jetzt seinen Gegenspielern, dem gläubig-romantischen

Jacobi und einer katholisch-mystischen Fürstin zu. Ja, das Unglaubliche lesen wir aus Venedig, von wo der 40jährige versichert, „daß ich auf keine Weise mehr allein sein und nicht außerhalb des Vaterlandes leben kann“. Stärkstes Zeichen innerer Einsamkeit: Flucht vor dem Alleinsein.

Aber mit noch so behutsamer Technik vermag er den stolzen Schein des Gleichmaßes sich auch nach außen doch nicht zu verleihen. Er weiß das genau. Als die Fürstin Gallitzin in jenen vermittelnden, zart retiierten Tagen von Münster ihn voll Begeisterung den Freunden schildert, schreibt Goethe an Jacobi, der ihm diesen Eindruck wieder zuge- tragen: „Ich wünschte, ich käme mir selbst so harmonisch vor wie dieser schönen Seele und wäre neugierig zu wissen, wie sie von mir dächte, wenn wir ein Jahr zusammen gelebt hätten; in den ersten Ta- gen ist und bleibt immer viel Schein.“

Mit Schlosser, den er nach vielen Jahren wieder trifft, geht er so ge- reizt um, lockt ihn mit so viel Spott und Paradoxen heraus, daß dieser sich's heftig verbittet, und nur die Geschicklichkeit einer Freundin ver- hütet vollen Bruch. Im Vaterhause zu Frankfurt zerschlägt er Spiegel und Scheiben, in die Lavater sich einst eingeritzt hatte: es sind fast 20 Jahre her, denn dieser bilderstürmende Goethe ist 43! Steinwürfe sind die ungebärdigen Sätze gegen Newton, der hundert Jahre tot ist. Auch sonst klagt er in dieser Zeit sich selbst gehässiger Leidenschaft gegen alles an, was ihm als falsches Streben, als wider die Natur auch nur erschien, und vergleicht sich, zugleich unerträglich und liebens- würdig, mit Voltaires Huronen.

Denn schärfer als seit langen Jahren tritt seine Doppelnatur in dieser Epoche vor. Jetzt braucht er — in den „Ausgewanderten“ — zum erstenmal das Wort von den zwei Seelen, das erst später, in Faustens Formung, das populäre Stichwort polarer Naturen werden soll. Zum ersten Male fühlt er nun auch philosophisch sein Urwesen legitimiert, aus Kants Naturlehre greift er auf: Anziehung und Zurückstoßung ge- hörten dem Wesen der Materie untrennbar an, woraus ihm „die Ur- polarität aller Wesen“ hervorgeht.

Dies Grundgesetz seines eigenen Wesens wird nun von ihm aufs neue gestaltet. Seit er vor 10 Jahren Tasso und Antonio entworfen, um sich mit sich selber zu messen und auszusprechen, hatte er keinen neuen Dialog seines Wesens gebildet. Nun läßt er die alten Stimmen, die ihm vor 15 Jahren zuletzt verhallten: Faust und Mephisto läßt er wieder gegen einander tönen, ja, ihre beiden neuen Dialoge bringen erst jetzt die erste grundsätzliche Aussprache dieser beiden polaren Mächte, denn im Urfaust sprachen sie — bis auf zwei kurze Stellen — nur über die Forderung des Tages, über Gretchen.

Nun geben die neuen Szenen des 40jährigen, dramatisch zwecklos,

die stärkste Darstellung des großen Pendelspieles, dessen Achse die Seele ihres Dichters ist. So persönlich gefühlt sind diese Szenen, so ganz ist auf dramatische Einkleidung verzichtet, daß Faust — im Fragment — mitten im Satze beginnt und daß Mephisto ohne Begründung plötzlich dasteht! Zur Monographie seiner Seele müßten hier beide Szenen ganz gelesen werden; wir erinnern nur an dies:

F a u s t :

Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze  
des Menschengenüts auf mich herbeigerafft,  
und wenn ich mich am Ende niedersetze,  
quillt innerlich doch keine neue Kraft.  
Ich bin nicht um ein Haar breit höher,  
bin dem Unendlichen nicht näher.

M e p h i s t o :

Mein guter Herr, Ihr seht die Sachen,  
wie man die Sachen eben sieht;  
wir müssen das gescheiter machen,  
eh' uns des Lebens Freude flieht.  
Was Henker! Freilich Händ' und Füße  
und Kopf und Hinterr, die sind dein —  
doch alles, was ich frisch genieße,  
ist das drum weniger mein?“

Hier ist das grundsätzliche Zwiegespräch im Busen Goethes laut geworden, so klingt es wider in ihm zwischen 40 und 45, das ist der Text zu allen sonderbaren Bildern, die in dieser Zeit den Mitlebenden wie den Nachgeborenen befremden.

Es ist der Tiefpunkt seines Strebens nach Harmonie. Es ist ein Höhepunkt seiner Selbst-Analytik. Gewiß, es ist ein toter Punkt.

Es ist, als suchte der Einsame nach einer Menschenstimme.

## NEUNTES KAPITEL / PROTEUS

„... weil meine Existenz gleichsam  
ins Unendliche geteilt ist.“

In einem Saal voll kalten Glanzes stehn ein paar Hundert junger Leute aufgereiht, mit geschlossenen Hacken, Köpfe, Figuren ausgerichtet, denn vor ihnen droht, streng und dunkel, ihr alter Herzog von Württemberg, Kritik an seiner Militärschule zu üben. Hinter und neben ihm stehn im leise sprechenden Halbkreise einige Hofleute, doch auch Gäste sind da, aus Weimar, des Herzogs junger Vetter, und neben ihm sein Freund, der Dichter und Minister. Nun lobt der Herzog den Fleiß der Tüchtigen, und wie er vom Instruktor eine Liste entgegengenommen hat, ruft er die besten Schüler vor und drückt ihnen, mit einem Blicke, mehr mahnend als rühmend, Prämien in die Rechte. Mit abgemessenem Gruße danken stumm die Preisträger, an ihres Herrn Miene hängend, denn sie fürchten ihn.

Nur Einer blickt nicht auf den Herrn, er hört nichts, sieht nicht, wer die Preise gewinnt, die er gern auch gewänne, sein Blick ist nur in die Gestalt jenes Fremden verklammert, der dort in dunklem Anzug etwas zurücksteht. Wie er den Schweigenden schweigend zu ergründen trachtet! So also sieht ein Dichter aus, den Ruhm und Ehren schmücken? Nicht strahlender, nicht schöner? Bleich und schmal blickt er, fast wie sein Werther, bald schaut er aus großen Forscheraugen auch zu mir herüber, jetzt — daß ich ihn mit den Blicken festklammern, daß ich ihm an die Brust springen und rufen könnte: Et in Arcadia ego! Doch du bist stolz, siehst nicht wie ein Dichter in meine Seele, ahnst nicht, was mich durchzuckt. . . Wie du dich verneigst, weil dein Fürst mit dir reden will, wie du lächelst und nickst: Fürstendiener bist du geworden, nur ein Hofmann. Wie ich sie hasse! Alle! Und auch dich, der du den Genius betrogen hast! Deine Blässe ist Blasiertheit, deine Schmalheit Folge zu großer Genüsse. Nein, du bist kein Dichter mehr. .

— Friedrich Schiller! ruft der Herzog laut nach der Liste. Der Jüngling erwacht, verworren tritt er vor, küßt nach der Vorschrift des Herrn Rocksaum, kaum spürt er den Preis in seiner Hand, schlafwandelnd tritt er in die Reihe zurück.

— Ein Buch, denkt er nun; drückst du mir ein Buch in die Rechte? Herzog! Bald will ich dir ein Buch vor dein Herz drücken, daß es versteint! Ist dies euer Preis? Schon bin ich Zwanzig. Wenn ich erst Drei-

ßig bin wie dieser dort, so will ich einen ewig grünen Preis auf meiner Stirne fühlen, und jener soll zusehn, wie die Nation ihn mir darreicht!

Acht Jahre später, an einem stillen Augustabend, sitzt Schiller beim Rheinwein in Goethes Gartenhause. Der Militärschule entsprungen, dann auf Fahrten und Irrfahrten, zwischen Not und Gloria ist ihm das Bildnis Goethes nicht aus dem Sinn gekommen, wie er da stand und schwieg und gar nicht sah, daß hier vor seinen Augen der Genius den Preis erhielt. Als er nach Weimar kommt und die Geister ihn wohl empfangen, fehlt dem Fremdling doch der Mann, an dem er Bewunderung und Neid, Mißgunst und Ehrfurcht, Neugier und Skepsis nun endlich prüfen könnte. Denn Goethe sitzt in Rom, nur sein Haus kann man sehen, und auch nur sein Gartenhäuschen, denn da haben sich Goethes Freunde an seinem Geburtstage getroffen, haben den neuen Dichter eingeladen, und Schiller stößt mit Knebel auf das Wohl des Wirtes an, in diesem kleinen Haus, in dem Goethe sechs Jahre gelebt hat, — Schiller auf Goethes Wohl, des Abwesenden, im Scheitelpunkte des Sommers.

Was er in Weimar über den Seltsamen hört, klingt wunderbar gemischt, von Vielen mißgünstig Übles, von Wenigen leidenschaftlich Gutes, doch eben diese Wenigen scheinen die Besten. Spricht nicht die Oberjägermeisterin vom Rudolstädter Hof, sprechen nicht ihre Töchter, die Lengfelds, Schillers vornehmster Verkehr, bewundernd von Goethes Genius? Doch schon hat der Mißmut ihrer Freundin, der Frau von Stein, an seinem Ruf gerüttelt. Mancher Beamte in Weimar zuckt mit den Mundwinkeln, wenn der Fremde nach Goethe fragt. Wie lange er bleiben, was er treiben wird? Jedenfalls gehen ihm von der Kammer alle Quartale seine Gelder zu. Wieder steigt in Schiller der Unmut auf: — Wie diesem Menschen alles glückt, wie leicht sich sein Schicksal webt, während wir Andern kämpfen! Ist er denn mehr? Nur zarter gebettet und darum reicher gebildet, nur glücklicher, nur um ein Jahrzehnt weiter! Und er spricht und schreibt die bösen Worte gegen Goethe nach, die man rings um ihn schwatzt. —

Als dieser im nächsten Juni wiederkommt, steigt Schillers Neugier auf den Gipfel: „Ich bin ungeduldig ihn zu sehen, wenige Sterbliche haben mich so interessiert“, und er läßt ihm durch die Freunde „alles Schöne sagen, was sich sagen läßt“. Bald kommt Frau von Stein aufs Land zu den Lengfelds, und von den Lippen dieser Frau, die es doch wissen muß, hört nun Schiller nichts als Enttäuschung, kalte Worte über den Zurückgekehrten. O mein prophetisches Gemüt! denkt er — doch da fällt ihm Iphigenie in die Hand, er liest sie wieder, sie macht ihm „einen recht schönen Tag, obschon ich das Vergnügen, das sie mir gibt, mit der niederschlagenden Empfindung büßen muß, nie etwas Ähnliches hervorbringen zu können“.

Dennoch — wird er nicht kommen, mich zu sehn? Und in voller Verkennung schreibt er seinem Freunde: „Goethe hätte mich besucht,



wenn er gewußt hätte, daß ich ihm so nahe am Wege wohnte, wie er nach Weimar reiste. Wir waren einander auf eine Stunde nahe.“ Er wird dir auf Minuten nahe sein, Friedrich Schiller, und doch nicht nach dir blicken!

Denn schon ein paar Wochen später, an einem hellen Sonntag im September, den man im Freien noch zubringen kann, begegnen sie sich endlich in einer ländlich-adeligen Gesellschaft; Herders sind dabei, auch Frau von Stein.

„Endlich kann ich dir von Goethe erzählen — schreibt Schiller seinem Freunde Körner. — Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so. Sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. . . Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang. Freilich war die Gesellschaft zu groß und Alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anders als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. . . Ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir . . . so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden. . . Seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. . . Die Zeit wird das Weitere lehren.“

Ist das alles? Aufzählung dessen, was Goethe vom Neapler Volk gesagt hat, und andere Italiana? Ein gesellschaftlich hinspielender Sonntag zwischen freundlichen und feindlichen Damen — und doch, dies hätte nach Schillers stolzer Erwartung der historische Tag sein sollen, an dem sich Schiller und Goethe zum erstenmal in die Augen sahen! Wie wenig hat er durch Goethes Maske erraten; fast nur, daß er eine trägt. Daß Goethe nicht mit ihm allein gesprochen hat, und nie über das, was sie verbindet, macht ihn verdrießlich. Doch rasch erhebt er sich aus dieser Kränkung zum eingeborenen Selbstgeföhle, stellt sich dem Andern gleich, erklärt dem Freunde: wir sind zu verschieden, um zusammenzukommen — doch wieder rasch fügt er hinzu: die Zeit wird's lehren.

Die Zeit verstreicht, Schiller wartet. Als er an jenem Sonntag ein persönliches Wort von Goethe vergebens erhoffte, war seine Kritik über Egmont schon in Druck gegangen, man kann sagen: seine Kritik gegen Egmont. Gut, daß sie schon geschrieben, doch noch nicht erschienen ist: so sieht man, wie beide Männer frei von Unruh und Eitelkeit einander die erste Hand reichen. Bald liest Goethe in dieser Kritik

ein Signum jener allgemeinen Stimmung, die ihm bei der Rückkehr entgegenwehte. Grollend sah Schiller in Goethe den Günstling des Glückes, der ohne Kampf mit der Welt die Welt besiegt; grollend sah Goethe in Schiller den Usurpator der Musen, der ohne Kampf mit sich sie zu besiegen glaubte. Sein zwanzigjähriges Ringen aus dem Chaos zur Form, diesen genialischen Prozeß der Goldgewinnung im Bergwerke des Dämons sieht Goethe von außen her und nach außen hin plötzlich in Frage gestellt, denn wieder hat dieser junge Mann begonnen, die Deutschen mit Chaos zu begeistern. Und Diesem soll er freundlich begegnen? Muß er ihn nicht hassen, so ist ihm doch seine Idee zuwider.

Schiller aber fängt an, Goethe, dessen Idee ihm immer vorbildlich, doch zugleich unbehaglich war, persönlich zu hassen. Vom Oktober ab verbringt er den ganzen Winter mit ihm in derselben Kleinstadt, um die Ecke sozusagen, verkehrt mit seinen Freunden, sieht Knebel oft und Moritz — doch Goethe rührt sich nicht, läßt ihn, da er ihm ein oder zwei Male begegnet, mit Höflichkeit stehen: jetzt bringt er ihn zur Verzweiflung. Von Moritz muß Schiller stundenlange Oden auf Goethe anhören, und je mehr er diesen Mitarbeiter seines Gegners ausholt, umso heftiger muß sich Schiller im Anhören selbst peinigen. Ist dann jener in Goethes vornehmes Haus zurückgekehrt, in dem er wohnt und das nur Schiller nicht betreten darf, und kommt nach ein paar Tagen wieder: immer wartet Schiller auf einen Bericht, gestern habe Goethe vom Don Carlos gesprochen. Denn alle Antipathie durchbricht doch immer der Wunsch, von jenem Dichter als Dichter beurteilt — und sei es selbst gerichtet zu werden.

Goethe will weder richten noch reden. Er will nur Schiller aus diesem Nest entfernen. Es stört ihn schon, daß man mit vorsichtiger Geste ihn auf Jenen hinweist. Heimgekehrt, sieht er seine Freunde verändert, lustlos, abgewandt: so will er vollends nicht einen Gegner aufgedrängt haben. Denn Goethe, für dessen Werk und Pläne Schiller in bewundernder Feindschaft glüht, hat für Schillers Kunst nicht das schmalste Interesse. Um ihn aus der Stadt zu bringen, sinnt er für den Dichter eine Professur in Jena aus. So überstürzt geht er mit diesem schlaunen Plane vor, daß er schon im Dezember Schiller sondieren läßt und, als dieser zusagt, sofort am nächsten Tage den Herzog von Gotha um Zustimmung ersucht! Zugleich mit dieser formellen Eingabe läßt Goethe schriftlich Schiller erklären, er möge sich einrichten, es sei so gut wie entschieden. Das heißt: er ernennt ihn als Kulturminister zum Professor der Geschichte. Nun muß Schiller zu ihm gehen, um zu danken. „Goethen habe ich unterdessen einmal besucht. Er ist bei dieser Sache überaus tätig gewesen und zeigt viele Teilnahme an dem, was er glaubt, daß es zu meinem Glück beitragen werde.“

Durchschaut der Weltgewandte, der Menschenkenner nicht die Motive seines Gegenspielers? Bemerkt er nicht, daß nur ein weimarischer

Minister mit ihm spricht, mit keinem Schritte das grenzenlose Land betretend, das ihnen Beiden Heimat ist? So heftig brennt sein Wunsch, den Einzigen zu gewinnen, daß sich in diesen Tagen sogar sein Weltblick verschleiert.

Noch ein Zweites blendet den Scharfsichtigen, auch dies hat Goethe berechnet und seine Haltung gegen Schiller auf dessen Charakter gegründet. Nach einem erschütterten, fahrenden, dunklen Jahrzehnte will Schiller jetzt, im 30. Jahre legitim werden, will Stellung, Sicherheit, ein Haus, will Ruhe von außen, um von innen heraus sein Werk zu fördern. Zwar, vor den Lengfeldischen Schwestern, an die er seine Konfessionen immer gemeinsam richtet, nimmt er die pathetische Haltung einer „heroischen Resignation“ an, er sei mit dem Antrage „über-tölpelt“ worden, wolle zurücktreten, lobe sich die goldene Freiheit. In Wahrheit konnte er, formell noch nicht ernannt, jeden Augenblick zurücktreten; er will nur nicht, denn dem Herzensfreund Körner bekennt er zugleich, er sei doch recht froh. Er will Anker werfen, und während er eine Liebschaft mit der genialischen Frau von Kalb abzuwickeln sucht, die sein Wesen erschüttert, sucht er eine vornehme und reiche Frau, denn er will endlich Geld und Geltung haben.

Zwischen den beiden adligen Schwestern kann er sich nicht entscheiden, Beiden erklärt er seine Liebe, doch zugleich erwägt er mit dem Freunde mehrere andere Chancen, zwei Monate vor der Verlobung bittet er noch Körner, ihm eine reiche Partie zu suchen, und nennt die Minimalsumme, die er braucht.

Inzwischen hat die Freundin der Braut, hat Frau von Stein Goethes Liebschaft mit Christiane erfahren, die Luft, in der nun Schiller lebt, wird Goethes Person vollends feindlich, obwohl sich beide Lengfelds von der Verehrung des Goethischen Genius nicht haben abbringen lassen.

Schillers Geduld ist aus. „Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege“, ruft er jetzt offen seinem Freunde zu und grollt mit unverhülltem Ehrgeiz gegen ein Schicksal, das es jenem so leicht gemacht habe, einen nicht auszugleichenden Vorsprung zu erlangen. Ja, nun erklärt er, noch ehe er nach Jena geht, klar seinen ganzen leidenschaftlichen Liebeshaß, mit dem ihn Goethe erfüllt hat:

„Die Abgötterei, die Moritz mit Goethe treibt und die sich so weit erstreckt, daß er seine mittelmäßigen Produkte zu Kanons macht und auf Unkosten aller andern Geisteswerke herausstreicht, hat mich von seinem nähern Umgang zurückgehalten . . . Ofters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen. Er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergießung, er ist an Nichts zu fassen; ich glaube in der Tat, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund,

aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine konsequente . . Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Ich betrachte ihn wie eine stolze Prüde, der man ein Kind machen muß, um sie vor der Welt zu demütigen. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen. Ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben . . Sein Kopf ist reif, und sein Urteil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich partiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies grade der Mensch unter Allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst tun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen.“

Nie mehr hat Schiller sein Gefühl um Goethe so modelliert wie in diesem rauschenden Briefe, der zwar von Goethe beinah nichts, doch alles von Schiller aussagt: dichterische Reinheit des Strebens, Unbestechlichkeit in der eigenen Arbeit, Verehrung für alles Große und Schöne, zugleich Ehrgeiz, Eifersucht und in dem Bilde von der stolzen Prüden der ganze leidenschaftlich männliche Drang, das zu überwinden, was man liebt. Nie hat er später so feurig für ihn als Persönlichkeit geschrieben wie hier gegen ihn, und diese feindliche Stimmung verwirrt in ihm den Menschenkenner. Zwar eine große Korrektur dieses ganz vergriffenen Urteils über Goethes Charakter gibt Schiller auch später nicht, doch aber freundliche Worte, die endlich Hingebung in Goethe erkennen, dort wo außen Kälte erscheint. Für jetzt sieht Schiller in Goethes Seele nur, was alle Welt sieht und was noch nach einem Jahrhundert die meisten Deutschen sahen.

Mit diesem Ergüsse schließt er zunächst das Kapitel Goethe ab. Als er drei Tage nach jenem Briefe ähnlich an Caroline schreibt, manches mit denselben Worten, schließt er es wie einen Fall: „Legen Sie dieses Urteil beiseite. Vielleicht entwickelt ihn uns die Zukunft, oder noch besser, wenn sie ihn widerlegt.“ Und als Caroline nun Goethe in Schutz nimmt, erklärt Schiller, auf einer wüsten Insel mit Goethe allein, wollte er wohl den Knäuel dieses Charakters auflösen, hier habe er aber noch andere Geschäfte: „Ist Goethe ein so liebenswürdiges Wesen, so werde ich das einmal in jener Welt erfahren, wo wir alle Engel sind. Im Ernst, ich habe zu viel Trägheit und zu viel Stolz, einem Menschen abzuwarten, bis er sich mir entwickelt hat . . Wenn Jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem Andern nicht verborgen bleiben. Dies ist mein Plan.“

Da ist sie deutlich, Absage, Aufgabe jedes weitem Versuchs, doch auch Gleichstellung, Herausforderung zum Wettkampf durch die Tat,

nun im entschlossenen Tonfall eines Mannes, der nach langer Werbung die Spröde dadurch strafen will, daß er die Welt in Staunen, sie selbst in Reue versetzt.

Anderthalb Jahre später sitzt Schiller, Ehemann und Professor, mit dem thüringischen Adel verschwägert, von Studenten, Gelehrten und Schriftstellern geehrt, in seinem geschmackvollen Hause zu Jena. Seine Frau ist seit der Kindheit Goethe bekannt, er selbst trifft ihn zuweilen bei gemeinsamen Freunden: so kann's nicht überraschen, daß Goethe — ungewiß bleibt, ob ein oder mehrere Male — sein Haus betritt. Das Gespräch — berichtet Schiller — kam bald auf Kant. „Es fehlt Goethe ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjektivisch. . . Überhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Direktionen und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann. Übrigens ergeht's ihm nährisch genug. Er fängt an alt zu werden, und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Torheit begehen und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben. Sein Mädchen ist eine Mamsell Vulpius, die ein Kind von ihm hat. . . Sein Kind soll er sehr lieb haben, und er wird sich bereden, daß, wenn er das Mädchen heiratet, es dem Kinde zu Liebe geschehe und daß dieses wenigstens das Lächerliche dabei vermindern könnte.“

Ein neuer Ton. Schiller, den jahrelang Eifersucht auf Goethes Weltstellung plagte, während er sein Genie stets rein bewunderte, fühlt sich zum erstenmal an Welt dem Gegner überlegen! Schwiegersonn, Vetter, Schwager adeliger Leute, bei Hofe eingeführt, Professor, Mitglied gelehrter Gesellschaften, hochgebildeter Kantianer, gesucht von deutschen Bühnen und Verlegern, jetzt auch leidlich gesund — und daneben dieser wunderbar hinterweltliche Mann, der alle Dinge noch immer anfaßt, die wir Philosophen längst als bloße Vorstellung begreifen, dessen Stücke niemand spielt, der seit Jahren nichts Neues produzierte, alternd im Anfang der Vierzig, lebt mit einer Mamsell, die niemand einlädt, und einem unehelichen Kinde, und wird hereinfallen wie Andre mehr. Schiller ist stolz, daß er Goethe bedauern kann, und nur der unbestechliche Genius hindert ihn, sich über ihn zu stellen.

Schillers Stellung wächst. Zwei Jahre später — es ist nicht mehr zu umgehen — führt Goethe an seiner Hofbühne den Don Carlos auf, doch das Verhältnis bleibt kalt. Sechs Jahre lang hat Goethe keinem Menschen ein überliefertes Wort über Schiller gesagt oder geschrieben! „Alle Versuche von Personen, — so erzählt er später — die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab. . . Sein Aufsatz über Anmut und Würde war ebensowenig ein Mittel, mich zu versöhnen. . . Gewisse

harte Stellen sogar konnte ich direkt auf mich deuten, sie zeigten mein Glaubensbekenntnis in einem falschen Lichte.“

Schillers Stellung wächst. Er steckt voll weltlicher Pläne. Der Professur ist er schnell überdrüssig geworden, auch ist seine Anziehungskraft als Lehrer gesunken, er denkt daran, Erzieher des Erbprinzen zu werden, wodurch er seine Zukunft sichern will, bezieht ansehnliche Renten von einem Grafen und einem Prinzen, verhandelt und verlegt zugleich bei vier Verlegern, hält sich durch reichen Briefwechsel auf dem Laufenden mit allem, was geschrieben und gesprochen wird, gruppiert in Jena einen Kreis um sich: ganz Kritiker, ganz Philosoph, der zwischen dem 28. und 37. Jahre dramatisch nichts, auch an Gedichten wenig Wichtiges hervorbringt. Nur daß ein Brustleiden mit Krämpfen ihn bald ergreift, lähmt seine Unternehmungslust; dies hindert ihn auch, nach dem Antrage des groß aufstrebenden Cotta'schen Verlages die Leitung einer neuen Staatenzeitung zu übernehmen.

Denn Cotta hat in Schiller neben dem Dichter das große politische Journalisten-Talent erkannt. Nun gründet er mit ihm eine Monatschrift für Literatur, zu der Schillers Name sowie hohe Honorare die Autoren locken. Beide Brüder Humboldt, die jetzt in voller Jugend in Jena wirken, Fichte und manchen Andern hat Schiller schon neben sich, als er sich aufmacht, die drei großen Hechte zu fangen: Herder, Kant und Goethe, im Namen „einer Sie unbegrenzt hochschätzenden Gesellschaft“.

Als Goethe Schillers Brief zur Hand nimmt, weiß er, daß jetzt noch auszuweichen ihm selber schädlicher wäre als der neuen Zeitschrift, Klugheit rät ihm zu dieser Tribüne, er freut sich in der Erwiderung auf die Verbindung „mit so wackern Männern“ und geht bei der Korrektur des Konzeptes in seiner Antwort schrittweis zu wärmeren Tönen über.

Einen Monat nach diesem Briefe treffen sich beide Dichter in der Naturforschenden Gesellschaft zu Jena auf wahrhaft neutralem Boden. Zufällig — wie man ja Fügungen zu nennen liebt — verlassen sie zusammen den Saal, Schiller beklagt so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, durch die ein Laie sich vertrieben fühle. Goethe, der sich diesem Philosophen gegenüber durchaus als Forscher empfindet, stimmt bei und redet das Wort einer andern Art, die Natur wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend darzustellen. Der Philosoph stutzt: Aus dem Ganzen in die Teile? Wie könnte dergleichen aus der Erfahrung hervorgehen?

Indessen gelangen sie an Schillers Haus, „das Gespräch — berichtet später Goethe — lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ . . eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft, als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee.

Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen, denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet . . Der alte Groll wollte sich wieder regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe!

„Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich, und mich auch wegen der Horen . . mehr anzuziehen als abzustoßen gedachte, erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht: keiner von Beiden konnte sich für den Sieger halten, Beide hielten sich für unüberwindlich. Sätze wie folgender machten mich ganz unglücklich: Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? Denn darin besteht eben das Eigentümliche der letzteren, daß ihr niemals eine Erfahrung kongruieren könne“. Als Goethe das Haus verläßt und durch den Juliabend seinem Quartier zuschreitet, sagt er sich: „Wenn Schiller das für eine Idee hält, was ich als eine Erfahrung ausspreche, so muß doch zwischen beiden irgend etwas Vermittelndes . . obwalten!“ Und reist am nächsten Morgen nach Weimar zurück.

In der Arena, wo Philosoph und Forscher ihren nie entschiedenen Wettkampf abzuhalten pflegen, begegnen sich bei diesem entscheidenden Gespräche die beiden Geister — und man vergißt beinah, daß es zwei Dichter sind. Dennoch kann auch ihr dichterischer Gegensatz nirgends deutlicher werden als in diesem ersten Zusammenzucken zweier polarer Elektrizitäten, deren Ausgleichung das Bemühen eines Jahrzehntes ausmachen wird. „Niemand könnte leugnen, — schreibt Goethe — daß zwischen zwei Geistes-Antipoden mehr als ein Erd-Diameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in Eins nicht zusammenfallen können.“

Als Denker ist Schiller unbestechlich und weicht nicht einen Fußbreit zurück, als Weltmann weiß er Goethe aufs artigste im Gleichgewicht zu halten; er hielt, nach Goethes Worten, alles fest, was sich ihm näherte, und seine Gattin tat, was sie konnte. Diese Schillerische Mischung von Reinheit des Strebens und Klugheit der Haltung ist es aber grade, die Goethe nun kaptiviert! Ihm haben immer Menschen gefallen, die einen Zweck mit zarten Mitteln zu erreichen strebten, auch seine Gegner. Wirklich scheint in jener Szene auch Schiller soviel Antonio als Tasso zu sein, und alles: Bewunderung für diesen starken Geist, Anerkennung des Weltläufigen, treibt Goethe an, dem Jüngeren, den er sechs Jahre warten ließ, nun, da er an Macht, Geist und Haltung so lebhaft zugenommen, zuerst die Hand zu reichen. Einen Tag nach dem Gespräche benutzt er eine Rücksendung für die Horen zu diesen Worten: „Erhalten Sie mir ein freundschaftliches Andenken und sein Sie versichert, daß ich mich auf eine öftere Auswechslung der Ideen mit Ihnen recht lebhaft freue.“

Goethe kennt genau Wert und Bedeutung jedes dieser Worte in diesem Augenblick an diesen Empfänger — und wie ein Staatsmann behandelt Schiller den kostbaren Satz. Vier Wochen läßt er vergehen, weil Goethe verreist ist, dann schreibt er ihm — soll man es noch einen Brief nennen? Es ist eine philosophische Abhandlung über Goethe, eine solche jedoch, wie man sie nur beim Tode, allenfalls zum Feste eines Greises öffentlich, nie aber einem Mann in seiner Lebensmitte privatim dargereicht hat, und nur dadurch vermag er diese unvermutete Monographie von Goethes Geist beim Adressaten einzuführen, daß er im Eingang seine „eigene Ideenmasse“ durch Goethes Unterredung aufgeregt nennt. Schiller schreibt:

„. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichtum verborgen . . Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann . . Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuerter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Notwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege . . Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu den mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmütige Idee . . Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen ist mehr wert, als jeden andern zu endigen — und Sie haben gewählt wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit.

„Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren . . so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Notwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhilfe der Denkkraft zu ersetzen und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären . . Sie hatten also eine Arbeit mehr, denn so, wie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann.



„So ungefähr beurteile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am Besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimnis ist), ist die schöne Übereinstimmung Ihres philosophischen Instinktes mit den reinsten Resultaten der spekulierenden Vernunft . . . Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen und der spekulative nur mit Gattungen zu tun. Ist aber der intuitive genialisch und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Notwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der spekulative Geist genialisch und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit begründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen.

„Aber ich bemerke, daß ich anstatt eines Briefes eine Abhandlung zu schreiben im Begriff bin . . . und sollten Sie Ihr Bild in diesem Spiegel nicht erkennen, so bitte ich sehr, fliehen Sie ihn darum nicht.“ Folgt Anfrage, ob nicht Wilhelm Meister in den Horen erscheinen könne. „Meine Freunde sowie meine Frau empfehlen sich Ihrem gütigen Andenken, und ich verharre hochachtungsvoll Ihr gehorsamster Diener F. Schiller.“

Ein Philosoph hat diesen Brief geschrieben und ein Weltmann, der Dichter bleibt unsichtbar — und so muß denn auch die rein dichterische Erkenntnis des Objektes zurückbleiben. Sicher ist hier zum ersten Male Goethes Entwicklung auf geniale Weise erfaßt, nie vorher und nachher nur sehr selten hat Goethe so tiefe Dinge über sich selbst lesen dürfen. Aber es ist der Gang des Geistes, nicht die Wanderung des Menschen, die Schiller hier darstellt — und elf Jahre lang, bis zu seinem Ende, wird er, trotz naher Berührung, Goethes Charakter nie zu skizzieren suchen: erstaunlich bei einem solchen Psychologen und nur erklärbar durch die rein geistige Art, mit der Schiller dies Verhältnis behandelt. (Beide Dichter haben in ihrem Werk einander darzustellen nie unternommen.)

Aber auch Goethes Geist ist hier mehr durchdacht als geschaut. In dieser Epoche kantianischer Verbissenheit scheint Schiller alle psychologischen und empirischen Mittel mit Absicht fortzuschieben und schildert die Idee von Goethes Geiste, auch wo ihm eine andere Folge bekannt war. Gewiß ist Goethe genetisch verfahren, aber biogenetisch, und auch nicht von der Pflanze zum Menschen, sondern vom Menschen zur Pflanze. Freilich hat Goethe die harmonische Gemeinkultur des Südens als Dichter entbehrt und Griechenland in Italien gesucht, doch nicht um seine nationale Abkunft, sondern um seine persönlichen Dissonanzen zu heilen; und wenn er endlich von der Anschauung zur Abstraktion übergang, so brauchte er doch bisher niemals Gedanken in Gefühle zurückzuverwandeln, sondern ordnete sein System so an, daß es durch eine Glaswand von seiner Anschauung getrennt blieb: beide Teile einander übersichtlich, doch im Luftraum geschieden. Erst Schillers eigener Einfluß hat eine gewisse Verschmelzung beider Sphären zuweilen begünstigt.

Vollkommen wirkt dagegen in dem Briefe die Kunst des Diplomaten, in die Schiller seine Zwecke kleidet. Mit welcher Delikatesse behandelt er Goethe als das rein naive Genie, das über sich selbst nichts wisse — und weiß doch, daß Goethe alles über sich weiß! Wie stolz schließt er ihn zugleich aus seinem Reiche, dem der Philosophen, aus! Wie kühn, ihm die Erfüllung seines Strebens als unmöglich, das Streben aber, wäre er im Süden geboren, als überflüssig darzustellen! Wie zart, sich ihm auch dann anzubieten, wenn sein Spiegel trügen sollte! Denn ein großes Anbieten ist dieser Brief, Reverenz vor dem Größeren, der zwar in ritterlichem Ton anerkannt wird, jedoch mit dem entscheidenden Zusatz, daß Schillers Vernunft mit Goethes Instinkt rein übereinstimme, daß dieser zwar ein intuitives, Schiller aber ein spekulatives Genie sei — und daß darum kein anderer dazu geboren sei, Goethe zu verstehen, als Schiller.

Derartige Briefe hat Goethe ein paarmal an seinen Herzog geschrieben, und wie sie dann nach allen Wünschen und Ansprüchen in freiwilligem Gehorsam endeten, so schließt auch Schiller zum Schlusse die Türen des geheimen und heiligen Gemaches mit der plötzlich frigidem Wendung: hochachtungsvoll Ihr gehorsamster Diener.

Doch sogleich öffnet sie Goethe. Denn seit 20 Jahren — nein niemals hielt er solchen Brief in Händen. Wie groß fühlt er sich hier betrachtet, wie ganz historisch, wie heldisch! Und so tut er zum Dank, was er so selten und vollends in diesen Jahren kaum mehr unternahm: er ist es, der, 10 Jahre älter, zuerst das Wort Freundschaft ausspricht. Er nimmt die Werbung an, wie eine schöne, vornehm-bedeutende Frau, ohne zunächst den Werbenden mit ähnlicher Wärme zu ergreifen. Es ist der seltsamste Verlobungsbrief:

„Zu meinem Geburtstage — es ist der 45. — hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie, mit freundschaftlicher Hand, die Summe meiner Existenz ziehen und mich, durch Ihre Teilnahme, zu einem emsigern und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.“ Von jener Unterhaltung rechne auch er eine Epoche, es scheint, „als wenn wir, nach einem so unvermuteten Begegnen, mit einander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und getan haben, immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden . . Alles, was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mitteilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte . . weit übersteigt, so möchte ich manches bei Ihnen deponieren und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben. Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken werden, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich sehr deutlich bewußt bin . . Ich hoffe bald einige Zeit bei Ihnen zuzubringen, und dann

wollen wir manches durchsprechen.“ Der Roman sei an einen Verleger vergeben. „Leben Sie recht wohl und gedenken mein in Ihrem Kreise. Goethe.“

Mit Klarheit gibt er kund, daß sein Werber in dieser Vernunftthe, die sie nun einzugehn gedenken, ihm als Mitverwalter seines Reichtumes willkommen sei und seinerseits nichts mitzubringen brauche als den bekannten redlichen Ernst, den man schon immer schätze. Was aber Schiller selbst ist, scheint Goethe gar nicht zu wissen, denn obwohl seine Produktion vorliegt und recht berühmt geworden, wird er hier freundlich aufgefordert, dem neuen Freunde ein Exposé über sich selbst vorzulegen. Von Gleichstellung ist gar keine Rede.

Dennoch fühlt Schiller sich als Sieger und ist es auch, insofern er Goethes Vertrauen im Sturm gewonnen hat. Sein Interesse, denkt er, wird er durch Taten wecken. Jetzt ist er nicht mehr empfindlich, legt sich das Wort von der gemeinsamen Wanderung und dehnt es dahin aus, „daß wir, so viel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben“. Er stabilisiert also sogleich nicht bloß eine lebenslängliche, auch eine solche Freundschaft, die Goethe noch am Ende seiner Bahn zu seinem Besten findet.

Mit Feuer spricht nun Schiller — weit weniger philosophisch als in jenem kaltglühenden ersten Briefe —: mehr wie ein Posa spricht er nun über sich selbst, und je ritterlicher er sich zurückzusetzen trachtet, um so edler tritt er für sich ein: „Mein Bedürfnis und Streben ist, aus Wenigem Viel zu machen, und wenn Sie meine Armut an allem, was man erworbene Erkenntnis nennt, einmal näher kennen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen sein . . Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreichere Familie von Begriffen . . Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisierend, und so schwebte ich, als eine Zwitterart, zwischen dem Begriff und der Anschauung . . Gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophieren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte . . Leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben . . Aber ich werde tun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerte aus dem Brande geflüchtet . . Mit Vertrauen lege ich Ihnen diese Geständnisse hin, und ich darf hoffen, daß Sie sie mit Liebe aufnehmen.“

Wie schön, daß ihn hier endlich der Poet übereilt, wo er philosophieren wollte! Mit welchem Feuer ist dies alles rhythmisch gesetzt, wie glaubt man diesem Briefe die fliegende Feder anzumerken, während jener erste sorgsam aufgesetzt und durchgearbeitet wurde!

Mit Liebe — so wie es der Jüngere gefordert hat — nimmt Goethe diese Zeilen auf, läßt ihn sogleich nach Weimar ein; Schiller, annehmend, bittet nur um Freiheit für sein Leiden. Doch um nochmals den alten Stolz

zu maskieren, betont er gegen Körner, auf Goethes Zureden habe er „sich wohl nicht weigern können“, bei ihm zu wohnen, ihre Berührung werde für beide Teile entscheidende Folgen haben, und seiner Frau schreibt er, er höre von allen Seiten, „wie sehr sich Goethe über die Bekanntschaft mit mir freut“. Viel kühler meldet Goethe seinem Freunde Meyer, Schiller bringe viel Leben in seine stockenden Ideen, und noch nach drei Monaten heißt es temperiert, er gehe mit Schiller und den Humboldts „für diesmal zusammen, und es scheint, als ob wir eine ganze Zeit mit einander wandeln würden“.

Dieser vierzehntägige Besuch Schillers bei Goethe gleicht einer Inventur aller Güter, die jeder der beiden Eheschließenden zur Verwaltung einbringt. Hierauf wird ein Programm entworfen, ein ästhetischer Briefwechsel zur späteren Veröffentlichung beschlossen. „Wir wissen nun, mein Wertester, — schreibt Goethe an Schiller nach seiner Abfahrt — aus unsrer 14tägigen Konferenz: daß wir in Prinzipien einig sind und daß die Kreise unsers Empfindens, Denkens und Wirkens teils koinzidieren, teils sich berühren, daraus wird sich für Beide gar mancherlei Gutes ergeben.“ Und nun beginnt der Briefwechsel, beginnt gemeinsame Arbeit an den Horen, beginnt eine neue Partei in Deutschland.

Beim Eintritt in dies Bündnis, das mit geringen Schwankungen fast elf Jahre überdauern, wenn auch kaum wachsen wird, sind die Verbündeten 45 und 35 Jahre alt. Dennoch ist es der Jüngere, den Leiden bleich und hohl macht, gebräunt und kräftig wirkt daneben der Ältere. Schiller ist größer, von hagerer, kahler Gestalt, Goethe breiter, jetzt untersetzter, schon fängt er an dicker zu werden. Schiller blickt feucht aus der Tiefe eines ovalen Antlitzes, gotisch steigt eine bleiche Stirne herrlich, mehr breit als hoch empor, blaß und sinnlich scheinen die Lippen die eines Priesters, kühn und fordernd ist der Schwung dieser vertikal kurzen, weit vorragenden Habichtsnase: ihre Linie scheint das Pathos dieses Hauptes am stärksten auszusprechen. Goethes Kopf geht jetzt ins Quadratische, über den Augenknochen wölbt sich, mehr hoch als breit, diese Stirne, die lange Nase wirkt trotz ihrer Biegung neben Schillers fast klassisch beruhigt, schmal und verschlossen ziehn die Lippen ihren Pfad, aber das Auge strahlt dunkel durch die Welt und greift sie auf. Schillers Handschrift rauscht in großartig raschen Wellen, immer bewegt und schaffend über die Bogen, Goethe formt eigene Züge mit Kunst zu typischen um.

Mit großer Sorgfalt kleidet sich Schiller, der junge Hofrat und Hofmann, bestellt zum Frack den kostbarsten Stoff, führt ein breites Haus, hält sich mit 38 Jahren Wagen und Pferde, die Goethe erst mit Ende der 40 anschafft, reist im ersten Ehejahr mit seiner Frau nicht ohne Diener und Jungfer bis nach Leipzig, er glänzt in Gesellschaft und kann, in seiner Hofuniform mit Epauletten, von Frau von Staël im Vorzimmer für einen hohen Offizier gehalten werden. Goethe trägt sich sehr einfach, jetzt

schon ohne Toupet und Ohrlocke, geht kaum zu Hofe, wenig in Gesellschaft, lebt als Minister wie ein Privatmann, wünscht steif zu wirken, schweigt viel. Schiller, gewöhnt aus Büchern mehr als von Menschen zu lernen, ungewohnt des Lebens in der Natur, vor allem brustleidend und stets Attacken fürchtend, verweilt viel in den Zimmern, treibt keine Körperübung, sitzt lange Sommerwochen in geschlossener Stube, rauchend und schnupfend.

Nachts meist schlaflos, kann er für morgen nichts bestimmen, ißt zuweilen erst um 8 zu Mittag, muß an schlimmen Tagen die Arbeitskraft durch Alkohol stärken, produziert am besten bei tiefem Barometer. Goethe hängt vom hohen Barometer ab, geht zeitig schlafen, ist zeitig auf, dichtet nur am Morgen, verbringt ganze Wochen im Gartenhäuschen, reitet wieder, läuft Schlittschuh, hat zwischen 40 und 50 seine gesündeste Epoche. Die Luft, die Schiller wohltätig ist, nennt Goethe Gift für sich und muß, als er eines Tages den Geruch faulender Äpfel aus des Freundes Schreibtisch aufsteigen spürt, das Fenster rasch öffnen, um nicht schwindlig zu werden.

Schiller, von seinen vielen Unternehmungen oft verwirrt, bleibt durch Krankheit vollends von der Dichtung abgehalten. Goethe erledigt Pflichten und Geschäfte sofort, um sich dann Studien und Gestalten hinzugeben. Jenem erschwert Unordnung das äußere Leben, diesem erleichtert es Pedanterie. Und dennoch bedurfte Schiller der Trennung der Geschäfte von den Musen weit mehr als Goethe: weil er im Leben mehr plante und weil er dann die Kunst von diesem Leben sorgsam trennen mußte.

Schiller ist im Augenblicke, da er sich mit Goethe verbindet — auf diesen Augenblick stellen wir die Antithese — in journalistischer Gefahr, er schickt sich, nach Goethes Worten, trefflich zu einem Redaktor. Um diesen genialen, geschliffenen, politisch-ästhetischen Geist bewerben sich mehrere Unternehmer, und Schiller, der jetzt Macht und Geld will, wäre ohne seine Krankheit und ohne Goethe vielleicht auf diese Bahn gekommen. Kameraden seiner Jugend bestimmten ihn früh zum Diplomaten, Goethe nennt ihn am Teetisch ebenso groß, wie er im Staatsrat gewesen wäre, Verhandlung liegt ihm, Vorhalt, Intrige, und alles, was davon in seinen Stücken steht, ist besser und übrigens weit wichtiger und häufiger als bei Goethe. Gute Köpfe seiner Zeitschrift zu werben, Propaganda zu machen, versteht er meisterlich und tut es gern. Als nach 3 Jahren die Horen eingehn sollen, rät er, mit einigen extremen Aufsätzen noch ein Verbot durchzusetzen, um lieber für gesprengt zu gelten als für still begraben. Doch treibt ihn Unruhe, Hast seines Lebens rasch wieder von Stellungen, Verlegern, Zeitungen fort, weshalb auch Goethe in der Ausführung nicht auf ihn rechnet, denn „Beistand zu bestimmten Zwecken — schreibt er an Meyer — muß man von Schiller nicht erwarten.“ Bei so vielen Einfällen kommt Schiller am Ende vor innerer Heftigkeit doch praktisch zu nichts, so sehr er auch seinen gedanklichen Idealismus als handelnder Mensch ins Gegenteil verkehrt.

Goethe zeigt die umgekehrten Gaben: „Ich bin nämlich als beschauender Mensch ein Stock-Realiste, so daß ich bei allen Dingen, die sich mir darstellen, nichts dafür und dazu zu wünschen im Stande bin und ich unter den Objekten gar keinen Unterschied kenne als den, ob sie mich interessieren oder nicht. Dagegen bin ich bei jeder Art von Tätigkeit, ich darf wohl sagen, vollkommen idealistisch: ich frage nach den Gegenständen garnicht, sondern fordere, daß sich alles meinen Vorstellungen bequemen solle.“

Schillers unternehmender Geist wird aber nicht nur von äußeren Motiven des Geldes getrieben, er wird von innen durch seinen Willen zur Macht gespeist; an diesen scheint Goethe im Alter zu denken: „Schiller, — sagt er zu Eckermann — der, unter uns, weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte, was er sagte, als ich, hatte das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten.“ Wenn Schiller in der Jugend Freiheit rief, so meinte er zunächst seine Freiheit, und schon in Vorwort und Anzeige zu den Räufern betont der 22jährige, sein Stück gefährde weder Staat noch Sitte. Als er 15 Jahre später das Bürgerrecht der französischen Republik empfängt, interessiert es ihn nur noch als Hilfsmittel für seinen Sohn.

Untergebene hat er außer seinen Bedienten kaum gehabt. Als er aber mit Schauspiellern zu tun hat, die doch Mittler zwischen seiner Dichtung und dem Volke sein sollen, entscheidet er: „Es gibt nur ein einziges Verhältnis zu ihnen, den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe.“ Mit solchem Nachsatz an Goethe scheint er ihn zu strengerem Auftreten zu mahnen, doch dieser bleibt in beratendem Verhältnisse zu seinen Künstlern. Auch hierin ist er Goethes Antipode, der in den vielen Fächern seiner Tätigkeit Energie und Ordnung verbreiten, doch niemals herrschen wollte: was bei ihm autokratisch wirkt, ist in Wahrheit Pedanterie. Von Schillers Willen dagegen sagt Goethe im Alter, wo er den Freund sonst zu verklären sucht: „Was er sich denken konnte, das mußte geschehen, es mochte nun der Natur gemäß sein oder nicht.“

Schiller schwebt Welt und Nachwelt vor, wenn er dichtet. Zwischen Kritiken, Ärger, Konkurrenz, Klatsch, Parteien führt er eine weite Korrespondenz, und obwohl er als Dramatiker nur Erfolge hat, kränkt ihn doch jeder journalistische Mißerfolg: dann spricht er vom Blute, das ihm in Wallung getrieben sei, und ist recht innerlich gekränkt, weil man seinen Musen-Almanach durch Lob und Tadel zerpflückt. Goethe, der es seit 20 Jahren aufgegeben hat, den Deutschen zu gefallen, erwidert lächelnd mit dem reifen Gedanken: „Wer nicht wie jener unvernünftige Säemann im Evangelio den Samen umherwerfen mag, ohne zu fragen, was davon und wo es aufgeht, der muß sich mit dem Publico garnicht abgeben.“

Auch im erotischen Leben steht Schillers Wille zum Herrschen Goethes weiblicherer Hingabe gegenüber. Schiller hat mit seiner Geliebten kaum recht gebrochen, da warnt er schon die neue Freundin vor ihr, und als

diese dann seine Braut wird, sucht er sie in allem zu seiner Schülerin zu machen. Seine Beziehungen zu Frau von Kalb, zu der geschiedenen Caroline und deren Schwester Charlotte — Schillers Schwägerin und Gattin — gehen ineinander, Caroline nimmt er bei der Eheschließung mit in sein Haus und schafft ihr für ihre zweite Ehe Heim und Stellung in Weimar, weil er selbst dorthin gezogen ist. Bei alledem lebt er gut mit seiner Frau — allerdings nennt er sie in Briefen „gutes Mäuschen“. Schiller ist sinnlich und herrschsüchtig in der Liebe, Goethe gibt sich mit ganzem Wesen hin: deshalb liebt er immer nur Eine Frau und hat im wörtlichen Sinne nie zwei Geliebte auf einmal besessen. Zu dieser Einen freilich spricht er dann so, daß Schillers Witwe beim Lesen von Goethes Briefen an Frau von Stein vor dieser Glut erschrickt und bekennt: so hätte Schiller nie geliebt, „eigentlich bloß aus Leidenschaft konnte er nicht lieben“.

Dafür ist Schiller der leidenschaftlichere Denker. Die drei letzten Jahre vor dem Bündnis hat er neben dem historischen Studium beinahe nur Kantische Philosophie getrieben, von Kant leitet er seine Ästhetik ab, die dann auf seine Produktion entscheidenden Einfluß nimmt. Als aber Goethe später seine Farbentheorie für ihn in Kategorien des Denkens teilt, wird Schiller nur verwirrt: „Unter einer so strengen Form . . wird mir dieser empirische Gegenstand immer als eine unübersehbare Masse erscheinen, und ich werde gerade deswegen, weil der Verstand darüber herrschen will, meine empirische Insuffizienz empfinden.“ — So unmöglich ist es, einen rein Goethischen Gedanken in Schillerische Form zu fassen! „Ich glaube selbst, — erwidert daher Goethe mit höflichem Achselzucken — daß die empirische Masse von Phänomenen, die . . eine ungeheure Breite einnehmen, sich zu einer Vernunft-Einheit schwerlich bequemen werden.“

Denn obwohl Goethe erst durch Schiller zu Kant recht geleitet wird, von dem er vorher trotz Jacobis Anregung nur ein Weniges gelesen, nimmt er doch auch jetzt nur ein Minimum auf. Nicht um sich aus Verwirrung zu sammeln, braucht er Philosophie, nicht um sich zu finden wie Schiller, sondern grade, „um mich von mir selbst zu scheiden, was ich um so mehr tun kann, da meine Natur, wie getrennte Quecksilberkugeln, sich so leicht und schnell wieder vereinigt“. Und ist es eigentlich komisch oder erschütternd, von Goethes Hand zu lesen, man solle Kants Anthropologie nur im Frühling lesen, wenn einen die Blumen trösten, und „ich habe es gelesen, indem Kinder um mich spielten“. Vollends wenn er im Produzieren ist, meidet Goethe die Philosophie: sie zerstöre ihm die Poesie, „indem ich mich nie rein spekulativ verhalten kann, sondern gleich zu jedem Satze eine Anschauung suchen muß und deshalb gleich in die Natur fliehe“. In solcher Zeit lehnt er auch ab, mit Schelling öfters zu reden, der ihm als Denker am nächsten ist. Wenn Goethe produziert, mag er nicht denken, „da ich nur denken kann, insofern ich produziere“.

Anschauung ist und bleibt ihm alles, jetzt meint er sogar seiner andern Sinne fast entbehren zu können. Im Studium des Cellini erklärt Goethe,

mehr durch die Augen „dieses konfusen Individui als im Vortrage des klarsten Geschichtsforschers“ über dessen Jahrhundert zu begreifen, und einen Physiologen tadelt er: seine Schrift hätte er nicht das Organ der Seele, sondern die Hirn-Enden der Nerven betiteln sollen, denn eine Idee über Gegenstände der Erfahrung sei nur ein Organ, um diese zu fassen. Bald wird ihm der ganze Kantische Furor in Jena, in Deutschland zu viel, zur Kunst wünscht er sich weg aus dieser Umgebung, wo Alles zur Spekulation neigt. Noch im Alter bedauert er, wie Schiller sich mit philosophischem Denken so lange habe herumquälen mögen, und seinen ganzen Geistes-Gegensatz zu dem Freunde faßt Goethe einmal in den genialen Satz, der plötzlich, wie ein erratischer Block, in die Steppe seines Tagebuches gestürzt scheint: „Die Erfahrung ist fast immer eine Parodie auf die Idee.“

Aus solchen Gegensätzen der Grundelemente folgt leicht der Gegensatz von Schillers zu Goethes Dichtung. In den Begriffen des Sentimentalen und Naiven, durch die Schiller ihre Dichtungsarten sehr schön fixiert, ist das Problem zunächst nur aufgerollt. Goethe selbst leitet im Alter aus Schillers stolzem Körper und seinen sanften Augen die Art seines Talent ab, das, wie er sagt, in einen großen Gegenstand kühn hineingriff, ihn dann hin und her wendete, „er sah den Gegenstand gleichsam nur von außen an; eine stille Entwicklung aus dem Innern war nicht seine Sache“.

Mit diesen Goethe-Worten ist Schillers Größe, Grenze und Verschiedenheit von Goethes Art genau bestimmt. Schiller sucht Stoffe, Goethe findet sie. Schiller wählt Stoffe aus, Goethe erlebt sie: bleibt dort mehr Allegorie, so wächst hier alles zum Symbol. Dabei ist Schillers Spekulation nicht etwa der Feind, vielmehr der Verbündete seiner Poesie! Beide muß er stets gleich spannen, und nur durch ähnliche Bewegung erklärt er beide heterogene Elemente in einer Art von Solution erhalten zu können. Aus solchem Gleichgewicht von Traum und Denken nimmt Schiller, wenn er dichtet, erst einen bestimmten Aufschwung, was er selbst beklagt. Das dritte, stärkste Agens des Dichters — Anschauung, Leben, Gelegenheit, Natur — scheint ihm fremd zu bleiben, und es klingt erstaunlich, wenn er bei seinem reichen weltlichen Treiben über Mangel an Gelegenheit klagt, die Menschen zu studieren.

Je tiefer er diese seine Art empfindet, um so tiefer ergründet er die entgegengesetzte des Freundes, vor dem er wie vor einem Naturereignis immer forschend steht. „Sie sind wirklich, so lange Sie arbeiten, im Dunkeln und das Licht ist bloß in Ihnen; und wenn Sie anfangen zu reflektieren, so tritt das innere Licht von Ihnen heraus und bestrahlt die Gegenstände, Ihnen und Anderen. Bei mir mischen sich beide Wirkungsarten, und nicht sehr zum Vorteil der Sache.“ Hier ist sie bezeichnet, jene Dunkelheit und Unschuld, die Aurelie dem jungen Wil-



helm Meister als Künstler zu hüten rät und die noch der alternde Goethe zu hüten verstanden hat. Denn bei aller Selbstanalyse kennt Goethe doch nur seine Struktur, kann aber nie wie Schiller im voraus sagen, was er produzieren wird, da „diese regulierte Naturkraft“ nicht zu leiten sei. Deshalb zwingt ihn auch die innere Stimme, seine Pläne zu verschweigen: nur im Stillen probiert er an seinem neuen Epos die Resultate der Theorie, zu denen Beide gemeinsam gelangt sind, und bedauert noch im höchsten Alter, ein einziges Mal den Freunden einen Plan geschildert und auf ihren Rat verworfen zu haben. Schiller dagegen hat seine späteren Stücke Szene für Szene mit Goethe durchgesprochen.

Bei solchen Dichterformen muß es Schiller sein, der rascher wirkt: erstaunlich scheint seine Konzentration, die Art zu dichten heftig, erraffend, kühn, genau wie er reitet und L'hombre spielt, indes Goethe Gelegenheiten abwartet und von nun an als Dichter das Wort Spiel öfters braucht, wo er früher nur von Arbeit sprach. Und wie sie dichten, so tragen sie ihre Werke vor: Schiller stürmisch, pathetisch, dialogisch und darum mit geringerer Wirkung, Goethe — nach allen Zeugnissen — meisterhaft.

Notwendig folgt, daß Temperament und Gaben Schiller zum Theater, Goethe vom Theater drängen. Schiller hat mit acht oder neun Stücken das deutsche Theater wahrhaft beschenkt, Goethe mit seinen wichtigsten Dramen nur irritiert, und während diese langsam in ihrer inneren Dramatik jetzt bekannt zu werden beginnen, haben jene nach einem Jahrhundert an Schlagkraft noch nichts eingebüßt. Tragödie folgt auf Tragödie, dem Humor ist kaum ein Platz gegönnt. Schiller preßt dem kalt erwählten Stoffe das Letzte aus, steigert jede Figur zum höchsten Ausdruck, ja er sucht mit seinem Furor auch Goethes Gestalten aufzupeitschen: im Rücken des verurteilten Egmont will er, bei Inszenierung in Weimar, Alba stumm erscheinen lassen, um sich an seiner Rache zu weiden, und Orest erscheint ihm das Bedenklichste in Iphigenie: „Ohne Furien ist kein Orest, und jetzt, da die Ursache seines Zustandes nicht in die Sinne fällt . . so ist sein Zustand eine zu lange und zu einförmige Qual ohne Gegenstand.“

Goethe dagegen weicht seinen stärksten Wirkungen aus, er darf die ausgesprochenen Resultate im Meister weit geringer nennen als den Gehalt des Romanes und kommt sich dabei wie einer vor, der große Zahlenkolumnen durch mutwillige Fehler stört, um zuletzt „aus Grille die Endsumme zu verlieren“. Selbst für die Bühne schreibt er die Prosaszenen des Urfaust auch deshalb in Verse um, damit die Idee nur wie ein Flor durchscheine, die ungeheure Wirkung sich dämpfe. Sein Humor wächst an, er sucht Spiele. Schiller erinnert mit solchen Wirkungen von fern an Rubens, Goethe an Rembrandt.

Doch wie jenen, sind auch diesen beiden Meistern bei aller Polarität ihrer Naturen gewisse Züge gemein, und es wäre nicht im Goethischen Sinne, um der Reinheit einer Antithese willen ihre Annäherung zu verhüllen, denn grade sie hat ihren Bund für die Dauer ja nur ermöglicht.

Beiden Männern, als schaffenden Faktoren des Menschengeschlechtes, sind Abstammung und Vaterland Größen zweiten Ranges. Wie Goethe über seiner Sendung Vater und Mutter vergaß, wurde im ersten Buche erwiesen. Schiller liebt wohl die Mutter, bleibt den Eltern aber immer ferne. Wir wissen, was Goethe vom Nationalismus dachte; auch an Schiller schreibt er: „Der Patriotismus sowie ein persönlich tapfres Bestreben hat sich so gut als das Pfafftum und Aristokratismus überlebt.“ Schiller, der fast alle Stoffe aus dem Auslande nahm, sagt — beinah wörtlich — in diesen seinen dreißiger Jahren: „Das vaterländische Interesse ist überhaupt nur für überlebte Nationen wichtig, für die Jugend der Welt . . Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, nur für eine Nation zu schreiben.“ Oder über sein Publikum, über das er doch äußerlich nicht zu klagen hatte: „Die Deutschen wollen Empfindungen, und je platter diese sind, desto allgemeiner willkommen.“

Selbst von ihren entferntesten Standpunkten — als Denker und als Betrachter — winken sie einander zuweilen zu. Von dem ihm gänzlich wesensfremden Wilhelm Meister ist Schiller hingerissen, weil er gegenüber seiner frigidten Philosophie so lebendig sei, „weil alle Natur nur Synthesis, und alle Philosophie Antithesis ist . . Der Dichter ist der einzig wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Karikatur gegen ihn“, schreibt er — und beginnt grade zu dieser Zeit die Philosophie wieder zu verlassen. Doch Goethe kommt ihm entgegen! In Vorarbeiten zu einer Physiologie der Pflanzen unterscheidet er jetzt 4 Arten von Naturforschern und stellt dabei die Umfassenden über die Anschauenden, denn indem sie von einer Idee ausgingen, sprächen sie die Einheit des Ganzen schon aus, und es sei gewissermaßen nachher Sache der Natur, sich in diese Idee zu finden. In Goethes Munde klingt das fast wie ein Prolog zu Hegel.

In seinem philosophischen Freunde sieht Goethe durchaus keine rein spekulative Natur, gesteht ihm vielmehr ausdrücklich eine sonderbare Mischung zu, von Anschauen und Abstraktion, und über seine Arbeitsform selbst gibt Schiller einmal die seltsame Konfession, eine gewisse musikalische Gemütsstimmung gehe seinem Dichten voraus, ohne bestimmten Gegenstand. Vor allem und nach allem aber ähneln sich beide Geister in der Reinheit ihres strebenden Bemühens — ja mit merkwürdiger Gleichheit brauchen Beide dasselbe Bild, einer vom andern unabhängig, um ihr Streben darzustellen: zu einer Pyramide will Goethe — so schreibt er als 30jähriger in sein Tagebuch — sein Leben zuspitzen; wird das unmöglich, so würde doch der Versuch für sein Bemühen zeugen. „Jeder baut sich seine Pyramide, — schreibt Schiller

im gleichen Alter beinahe ebenso — wenn er sie auch nicht bis an die Spitze bringt, so hat er doch gewiß nichts Besseres tun können.“

An diesen Punkten nähern sich die Kurven ihrer Naturen. In der Norm aber und im Großen liegen sie sich in antithetischer Stellung gegenüber, und bis zum Ende ihrer Freundschaft gilt, was Goethe nach jenem ersten Gespräche feststellte: keiner war Sieger, keiner fühlte sich überwunden. Denn sobald man nicht von der Stärke ihres Genius, sobald man nur von den Charakteren spricht und wie sich solche in Leben und Werken darstellen, müssen sie als gleichgewachsene, grundverschiedene Gegenspieler nebeneinander stehen:

Schiller will herrschen, Goethe wirken. Schiller gibt sich nie ganz einem Menschen, stets ganz seiner Dichtung hin, Goethe immer dem liebenden Menschen, zuweilen ganz dem Werke. Schiller hämmert mit kalter Leidenschaft an seiner Dichtung, Goethe modelliert mit liebender Hand. Für Schiller kommt das Leben nach dem Werke: darum jagt er mit so wenig Harmonie nach Genuß; für Goethe bedeutet das Leben die Wurzel der Dichtung: darum blüht sie wie von selbst empor. Schiller denkt immer, wenn er fühlt, Goethe schaut immer, auch wenn er denkt. Schiller pflanzt einen Baum nach dem andern, Goethe sät eine Saat.

Denn Schiller kann so stark hassen wie lieben, und er ist der Gegenspieler seiner Helden wie Goethe: nur daß jene als böses Prinzip vom Dichter verworfen werden, die Goethischen aber komplexe Menschen sind, genau wie die sogenannten Helden, „gut und böse wie die Natur“. Nur einmal hat sich Schiller zusammenfassend dargestellt: als Wallenstein. Er glaubt an die Existenz eines Bösen und stilisiert darum in sich nur das Gute, Goethe sucht nach Einklang zwischen den gleichstarken Gegenkräften seiner Seele. Schiller ringt laut mit der Welt, Goethe still mit seinem Dämon. Schiller kämpft, Goethe wächst.

Aber das ist ein Einziges, was Schillers Gestalt plötzlich die mattschimmernde Patina von edler Bronze gibt, während Goethes Gestalt sich immer wie atmend dem weißen Marmorblocke zu entrafen sucht: Schiller fühlt immer den Tod, und wer es nicht wüßte, könnte aus der Kette seiner Werke erraten, daß sie mit einem frühen, schwer umrungenen Tode enden werden. Als Goethes Freund Meyer einmal Schiller in der Allee begegnet, schreibt er, sein Antlitz gleiche dem Bilde des Gekreuzigten, und dies ist viele Jahre vor dem Ende. Zu immer schnellerem Ritte treibt ihn ein inneres Fieber an, es ist, als jagte er auf raschem Pferde keuchend vor dem schwarzen Reiter her, an jedem Morgen einmal rückwärts blickend, ob dieser ihm in letzter Nacht wieder um ein paar Längen näher kam — und weiter so, durch Jahre. Daher denn auch im letzten, reichsten Jahrzehnt, in glücklichen Umständen der unbezwinglich stete Drang, Tragödien zu häufen.

Ernst und hilfreich, mit teilnehmender Ahnung sieht Goethe diesem Schauspiel zu. Sein Leben ist auf acht Jahrzehnte angelegt, Krankheiten sind ihm kurze, schwere Krisen. Er glaubt an das Leben, weicht der Tragödie aus, denn der Tod ist nicht sein Feind: mit ihm lebt er von Anbeginn in liebender Gemeinschaft. Goethe glaubt an Verwandlung.

Vom Horizonte des untergehenden Jahrhunderts zeichnen sich so die Köpfe Schillers und Goethes ab, als Beide jenes Bündnis schließen, das Goethes Geiste vom 46. bis in sein 57. Lebensjahr einen Gefährten schenkte. Nach ihrer Natur und Geschichte werden Beide von sehr verschiedenen Kräften in dies Bündnis getrieben: Schiller drängen alle göttlichen und alle menschlichen Motive hinein, während Goethe in der geistigen Einsamkeit eines Jahrzehntes endlich einen Geist ergreift, der den seinen zu fassen vermag.

Was gewinnt Schiller, was gewinnt Goethe in diesem Bunde?

Schiller gewinnt einen Freund.

Kranke Kräfte und schwache Nerven, Mangel an bürgerlicher Erfahrung und Mangel einer praktischen Frau lassen ihn bei heftigen Ansprüchen an das Leben nach einem Helfer ausblicken, und wo findet er den besser als in Goethes Güte und Weltkenntnis! Goethe mietet für ihn ein Haus in Weimar und richtet's ein, verkauft ihm sein Gartenhaus in Jena, sucht ihm Tapeten aus, fragt im August an, wieviel Holz er ihm für den Winter bestellen solle, läßt ihn viele Wochen in seinem Gartenhause wohnen, richtet ihm und der Frau ein Quartier im Schlosse ein, bietet ihm Geld an, nimmt seinen Sohn zu sich, schafft dem Schwager eine Stelle am Weimarer Hofe.

Aus voller Hingabe des Herzens stammt Goethes werktätige Neigung, liebend setzt er immer die ganze Person ein, nachdem er sich einmal für Schiller entschieden hat. „Unsere Zustände sind so innig verwebt, daß ich das, was Ihnen begegnet, an mir selbst fühle.“ Als Schillers Vater gestorben, ein Kind zugleich schwer erkrankt ist, hat Goethe „nicht den Mut, ihn in seiner gegenwärtigen Lage zu verlassen“, denn da er wenig ausgehe, besuchten ihn nur Wenige. An Lotte Schiller schließt Goethe mit den zarten Worten: „Grüßen Sie Schillern, ohne ihn an seinem Werke zu stören“, und für ihn selbst findet er immer neue, zärtliche Wendungen: „Leben Sie wohl und lieben mein liebedes Individuum . . Der Bund des Ernstes und der Liebe . . Wenn ich Ihnen Lebewohl sage, so heißt das immer: gebrauchen Sie wie bisher der guten Stunden zu unserer Freude . .“

Und während er ihm sein Herz zuträgt, schließt er ihm seinen Geist auf. Jetzt wird Schillers Genius durch Goethe aus der Rüstung der Philosophie erlöst, wie vor 25 Jahren Goethes Genius durch Herder aus den Jabots des Rokoko. Goethes ganze Erscheinung ist angetan,

Schiller zu seiner höchsten Leistung anzuspornen. Nun folgen ihm auf acht poesieleere Jahre neun andre, in denen er 6 große Stücke, alle Balladen und eine Menge Lieder, das heißt: sein Lebenswerk schreibt. Zu Anfang bringen ihn Goethes Werke, eben wenn und weil sie seiner eigenen Form fremd sind, weiter als jede eigene Produktion: vor allem Wilhelm Meister lenkt ihn, wie er Körner vertraut, auf heilsame Art aus der Spekulation zu den Objekten zurück. Dann aber machen ihm die stunden- und wochenlangen Gespräche mit Goethe, macht ihn der Briefwechsel produktiv, und er hofft, die Quintessenz davon in den nächsten Werken vorzuzeigen. Nur dieser Umgang, gesteht er, konnte seine Grenzen so weit auseinanderrücken. War Goethes Besuch zu kurz, so klagt Schiller, er habe sein Herz nicht ausleeren können. „Ich kann nie von Ihnen gehen, ohne daß etwas in mir gepflanzt worden wäre“, und zu einer Freundin spricht er vom wertvollsten aller Menschen, die ihm begegnet sind, und vom wohlthätigsten Ereignisse seines Lebens.

In allen Schillerischen Dramen ist nun Goethes mitformende Hand zu erweisen. Auch Stoffe nimmt er von Goethe entgegen, die Kraniche des Ibykus und den Tell, den Goethe selbst schon episch entworfen hatte. Schillers Horen widmet Goethe auch seinen weltlichen Rat, rät über die Staël galant zu schreiben und so das Journal in Frankreich einzuführen, füllt Schillers Musenalmanache, wo etwas nachzustopfen ist, zeichnet dafür einen Einband. Als er wieder nach Italien gehen will, fürchtet Schiller lange Entbehrung: „Sie gewöhnen mir immer mehr die Tendenz ab, vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen, und führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen fort.“

Vor allem überhebt Goethe ihn jeder Sorge um die Darstellung seiner ganz auf Darstellung berechneten Werke, öffnet ihm nicht nur eine reiche Bühne, auf der er seine alten und neuen Stücke sehen kann, er wird auch Schillers Regisseur und Bühnenberater. So steht ihm das größte Lehrmittel des Dramatikers ein Jahrzehnt lang bedingungslos offen, wie das kaum jemals einem deutschen Dichter glückte. Im neuen Theater ist anfangs jeder fünfte Abend ein Schillerabend, später jeder dritte. Wallenstein, Carlos, Maria Stuart werden nur hier häufiger gegeben als selbst Kotzebues beliebte Stücke.

Mit Wallensteins Lager soll das Haus eröffnet werden. Ein Jahr und länger hat Goethe die Trilogie mit dem Dichter szenenweise durchgesprochen, nun dichtet er das fehlende Anfangslied für ihn, an andern Stellen wird eingeschoben, verändert, weggelassen; Abschriften, Musik, Atlaskostüme besorgt Goethe allein in Weimar. Dann kommt Schiller, die Proben gehen weiter. Hier und bei den späteren Stücken kommt die große Antithese dieser Männer trotz manchen Zusammenpralls einem Stücke Kunst zugute: der Aufführung von Dramen, wo-

bei, nach dem Urteil Mitwirkender, Schiller auf das Fühlen und Verstehen der Rollen wirkte, Goethe auf die Erscheinung im Leben.

Noch am Tage des ersten Wallenstein schreibt Goethe an den Dichter wegen eines Kürasses, Baretts, roten Mantels. Zugleich schreibt Goethe durch lange Rezension in einer großen Zeitung den Deutschen vor, was sie von diesem Stück zu halten haben. Auch bietet er in Schillers Auftrage dem Frankfurter Theater die Trilogie, noch eh' sie fertig ist, für 60 Dukaten zur Aufführung an. Dies alles tut Goethe für den Künstler, der seinen eigenen Ruhm erheblich verdunkelt, für den Führer jener jüngeren Generation, die seine ganze Kulturarbeit in Deutschland beunruhigt, für Friedrich Schiller, der ihn öffentlich und privatim angegriffen hatte.

Und neben diesem Lebensglücke, das Schiller als Gatte, Beamter, Dichter, Theatermann in Goethes Rat und Hilfe findet, bringt ihm das Bündnis nur Ein Negativum: in seinen klarsten Augenblicken fühlt Schiller, daß er der Zweite sei und bleibe, und übertrieben drückt er's nach Lektüre des Wilhelm Meister so aus: ihm sei unmöglich, nach einem solchen Kunstgenuß etwas Eigenes zu stümpern.

Was gewinnt Goethe durch Schiller?

Zuerst eine festere Stellung, wenn auch zugleich eine Kämpferstellung. Die Blätter der Horen sind ihm, der solch ein Organ lange entbehrte, willkommen, um manches aus dem Schreibtisch ans Licht zu ziehn, und wie er „das Possenspiel des deutschen Autorwesens in- und auswendig kennt“, ergreift ihn nun die Lust, wieder einmal eine Zeitschrift zu redigieren. Wie lange ist es, — denkt er — daß man nicht Manuskripte las, Kritiken schrieb, Nummern anordnete? Zwanzig Jahre? Wo sind die Kameraden von damals? Merck ist tot, Schlosser verschlossen, Lavater monoman, nur Herder ist noch nah, doch den macht Mißgunst und Unzufriedenheit alt vor der Zeit . .

Neue Köpfe tauchen aus dieser Zeitung auf: Fichte, die Humboldts, die Schlegels, doch alle überragt an Elan und Erfindung Schiller. Nur scheint er sehr aufs Publikum versessen, wogegen Goethe volle Anonymität der Beiträge fordert, wenn er in seiner Stellung „mit Freiheit und Laune“ mitarbeiten solle.

Die Horen, darf man sagen, nützen Goethe wie ein Sammelpunkt, sie verjüngen ihn, „und dann ist zu bedenken, daß wir eine schöne Breite einnehmen können, wenn wir mit einer Hand zusammenhalten und mit der andern so weit ausreichen, als die Natur uns erlaubt hat“.

Das Entscheidende, was Goethe an Schiller gewinnt, das ist der geniale Zuhörer. Immer hat er ihn gebraucht, selten gefunden, und fand er ihn, so war der Andere doch nie produktiv als Dichter, wußte also nicht fruchtbar zu wirken. Unproduktiv blieb Frau von Stein als Goethes Hörerin: nur ein Gefäß, das auffängt, kein Spiegel, der das Licht

zurückstrahlt. Herder, für Goethe geboren wie keiner, störte schon lehrend seine große Wirkung und zerstörte sie vollends, wenn er zuhören sollte; nur in den letzten Jahren vor Italien ist er Goethes reiner, stiller Geistesfreund gewesen. Merck war ein Weltmann, der unbefangenen klug raten, doch kaum mit kritischer Bildung hören konnte. Und doch wünschte sich Goethe, der nie die Menge suchte, immer das einsame Echo, es möge seinen Rhythmen im Walde der Dichtung einmal mit seiner eigenen Stimme antworten.

Jetzt findet er zu gleicher Zeit ein paar: W. v. Humboldt und Meyer versichert er in diesen Jahren für ihr Verständnis des höchsten Dankes, nicht anders als Schiller, Moritz wurde von ihm bis zu Meyers Ankunft sogar überschätzt. Und doch bleibt Schiller der Einzige, der Goethe als den Einzigen und mit Homer und Shakespeare als den Typus des Künstlers erkannt hat. Wer wäre sonst, der Goethe in langen persönlichen Briefen so viel Hingabe für das Ganze, so viel Verständnis für das Einzelne eines Werkes zeigte wie Schiller für Wilhelm Meister! Selbst Jacobi bekam es fertig, in einem kritischen Briefe gegen das Werk auf Stellen zu verweisen, die er im Augenblicke nicht Zeit habe aufzusuchen!

Schiller will Monate dem Studium des Werkes widmen, „und so, in einem höhern Sinne des Worts, den Namen Ihres Freundes verdienen . . . Leben Sie jetzt wohl, mein geliebter, mein verehrter Freund“, heißt es am Schlusse dieses schönsten und längsten Schillerbriefes. Nur nach so viel Eifersucht und Sühne war es einem Dichter möglich, sich einem andern so rein hinzugeben. So fremd ihm Goethes Dramen bleiben müssen, da er mit ihrer Anerkennung seine eigenen zugleich verurteilen mußte, so nahe fühlt er Goethes Romane und Elegien, deren ihm fremde Kunstarten ästhetische Fragen gewaltig in ihm aufregen.

Denn das ist es, was Goethe an Schillers Umgang rühmt: ästhetische Fragen zu lösen, sei keiner so reif; und wenn er Schiller selbst nach 3 Jahren den repräsentativen Dank ausspricht, er habe ihm eine zweite Jugend verschafft und ihn wieder zum Dichter gemacht, so heißt das mit stilleren, gemessenen Worten an den Freund Meyer: „Schillers Umgang und Briefwechsel bleibt mir in diesen Rücksichten noch immer höchst schätzbar.“ Niemand hat Goethe zum Dichter oder wieder zum Dichter gemacht: nur wie Türmer rufen Herder und Schiller die Stunden des Genies aus. Wie früher an Charlotte und Herder, so schreibt Goethe jetzt an Schiller von Entdeckungen, die alle drei Freunde kaum berühren, rasch, nur um sich ihrer Mitfreude zu vergewissern: das Wachstum der Schmetterlingsflügel muß Schiller nach Goethes Beobachtung sogleich erfahren, und daß sich dieser Philosoph in die Farbenlehre vertieft, vergißt ihm Goethe nie.

Aus der halben Starrheit jener letzten einsam wartenden Jahre weckt ihn Schillers bewundernder Ruf. Auf die Balladenform hat ihn zwar nicht erst Schiller gebracht, wie dieser behauptet, denn Goethes be-

rühmteste Balladen liegen ein und zwei Jahrzehnte zurück. Doch vor den Hauptwerken mahnt Schiller den Freund, das Höchste jetzt von sich zu fordern, preist Hermann und Dorothea als reine Kunst gegenüber dem unfertigen Wilhelm Meister, über den er nach Jahren skeptischer wird.

Goethes Verlangen nach hochgeistiger Kritik findet in Schiller nahezu alles Gewünschte. Immer wieder fordert er über die Teile des Romanes Offenheit und Absolution, denn auch unter ästhetischen Freunden sei es doch nur die Neigung, die alles Gute sieht, und nur die reine Neigung, die noch sieht, was mangelt, „und was wäre noch alles hinzuzusetzen, um den einzigen Fall auszudrücken, in dem ich mich nur mit Ihnen befinde“ — Geständnisse, die sein Takt Schillers geistiger Hingebung schuldig zu sein glaubt. Denn zugleich vertraut er Meyer nach Rom, alle Welt rede über den Roman, und Schiller „weiß gar schön, gleichsam wie ein Präsident, diese Vota mit Leichtigkeit zusammenzustellen und seine Meinung dazwischen hineinzusetzen“. Dann erbittet er ungeduldig Meyers Urteil über Hermann und Dorothea, das, trotz allgemeinen Lobes, doch erst bei ihm die höchste Instanz passieren müsse. Über Faust, dessen Fragment ja gedruckt vorliegt, bittet er Schiller in schlafloser Nacht einmal nachzudenken und als sein wahrer Prophet ihm seine eigenen Träume zu erzählen und zu deuten.

Mit diesem Gleichnis bezeichnet Goethe Umfang und Grenze von Schillers Kritik. Denn nur in kleinen Dingen wächst diese zur praktischen Hilfe auf: in der zweiten Hälfte des Meister streicht Goethe auf Schillers Rat einige Längen, korrigiert nach dessen Berechnung die Lebensjahre von Mignon und Felix. Wenn aber Schiller Goethes Stücke einstudiert, die diesem fremd geworden, wenn er Egmont, Stella und auch Iphigenie für die Bühne zurechtrückt, so bedeutet das freilich für diesen Dichter nicht entfernt so viel wie für jenen die Darstellung des neuen Wallenstein. Wie Aschenbrödel steht jetzt die Priesterin der Diana zwischen zwei Dichtern, deren einem sie „zu innerlich“ erscheint, während Goethe selbst jetzt von einem „gräzisierungsspiel“ spricht — und mit cynisch-grandiosem Worte nennt er sie sogar „verteufelt human“.

Hier ist der einzige Augenblick oder einer von zweien, wo Schiller gegen Goethe taktlos wird. Er kennt dessen abgestorbenes Verhältnis zu Frau von Stein, weiß, daß Goethe um diese seine Kenntnis weiß, kann aber trotzdem nach Lage der Beziehungen und Charaktere nie etwas darüber von Goethe selbst gehört haben. Nun soll Iphigenie, die doch in gewissem Sinne Charlotten angehört, 22 Jahre nach ihrer Entstehung zum erstenmal öffentlich gespielt werden; nachdenklich erwartet Goethe einen wundersamen Effekt in der „unmittelbaren Gegenwart eines für mich mehr als vergangenen Zustandes“. Den schönen Schleier dieser Worte reißt Schiller entzwei: „Wohl glaube ich, daß die sinnliche Erscheinung dieses Stückes manche vergangene Zustände in



Ihnen erwecken wird sowohl in Formen und Farben Ihres eigenen Gemüts als auch der Welt, mit der Sie sich damals zusammen fühlten, und in letzterer Rücksicht wird es mehreren hiesigen Freunden und Freundinnen merkwürdig sein.“

Zuweilen wächst ihre gegenseitige Hilfe zu gemeinsamen Versuchen. Über Epos und Drama sich theoretisch klar zu werden, treibt Beide handwerkliche Nötigung, das Märchen wird als Kunstart behandelt und soll noch einige Male „wiederholt“ werden, mit Silbenmaßen werden Versuche angestellt, Schemata entworfen, und einmal setzt Goethe — um einen Wechsel von Trimetern und Dimetern einzuführen — sinnlose Worte auf ein Blatt als Probe solcher Rhythmen zusammen. Hier sind die äußersten, das Groteske erreichenden Gemeinsamkeiten beider Geister erreicht: Goethe, der vorher und auch später nur nach Gelegenheit dichtete, sitzt hier mit seinem theoretischen Freunde wie ein Chemiker vor der Retorte.

So gewinnt Goethe an Versuchen und technischem Rate, an Ermunterung und Kritik durch Schillers Umgang, in dem er vor allem einen Hörer findet. Hier aber ist das Blatt zu Ende, die andre Seite zeigt, was er, im vollen Unterschiede zu Schiller, in ihrem Bündnis entbehren muß.

Vor allem jeden Beweis wahrer Freundschaft. Gibt Goethe sich ganz, so vermag Schiller sein ohnehin mehr unpersönlich liebendes Herz vom Geiste zu trennen. Nie hat Goethe an Schiller Worte wie etwa an den hingebenden Schweizer Meyer richten können, dem er (im dritten Jahre des Bündnisses mit Schiller) gesteht: „Daß wir uns gefunden haben, ist eines der glücklichsten Ereignisse meines Lebens.“ Weil Schillers Frau — in ihrer Art schön und liebevoll, doch weder bedeutend noch tüchtig — aus Liebe zu Frau von Stein deren Haß gegen Christiane teilte, hat Schiller das glücklichste Jahrzehnt von Goethes Ehe dicht neben ihm verbringen können, ohne Goethes Frau auch nur zu bemerken! Entschlossen, in die Gesellschaft aufzusteigen, hat dieser unfromme Sänger der Freiheit an Goethes „Verhältnis“ Anstoß genommen wie ein Hofmann. Oder wie anders wäre zu erklären, daß Christiane, deren Ehe mit Goethe er kennt, in zwei Bänden Schillerbriefen kaum vorkommt.

Als er von Goethe den „Neuen Pausias und sein Blumenmädchen“ — Allegorie auf Christiane — erhält, spielt Schiller einmal auf sie an — doch wie? „Recht gute Nacht zu einem lustigen Abend, und möchte die schöne Muse, die bei Tage und wachend Sie begleitet, sich gefallen lassen, Ihnen nachts in der nämlichen, aber körperlichen Schönheit sich zuzugesellen.“ So primitiv deutet Schiller Goethes Liebe, der denn auch über diese Entgleisung hinweggeht. Als Christiane ein Kind Goethes zur Welt bringt, wünscht Schiller mit drei Worten ihm Glück, ohne die Mutter auch nur zu erwähnen; ebenso hält er sich, als das Kind

rasch wieder stirbt. Als dann im achten Jahre der Freundschaft mit Schiller Christiane wieder ein Kind zur Welt bringt: „Soeben erfahre ich zufällig, daß man Ihnen zu einem angenehmen Ereignis in Ihrem Hause Glück zu wünschen hat. Ich wünsche es von Ihnen bestätigt zu hören . . Empfehlen Sie mich der Kleinen recht freundschaftlich und versichern sie meines besten Anteils.“

Wochenlang hat Schiller unter Christianens Pflege bei Goethe gewohnt, auch ist sie nun, nach vielen Jahren, mit Goethe und ihrem Knaben einmal in Schillers Hause gewesen, Goethe hat ausdrücklich das Wort von seinem „Ehestand“ gegen Schiller gebraucht: doch dessen Kälte geht so weit, daß Goethe selbst im täglichen Verkehre, im selben engen Weimar, weder von dem Erwarteten noch vom Geschehenen ihm Meldung machen darf. Schließlich schreibt Schiller, daß er Glück zu wünschen „hat“, und spricht von der „Kleinen“. Diese Bezeichnung nimmt Goethe nun dankbar auf, obwohl sie doch von Schillers Lippen despektierlich klang, erwidern, die Kleine werde sich seines Andenkens recht erfreuen.

Wieder ist das Kind lebensunfähig, wieder muß Goethe, der nach sechs Jahren zum erstenmal Vater wurde und das Kind gleich verliert, gegen Schiller von dem schweigen, was ihn jetzt am tiefsten bewegt. „Bei uns geht es nicht gut, wie Sie mir vielleicht gestern in der Oper anmerkten“, und als sich Schiller nun endlich erkundigt, dankt Goethe: „Die Mutter . . empfiehlt sich Ihnen bestens und fühlt den Wert Ihres Anteils.“

So wenig erhält Goethe gegen so viel, was er an Schillers Frau und Kindern tat! Was wird nicht alles in diesen förmlichen Worten hin und her verschwiegen, wie seltsame Gedanken muß Goethe in häuslichen Freuden und Leiden beim Anblick seiner Freunde wälzen! Wie Schiller Goethes Ehe ganz verkennt, zeigt sein Bedauern, Goethe, durch falsche Begriffe über das häusliche Glück und durch Ehescheu in dies unglückliche Verhältnis geraten, sei nun zu schwach und weich, um es zu lösen; so hängen diese Blößen mit einem edlen Teile seines Charakters zusammen. Gleichzeitig findet Schiller selbst das häusliche Glück im Zusammenleben mit zwei Schwestern. Bis ins Ästhetische geht seine Abneigung gegen Christiane, denn selbst der prachtvollen Gestalt jener Therese, die Goethe seiner Frau im Meister nachgezeichnet hat, verspricht der kritische Freund nur wenige Gönner.

Auch alles, was sich sonst in diesem Jahrzehnt in und um Goethe zu trägt, bleibt Schiller fremd. Und es ist symbolisch, wie er, der an ein Dutzend Menschen „Ewig der Ihrige“ unterschrieb, Goethe höchstens seinen „teuern“, ein einziges Mal „geliebten Freund“ anredet, während Goethe, angeweht von solcher Kühle, es nur zum „wertesten Freunde“ bringt. Öffentlich trennt sich Schiller von den Schlegels, die damals Goethes Bewunderer und oft in dessen Hause sind. Mit Frau von Stein bleibt er trotz ihrer Trennung von Goethe intim. Nach ihrer Aussöhnung mit Goethe vermag sie noch jenes pamphletische Drama „Dido“, in dem sie Goethe karikiert hat, ihrem Freunde zur Kritik handschriftlich anzu-

vertrauen. Wir sind im dritten Jahre des Bündnisses der Dichter. Es steht auf einem Höhepunkte, Briefe fliegen, Besuche häufen sich: nun, glaubt man, müßte Schiller diese Schrift der Freundin gegen den Freund artig ablehnen, um nicht in diesem deutlich gespiegelten Konflikte Partei zu nehmen, oder sie mit einigen streng ästhetischen Worten behandeln, oder aber höflich andeuten, wie doch das Bild ihres dramatischen Helden dem Urbild einigermaßen zu nahe trete.

Schiller schreibt einen Hymnus! In langem, begeistertem Briefe drückt er aus, das Stück habe ihn „unbeschreiblich interessiert und in jeder Rücksicht. Außer dem schönen, stillen, sanften Geist, der überhaupt darin atmet . . ist es mir, und zwar vorzüglich, durch die Lebendigkeit teuer geworden, womit sich eine zarte und edle weibliche Natur, womit sich die ganze Seele unserer Freundin darin gezeichnet hat. Ich habe wenig, ja vielleicht noch nie etwas in meinem Leben gelesen, was mir die Seele, aus der es floß, so rein und klar und so wahr und prunklos überliefert hätte, und darum rührte es mich mehr, als ich sagen kann. Aber so individuell und wahr es auch ist, daß man es unter die Bekenntnisse rechnen könnte, die ein edles Gemüt sich selbst und von sich selbst macht, so poetisch ist es bei dem allen“ — folgt ein Lob der Dichtung als einer solchen. Durch seine Frau erfahre er, die Autorin wolle ihr Werk kopieren lassen. Erhielte er dann auch eine Kopie, „so geben Sie mir einen schönen Beweis Ihrer Freundschaft, und Sie sollen es nie bereuen, dieses liebe Lied von Ihnen selbst in meine Hand gelegt zu haben“.

Könnte ein Feind von Goethe deutlicher Partei ergreifen? Nicht nur von der, übrigens monströsen, Dichtung fühlt sich dieser große Kritiker angeblich begeistert — besonders von der Konfession, von diesem Liede, das die Seele der Freundin über sich selbst klagend singt und dessen Stimmung ihn ergriffen wie nie etwas! In diesem Drama hat Schiller soeben Ogon-Goethe die Worte sprechen hören: „Erhabene Empfindungen kommen von einem zusammengeschrunpften Magen; alles, was ich dir vorher (von Idealen) sagte, paßt nicht auf mich“, und seine Freundin hatte ihm im Drama erwidert: „Einmal betrog ich mich in dir, jetzt aber sehe ich allzu gut, ungeachtet des schönen Kammstrichs deiner Haare und deiner wohlgeformten Schuhe, dennoch die Bockshörnerchen, Hüfchen und dergleichen Attribute des Waldbewohners, und diesen ist kein Gelübde heilig.“ Von dieser Dichtung erklärt sich Schiller begeistert; ein paar Tage später schreibt er an das Urbild: „Diese Zeit Ihrer Abwesenheit von Jena währt mir unbeschreiblich lang . . Hat es mir doch gerade an der nötigsten Stärkung bei meinem Geschäft gemangelt. Kommen Sie ja, sobald Sie können . . begieriger und bedürftiger werde ich alles aufnehmen, was ich von Ihnen hören kann . . Wir umarmen Sie alle herzlich.“

Man schweigt, staunt, fragt: ist Schiller Goethes Freund gewesen?

Was Goethes Herz in diesem Umgang entbehren mußte, entzog ihm Schillers egozentrisches Wesen. Was Goethes Geist entbehrt, folgt mehr aus seiner schicksalsvollen Einsamkeit. Nicht Schillers eigene Arbeiten

oder seine persönliche Insuffizienz entziehen Goethe den entscheidenden Beistand, — sein eigenes Wesen trägt die Schuld. Darum fällt es nicht auf Schiller zurück, sondern auf Goethes absonderlichen Versuch eines geistigen Bundes, wenn Goethe, wie bei allen Entscheidungen seines äußeren, so auch bei allen Entscheidungen seines geistigen Lebens weiterhin eines Freundes entbehren muß. Auf keines seiner Werke hat Goethe ihm bestimmenden Einfluß gewährt, in keinem wesentlichen Punkte seinen Rat befolgt.

Ihr längstes und interessantestes Gespräch entspinnt sich über Wilhelm Meister. Dies Werk war, als der Bund begann, zu einer Hälfte fertig, zur andern entworfen und als Ganzes schon vergeben, als Schillers erster Brief den Vorabdruck erbittet. Immerhin ist es noch nicht beendet und wäre ohne Schiller vielleicht ein herrlicher Torso geblieben. Statt dessen ist es zu einem Schlusse gezwungen worden, und Schillers Einfluß scheint diese letzten Partien um Lebendigkeit und Farbe gebracht zu haben. Bei ihren pragmatischen Gesprächen über das Epos — gesteht Goethe nachher dem Berater — hatte er immer die Situationen seines Romanes im Sinne. Nur zu sichtbar blieben diese Spuren: mit dem fünften Buche beginnen jene Debatten zwischen beiden Dichtern — und mit dem fünften Buche beginnen auch die Debatten im Roman! Zum ersten Male fängt ein Goethisches Kapitel etwa mit der ganz gedachten Wendung an: „Eines Abends stritt die Gesellschaft, ob der Roman oder das Drama den Vorzug verdiene“, worauf ein geistvoller Extrakt aus dem ästhetischen Briefwechsel mit Schiller folgt.

Von der andern Seite wünscht Schillers unterstreichender Dramatiker-Finger Goethes Personen hie und da zu verdeutlichen. Der aber wehrt mit einem Hinweis auf „einen gewissen realistischen Tic“ ab, durch den er seine Handlungen und Schriften den Menschen aus den Augen rücken mag, und während er Schiller für dessen Hinweis auf die „perverse Manier“ höflich dankt, tut er doch beinahe nichts zur gewünschten Verdeutlichung und fügt die denkwürdigen Worte bei: „Sollte mir's ja begegnen . . daß mir doch die letzten bedeutenden Worte nicht aus der Brust wollten, so werde ich Sie bitten zuletzt, mit einigen kecken Pinselstrichen das noch selbst hinzuzufügen, was ich, durch die sonderbarste Naturnotwendigkeit gebunden, nicht auszusprechen vermag.“ Wunderbar, wie hier ein dämonisches Geheimnis in eine Artigkeit verwandelt — und doch auch wieder die helfende Hand auf das Handwerk beschränkt wird!

Am Ende aber werden Goethe alle diese Beurteilungen zu viel, das letzte Buch von Wilhelm Meister entzieht er Schillers Blicken vor dem Drucke. Mit Hermann und Dorothea und mit der Natürlichen Tochter tritt er dann ganz überraschend hervor. Als Schiller ihm rät, Faust wieder vorzunehmen, kann Goethe sich nicht entschließen, die Handschrift aufzuschnüren. Als er sich dann drei und noch einmal drei Jahre später an die Arbeit macht, wird Schiller überrascht.

Nur zwei Werke scheinen seinen Einfluß zu verraten: die Bühnenbearbeitung des Götz, die der Dichtung viele Reize zugunsten ihrer Spielbarkeit entzieht, und jenes unfruchtbare Fragment der Achilleis, die aus Stoff- und Formtheorien berechnet wurde. Denn Goethe ist damals im Dickicht der Theoreme und findet in Schiller den passionierten Ästhetiker, den er teils aufsucht, teils erträgt. Es kommt so weit, daß Goethe, dessen ganzes Dichten ein Spiegel seiner Persönlichkeit war, sich über das Verwechseltwerden mit Schiller in den anonymen Horen freut und dies mit dem sehr bedenklichen Schlusse begründet, man sehe daraus, „daß wir immer mehr die Manier los werden und ins allgemeine Gute streben“. Als ihm aber nach fünf langen Jahren die Geduld reißt und er in plötzlicher Entschlossenheit allen Theorien zugunsten von Werken entsagen will, besteht Schiller doch noch auf seinem philosophischen Schein und erhebt nochmals die Theorie zum höheren Glied in der Kette!

Nirgends kann man die Grenze von Schillers Anteil deutlicher fassen als in Goethes erklärenden Greisen-Gesprächen, wo er sie möglichst weit zu ziehen trachtet. Was wäre ohne Schillers Anregung aus mir geworden, fragt Goethe — und man erwartet nach solchem Ausrufe wohl die Stichworte seiner späteren Hauptwerke. Doch antwortet sich Goethe nur dieses: „Hätte es nicht an Manuskript zu den Horen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersetzt, ich hätte die sämtlichen Balladen und Lieder, wie sie die Musenalmanache geben, nicht verfaßt, die Elegien wären wenigstens damals nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht gesummt.“ Und doch hätte, da es sich bei den Elegien nur um den Druck eines fertigen Werkes handelt, — drei oder vier Balladen ausgenommen — dies Alles fehlen können, ohne Goethes Werk zu mindern! Auch hat er zu andern Stunden die Kargheit dieser Ernte bei so viel Mühe selbst erkannt und im Alter geeifert: „Was habe ich mit Schiller an den Horen und Musenalmanachen nicht für Zeit verschwendet! . . Ich kann nicht ohne Verdruß an jene Unternehmungen zurückdenken . . die für uns ganz ohne Folge waren!“

Noch schneller hat er die lauteste Arbeit dieses Jahrzehntes, die einzige gemeinsam mit Schiller edierte, bedauert, die Xenien.

Vereinsamt, angegriffen, halb entthront, war Goethe damals durchaus in parodistischer Stimmung, doch auch seine Feindschaft steigt von den Personen meist ins Allgemeine, und ein halbes Dutzend ungenannter Literaten kann er mit dem Reime schlagen:

„So will der Spitz aus unserm Stall  
uns immerfort begleiten,  
und seines Bellens lauter Schall  
beweist nur, daß wir reiten.“

Persönliche Polemik hat er seit 20 Jahren nicht geführt: jetzt ist sein Dämon nur noch tief in ihm selbst lebendig und wird in den neuen Zwiegesprächen des Faust laut werden. Um diese Zeit rät er Schelling, Hufeland und den Schlegels, einen literarischen Streit beizulegen, und tadelt Schelling wegen des polemischen Schlusses einer Schrift.

So ist's nur ein behaglicher Einfall, als er eines Tages Schiller vorschlägt, kritische Briefe an die Redaktion der Horen einzuführen. Aber Schillers Weltblick durchstößt sofort den Gedanken, er macht daraus einen „Fechtplatz“, läßt nicht, nach Goethes Vorschlag, Autoren und Publikum zu, fordert vielmehr gleich einen spontanen Angriff der Herausgeber aus eigenen Mitteln; wer sich dann später verteidigen will, muß unsere Bedingungen annehmen, mit der Tat muß man anfangen, nicht mit dem Vorschlage, „es schadet nichts, wenn man uns für unbändig und ungezogen hält“. Goethe gibt Schritt für Schritt nach. Zuerst findet er in den Xenien des Martial eine Form für diesen von Schiller gewünschten Angriff und wirft ein Dutzend Distichen hin. Wieder ist Schiller elektrisiert, organisiert die Ausführung, läßt gleich 66 eigene Distichen folgen.

Goethe wollte Parteien, Einrichtungen, Ansichten attackieren; Schillers Kämpfergeist drängt ihn, Personen mit Namen oder in dünnster Maske zu vernichten, er spricht von Kriegserklärung. Er stachelt Goethes Dämon an, und obwohl es weder seiner Stimmung noch seinen Jahren entspricht, räumt Goethe wiederum das Geforderte ein, verlangt nun seinerseits eine pedantische „Kontinuität“: jetzt machen sie zusammen gegen tausend Distichen, zuweilen gemeinsam, publizieren aber schließlich im Almanach nur etwa 500, durch die sich einige achtzig Literaten getroffen fühlen können.

Schillers Xenien sind schärfer, witziger, giftiger, es sind die besseren: man muß nur seinen „Tierkreis“ lesen. Publikum, Kritik, Konkurrenten nimmt er ernster, weil er Macht will. Gegen Goethes Jugendfreund, den Grafen Stolberg, geht er vor und ringt Goethe seine Zustimmung ab, er besteht darauf, „das Insekt Reichardt zu Tode zu hetzen“, Goethes Komponisten, dem Schiller selbst noch vor einem Jahre „Mein vortrefflicher Freund . . Von ganzem Herzen der Ihrige“ geschrieben hat. Goethe möchte eine Gelegenheit abwarten, Reichardt geschont wissen — umsonst.

Die Wirkung ist furchtbar und allgemein, Goethe gilt als Schillers Verführer, doch Goethes intime Feinde begreifen nicht, wie sich dieser „leise auftretende Zauderer zu einem so jugendlichen Mutwillen konnte hinreißen lassen“. Als nun die Getroffenen in neuen Distichen, witzig und böse, antworten, da knirscht Schiller über solche Behandlung geachteter Namen, will leidenschaftlich widerlegen, schreibt auf Reichardts Replik eine Duplik; Goethe hat dagegen die Antworten heiter erwartet, will nun, da Schiller die Fassung verliert, vorsichtiger vorgehen, weist dessen Entwurf als zu ernsthaft zurück, plant einen Spaß, „die Sache wird lustig, die Zeit ist gewonnen“.

Plötzlich, als Goethe die Schläge im neuen Almanach satirisch wider-

legen will, macht Schiller Halt, Weltklugheit ist wieder seine Herrin geworden, die Leidenschaft ist aus. Er will Verständigung, Anschluß — und so konnte Goethes Erwiderung erst ein Jahrzehnt später, in Oberons Hochzeit im Faust, ans Licht kommen, doch unpersönlich ins Geistige gehoben.

Goethe atmet auf, als alles vorüber ist. Den vernichteten Reichardt läßt er bald nach dem Angriff grüßen, schreibt ihm, als jener nach ein paar Jahren wieder anknüpft, so alte Verhältnisse könnten nur durch „unnatürliche Ereignisse“ gestört werden.

Hier enden Schillers negative Wirkungen auf Goethe. Wie er, bei allem genialischen Eindringen in einzelne Werke, ihn doch als Charakter verkannt hat, zeigt nichts deutlicher als ein Brief an Meyer, in dem er durch dessen Vermittlung Goethe in der Schweiz von einer neuen Fahrt nach Italien, von neuen, Zeit und Kräfte raubenden Studien zurückzuhalten sucht: „Wenn es einmal einer unter Tausenden, die darnach streben, dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganzes aus sich zu machen, der kann meines Erachtens nichts Besseres tun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen, denn wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben.“ Schiller hält den 47jährigen Goethe für fertig, Entwicklung liege nicht mehr vor ihm, seine vollendete Natur in immer neuen Bildern auszudrücken bleibe seine einzige Aufgabe.

Wenn diesem Seelenkenner der lebenslängliche Kampf seines Freundes unsichtbar bleibt: wie tief muß Goethes Einsamkeit gewesen sein! Wird er vom stärksten Geist in seiner Tiefe verkannt, — wer hilft ihm durch bloße Neigung so große Einsamkeit ertragen? Die Geliebte und Genossin.

In dieser Epoche, da Goethes Geist sich durch Schillers Anteil ermuntert, wird sein Herz von Christianens Hingabe und Frische, von ihrer Heiterkeit und Demut gespeist, zugleich wird ihm von ihren tätigen Händen und verständig waltenden Blicken erhalten und gepflegt, was an Besitz und an Bequemlichkeit sich um ihn breitet. Dieses Jahrzehnt, das er mit Schiller verlebt, ist zugleich Christianens beste Zeit, es ist der glückliche Mittelsatz ihrer Ehe, den nur der Tod der Kinder trübt. Denn jetzt entwickelt sich in ihr alles zur Blüte, was Goethe nur als Dichter voraussehen konnte, als er sie fand: diese getroste, wirkende Frohnatur, wie sie einst den Knaben von seiner Mutter her anwehte.

Diesen beiden Frauen ist manches gemeinsam, und wenn sie nun bei einem Besuch Christianens in Frankfurt das herzlichste Gefallen zueinander zieht, so liegt darin eine tiefe Deutung für Goethes Blut. Beide Frauen sind froh, herzlich und tätig, von natürlichem Verstande und geringer Bildung, tapfer, fromm und gut, die Rätin etwas eitler, Christiane etwas simpler. Die Reinlichkeit des Herzens und des Hauses ist bei Beiden größer gewesen als die ihrer Briefe. Doch wirken solche Naturen als Liebende und Gattin fruchtbarer wie als Mutter, die sich in trüber Ehe zwi-

schen Mann und Sohn zurechtfinden soll, und es ist am Ende dankbarer, Goethes Frau und Mutter seines Sohnes zu sein, als des Herrn Rates Goethe Frau und Goethes Mutter. Beide stehen kritiklos und im Grunde ohne Verständnis vor dem ihnen menschlich so nahen Phänomen, doch als die Mutter für den jungen Sohn tatkräftig wirken soll, wird ihr Bemühen meist von einer doppelten und schwierigen Lage vereitelt; die Gattin braucht keinen Aufstieg mehr fördern, keine Bahn bereiten helfen, — als sie aber ein einziges Mal entscheidend eingreifen soll, wird's ihrem Mute glücken.

Auch ihr Schicksal ist nicht gar verschieden: aus engen Kreisen des Verkehrs und Denkens reißt Beide der Genius ins Licht, beide Gestalten bestehen diese Prüfung auf die Dauer nicht ganz. Frau Rats Natürlichkeit wird im Laufe der Jahrzehnte gefährdet, manches, was sie im Alter als Goethes Mutter sagt und schreibt, klingt doch mehr affektiert als stolz, nur ein Sohn kann daran vorbeischn und schweigen. Wie aber Christiane zuletzt zwischen Natürlichkeit und Haltung entgleist, das mußte einen Gatten zuweilen drücken. Frau Rat hatte von sechs, Christiane von fünf Kindern alle bis auf eines jung begraben, und mag der Wert der beiden Überlebenden noch so verschieden sein: Schmerz und Lust zweier Mütter, die ihre Kinder verlieren, war gleich. Für Goethes Entwicklung bleibt seine Mutter unerheblich, da seine Erziehung vom Vater bestimmt, sein Aufstieg vom 16. Jahre ab ganz außer ihrem Einfluß blieb. Christiane aber ist die Frau, mit der Goethe nach freier Wahl die mittleren drei Jahrzehnte seines Lebens verbrachte. Spät hat er, in Erinnerung an sie, dies aufgeschrieben:

„Ich wünsche mir eine hübsche Frau,  
die nicht alles nähme gar zu genau,  
doch aber zugleich am besten verstände,  
wie ich mich selbst am besten befände.“

Wenn Goethe jetzt ins Zimmer tritt, blickt ihm ein offenes Gesicht entgegen, gesund, jung, heiter, es scheint zufrieden und verständig, und nur die eine Frage liegt in ihrem Blicke: Was wünschst du, kann ich dir etwas reichen oder tun? Nichts in der Welt kann mich interessieren, als deine Stirne frei zu sehn!

Christiane ist gut und dankbar. „Ich bitte Gott, — schreibt sie ihm nach 15 Jahren — daß er dir für diese Güte wieder allerlei Gutes erzeigen möchte . . du sollst mich aber auch noch in der Ewigkeit dankbar finden.“ Berichtet sie einem alten Arzte von seiner Krankheit, so schärft sie ihm ein, die Antwort nicht geradezu an sie zu richten, weil er sie auffangen und sich beunruhigen könnte. Die Kinder der Schillerin, die mit Christiane nicht verkehren will, nimmt sie wochenlang willig auf.

Soll ein Theaterdiener angestellt werden, so setzt sie durch, daß durch die Stelle ein verdienter Mann der Not entrissen werde; für einen Beamten in trauriger Lage, der ihr ganz ferne steht, erbittet sie von Goethe



einen Vorschuß mit den Worten: „Du wirst deinen Hasen nicht unerhört lassen.“ Lebenslang sorgt sie für ihre Geschwister.

Nie will Christiane ihren Mittelstand verleugnen, nichts ist an ihr vom kleinen Mädchen aus dem Volke, dem sein Paar hübsche Augen zu Glanz verhelfen sollen. Als sie später die Erbschaft von Goethes Mutter gemeinsam mit der Nichte gesichtet hat, äußert diese, die sie früher nie gesehn, ganz überrascht, man tue ihr „unerhörtes Unrecht, sie betrug sich so liberal und schön bei der Teilung, bei der sie sich doch gewiß verraten hätte, wenn Unreines in ihr wäre“.

Immer verlangt sie nach dem Freunde, wenn er fort ist, und arbeitet er in Jena, so mag er zuweilen zwischen Lächeln und Ungeduld die rührende Eindringlichkeit gelesen haben, mit der sie ihn nach Hause lockt: „Deine Zimmer und das ganze Haus ist in Ordnung und erwartet seinen Herrn mit der größten Sehnsucht. Es würde vielleicht mit den Arbeiten hier besser gehen als sonst. Du kannst hier wie in Jena im Bette diktieren, und ich will des Morgens nicht eher zu dir kommen, als bis du mich verlangst . . Ohne Schatz will es mir im Hause gar nicht gefallen . . Morgen werde ich mir die Zeit mit Bügeln vertreiben.“ Hört sie nichts von dem Abwesenden, so kann sie tagelang nichts essen, dann klagen die Hausgenossen über ihre Laune, und noch nach 13 Jahren zählt sie bis zu seiner Rückkehr Tage und Nächte und freut sich, „daß es nun wieder eins weniger ist“. Darf sie ihn dann in Jena besuchen oder abholen, so fragt sie zuvor bescheiden, ob sie im Schlosse oder im Gasthause absteigen solle. Kommt er noch immer nicht, so steckt sie sich wohl hinter des Kindes Ungeduld, aber er soll sich deswegen nicht irre machen lassen, „denn wir waren schon einmal schuld, daß das Gedicht nicht fertig wurde“. Und Goethe läßt den rührenden Liebesbrief sinken und schreibt:

„Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,  
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt.“

Doch hat sie, wo's drauf ankommt, auch den rechten Takt für ihre Haltung; als sie von Frankfurt kommt, kauft sie auf der Heimreise ein, „um ein bißchen Aufsehen zu machen“, weil es doch heiße, sie komme von Frankfurt. Auch sieht sie ihn immer, wenn Andere dabei sind. Dafür weiß Goethe allem Klatsch zu gebieten, wofern er ihm zu Ohren kommt.

Nach Leipzig zur Messe, wohin er vorausgefahren, heißt er sie eine gute Equipage nehmen, weil dort alle Welt geputzt fährt, und Schiller und Andere bestätigen, Goethe dulde kein Wort gegen Christiane. Doch erst nach seinem 50. Jahre beginnt er mit ihr aufzutreten, und zwar auswärts. In Lauchstädt akklamieren ihn und sie gemeinsam die Studenten im Theater, doch das berichtet sie nur nebenher, und sagt man ihr Artigkeiten, so schiebt sie's auf die Equipage.

Gehässig bleiben indes in Weimar Goethes Freunde und Feinde, wie Schiller sprechen auch die beiden Humboldts nach, was man über die kleine Christiane erfindet, und wenn dann im Theater ein taktloser Be-

amter sie fragt, ob es wahr sei, daß der Herr Geheimderat heiraten wolle, dann wird sie plötzlich traurig, klagt, daß man ihr die gute Loge nicht gönne, sie wolle niemand sehen, „denn die Menschen sind mir immer mehr verhaßt“. Da trifft sie denn einen in Menschenfeindschaft weitgereisten Tröster: „Was die Menschen überhaupt betrifft, — erwidert Goethe — so tue ihnen nur so viel Gefälligkeit, als du kannst, ohne Dank von ihnen zu erwarten. Im Einzelnen hat man dann manchen Verdruß, im Ganzen bleibt immer ein gutes Verhältnis.“ — „Ich will also meinen Weg für mich gehen, — erwidert ihm ihre klare Frauenstimme — meine Haushaltung gut versehen, meinen Schatz lieb haben und meine Freude an dem Buben sehen, und dann manchmal eine steife Kaffeevisite machen.“

Wie gut sie sich verstehn, der Genius im ergrauenden Weltmann und der natürliche Verstand in einer lebensvollen Bürgerfrau! Wie einfach ihr Zwiegespräch in diesen Briefen klingt, harmonisch, ohne Präntention! Und rasch ist sie wieder heiter, wieder kann er sie sein kleines Naturwesen, seinen Hausgeist nennen und mit Wärme lächeln, wenn sie in thüringischer Mundart „Einsgeplibter“ schreibt, die Feder auf dem Papier abkratzt, drollige Prädikate für den Zustand guter Hoffnung erfindet oder Sie und Ihnen verwechselt — ganz wie Frau Rat, wie Lotte Schiller, wie die Herzogin Amalia an orthographisch-grammatischen Problemen scheitern. Ja, er lächelt, denn es war keine gebildete Frau, die er gesucht und gebraucht hat, und zeitlebens ist er selber, der eine neue deutsche Sprache schuf, mit Interpunktionen nicht zu Rande gekommen.

„Welche Schrift ich zwei, ja drei Mal hintereinander lese? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir schreibt.“

Was schreibt sie ihm heute, was hat sie ausgedacht, um ihn zu erfreuen? „Daß es mit dem Roman nicht gehen will, ist ja kurios, doch vielleicht geht es noch, man muß nicht gleich verzagen. Bei uns wird fleißig gesponnen.“ Wie fein, wie heiter, seine Arbeit mit der ihren zu vergleichen! Ist es unbewußt?

Vielleicht. Doch wie sie diesen schwierigen Mann zu nehmen weiß, hat Knebels Frau geschildert, die, wie Christiane, lange Zeit Geliebte und dann Gattin eines ähnlich problematischen Charakters war und zwei Jahrzehnte bei Goethes verkehrt hat. „Christiane — schreibt sie nach deren Tode — hatte sehr vielen, natürlichen, hellen Verstand, heitere Laune, verstand ihn aufzumuntern und kannte ihn so genau, mit welchem Tone sie wohlthuend auf ihn wirken konnte. Goethe hätte nach seiner Art nie eine passendere Frau finden können. . . Er hat uns oft gesagt, daß er, wenn er mit einer Sache in seinem Geiste beschäftigt war, wenn die Ideen sich zu stark bei ihm drängten, dann manchmal sich nicht mehr zurechtfinden könne — wie er dann zu ihr ging, ihr einfach die Sache darlegte und oft erstaunen mußte, wie sie mit ihrem einfachen, natürlichen Scharfblicke immer gleich das Richtige herauszufinden wisse, und daß er ihr in dieser Beziehung schon manches verdanke.“

Von Hermann und Dorothea spricht er zu Christiane, schon eh' er's beginnt, nachher berichtet er den Fortgang. Sie will recht beten, daß es gut fortschreite, doch als er dann eine Wagendecke nach Jena erbittet, kommt's ihr vor, als wenn das Werk dort noch nicht fertig werden wolle, und „da hätte mein Gebet für diesmal nichts geholfen“. Plastisch weiß sie einen wilden Studenten zu schildern, der im Theater Lärm macht, und als ihr ein Beamter auf tückisch untertänige Art nachschleicht und schwört, sie müsse den Pferdemist von ihm beziehen, von ihm könnte sie sogar das Leben verlangen, fügt sie dem drolligen Bericht hinzu: „Aber desto mehr fürchte ich mich vor ihm.“ In einem Schlosse findet sie Cranachs Bilder als die besten heraus, und eine halbe Nacht kann sie nicht aufhören, Tiecks Genoveva zu lesen.

Freilich, nur ohne Bildungsversuche kann Goethe ihr solche Natürlichkeit erhalten. Bei irgend einer sehr naiven Frage, die sie nach 20jähriger Gemeinschaft stellt, wendet sich Goethe bei Tisch zu einem Freunde: „Das gefällt mir eben an ihr, daß sie nichts von ihrem Wesen aufgibt und bleibt, wie sie ist.“

#### Hat Christiane Leidenschaften?

Sie liebt den Wein wie Goethe, trinkt anfangs weniger, dann ebensoviel wie er und ist in einem 50jährigen Leben von keinem glaubwürdigen Zeugen jenseits der Grenze heiterer Weinlaune gesehen worden. Einmal bedauert sie, daß kein Malaga im Hause sei, ein andermal, daß sie neulich nicht eine Flasche zusammen getrunken haben, sie läßt sich ein weißes Kleid machen, „um daß, wenn du wiederkommst, wir rechte Schlampagnerstündchen haben können“. Von der Gesellschaft mißachtet, schließt sie sich den Schauspielern an, da sieht man sie denn bei Maskenfesten mit jungen Leuten, oder in Lauchstädt vormittags im Reitkleide lachen und singen. Aus diesen Quellen hat die Mitwelt ihre Trinker-Legende geholt, die Nachwelt schmückte sie begierig aus.

Überhaupt ist's die Komödie, die sie anzieht als Nahrung für ihre weiblich spinnende Neugier, zugleich als neutraler Raum, in dem ihr nichts geschehen kann. Von hier referiert sie dem Direktor Goethe über Besetzungen und Publikum, fügt aber, wenn sie die neue Ophelia tadelt, treuherzig hinzu, sie wisse nicht, ob das nur sei, weil sie einem von Goethe verehrten Mädchen gleiche. Wenn sie hier in der Loge sitzt, möchte sie gern hübsch aussehen, und je zierlicher sie ihre Wünsche vorbringt, umso unbedingter erfüllt sie ihr der Freund, er wird nicht müde, Stoffe, Shawls und Hüte mitzubringen, und mit seinem Dezernenten für Kunstgewerbe konferiert er über die Zeichnung eines Stickereikleides.

Da sie gewandt ist und rasch, so reitet sie gern und lernt mit Ende 30 noch kutschieren, aber vor allem liebt sie das Tanzen: ja, das ist ihre einzige entschiedene Leidenschaft! Ihr Flirt ist immer unschuldig ge-

blieben, und was spräche ihre innere Anständigkeit besser aus als die vielbezeugte Wahrheit dieser Worte: „Äugeln könnte ich hier genug machen, aber ich finde kein Vergnügen daran. Wenn du hier bist, mache ich eher manchmal welche, aber wenn du nicht da bist, geht es gar nicht.“ Wenn es aber zum Tanze geht, dann kann ihr Partner nicht schön, nicht elegant genug sein. Nichts mag sie stolzer berichten, als wenn man sie gleich zu zehn Tänzen engagiert und daß sie mit einem schönen Tänzer ein Paar neue Schuhe in einer Ballnacht durchtanzt hat. In seiner ersten Jugend hat es Goethe zuweilen nicht anders gemacht, und wie er 40 war, hat er wohl auch noch mit ihr getanzt; jetzt aber wird er stärker und bequemer und erklärt sogar theoretisch, jeder Tanz grenze nach seiner Natur ans Manierierte. Wunderliche Linie des Schicksals: wie sich der Genius mit allzuvielen Berechnungen umhüllt, grade zu einer Zeit, als sein natürlichster Geselle solche Theorien mit fliegenden Röcken und lachenden Zügen tanzend ad absurdum führt! Ob er es selbst nicht lächelnd bemerkt?

„Raum und Zeit, ich empfind' es, sind bloße Formen des Anschauens, da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir scheint.“

Nichts hat sie Goethe als dauernde Gefährtin genauer verbunden und widerlegt besser alle Historien, die sie verzerren wollen, als ihr immer tätiges Wesen, und wenn Goethe immer wieder leichte und einfache Frauen zum Gleichgewichte seiner schweren und komplizierten Natur suchte und fand, so hat er zur Genossin auch eine tätige Frau gebraucht, weil er selbst tätig war. Die Art, ihre Tage auszufüllen, ist Beiden ganz gemeinsam, und ob dabei der eine den Haushalt seiner Meisterwerke, der andere meisterhaft einen Haushalt besorgt, das ist für die Harmonie ihrer Lebensführung grundsätzlich gleich. So mag sie's auch getrost erfassen: „Mit deiner Arbeit ist es schön, was du einmal gemacht hast, bleibt ewig, aber mit uns armen Schindludern ist es ganz anders. Ich hatte den Hausgarten sehr in Ordnung, gepflanzt und alles. In einer Nacht haben mir die Schnecken beinahe alles aufgefressen, und ich muß wieder von vorne anfangen . . Man hat ja nichts ohne Mühe, es soll mir meinen guten Humor nicht verderben.“

Ist das nicht Goethes Stimme, wenn er mühsam optische Experimente häuft, verwirft, erneut? Oder wenn er vor 20 Jahren Heilung der verbrauchten Finanzkräfte des kleinen Landes versuchte? Noch ein Schritt, und wir finden die Brücke, die ihre Interessen verbindet, finden den Punkt, wo ihre und seine sinnlich tätigen Arten verwandt sind. Zu niemand spricht Goethe auf Reisen so greifbar wie zu der Freundin über Fruchtbarkeit und Wirtschaft eines Landes. Diesen simplen Partien herzlicher Briefe hört man es an, wie viel lieber Goethe mit diesem Mädchen über Obstkultur sprechen mag als mit ästhetischen Frauen über griechische Plastik, und wenn er gar in diesen Jahren sich über Akten und Schemata freut, um Beobachtungen pedantisch zu ordnen,

so ist er Christianen durchaus verwandt, die zufrieden schreibt, daß die Hauswäsche stimmt.

In diesem Hause gibt es weder Gelage noch Müßiggang. Man geht zeitig zu Bette, und sitzt er früh um 6 bei der Arbeit, um dieselbe Stunde ist sie beim Kartoffelsetzen zu finden. Christiane kann Pferde einkaufen und verkaufen, weiß, daß man sie vor der Auktion gut füttern muß, nach ihrem Gutdünken wird neues Gemüseland angekauft, und was sie dem Gatten nach Jena schickt an Bier, Wein oder Fleisch, was er nach Weimar sendet an Früchten, das füllt ihre Briefbände nicht weniger, doch auch kaum mehr, als es einst die Briefe an Charlotte füllte.

Christiane muß Bücher besorgen, Geld verwalten, Anfragen beantworten, und wenn zum Freitagstee kein Mensch kommt, klagt sie über das schöne, umsonst verbrannte Kaminholz. Sie verkauft auch selbstgezüchtete Spargel und getragene Kleider, macht aus alten Stoffen neue Hemden, und hat er ihr geschrieben, Herr Cotta habe „lauter schöne Doppel-Louisdors geschickt, an denen ich nur erst eine Freude haben kann, wenn ich sie dir aufzähle . . Was magst du lieber: ein Goldstück für dich zum Späße oder etwas in die Haushaltung?“, so liest er lächelnd in ihrer Antwort eine lange Geschichte von zwei nicht mehr neuen Florkleidern, von denen eines für 2½ Taler nicht zu kriegen war, und daß sie eins um 2 Louisdors kaufen will, „und gefällt es dir nicht, so könnt' ich es wieder zu Florkante verkaufen und gewinne noch daran. Aber, wenn du hier wärest, du hättest mir das neue gewiß gekauft!“

Da ist sie, Christiane, sehr sparsam und ein wenig eitel, tüchtig und ganz hingebend, ein Stück Therese, wie sie Goethe ihr jetzt im Wilhelm Meister nachzeichnet — doch wie sie in der Not plötzlich auch Klärchen werden kann, das wird sich noch zeigen.

„Viele der Veilchen zusammengeknüpft, das Sträußchen erscheint Erst als Blume: du bist, häusliches Mädchen, gemeint.“

Die kluge Therese freilich muß schmerzlich bekennen, „daß zwar der Verstand der Männer sich nach Haushälterinnen umsehe, daß aber ihr Herz und ihre Einbildungskraft sich nach andern Eigenschaften sehne“. Christianen geht es besser, denn das, wodurch sie zuerst den einsamen Mann entzückte: Jugend und Liebeskraft bleibt auch durch ihre dreißiger Jahre die gesunde Basis ihres Bundes.

Und so bleibt er, bei aller Prosa des Tages, ihr Liebhaber und wird durch Jahrzehnte nicht müde, ihr auf zarte Weise zu huldigen. Goethe dient jetzt nicht mehr wie vor Lili und Charlotte, doch noch weniger will er herrschen wie Schiller. Nach außen zeigt er seinen Entschluß zu dieser Frau, indem er im Testamente den Sohn zum Erben, sie aber auf Lebenszeit zur Nutznießerin einsetzt.

Zuweilen empfindet er beide recht wie seine Kinder, sie ihn als Vater: „Stell dir vor, wie lieb dich deine beiden Hasen haben: wie du in

Kötschau von uns weg warst, gingen wir raus und sahen auf dem Berg deine Kutsche fahren, da fingen wir alle Beide eins an zu heulen, und sagten Beide, es wär' uns so wunderbar.“

Er weiß es wohl, und lächelnd bringt er solche bittende Hingabe in diese zarten Verse:

„Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge, sie sagen  
immer: Vergiß mein nicht! immer: Vergiß nur nicht mein!“

Nach 9 Jahren: „Ich liebe dich recht herzlich und einzig, du glaubst nicht, wie ich dich vermissen. Nur jetzt wünscht' ich reicher zu sein, als ich bin, daß ich dich und den Kleinen auf der Reise immer bei mir haben könnte.“ — Nach 13 Jahren: „Mit Freuden werde ich . . dich an mein Herz drücken und dir sagen, daß ich dich immerfort und immer mehr liebe.“ — Nach 15 Jahren: „Schicke mir mit nächster Gelegenheit deine letzten, neuen, schon durchgetanzten Schuhe, von denen du mir schreibst, daß ich nur wieder etwas von dir habe und an mein Herz drücken kann.“ Geschrieben vom 54jährigen Goethe als Vater eines 14jährigen Knaben.

Und doch wird diesem schweren Leben auch diese Gabe von Tyche nicht umsonst verliehn, auch hierfür muß er zahlen.

Vier und fünf Jahre nach Beginn ihrer Verbindung ziehen Christianens Schwester und Tante in Goethes Haus und bleiben dort bis zu ihrem Ende, auch der Bruder wohnt lange darin. Ruhige Leute, diese Familie Vulpius, doch eben eine Familie, mit Rücksichten verkettet, mit Wünschen, Kreisen, die Goethe ganz fern, Fremde, die, ohne zu schmarotzen, doch umso lauter werden, je mehr sie sich zu betätigen trachten: drei dumpfe Bürgerschicksale, die das vornehme Haus unerwünscht beleben, und die doch weder zu Goethes geselligem noch zu seinem Familienleben gehören. Zwar, zu Differenzen oder Szenen kommt es nie, aber man muß doch für den stellunglosen Bruder sorgen, für den Goethe eine Masse Briefe schreibt. Auch gibt es da einen Liebhaber von Christianens Schwester, einen weggelaufenen jungen Adligen, um dessen Rückkehr sich der Pastor des elterlichen Gutes bei Goethe bemüht, und dieser muß erwidern, entscheiden, sorgen. Dennoch kann seine eingeborene Güte die Familie der Freundin nicht vertreiben.

Was ist die Folge? Sie, ohne es zu wissen oder gar zu wollen, vertreiben ihn, und während er das vornehmste Haus von Weimar Kleinbürgern überläßt, mit denen er nicht einmal verschwägert ist, begründet er sich im nahen Jena ein bürgerliches Junggesellenleben, dessen Stätte aus zwei schwer heizbaren Zimmern im Schlosse, zuweilen aus einem Zimmer in einem Mietshause besteht. So hat Goethe ohne Ehe die Schwierigkeiten des Ehelebens zu tragen. Einmal verbringt er 4, einmal beinahe 6 Monate von zwölf in Jena.

Freilich ist's auch das tägliche Treiben, das ihn als Minister, Direk-

tor, Weltmann in Weimar umspielt und darum verscheucht; selbst Schiller ist ja, als er später in Weimar wohnte, zur Arbeit zuweilen nach Jena geflohen. Hier werden sie wieder Dichter, dieser nach außen strebende, jener ins Breite gezogene Geist, und wenn nun Goethe in Knebels alter Stube sitzt, die dieser lange verlassen hat, so sagt er dankbar, kein anderer Raum habe ihm so viel produktive Stunden gegeben. Dann läßt er sich aus seinen Sammlungen ein Dutzend Gemmenabdrücke senden, „damit ich nur etwas vor mir habe, das mir das Anschauen erfrischt“. Abends disputiert er mit Schiller oder im Kreise der Forscher und Freunde, den er gar einmal „ein Feenmärchen“ nennt.

Wohl darf zuweilen Christiane mit oder ohne den Knaben nach Jena kommen, ein oder das andere Mal kommt er sogar selbst heimlich nach Weimar auf Besuch, spät abends, läßt sich die hintere Gartenpforte offen halten, frühzeitig fährt er dann nach Jena zurück, jedesmal 3 Stunden Fahrt. Klingt es nicht wie das Liebesabenteuer eines Erbprinzen, der sich auf eine Nacht zu seiner vielbewachten Geliebten stiehlt? Es ist ein 50jähriger Dichter, frei in der Wahl seines Wohnens, in der Anordnung seiner Geschäfte, der heimlich durch die Hinterpforte sein eigenes großes Haus im Dunkeln erschleicht, um die Frau, die ihm 12 Jahre lang verbunden ist, ein paar Stunden zu sehen.

Und doch ist's um dieser selben Seinigen willen, daß er immer wieder entweicht! „Du weißt, daß ich zu Hause nicht zur Sammlung kommen kann, meine schwere Arbeit zu endigen . . Es ist noch sehr viel zu tun, wobei ich mir ganz allein überlassen sein muß . . Ich bitte dich, nicht unvermutet herüberzukommen, ich muß es wieder auf meine gewöhnliche Art halten und hier solange in einem Stück arbeiten: alsdann wollen wir wieder vergnügt beisammen sein.“ So väterlich freundlich entschuldigt er sich.

Energischer spricht er's gegen Schiller aus: „Da ich nicht nach Jena entweichen konnte, so mußten die Meinigen weichen; denn dabei bleibt es nun einmal, daß ich ohne absolute Einsamkeit nicht das Mindeste hervorbringen kann . . und daß nicht etwa nur das Gespräch, sondern sogar schon die häusliche Gegenwart geliebter und geschätzter Personen meine poetischen Quellen gänzlich ableitet.“

Je älter, je vielfacher die Gemeinschaft wird, umso ernster muß er zuweilen den Kopf schütteln. Ihm, der sich durch 20 Jahre in diesem kleinen Staate makellos gehalten hat, muß es nun passieren, daß er einen unteren Beamten um einen Paß für „Frau Vulpius und Sohn“ höflich ersuchen soll; und als er die Seinen drei Tage bei der Mutter in Frankfurt hat, scheint's ihm doch besser, sie rasch wieder heimzusenden.

Überhaupt, so fragt sich Goethe zuweilen, wenn Frau und Sohn ihn in Jena besucht haben, und nun sitzt er wieder still vor den Blättern seiner Arbeit: — Ist es nicht wunderlich, wie die kurze, schöne Begegnung sich nun zu einem Schicksal weitet, an das ich grade damals nicht

dachte? Ist uns denn nie die schöne, flüchtig naive Neigung gegönnt, die ohne Folge bleibt, wie sie ohne Ursache einem Sommermorgen entsprang? Wird auch dies antikische Verhältnis deutsch und schwer? Sollte man nicht beherzt sich trennen, und Jeder nähme die Freiheit zurück, die er freiwillig aufgegeben? — So mag auch die Stimmung sein, in der er, fern von der Freundin, an einem Schweizer Herbsttage den Baum an einem Bach betrachtet und in ihm dieses sein Liebes-schicksal:

„Wenig Äpfel trägt er mir nun, der sonst so beladne:  
Sieh, der Efeu ist schuld, der ihn gewaltig umgibt.  
Und ich faßte das Messer, das krummgebogene, scharfe,  
trennte schneidend und riß Ranken nach Ranken herab.  
Aber ich schauderte gleich, als tief erseufzend und kläglich  
aus den Wipfeln zu mir lispelnde Klage sich goß: . .  
O verletze mich nicht: Du reiße mit diesem Geflechte,  
das du gewaltig zerstört, grausam das Leben mir aus.  
Hab' ich nicht selbst sie genährt und sanft sie herauf mir erzogen?  
Ist wie mein eigenes Laub nicht mir das ihre verwandt?  
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die, meiner einzig bedürftig,  
still, mit begieriger Kraft mir um die Seite sich schlingt?  
Tausend Ranken wurzelten an, mit tausend und tausend  
Fasern senket sie fest mir in das Leben sich ein.  
Nahrung nimmt sie von mir, was ich bedürfte, genießt sie,  
und so saugt sie das Mark, saugte die Seele mir aus.  
Nur vergebens nähr' ich mich noch: die gewaltige Wurzel  
sendet lebendigen Safts, ach! nur die Hälfte hinauf . .  
Nichts gelangt zur Krone hinauf. Die äußersten Wipfel  
dorren, es dorret der Ast über dem Bache schon hin . .  
Sie nur fühl' ich, nur sie, die umschlingende, freue der Fesseln,  
freue des tötenden Schmucks fremder Umlaubung mich nur . .  
Süß ist jede Verschwendung! O laß mich der schönsten genießen!  
Wer sich der Liebe vertraut, hält er sein Leben zu Rat?“

Hier, in „Amynthas“, ist sie in einem großen Gleichnisse ganz: Goethes Ehe — und nichts vermag nach so ergreifenden Worten der Nachgeborene hinzuzusetzen.

Auch die Erziehung des Knaben leidet unter den Zwiespalten weltlicher und musischer Art, denn dies wäre eben die entscheidende Epoche seiner Erziehung, vom 6. bis ins 18. Jahr. Goethe, Kinderkenner und -freund, der Fritz von Stein beinah allein erzogen, der für Lotte Buffs Geschwister, für Carl Augusts, Herders, Jacobis Kinder so viel getan hat, beschäftigt sich wohl auch mit seinem eigenen Sohne, besonders in den Kinderjahren, der Knabe liebt ihn auch zunächst und



schließt sich gern an. Er darf im Berghabit im Ilmenauer Festzuge gehn und wird dann abends vom Vater zu Bette gebracht. Spielt er im Schloßhofe von Jena mit einem kleinen Mädchen und Goethe bemerkt sie von oben, wenn er von seinem Papiere ans Fenster tritt, so läßt er Kuchenstückchen an Schnüren hinunterfließen, die Kinder hochspringen und freut sich des Spieles. Oder der Vater macht ihm aus dem Kürbis einen Teufelskopf mit Feueraugen oder malt ihm zum Kindertheater eine Dekoration, und nun sitzt August, wie einst der Vater, vor dem Schattenspiele, wieder tritt Doktor Faust auf und der Teufel, — aber das Drolligste, was nun der Sohn zu berichten weiß, ist doch eben, wie die Katze plötzlich das Licht umwarf.

Und doch, ist etwa der 50jährige Goethe zu alt, ist er in dieser vielfältigen Epoche zu abgezogen? Gewiß ist nur, daß Vater und Sohn von Anbeginn schicksalhaft jener dauernden Verbindung entbehren, die echte Erziehung gewährleistet. Goethe versäumt, den Sohn zu erziehen.

Nur als Dichter spiegelt er zur gleichen Zeit den echten Vater ab und läßt Lothario dem Wilhelm Meister raten, seinen kleinen Felix mit sich zu nehmen, „denn was sogar die Frauen an uns ungebildet zurücklassen, das bilden die Kinder aus, wenn wir uns mit ihnen umgeben“. Ja, Wilhelm ruft am Schlusse vor dem schlafenden Knaben das Schicksal an, lieber ihn selbst als vor ihm diesen Schatz zu zerstören. Dies alles kann in eben den Jahren, wo Augusts Geschwister bei der Geburt gleich wieder entschwinden, nur mit einem Blick auf den eigenen Sohn gefühlt, geschrieben sein. Dennoch bleibt dieser stets bei der Mutter, deren schlichte Natur ein schlichtes Kind imstande wäre aufzuziehen, aber die dunkle und gefährdete Natur dieses Goethe-Sohnes nicht abzulenken weiß.

Das Wenige, was in den ersten Jahren über Augusts Art klar wird — denn seine Briefe sind vom Lehrer im Goethischen Stile diktiert, und auch daß Goethe dies zugelassen, war ein Fehler — dies Wenige zeigt einen geweckten, kecken, praktischen, ziemlich rohen Buben, der sich über Mutters Gurken mokiert, die schlechter ständen als die seinen, der über seinen Kameraden spottet, Schillers Sohn, weil der überall Angst habe; der sich „eine große Menge Zeisige“ kauft, aber einen seltenen kleinen Vogel wegschenkt, damit er ihm nicht mehr Futter suchen muß; der einen Maulwurf tot macht und sich am Schreien der Schweine beim Schlachten freut. Wie er im Garten ein Stückchen Silber findet, verkauft er's um einen Groschen; leicht lernt er Sprachen, hat ein gutes Gedächtnis, und als der Vater ihm Schillers neue Turandot-Rätsel vorliest, löst er sie schneller als Goethe.

Den Halbwüchsigen nimmt dann der Vater mit ins Bad, doch da ist mehr erheiternder Einfluß auf den Alten zu spüren als erziehender auf den Jungen, denn dieser Knabe scheint nicht geschaffen, Goethes Art und Vorbild in sich produktiv zu machen. Lieber gesellt er sich der Mutter zu, und neben allem Klatsch bleibt dies gewiß, daß sie ihn bei-

nah jedesmal ins Schauspiel mitnimmt, daß Goethe es nicht hindert und so statt eines ersten einen zerstreuten Knaben heranwachsen läßt.

„Mit dem Gefühl des Vaters hatte er auch alle Tugenden eines Bürgers erworben. Er fühlte es, und seiner Freude konnte nichts gleichen . . O der seltsamen Anforderungen der bürgerlichen Gesellschaft, die uns erst verwirrt und mißleitet und dann mehr als die Natur selbst von uns fordert! . . Der Mensch ist zu einer beschränkten Lage geboren. Einfache, nahe, bestimmte Zwecke vermag er einzusehen . . Sobald er ins Weite kommt, weiß er weder was er will noch was er soll, und es ist ganz einerlei, ob er durch die Menge der Gegenstände zerstreut oder ob er durch die Höhe und Würde derselben außer sich gesetzt werde . . In Amerika glaubte ich zu wirken, sagte Lothario . . Wie anders seh' ich jetzt die Dinge, und wie ist mir das Nächste so wert, so teuer geworden. Ich erinnere mich wohl des Briefes, — versetzte Jarno — den ich noch über das Meer erhielt. Sie schrieben mir: Ich werde zurückkehren und in meinem Hause, in meinem Baumgarten, mitten unter den Meinigen sagen: Hier oder nirgends ist Amerika!“

Hier oder nirgends, am Ende der „Lehrjahre“ sind die Gründe angedeutet, die Goethe selbst um Fünfzig bürgerlich machen müssen. Doch zugleich, man muß es betonen, sind darin auch Vorwände enthalten, Verallgemeinerungen eines höchst persönlichen Zustandes, um ihn vor sich selbst als notwendig zu begreifen. „Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst“, schreibt er jetzt an Meyer — und im Zusammenhang mit allem, was zugleich durch Goethe versucht, betrieben, begonnen, vernachlässigt, gemieden, erhoben und getadelt wird, besagt dies Motto nichts Tieferes als einen Realismus, der sich, aus wildem Sprudelquell, in einen breiten, Schiffe und Lasten geduldig tragenden Strom geweitet hat, und ruhig fließt er durch die breite Ebene. In dem großen, streng geregelten Strome dieses Goethischen Mittelalters spiegeln sich nun die Städte der Menschen, hohe Türme und kleine Häuser, er trägt ihre Güter von Ort zu Ort. Goethe wird Bürger.

Als Jüngling hat sein Bürgerblut ihn mitten in Ekstasen zur Selbstbesinnung gemahnt, Mitte 30 hat es ihn zwischen Verzweiflungen in die Sklaverei staatlicher Pflicht gebannt, gegen 40 wurde ein sorgfältig abenteuerloser Reisender daraus. Nun, um die 50, ist's ein Bürger mit Weib und Kind, mit einer Legion von übernommenen und selbstgesetzten Pflichten, peinlich geordnet, dem Weltgeschehen, doch auch den geistigen Zentren seines Landes fern, von seinen Feinden „der gebildetste Mann des Jahrhunderts“ boshaft betitelt —: ein ins Maßlose wachsendes Magazin des Geistes.

Verwandelter Ausdruck! Acht Jahre nach dem Lipsischen Bilde weigert er sich, es einem Verehrer zu schicken, denn nun wäre es kein

Gleichnis mehr von ihm. Außer Bury haben ihn in diesen Jahren auch Jagemann, Meyer, Tieck und die Bardua dargestellt: den Mann, der traumlosen Schlaf nun für den erquickendsten erklärt, der seinen Hals nie entblößt, den wohlbeleibten, unteretzten Goethe, mit dickfingrigen Händen, mit fleischigen Wangen und Doppelkinn, das er anzuziehen liebt, mit Säcken unter den Augen und einem gesättigt klugen Blicke, der häufiger als früher die Lorgnette braucht: so hat er damals vor sich hin gelebt und gewirkt, in die Breite mehr als in die Tiefe, und alle Zeichen des Bourgeois werden nun auch an ihm für ein Jahrzehnt deutlich.

Da ist der Bürger, dem es zu Haus am wohlsten ist, wenn — wie er's eben jetzt in Verse setzt — wenn hinten tief in der Türkei die Völker aufeinander schlagen; denn beinah wörtlich wie dieser sein Leipziger Bürger sagt er bei der Lektüre einer Marokko-Reise, er danke Gott, in Lauchstädt zu sein. Humboldts Einladungen nach Paris bleiben erfolglos, vom sicheren Weimar aus, wo schon ein Besuch der Frau von Staël Epoche macht, schwärmt er für die Wiege der neuen Zeit, beneidet Humboldt und Cotta um alles, was sie dort erfahren und genießen, — fährt aber höchstens auf die Leipziger Messe und staunt dort London in einem Panorama an! Jetzt mundet ihm sogar Frankfurt, zum erstenmal im Leben, und es ist ein Stück Behagen drin, wenn ihm nun „die Frankfurter Bankiers, Handelsleute, Agioteurs, Krämer, Juden, Spieler und Unternehmer tausendmal besser gefallen, die doch wenigstens selbst was vor sich bringen, wenn sie auch Andern ein Bein stellen“. Von den Umwälzungen Europas steht in Briefen und Tagebüchern beinah nichts, und als man den Rheinbund schließt, kann er in seinem Tagebuche vermerken: „Zwiespalt des Bedienten und Kutschers auf dem Bocke, welcher uns mehr in Leidenschaft versetzte als die Spaltung des Römischen Reichs.“

Selbst dort, wo er am ehesten Welt finden kann, da er ja Deutschland nicht verläßt und seine Hauptstädte meidet: selbst in Karlsbad sind es jetzt mehr Leute, die schöne Kupfer und interessante Steine herzeigen, als Weltleute, die ihm behagen.

Da ist der geborne Bürger, der nun erst auf die Vorteile seines erworbenen Adels kommt, den er bisher gering geachtet. Mitglied beider Weimarer Klubs, tritt er nun aus dem bürgerlichen aus, und nimmt er auch nach wie vor an dem adligen keinen Anteil, so wächst doch von nun an die Zahl adliger Namen bei seinen Tees und Empfängen. In ein Erleben läßt er sich vom Herzog sein kleines Gut verwandeln, um Mitglied der Landstände zu werden: derselben Landstände, die ihm für seine Verdienste als Minister „ein *douceur* von 200 Talern verwilligen“, und zwar mit dieser damals üblichen Bezeichnung, die Goethe selbst gleichzeitig für Trinkgelder an Boten braucht. Fällt einem im Anblick solcher Schritte und Briefe nicht jenes Wort der schönen Seele aus Wilhelm Meister ein: Schwächen sind auffallender bei vorzüglichen Menschen,

wir wünschten, privilegierte Naturen sollten gar keinen solchen Tribut entrichten?

Da ist der Bürger, der schärfer noch als früher über der Ordnung wacht. Fichtes freiheitliches Auftreten gegen seine Regierung erzürnt ihn, bei aller Schätzung seiner Ideen, so daß er den Abgang des Professors mehr aus formalen als aus inneren Gründen zuläßt. Einem jungen Stürmer, der mit seiner Geliebten durchgebrannt und zu Goethe vorgedrungen ist, um Schauspieler zu werden, macht er klar, er müsse sogleich wieder nach Hause, gibt ihm Reisegeld, bezahlt das Gasthaus und fordert sich durch den rückkehrenden Kutscher 16 Taler 17 Groschen wieder ein, die er ausgelegt hat. Die jungen Leute hatten auf den Dichter des Meister gerechnet, dessen Flucht aufs Theater ihnen selbst vorschwebte: nun fühlen sie sich nach Hause gepackt mit einem Brief an die Eltern, worin dem lebensdurstigen Jüngling in einem glatten Satze empfohlen wird, „Glück und Befriedigung in dem wohlwollenden Schutze (der Familie) und einem zweckmäßigen Lebensgange zu finden“.

Da ist der bürgerliche Pedant auf seiner Höhe. Nun schwärmt er für „Faszikel“, in denen er auf Reisen sammelt, was heute Baedeker enthält: Verordnungen und Preislisten, Formulare, Zettel und Aufgebote, Chroniken und Statistiken, und nicht anderswo fängt er diese Praxis an als in seiner Vaterstadt, wo er nun mühevoll das zu schematisieren trachtet, was Auge und Verstand ihn seit Jahrzehnten gelehrt haben! Immer exakter werden auch daheim die täglichen Aufzeichnungen. Mit einer neuen Elegie gedenkt er sogleich „auch ein neues Buch Elegien anzufangen“ und fügt das groteske Dichter-Schema bei: „Die zweite wird wahrscheinlich die Sehnsucht, ein drittes Mal über die Alpen zu gehen, enthalten, und so werde ich weiter . . . fortfahren!“ Von ihm selbst gilt jetzt jene Bosheit, die er in den Studien zum Faust verschwinden läßt:

„Ein Mensch, der von sich spricht und schreibt,  
wie einst sein Biograph von ihm geschrieben hätte.“

Auf ungeschnittenes Papier hätte er jetzt kein Konzept geschrieben, viel weniger ein Billet an Freund oder Frau. Das Siegel muß so peinlich sitzen, daß er meist selbst die Briefe siegelt. Die Handschrift fließt.

Immer komischer werden die Tagebücher. „Man kommt nun nach und nach aus dem Gebirgstale heraus und sieht bald rechts in einer schönen Ebene die so beliebte Universitätsstadt Göttingen liegen. Logis in der Krone.“ Zu einem Dialoge Diderots fügt er Noten, die die Hauptdaten aller darin vorkommenden Personen aufführen, sodaß dort herrliche Dinge über Voltaire — neben Spalten voller Langeweile über entlegene Geister stehen. Oder man findet solche groteske Wendungen, als er den Mond beobachtet: „Es ist eine sehr angenehme Empfindung, einen so bedeutenden Gegenstand, von dem man vor kurzer Zeit so gut als gar nichts wußte, um so viel näher und genauer kennen zu lernen.“ Größte Sorgfalt nach seinem Handexemplare prägt er dem Verleger beim Neudruck eines

Buches ein, selbst falsche Interpunktion würde ihn „zur Verzweiflung bringen“, ja, er solle sogar, wenn noch ein Fehler stehen geblieben wäre, diesen lieber mit abdrucken! In solchen Augenblicken treten die Züge seines Vaters aus Goethes Antlitz deutlicher vor.

Da ist der bürgerliche Küchenfreund: es kommt die Zeit, wo wir was Gut's in Ruhe schmausen mögen. Seit Anfang der vierziger Jahre fängt er an, tüchtig zu trinken, bringt es allmählich auf 1—2 Flaschen Wein täglich und hält das im allgemeinen so bis zum Ende. Im 50. Jahre sagt er, daß er fast nichts mehr als Fleisch und Wein genieße. Nach Jena läßt er sich zuweilen fünfzig Flaschen und außerdem Dessertwein senden. Einem Buchhändler aus Bremen, der ihn zu einem Beitrag durch ein Kistchen feinen Weins besticht, überläßt Goethe den zweiten Teil seiner „Zauberflöte“ und heißt ihn selbst das Honorar bestimmen; der Buchhändler sendet eine neue Ladung. Zwischen Dichtungen und Geschäften steht der erste Spargel im Tagebuch, und nun singt Goethe — in der zweiten „Epistel“ — auch über Gurken, die in Essig liegen.

Da ist der bürgerlich breite Geldverdiener, dessen Gedanken lebhafter um Zahlen kreisen als selbst zur Zeit seines Kammerpräsidiums. Auch jetzt, mit 50 Jahren, hat Goethe, der wohl ein geschenktes Haus, doch kein Vermögen besitzt, nichts Sicheres zum Leben als seinen Gehalt, der vom 36. bis zum 66. Jahre jährlich 1600 Taler betrug. Doch nun ist er entschlossen, bequem zu leben, einen Stich, eine Gemme, Apparat oder Buch, die seinen Sammlungen oder Studien fehlen, will er besitzen, ein großes Haus führen, obwohl er sich aus den Leuten im einzelnen nicht viel macht, Freunde bei sich wohnen lassen, große Geschenke machen.

Jetzt erkundigt er sich unter der Hand, ob man „bei dem bevorstehenden Ableben der guten Obermarschallin“ nicht einen Stadtwagen oder sonst häuslich Brauchbares billig mitnehmen könne. Oder er schreibt seiner Frau aus dem Bade: „Ich küsse dich und das Kind in Gedanken, und meine Abwesenheit wird dadurch leichter, daß ich für euch arbeite“: freilich eine für Christiane stilisierte Fassung. Doch dies bleibt wahr, was er einmal an Meyer schreibt: nur durch Ordnung und Tätigkeit könne er seine freilich etwas breite Existenz soutenir. Die neuen Zeitschriften bedeuten ihm erwünschte Wege zu neuen Unternehmern, und dieser, Goethe bisher fremde Wille, nicht nur seine Produkte gut zu verkaufen, nein, auch zum Zwecke des Verkaufes mehr zu produzieren, ist eins der Motive für die unabsehbare Menge an Schriftstellerei, die er in dieser Epoche neben wenigen Dichtungen erscheinen läßt.

Von nun an hält sich Goethe an den mächtig wachsenden Cotta (von dem er in etwa 4 Jahrzehnten 150000 Taler und 9000 Gulden bezieht), läßt aber zugleich andre Verleger nicht aus. Als Unger um Material für einen neuen Band von Goethes bei ihm erscheinenden Schriften bittet, sagt Goethe, der indessen das Kommende an Cotta versprochen hat, we-

der ab noch zu. Für Beiträge zu den Horen und dann zu den Propyläen erhalten Schiller und Goethe Honorare, wie sie in Deutschland unbekannt waren: nur so ist erklärlich, daß Goethe für die Zeitschriften den ganzen „Cellini“ übersetzt oder Stücke aus Frau von Staëls Buche exzerpiert. Für die jährlichen 4 Hefte der Propyläen, die er nur teilweise selbst schreibt, bedingt er sich allein mehr, als sein jährliches Gehalt als Minister ausmacht, und wie sie bald wieder eingehen, rät er dem Verleger sogleich zu neuer Unternehmung! Nur der große Erfolg der „Zauberflöte“ bestimmt ihn, einen zweiten Teil nachzudichten, obschon Mozart tot ist: Personen, Kleider, Dekorationen könnten auf allen deutschen Bühnen wieder verwendet werden, und er fordert 100 Dukaten von einem Wiener Musiker für den Text.

„Hermann und Dorothea“ will er an Vieweg für dessen Almanach hergeben; da das Werk erst zu zwei Dritteln fertig ist, so darf es der Verleger nicht sehen: er soll „ein episches Gedicht von 2000 Hexametern“ im Sacke kaufen und darauf bieten. Zugleich wird Goethes eigene Forderung in versiegeltem Kuvert bei einem Vertrauensmanne deponiert; bietet man weniger, als Goethe fordert, so kommt der Handel nicht zustande, bietet man mehr, so braucht er nur das Geforderte zu zahlen. Vieweg erstaunt, überlegt, bietet 1000 Taler. Der Vertrauensmann öffnet das Kuvert, liest: „Für das epische Gedicht . . verlange ich 1000 Taler in Gold. Goethe.“

Schließlich verkauft Goethe am Ende dieses Jahrzehntes aufs neue seine Werke zur ersten Cotta'schen Ausgabe. Neu ist dabei sehr wenig: außer einigen Gedichten, Achilleis und Elpenor nur ein Drittel des Faust. Dennoch fordert und erhält Goethe für das 5jährige Recht dieser Ausgabe mit 10000 Talern eine Summe, die höchstens Voltaire vor ihm erreicht hat. Da freilich kann Schiller, etwas bitter und wenig taktvoll, an Cotta schreiben, Goethe taxiere sich selbst hoch, es sei noch kein Buchhändler mit ihm verbunden geblieben. Goethe aber schreibt heiter: „Es scheint, da wir Dichter bei der Teilung der Erde zu kurz gekommen sind, uns ein wichtiges Privilegium geschenkt zu sein, daß uns nämlich unsere Torheiten bezahlt werden.“

Trotzdem muß er, vor Empfang dieser großen Summe, wiederholt Darlehen aufnehmen — auch von seinem frühern Diener Philipp Seidel. Da läßt er denn keine Vertraulichkeit aufkommen: als er ihm etwas von den 1200 Talern wiedergibt, die er aus dessen, meist in Goethes Diensten gemachten Ersparnissen zurückgeborgt hat, nimmt er durchaus den Herrenton an, als müßte der Gläubiger ihm recht dankbar sein: „Du erhältst hier eine schöne Partie Doppellouisdors.“ Das ist derselbe Seidel, dem er aus dem Reichtum seines Geistes ehemals eine Iphigenie in Prosa zum Geschenk gemacht, dem er Kritik erlaubt und gedankt hat. Jetzt, da ihm jener aus seinem schnöden, von Goethe verachteten Reichtum etwas abgibt, wird es mit kalter Geste ohne Dank zurückgegeben.

Als er das Epos auf so mysteriöse Weise verkauft hat, macht Goethe seinen einzigen wirtschaftlichen Fehler: er kauft, wohl von Christiane beredet, ein kleines Gut bei Weimar, das er selbst vor Kaufabschluß nie betreten hat. Nun lebt er zuweilen ein paar Sommerwochen draußen, läßt geschlängelte Parkwege anlegen, und einmal konnte man auf dem Pferdemarkte Goethe — Minister, Gelehrten, Sonderling und Dichter — neue Pferde einkaufen sehen. Dann ärgert er sich mit den Pächtern, entläßt einen, der nicht ehrlich ist, um einen andern zu finden, der in Baumzucht phantasiert; Dorffeste, Besuche, Brennerei tun das übrige, um diesem großen Wirtschafter, der ehemals zwei Herzogtümer sanieren konnte, ein Defizit zu bringen, das den Bürger um der Unordnung mehr als um des Verlustes willen kränkt.

Doch kommt's ihm nicht überraschend, von Anfang an hat er ironisch, etwas verschämt von diesem Besitz gesprochen, und wie um seine Fremdheit gegen diesen einzigen Teil seiner Lebensform zu symbolisieren, hat er meist, statt in seinem Bauernhause, beim Pastor nebenan gewohnt. Immer hatte er in früheren Zeiten, wo ihn ein landwirtschaftlicher Freund in die Geheimnisse der Bodenbereitung einführte, das Dilettieren in so ernsten Dingen abgelehnt, auch jetzt hat er die Verwaltung sogleich verpachtet. Dennoch lockt es ihn, diesen Kennern doch auch auf die Sprünge zu kommen. Auch rühmt er seinen Landaufenthalt, „weil ich durch die gemeinen Gegenstände des Lebens depotenziert werde, wodurch eine gewisse Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit in meinen Zustand kommt, die ich lange nicht mehr kannte“.

Hier ist der Grund zu lesen, warum Goethe in dieser kleinen Unternehmung erfolglos bleiben muß. Zwar lebt er nicht romantisch wie ein Dichter auf dem Lande, noch experimentierend wie ein Naturforscher, noch rechnend wie ein Kammerpräsident: er lebt wie ein Städter in den Ferien. Dieser Begriff aber muß Goethes ganzer Lebenshaltung widersprechen. Doch vielleicht führt gerade von hier der Weg zu seinen Motiven, denn aus Zerstreuung oder Schwäche hat der reife Goethe nie einen Schritt getan. Es scheint nämlich, er wollte, da ihm formelle Eheschließung jahrelang vorschwebt, Christianen als Gutsherrin einen Übergang schaffen, den ihm und ihr die intrigante Residenz erschwerte.

Schließlich ist sie mit ihrem praktischen Sinne selber froh gewesen, nach 5 Jahren schwankenden Genusses das Gut ohne großen Verlust wieder loszuwerden, und lächelnd schließt Goethe im Alter eine Schilderung dieser Umstände mit den Worten ab: „Es fehlte nichts als das Nützliche.“ Jetzt, da er es verkauft, faßt er's auf seine Art symbolisch zusammen: ihm diene es nicht, „da ich mich für immer von der Erde im ökonomischen und ästhetischen Sinne losgesagt habe“.

Ein zweifelhaftes, zu mindest kein typisches Wort und grade durch diese Epoche seines Lebens widerlegt.

Denn Goethe ist um die 50 nicht mehr der rein ins Wahre, der nur hinauf strebende Denker — und ist noch nicht der heiter blickende, zu neuer Freiheit aufschwebende Dichter, zu dem er bald werden soll. Jetzt ist er verstrickter als je in Dinge und Menschen, und jener Wunsch der vorigen Epoche, um keinen Preis mehr allein zu leben — damals Heilungs-Symptom eines einsam einfrierenden Herzens — ebnet sich jetzt zum Bedürfnis des Tages, verliert an Tiefe und an Grimm, wird natürlicher, bürgerlicher, bequemer. Auch jetzt noch hat er Tage des Menschenhasses, denkt nach ermüdenden Besuchen daran, die Mauer um sein Leben noch zu erhöhen, und hat einmal gegen Schiller in sehr bedeutender Konfession von jenem „realistischen Tic“ gesprochen, durch den er sein Leben und seine Schriften den Menschen gern aus den Augen rücke: „So werde ich immer gern incognito reisen, das geringere Kleid vor dem bessern wählen und, in der Unterredung mit Fremden oder Halbbekannten, den unbedeutendern Gegenstand oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, mich leichtsinniger betragen, als ich bin, und mich so, ich möchte sagen, zwischen mich selbst und zwischen meine eigne Erscheinung stellen.“

Ein einziges Mal enthüllt hier Goethe die Hemmungen, die seine hingebende, doch von den Menschen enttäuschte Seele in jene Zurückhaltung führten, die dann als Steifheit ein gewollt falsches Bild seines Wesens auf Mit- und Nachwelt übertrug. Zugleich gibt er die Technik an, wie schwer erworbener Menschenhaß sich zum Umgang mit den Menschen zurückentwickelt. Nur unter diesem ungeheuren Vorbehalte darf man es verstehen, daß Goethe, um die 50 und später, nicht mehr mit der metallenen Maske des 40jährigen herumgeht; daß ihm ein Schleier nun genügt, um sich mit weniger Starrheit und mehr Anmut zu verbergen. „In diesem Leben, wodurch man besser hindurchgeht, je weniger man es fühlt, sollte man nur den Menschen von sich und Andern abzuziehen suchen, die Wirkung der Leidenschaften aufhalten und an ihre Stelle einen unabhängigen Genuß setzen.“

Auf solcher ungefährlichen Basis fängt Goethe aufs neue an, sich unter die Menschen zu mischen, als Schriftsteller und Gelehrter, lebhafter als zur Zeit, da er Staatsmann war und doch vor den Menschen flüchtete. In Jena sind es Professoren, die ihn ehren und fürchten, und hört man junge Leute, die ihm empfohlen sind, von ihrem ersten Eindruck berichten, so scheint es, als fürchten ihn alle. In gelehrter Teegesellschaft sieht ihn einer an einem Tische zwischen vielen Lichtern und unter dem Kronleuchter steif dastehn, von einem Halbkreise von Gelehrten umgeben, die ihm mit befremdeter Neugier zuhören.

Der junge Jean Paul, der ihm Wahrheiten sagt, erntet doch immerhin den Erfolg, daß Goethe Schiller warnt, ihn zu sehr zu loben oder zu tadeln. Ihm selbst aber, der gar zu gern Goethen über seine Arbeiten herauslockte, widersteht dieser einen Abend lang wie im Schachspiel, und am Ende bleibt dem jungen, begeisterten Skeptiker in einem köstlichen



Bericht über diesen Besuch keine andere Waffe gegen Goethe, als daß er endet: „Auch frisset er sehr viel.“

An Frau von Staël, die damals notierend und interviewend Deutschland bereist, will Goethe erst vorüberschleichen, dann bringt er sie, mit Achtung vor ihrem Geist und Antipathie gegen ihre Zunge, bald wider-spensstig, bald galant in manche heitere Verlegenheit, die die kluge Frau zu parieren weiß. Als sie ihm aber eröffnet, sie werde jedes seiner Worte in Frankreich drucken, zieht er sich mehr zurück und sieht sich vor.

Eines Tages klagt er beim Tee im Haus einer Freundin den Damen sein Leid über Förmlichkeit und Kälte, die Weimars Gesellschaft beherrsche, und wie er nun, in plötzlicher Laune, wie in Erinnerung an die Frankfurter Jugend, eine *cour d'amour* vorschlägt, an der einen Winter lang jeder Herr dieselbe Dame führen und hüten solle, so wählt er für sich rasch die Hand der Gräfin Egloffstein und entwirft an einem kleinen Damen-Schreibtisch die Satzungen dieses wöchentlichen Picknicks, zu dem die Damen das Essen, die Herren den Wein nach Goethes Hause bringen sollen. Entzückt applaudieren die Damen, die heut endlich Goethes legendäre, von den Jüngeren nie recht geglaubte Liebenswürdigkeit kennen lernen. Bald bilden sich 7 Paare, bei kaltem Wetter und schlechter Politik erwartet man Erheiterung und Frische, man schwatzt im vorhinein, man schmückt sich, man erscheint. Wen findet man? Einen strengen, kalten, wortkargen Goethe, bürgerlich steif, lehrerhaft pedantisch, einen eckigen *Maitre de plaisir*, der zwar für jeden Abend die hübschesten geselligen Lieder dichtet, aber tyrannisch wacht, daß man sie auch im Takte singe, daß niemand ein Gespräch beiseite führe, einen eigenen Einfall äußere, sich setze oder aufstehe, wann er mag, — und bald geht dieser wunderlichste aller Liebeshöfe an der Angst seiner Ritter und Fräulein vor ihrem Doyen zugrunde.

Als Goethe später im Hause der klugen und reichen Johanna Schopenhauer beim Tee schottische Balladen vorträgt und von den Damen den exakten Rundreim verlangt, platzt eine Professorin heraus. Da blitzt sie sein Auge an, da donnert seine Stimme: „Dann lese ich nicht!“ Die erschrockene Wirtin vermittelt, man verspricht Gehorsam, taktmäßig das Kinn bewegend rezitieren die Damen den Chor — so komisch, daß nur Goethes Autorität sie beim Ernst erhalten kann. So enden seine geselligen Pläne, als er, ein Fünfziger, dunkel und befangen, aus allzu langer Einsamkeit freundlichen Umgang ersehnt. Ist es dann sonderbar, wenn er sich lieber allein mit der heiter geschmückten Christiane zum Weine setzt, herzlicher Neigung gewiß?

Denn auch an Freunden, zu denen das Herz reden dürfte, fehlt es fast ganz. Schiller und Meyer, die er als ihm verwandte Denker meist zusammen nennt, wirken doch durch ihre Art nicht eigentlich belebend. Schiller ist leidend, arbeitet gern abends, wenn Goethe plaudern will,

steckt immer voll eigener Pläne. Trotzdem ist er's, der Goethe in diesen Jahren die wesentlichste Unterhaltung gewähren kann. Meyer, der in eine Art von Pension in Goethes Hause übergeht, später heiratet, ist mehr Lehrer und Dezernt als Unterhalter. Ihm unter allen Männern trägt Goethe die größte Zärtlichkeit zu: denn unter Allen ist er der Einzige, der nichts von seinem Geist und seiner Macht will, immer wartet und immer gibt, so daß eine wahrhaft geistige Ehe zwischen Beiden bis ans Ende dauert. Als Meyer aus Italien ein zweites Mal zurückkehrt, freut sich Goethe auf ihr vereintes Leben, das Beide für alle Trennung entschädigen soll, als spräche er zu einer Frau, und wie der Freund erkrankt, spricht er von ihrer Liebe und ihrem einzigen Verhältnis.

Wer wäre denn auch sonst, der sich hingäbe? Will nicht am Ende jeder durch Goethes Umgang nur gewinnen? Wer wollte ihm Zeit, Herz, Kräfte opfern? Da ist Knebel, der sich als Goethes Zuhörer von Schiller abgelöst und übertroffen fühlen muß. Auch produziert er jetzt selber, während er bisher meist übersetzte, und stellt damit des Freundes Unbestechlichkeit auf die Probe. Da muß er denn von Goethes Hand solchen Dank lesen: „Deine Elegien sind recht brav, du hast dich in diese Art wacker einstudiert . . Die köstlichen Käse, die du mir überschickt hast . .“ Aber zugleich schreibt Goethe 4 Briefe an Schlegel und Andre, sie würden durch Anpreisung von Knebels Übersetzung des Properz, die er vorzüglich nennt, sich Goethe persönlich verbinden.

Reiner wirkt das immer intimere Verhältnis zu Voigt, den Goethe einst unter den jungen Justizbeamten herausfand und allmählich zur Exzellenz und einem der ersten Minister des Herzogtums heraufgebildet hat. Vornehm und tätig, weltklug und uneigennützig: da ist einmal eine Seele, die in unerschütterlicher Dankbarkeit an Goethes Herz glaubt. Nun freilich, nach einem Jahrzehnte der Erprobung, kann er sich seines höchsten Vertrauens freuen und lesen: „Ich wünsche . . Sie immer zur Seite zu haben. Möge ich Ihnen doch auch was sein können . . Da ich mein Dasein gar nicht denken mag, ohne das Ihrige gegenwärtig zu wissen.“

Jene Andern aber, die in Neigung oder Kampf das erste Goethische Jahrzehnt in Weimar begleiteten: wo ist ihr Lieben geblieben? Schicksal des Genius, die Freunde zu enttäuschen, weil ihre Neigung nur immer die Eine Bahn von ihm fordert, die sie ihm vorbestimmt hatten! Schicksal der Freunde, den dämonischen Menschen zu verlassen, statt über ihn umzulernen! Fast alle Freundschaften seines Lebens hat Goethe überlebt, doch nur eine oder zwei durch sein längeres Leben. Schuldlos schuldig, wie gegen die Frauen, trennt sich sein Dämon von fast Allen, denen er sich einst verband.

Charlottens Haß hat sich gelegt. Sie schreitet den 60 zu, ihr Haar wird weiß, bald heiratet ihr Sohn und schafft ihr Enkel: so wird der formale Gruß, der schon ein Jahr nach dem Bruch in einem Salon getauscht wurde, wohl mit Schillers Hilfe zu einer Verständigung, und wie sie ehemals ihren Knaben zu Goethe sandte, daß er sich an ihm bilde, so schickt er

jetzt, um ihn an ihr zu bilden, den kleinen August zu der alten Frau. Denn nie hat Goethe diese ihre Macht verkannt und gönnt die dünne hohe Luft, die sie umweht, nun seinem Sohne, der freilich nicht darin zu atmen weiß. Immerhin, August bildet zuerst eine Notbrücke, wieder kommen die Nachbarhäuser in Berührung, — und obwohl Charlotte mit Christiane nicht verkehrt, bittet sie sich den ersten Spargel aus, den dann die gutmütige Christiane „weil du nicht da warst, durch das Bübelchen hinschickte“. Sie selber schwärmt von Fritz von Stein als vom schönsten Tänzer, den sie von der Galerie beim Hofball bewundern konnte, und August berichtet dem Vater von einem Bildchen, das ihm Frau von Stein nach Tische geschenkt hatte, „sie gab mir auch acht Pfennige“.

— Sie gab mir auch acht Pfennige, liest Goethe, lächelt und denkt mancherlei. Bald kommt der Augenblick, wo er der feindlichen Freundin wieder dienen kann: für Fritzens Übergang in preussische Dienste interveniert er beim Herzog, und so beginnt das erste Blatt von Goethes Hand, das sie nach 7 Jahren wieder entfaltet, mit einem Rat und Dienste. Aber wie schließt es? „Erlauben Sie auch ferner meinem armen Jungen, daß er sich Ihrer Gegenwart erfreuen und sich an ihrem Anblick bilden dürfe. Ich kann nicht ohne Rührung daran denken, daß Sie ihm so wohl wollen.“

— Meinem armen Jungen, liest Charlotte und denkt, wie es in jenem letzten Briefe vor 7 Jahren über Christiane hieß: das arme Geschöpf. Darf sie bei solchen ausgewählten Worten Goethes in einem höchsten geistigen Sinne sich nicht rehabilitiert fühlen? Noch vor zwei Jahren hat sie ihre Rache in jenes Dido-Drama gepreßt. Doch nun — man wird auch milder mit den Jahren, und da sie jedes Wortes Tonfall bei Goethe kennt, befriedigt ihren Stolz die Demut, mit der er von dem Kinde seiner Mamsell spricht, und sie ergreift an dem Schreibtisch, den Goethe ihr vor 20 Jahren gezeichnet, die Feder und läßt, nach so viel Haß in Vers und Prosa, ein menschliches Wort, ein tiefgefühltes auf dem Antwortbogen erstehen: „Sie müssen's meinem Herzen eigentlich sehr natürlich finden, daß ich Ihr Kind so lieb haben muß.“

Goethe liest's und lächelt: denn vor ein paar Wochen erst ließ er am Schlusse der „Lehrjahre“ eine Verlassene sagen: „Die Eigenheit haben wir Weiber, daß wir die Kinder unserer Liebhaber recht herzlich lieben, wenn wir schon die Mutter nicht kennen oder sie von Herzen hassen.“ Und als er in diesen Wochen einmal, den 7jährigen Sohn an der Hand, an ihrem Hause vorübergeht und sieht sie unter den Orangen sitzen, da biegt er ein, und Goethe und Christianens Sohn küssen nach einander Charlotten von Steins durchsichtige Hand. Während Goethe über diese Szene schweigt, schreibt sie ihrer Freundin erstaunt, beschämt, wie es nur möglich sei, ihn so lange zu verkennen.

Trotz alledem übergibt sie noch ein Jahr später Schiller ihr Pamphlet auf Goethe!

Der aber läßt sie wieder in sein Haus, meist mit der Nichte oder an-

deren Damen, schickt wieder Früchte, zeigt wieder Münzen, zuweilen taucht sogar wieder dieser Ton in ihm auf: „Darf ich fragen, ob Sie mir den trüben Morgen erheitern mögen durch Ihre Gegenwart?“

Der Herzog ist, bald nach der verlorenen Campagne gegen die Revolution, als preußischer General zurückgetreten; vielleicht denkt er jetzt zu spät der Warnungen seines ältesten Freundes. Freilich, seine Neigung zu ihm konnte dadurch nicht wachsen, nur Weise mögen nach mißglücktem Unternehmen den Warner schätzen; Carl August, der nun auch anfängt grau zu werden, läßt diesen Weg zur Weisheit durchaus seinem Freunde allein. Da er sich militärisch nicht mehr ermüden darf, fängt er an, etwas lauter zu regieren, und stößt mit seinem Kulturminister und Bühnenleiter ein paar Male sachte zusammen.

Für Goethe, der sich seit zwei Jahrzehnten vom Herzog fortentwickelt hat, braucht's nur des kleinsten Zeichens von Fürstenlaune, um sich sofort auf das formelle Gebiet zurückzuziehen, und so bleibt diese zweite Hälfte ihrer örtlich und äußerlich gemeinsamen Lebensbahn ohne rechte Intimität. Bei der immer entschiedeneren Divergenz der Charaktere und der Lebensführung, wie sie gleich nach den Flitterwochen ihrer Freundschaft zu Tage getreten war, nach dem großen Aufwande, den Goethe ein Jahrzehnt lang doch fast nutzlos vertan hat, wirkt es zunächst erstaunlich, daß Goethe trotzdem in diesem Zentrum geistiger Macht und Ruhe bleibt und daß der Herzog jeden Vorstoß von Goethes Feinden abwehrt, die Beide trennen wollen.

Goethe versteht den Herzog eben doch, und wenn der Herzog ihn nicht mehr versteht, so findet er doch ein höchst prägnantes Wort, indem er von Goethes pedantischen Reisebriefen zu Knebel äußert: „Es ist wunderlich, was der Mensch feierlich geworden ist!“ An seiner Produktion scheint aller Anteil erloschen; das Höchste, was er sagt, sind etwa diese kalten Gönnerworte über den Plan zur Achilleis: „Da Hermann und Dorothee einen so guten Begriff von deiner epischen Muse gegeben hat, so bin ich überzeugt, daß dir dein Werk im griechischen Stile wohl geraten wird. Das von dir gewählte Feld ist neu . . .“ Und ganz wie einen Hofdichter ersucht ihn der Fürst, Voltaires „Mahomet“ für seine Hofbühne zu übersetzen.

An keiner späteren Dichtung Goethes hat Carl August solchen Anteil genommen wie an dieser dem Dichter ganz fremden, abgedrungenen Arbeit; in langen Briefen häuft er nun Ehrennamen, spricht ihn mit komischen Titeln Hoheit und Fürst an, schlägt kleine Änderungen für die Übersetzung vor, datiert von ihr eine neue Epoche des deutschen Theaters! Und doch, während man Goethe hier nur kühl, beauftragt findet, fühlt man tiefer mit diesem Fürsten, der, nach 25jähriger Freundschaft mit einem Dichter, zum ersten Mal von ihm empfängt, was er sich lange wünschte.

In dieser gehobenen Stimmung geschieht es auch, daß er dem Freunde, auf dessen Ersuchen, offen schreibt, was ihm mißfällt, und zwar über „Groß-Cophta“. Da zeigt er sich so vorsichtig als fein, indem er erst von Zeit und Publikum her kritische Einwände heranzführt: „Eigentlich gehört es in die Klasse der Dramas, während der Charakter des Sujets es entweder zu einer Posse oder zu einer Tragödie stempeln möchte“, und rät ihm sehr verständig, eine Oper draus zu machen.

Carl Augusts wachsendes Interesse für Naturkunde führt ihn zuweilen Goethe näher, Vorträge, Anschaffungen verbinden sie, und wieder muß man die Bescheidenheit des Fürsten rühmen, die alle Fragen oder Anmeldungen ziert: „Mit Verlaub werde ich diesen Abend in Jena aufwarten, — ich bringe Getränke mit . . Für die gute Aufnahme bedanke ich mich schönstens,“ doch nur ganz selten heißt es noch: „Lieber Alter“, und bloß ein einziges Mal: „Behalte mich lieb.“

Doch nie mehr läßt Goethe sich aus der Burg der Formen locken, nur durch Voigt erbittet er Urlaub, Privatbriefe beginnen jetzt meist „Euer Durchlaucht gnädiges Schreiben“ und enden zuweilen sogar mit einem untertänigsten Goethe.

Beim neuen Schloßbau, den er amtlich zu leiten hat, können ihn des Herzogs Eingriffe in eine Verzweiflung bringen, die ihre letzten höfischen Wellen dann nur noch in kalt-ironische Wendungen wirft: „Unser Fürst hat einen trefflichen Blick über das Schickliche und Bequeme . . nur ist er zu schnell geneigt, das Schöne der Form wegen aufzuopfern . . Durchlaucht der Herzog glauben, daß meine Gegenwart beim Schloßbau nützlich sein kann, und ich habe diesen Glauben auch ohne eigene Überzeugung zu verehren.“ Wo sind die Zeiten hin, als beide Männer Streiche und Pläne, Ideale und Tollheiten in brüderlichem Tone teilten!

Zuweilen tauchen sie auf, doch nur wie Geister, denen in dieser Gegenwart kein körperliches Leben mehr beschieden ist. In einem solchen einzigen Falle geht Goethe plötzlich, wie für Sekunden, aus seiner Reserve heraus: als ihm der Herzog in durchsichtiger Anonymität einmal ein paar eigene Verse gesandt hat, gibt Goethe diese boshafte Antwort: „Dem sehr verkappten Dichter . . ist wirklich Glück zu wünschen, daß ihm die Musen so viele ruhige, ja man darf wohl sagen unbedeutende Augenblicke gönnen, als zu dergleichen Produktionen nötig sind.“

Und dann ist es noch einmal Eros, der sie verbindet; freilich der Eros von Männern über 40. Ein paar Jahre nach Goethes Verbindung mit Christiane begründet der Herzog, wechselnder Liebschaften müde, einen zweiten Hausstand; auch er wählt eine Weimarer Archivarstochter. Bald steht Goethe Pate bei Caroline Jagemanns Sohn, wie dessen Vater bei Christianens Sohne Pate stand. Jene aber ist zugleich Schauspielerin an der Hofbühne, die der Herzog bezahlt und Goethe leitet — und so werden drei Personen in eine Lage gesetzt, aus der sich ein Dutzend Komödien entwickeln ließen. Als später das Leben sie entwickelt, werden sie halb tragisch enden.

Jetzt schon kommt es zu Reibungen: der Theaterleitung nach 4 Jahren überdrüssig, bittet Goethe um Entlassung, doch noch hält ihn der Herzog, wenn auch weder in warmen noch in dringenden Worten. Dabei muß Goethe für dieselbe Jagemann sorgen, die den gemeinsamen Freund ständig gegen ihn aufhetzt, und ergreifend wirkt ihre Verkettung, sieht man den Herrn des Landes für seine Nebengattin nach Ansehen ringen: Schiller will sie nicht in seinem Haus aufnehmen, und so erbittet Carl August von Goethe, er möge dies doch Schiller nahelegen, damit sie mehr Verkehr bekomme, und schließt: „Deiner Weisheit überlasse ich dieses alles. Lebe wohl.“

Auch den dritten, den stärksten seiner Jugendfreunde, verliert Goethe vor dem Tode. Vor 30 Jahren, als er ihn gewann, hat er Herder schon verloren, glühende Hingabe der Goethischen Jugend fühlte sich von fanatischem Kritizismus zurückgestoßen, den sie doch immer wieder suchen mußte. Als dann der plötzlich zur Macht gelangte Jüngling den ältern Freund berief, war's Dankbarkeit — doch war es auch der ungestüme Trieb zum Gegenspieler, es war das kritische Element seiner Seele, das Goethe zur Berufung Herders trieb.

Um keinen Mann hat er länger und inniger geworben als um Herder, doch schwankend wie in einer interessanten schlechten Ehe stieg ihr Verhältnis, fiel, um wieder zu steigen, im ersten Weimarer Jahrzehnte, stand dann eine Weile freundlich-kühl, um sich zuletzt zur Feindschaft aufzuklären. Und wie es Herders Geist war, der damals in der verdunkelten Stube der Straßburger Augenklinik Goethes Genius erleuchtete, während sein mißgünstiges Herz sich ihm widersetzte, so hätte noch nach 30 Jahren der Geist die beiden starken Köpfe nicht entzweit.

Der „Krach“, den es im Beginn dieser Epoche zwischen Beiden gab — die Herders forderten unter Drohungen von Goethe, er müsse eine völlig ungerechte Geldforderung für die Erziehung ihrer Söhne beim Herzog durchsetzen — gibt Anlaß, Goethe in einem Fall und einem Lichte zu sehen, wie nie. Dies ist sein Ton an eine Freundin, die er zurückweisen muß, ohne ihre Sache aufzugeben: „Mit Ihnen zu sprechen — schreibt er an Caroline Herder, die das Wort führt — möchte in diesen leidenschaftlichen Augenblicken nicht rätlich sein . . Sie haben mir schon geschrieben, was ich nicht lesen sollte; ich müßte erwarten zu hören, was ich nicht hören darf.“ Auf diesen marmornen Satz folgen 13 sachliche Punkte zur allseitigen Klärung der Lage, worin er ihren Anspruch an den Hof, zugleich ihren Vorwurf gegen ihn selbst abweist. „Ich erlaube Ihnen — schließt er dann — mich wie einen andern Theaterbösewicht zu hassen, nur bitte ich mich klar zu deuten und nicht zu glauben, daß ich mich im fünften Akte bekehren werde . . Ich bedaure Sie, daß Sie Beistand von Menschen suchen müssen, die Sie nicht lieben und kaum schätzen, an deren Existenz Sie keine Freude haben und deren Zufrieden-

heit zu fördern Sie keinen Beruf fühlen . . Glauben Sie doch, daß man hinter allen Argumenten Ihrer Forderungen Ihr Gemüt durchsieht . . Ich werde keine Replik auf dieses Blatt lesen und von dem Vergangnen kein Wort mehr sprechen . . Ich weiß wohl, daß man Dem das Mögliche nicht dankt, von dem man das Unmögliche gefordert hat; aber das soll mich nicht abhalten, für Sie und die Ihrigen zu tun, was ich tun kann.“

Nach dieser schimmernden Abwehr, in der sich Goethes Absage an Lenz nach 30 Jahren auf höherer Stufe erneuert, setzt er bei dem höchst erzürnten Herzoge die ohne Rechtstitel geforderten 600 Taler für Herder durch, läßt aber, um ihn vor allem Weimarer Klatsch zu behüten, die Summe mit einer besonderen Quittung an sich selbst leiten, dann durch den gemeinsamen Freund Knebel zur Abendstunde und so abholen, daß auch in Goethes Hause niemand erraten kann, wohin die Summe geht; dabei läßt er sie in Gold kommen, da Knebel an Talern zu schwer zu tragen hätte! Doch Herder bleibt jahrelang beleidigt, und was er nun auch geistig gegen Goethe unternimmt, folgt — nach Lage der Anschauungen und des Charakters — unmittelbar aus dieser Erregung des Herzens.

Denn fordert nun Herder theoretisch Unterordnung der Kunst unter das Sittengesetz, so geschieht es deutlich, um Goethe zu treffen, der jetzt durch Wilhelm Meister und die Elegien vollends für unsittlich gilt. Und als Herder dann zwei Bände zur deutschen Literatur herausgibt, steigt seine ganze Eifersucht, seine gallige Verkleinerung aus den fünf Worten, mit denen er Goethes Kunst abtut: „Teilnahmslose genaue Schilderung der Sichtbarkeit“. Das ist Herders öffentlicher Epilog auf Goethe, und man spürt dahinter den Atem seiner Frau, die ihn auch literarisch beriet.

Goethe urteilt mit kritischer Ruhe über die Schrift des neuen Feindes, vermißt darin — doch nur privatim — Teilnahme, Hingebung und zieht sich auf das leise Wort zurück, man merke, Herder war es nicht wohl, als er das Buch schrieb. In ganz phantastischer Maske, kaum den Eingeweihten deutlich, stellt er den Mann, wie einst als Satyros, nun — in Paläophron — als „Haberecht“ dar. Schiller, der Herder mit einem vornehmen Prälaten verglich — wohl nicht ohne ein Kompliment darin zu verstecken — tat, was er konnte, um Beide vollends zu trennen, und wenn sich Herder jetzt entschieden gegen Kant und gegen Jena wendet, so ist dies nicht der Grund, sondern Folge der Entfremdung.

Aber sie können sich nicht lassen, Goethe und Herder: ihre Kräfte ziehen einander immer wieder an, weil sie polar sind. Keine 3 Jahre nach ihrer Trennung, und Goethe wird aufs neue durch Freunde um Vermittlung neuer, fraglicher Gelder für Herders Kinder angegangen; wieder erreicht er durch lange Eingaben das Geforderte, indem er immer wieder auf Herders geistigen Wert hinweist. Nun dankt ihm Herders Sohn, und durch sein Medium spricht Goethe zu den Eltern, als er ihm fürs Leben rät, mit Freunden vorsichtig zu sein, sie nur nach Einer Seite zu verbinden; von Jung und Alt sei ein Grundfehler, von Freunden gleich-

sam ein andres Ich zu verlangen. Wieder wird eine Annäherung möglich, Herders kommen zuweilen zu Goethe, und als der Freund einmal bei ihm speist, setzt ihn Goethe zu seiner Rechten, obwohl auch Schiller und Jean Paul an dieser Tafel sitzen. Zur selben Zeit gründet Herder eine Zeitschrift als Konkurrenz gegen Goethes Propyläen.

Wieder ein paar Jahre, und Goethe schickt seinen Sohn zu ihm, um ihn auf liberale Weise, „Verehrter alter Freund“, in die christliche Versammlung aufzunehmen. (August hatte sich schon mit 6 Jahren geweigert, in die Kirche zu gehen, so daß Goethe eine heitere Glosse über vererbtes Heidentum schnitt.) Herder tut nun in der ersten Stunde, als kenne er den Knaben nicht von Angesicht, doch Goethe hält alle Bitterkeit in einem artigen Tone zusammen, er schreibt nach der Einsegnung: „Mit herzlichem Dank empfinde ich die Neigung, mit der du das gestrige Geschäft vollbracht hast, empfehle dir den Knaben auch für die Zukunft und lege die Note bei.“ Hört man alle Töne und Untertöne in diesem Billet? Es ist das vorletzte, das er ihm schreiben soll.

Denn gleich darauf entbrennt neuer Streit: Goethe will den Theaterchor durch Schulknaben verstärkt wissen, Herder protestiert, daß ein Bühnen-Dirigent zugleich am Gymnasium tätig sei. Goethe weiß wohl, wie viel Wahres darin liegt, und ist in seinem Auftreten zaghaft und nur halb dabei: ihn bindet wieder die Rücksicht auf des Herzogs Geliebte, die als erste Sängerin am Theater gegen ihn zu regieren beginnt. Ergrauten Hauptes stehen sich die Beiden nun kämpfend gegenüber wie einst, und wenn auch diesmal wieder Goethe siegt, heut siegt er eigentlich wider Willen — denn er führt nur den Wunsch einer mächtigen Frau aus, die ihm feind ist. Herder und Goethe, einst rein geistige Antipoden, nur vom eigenen Dämon angetrieben, stehen am Ende als Theaterdirektion und Schulaufsicht einander gegenüber, nach wunderlichen Schicksalen, die sie unfrei machen.

Sind sie nun fertig? Nicht vor dem Ende — und wieder denkt man jenes Goethewortes in seinem Jugendbriefe, er wolle mit Herder ringen und sollte er sich darüber die Hüfte ausrenken. Auf's neue bemüht sich Goethe für Herder. Der hatte, nachdem der Weimarer Herzog seinen Sohn ausgebildet, sich vom bayrischen Könige adeln lassen, um diesem Sohne den Erwerb eines Landgutes zu sichern; das hat Carl August gekränkt, den bayrischen Adelsbrief hat er jahrelang nicht anerkannt, vielmehr durch den kaiserlichen für Schiller überboten. Nun ermöglicht Goethe beim Herzog eine allmählich-offiziöse Anerkennung ohne Reskript. Auch dies ein Herderisches Schicksal: Geltung und Rang, die er immer angestrebt, nur auf Umwegen zu erlangen. Zugleich verliert er auch an geistiger Geltung, besonders da Wolfs neue Homer-Erklärung seine Theorie der Volksdichtung gefährdet. „Nächstens mehr, — schließt Goethe seinen letzten Brief, den wegen des Adels — wenn ich komme, mich deines Wohlbefindens zu freuen. Der Deine. Goethe.“

Es ist Ende September, Herder leidend, doch niemand ahnt, daß er



keine 3 Monate mehr vor sich habe. Fühlt er es selbst vielleicht voraus und will sich mit der größten Erscheinung seines Lebens vor dessen Ende auch geistig versöhnen?

Es scheint, er will.

Im November wohnen Beide eine Weile im Jenenser Schlosse, wechseln Besuche, eines Abends fängt Herder — nach 6 Jahren geistigen Schweigens! — zum ersten Mal an, Goethes Arbeit zu rühmen. Mit Ruhe und Reinheit beginnt er das Beste von der neuen „Natürlichen Tochter“ zu sagen, Goethe empfindet eine „innerlichste schöne Freude“, etwas von dem alten Zusammenklänge, etwas wie Jugend-Freundschaft steigt ihm auf — reiner, als sie gewesen war. Doch nie ist der Freund seines Dämons Herr, denn wie er sein kritisch begründetes Loblied endet, — plötzlich dreht er, wie unter mächtigem Zwange, das andere Gesicht ihm zu und schließt mit den Worten: „Übrigens ist mir deine Natürliche Tochter lieber als dein natürlicher Sohn!“

Goethe wird Stein. Nun ist er 54, Herder 60 geworden, 30 Jahre sind es und mehr, daß dieser Mann an ihm zerrte und zog, persiflierte und moirierte — und nun, in dieser ersten Stunde erneuter Vertrautheit, setzt er mit einem Witz das Epigramm auf ihren ganzen Lebenskampf. Nach Goethes Berichte — dem er das später bekannt gewordene Wort Herders nicht wörtlich einfügt — ergriff ihn vor diesem „widerwärtigen Trumpfe ein schreckliches Gefühl, ich sah ihn an, erwiderte nichts, und die vielen Jahre unseres Zusammenseins erschreckten mich in diesem Symbol auf das fürchterlichste. So schieden wir, und ich habe ihn nicht wiedergesehen.“

Hier oder nirgends wird es klar, wie Mephistos Gestalt in tieferem Sinn auch Herder nachgebildet ist. Doch zugleich tritt Goethes innerer Anteil an Mephisto aufs neue hervor, denn nur wer einen Teil von dieser Kraft in sich fühlt, kann sich mit solcher magischen Gewalt immer aufs neue zu dieser Kraft gezogen fühlen. Nirgends wird das Mephistophelische in Faust, das Faustische in Mephisto auf Goethes symbolischem Lebenswege selbst sichtbarer als in der Geschichte dieser Freund-Feindschaft und ihrem Ende.

Als Herder wenige Wochen darauf in Weimar stirbt, kommt Goethe von Jena nicht zurück, vermerkt kein Wort im Tagebuch, in den Jahreshäften. Doch wie er Frau von Staëls gleichzeitige Ankunft einen Tag darauf in einem Briefe rühmt, weil eine geistreiche Natur die winternächtigen Totenbilder verscheuchen könne, zeigt sich die Erschütterung, indem sie sich verschweigt, — und Mephistos cynisch-tragischer Geist tritt aus Goethe hervor, wenn er in diesen Zeilen bitter von der verdrießlichen Jahreszeit spricht, „wo ich recht gut begreife, wie Heinrich III. den Herzog von Guise erschießen ließ, bloß weil es fatales Wetter war, und wo ich Herdern beneide, wenn ich höre, daß er begraben wird“. Diesen Abend verbringt Goethe bei Freunden unter jungen Leuten, die ein schönes Mädchen umkreisen.

Doch wieder 12 Jahre später schreibt Goethe dem einzigen Manne, dem er Dank schuldet, in Dichtung und Wahrheit jenen großen Epilog und formt darin dem starken Geiste des dunklen Mannes das Bildnis, das seitdem die Deutschen hüten.

Unbewegt hat er kurz vorher Lavaters Tod gelesen, unbewegt scheint er bei Corona Schröters Ende. Vielleicht hat sie ein paar Monate vor dem Tode an einem Abend zugeschaut, als unter Schillers Regie junge Schauspieler „Iphigenie“ zum ersten Male öffentlich vorstellten. Müssen sie Beide nicht jenes andern Tags gedenken, da sie selbst Orest und Iphigenie spielten, vor einem jungen, lebensvollen Hofe? 23 Jahre zurück . .

Auch damals war's ein Frühlingstag, doch alles war ein Spiel, ein genialisch Lied, in wenigen Wochen aufs Papier gebracht, wenige Tage nach der letzten Zeile dargestellt. Weißt du noch alles, Dichter und Orest, der du heut steif in der Direktionsloge sitztest und acht gibst, daß es kein Ärgernis gebe? Drückte nicht eine schwärmende Hand den Lorbeer damals noch in braune Locken? Ah, wie sie heut in ihren kahlen Logen sitzen und blicken sich im Saale um! Der alte Knebel dort mit seiner jungen Frau — entsinnst du dich — war damals Pylades, beweglich, heiter. Doch da, kurzneckig, etwas starr und verdrießlich — an seinem Fürstenplatze sitzt der Herzog, der sich's damals nicht nehmen ließ, das nächste Mal selbst Pylades zu sein und so dem Freunde auch im Spiel sich zuzuordnen . .

Wie eine Vision sieht es der Dichter vorüberziehn, sich selbst von ehem und doch nicht sich, und doch auch wieder sich selbst von heute; und wie er von der Bühne weg in den dämmerigen Raum blickt und seine Mitspieler von damals aus dem milchigen Halblichte tauchen und drüben Charlottens ergraute Gestalt, die damals aus Eifersucht auf Corona ferne blieb —: mit einem Male fällt Orest und Goethe in seine Rolle zurück, und wie vor 23 Jahren redet sein Geist die Geister an:

„Wer ist die Schar, die herrlich mit einander  
wie ein versammelt Fürstenhaus sich freut?  
Sie gehen friedlich, Alt' und Junge, Männer  
mit Weibern; göttergleich und ähnlich scheinen  
die wandelnden Gestalten. Ja, sie sind's! . .  
Ist keine Feindschaft hier mehr unter euch?  
Verlosch die Rache wie das Licht der Sonne? . .  
Weh mir! Es haben die Übermächt'gen  
der Heldenbrust grausame Qualen  
mit ehrnen Ketten fest aufgeschmiedet!“ —

Wie Abgeschiedene steigen zuweilen noch ältere Gestalten auf. Lili wünscht einen Freund empfohlen und sieht ihren Wunsch sehr kalt er-

füllt. Als Schlosser stirbt, mit dem Goethe zuletzt ein paar Botanika tauschte, resümiert er kühl, ihre botanische Korrespondenz habe sich leider zu früh geschlossen. Lotte Kestner möchte ihren Sohn als Arzt empfohlen wissen; aus Wetzlar, wo sie in trüber Lage zu Gaste weilt, schreibt sie und kann nach Frauenart nicht lassen, auf alte Zeiten anzuspielen. „Leben Sie recht wohl — erwidert Goethe — und gedenken mein in jenen Gegenden, wo wir früher so manche angenehme Stunden zubrachten.“ Ist es nicht glatt genug? Auch so scheint's ihm in dieser Epoche zu gefühlt, — und er streicht den Satz aus dem Konzepte! Als er ihr aber 4 Wochen später nochmals nach Wetzlar antworten muß, läßt er einem herzlicheren Tone den Lauf, sekundenlang: „wie gern versetze ich mich wieder an Ihre Seite, zur schönen Lahn“ — und bricht gleich wieder ab. Lese und Klinger, der gute und der tolle Junge, sind Hof- und Staatsräte geworden, dieser ist Goethe grade recht, um einen Bekannten in Petersburg einzuführen, jener, um aus Ungarn seltene Mineralien zu senden.

Immer „ostensiblere“ Schreiben werden an die alte Mutter erlassen, und erst als sie seinen August wohl aufgenommen hat und der 15jährige von der Großmutter plaudert, wird Goethe, der in Weimar um Frau und Sohn so viele stumme Kränkung tragen muß, wärmer, und „wir grüßen Alle zum Schönsten, Besten und Dankbarsten“. Als er das letzte Mal bei ihr wohnt, in dem neuen Mietshause, versucht er vergeblich, „in dieser Wohnung etwas zu arbeiten“, und wie er abreist, um die Mutter nicht wiederzusehen, scheidet er mit einer Ahnung und „nicht ohne Rührung, denn es war das erste Mal nach so langer Zeit, daß wir uns wieder ein wenig an einander gewöhnt hatten“. So viel Fremdheit atmen Goethes Worte noch, wenn er seiner Mutter freundlich gedenken will.

In Jacobi lebt noch der einzige Jugendfreund, der Goethe bis zum Ende bleibt, über alle Mißverständnisse weg. Jene Widmung in Jacobis Romane, die Goethe trotz seines jugendlichen Auftretens gegen das Buch wieder erhalten hatte, wird nun aufs neue von dem feinfühligsten Freunde fortgelassen, weil sie ihm doch keine Freude mache; was dieser denn auch nur ganz schwach bestreitet. Als dann Jacobi zu einem letzten Besuch nach Weimar kommt, macht seine Ankunft Goethe „glücklich . . Wir hatten uns in vielen Jahren nicht gesehen; alles was wir erfahren, getan und gelitten, hatte jeder in sich selbst verarbeitet. Als wir uns wiederfanden, zeigte sich das unbedingte liebevolle Vertrauen in seiner ganzen Klarheit und Reinheit, belebte den Glauben an vollkommene Teilnahme, so wie durch Gesinnung, also auch durch Denken und Dichten. Allein es erschien bald anders: wir liebten uns, ohne uns zu verstehen.“

Da ist er wieder, da ist er noch einmal, dieser rein gefühlte Ton von schwärmerischer Neigung, mit der Goethe diesen Mann einst umschloß.

Sonst ist es nur in verklärter Dichtung, daß seine Jugend dem Altern die Seele bewegt. Was für ein feierlicher Rückblick auf das Leben ist jene Zueignung zum Faust, die jetzt entsteht — wie schwermütig und deutungsvoll klingen die bekannten Strophen, wenn man sie nun als Re-

sumé des 50jährigen erfaßt! Da sitzt er, vor den vergilbten, bröckligen Bogen des alten Fragmentes, blättert und staunt, und

„gleich einer alten, halb verklungenen Sage  
kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf.  
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage  
des Lebens labyrinthisch irren Lauf  
und nennt die Guten, die, um schöne Stunden  
vom Glück getäuscht, vor mir hinweg geschwunden.  
Sie hören nicht die folgenden Gesänge,  
die Seelen, denen ich die ersten sang,  
zerstoben ist das freundliche Gedränge,  
verklungen ach! der erste Widerklang . .“

Eine höchst persönliche Elegie, die, ob auch anonym der Dichtung vorge-  
druckt, doch nur den Kennern dieses Dichterlebens ganz begreiflich wird,  
und das sind damals Wenige. Lavater und Herder, Merck und Cornelia  
sind tot, doch auch der Herzog und Charlotte sind für den Dichter als  
einen solchen hin, das freundliche Gedränge der jungen Stürmer von ehe-  
mals weicht ihm nun aus, wenn es ihn nicht bekämpft. Wer aber ist nicht  
gern bereit, mit grauen Jahren seine Jugend zu rühmen, auch wenn sie  
drang- und peinvoll war? Ist es erstaunlich, daß die ersten Verse, mit de-  
nen nach Jahrzehnten sich dies Jugendstück erneut, einer Elegie auf diese  
Jugend gleichen, die er bisher nur zu verwerfen, zu vergessen strebte?  
Augenblicke, in denen sich der Realist aufgibt, Sekunden, da er sich strö-  
mende Gefühle zugesteht.

Denn ringsum baut er sich, stärker als je, in zehnfachen Kreis von Tä-  
tigkeiten ein; er schleppt, könnte man sagen, unermesslichen Vorrat zu-  
sammen, um in diesem Jahrzehnte bis zu einem neuen Frühlingsanfang zu  
überwintern. Da läßt es sich denn leben und arbeiten in dieser viel ver-  
schanzten Goetheburg, wo alles in die Breite führt, platonische Freund-  
schaft und bürgerlicher Eros, Wirtschaft und Stellung, Zeit und Raum.  
Und so erscheint der wirkende Geist dieses Mannes zwischen Mitte 40  
und Mitte 50 in seiner vielfältigsten Epoche: nach allen Seiten strahlt die  
große Sammellinse Kraft und Wärme aus, aber nur wenige Strahlen drin-  
gen in den unsterblichen Raum. Proteus ist es, der in immer neuen Ver-  
wandlungen sich tätig vor uns bewegt, proteisch nennt er jetzt einmal  
jene Kraft überraschender Erscheinung, die er im Literarischen von sich  
fordert. Doch ist auch jetzt noch Literatur nur Eine Form der Erschei-  
nung.

Der Baum der Pflichten, den Goethe bei seiner Rückkehr kleiner und  
einheimischer als ehemals pflanzte, faßt im bekannten Erdreich schnelle  
Wurzeln, schlägt aus an allen Enden und ist so leicht nicht immer zu be-  
schneiden. Das Geheime Conseil, in das der 26jährige als letzter Le-

gationsrat eingetreten, zu dem er aber nach einem Jahrzehnt nur noch formal gehörte, wird nun, 25 Jahre nach seinem Eintritt, seinem Präsidium als dem des Rangältesten unterstellt. Fritsch ist alt und tritt zurück, doch auch Goethe ist zu alt, um mehr als formaler Nachfolger werden zu wollen. Ehedem sprengte er sein Amt, um in den Herzogtümern Weimar und Eisenach mikrokosmisch zu wirken; jetzt engt er es ein, überläßt Arbeit und Verantwortung meist an Voigt und bleibt de facto nur Kulturminister.

Da gibt es denn genug zu tun, in den Gewittern dieser Zeit, gegen den Widerstand ganzer Parteien eine Universität zu leiten, ein Schloß gegen den Geschmack seines Fürsten aufzubaun, Institute zu pflegen: denn Goethes ganzem Wesen widersprach' es, wollte er selbst jetzt, wo das Detail ihn nicht mehr wie vor 20 Jahren fesselt, weil er's nun kennt, sich nur mit Direktiven begnügen. Auch jetzt, jenseits der unbegrenzten Jugendkräfte, faßt er sein Ministeramt so auf und an, daß nicht etwa Akten, die er nur unterschriebe, sondern Korrespondenzen, die er allein einleitet und weiterführt, u. a. diese Themen enthalten:

Ein Gärtner soll militärfrei werden, ein Gastwirt möchte ein Billard aufstellen dürfen, über das Vernachlässigen des Untersetzens der Näpfchen im botanischen Garten, über die Abstufung von Meistern, Gesellen und Maurern beim Schloßbau, über das Menü des Mittagbrotes, das einem auswärtigen Architekten aus der Hofküche zu reichen sei und welche Instanzen dabei für Bier, Brot und Tischzeug zu sorgen haben, über Form und Politur der Bretter zur vorläufigen Aufstellung einer Bibliothek, über das Fuhrwerk, mit dem man möglichst billig den Stein zu einem Grabdenkmal vom Steinmetzen herbeischaffen solle. Daneben private Schreiben an die Polizeidirektion über die Bedingungen des Wiedereintritts einer tüchtigen, wegen Heftigkeit entlassenen Köchin oder über die Arrestation eines auf Reisen wild gewordenen Dieners.

Und plötzlich sieht er Ausmaß und Unmaß dieser Geschäfte symbolisch vor sich und seufzt gegen Schiller: „Eigentlich sollte man mit uns Poeten verfahren wie die Herzoge von Sachsen mit Luthern, uns auf der Straße wegnehmen und auf ein Bergschloß sperren. Ich wünschte, man machte diese Operation gleich mit mir, und bis Michael sollte mein Teil fertig sein.“

Schon ein paar Jahre nach der Heimkehr war Goethes Pflichten die Leitung des Theaters zugewachsen, doch blieb er die ersten Jahre von dieser Aufgabe, blieb sie von ihm unbeeinflusst. Lustlos, nur um dem Fürsten zu dienen, der ihm die Rückkehr zu beleben bestrebt war, hatte er damals das bisher an eine Truppe verpachtete Theater übernommen und sich's etwas höchmütig mit der Nötigung erleichtert, jedes Jahr „ein paar spielbare Stücke“ dafür zu schreiben. Doch ließ er's im Schlendrian gehn, besserte nur einige Technika aus und klagte — wie einst über seine Pflich-

ten als Kriegsminister — schon im ersten Jahr über „diese Theaterqual“. Bald sieht er die Schwierigkeit für einen Dichter seiner Art, spielbare Stücke zu schreiben, einiges mißlingt, im „Bürgergeneral“ muß er auf eines Andern Krücken gehen; später versucht er selbst ohne Erfolg, Iffland zur Übernahme zu überreden, da das Ganze ihm doch „ganz unanständig“ sei. Erst Schillers Mitwirkung macht ihm das Amt zum lebendigen Problem.

Ist Goethe dafür geeignet?

Manche Züge seines Wesens, seiner Bildung begünstigen ihn auch in dieser Sphäre. Gründlichkeit schützt ihn und schützt das Theater vor den Gefahren eines über den Wassern schwebenden Oberleiters: er reformiert das Kassenwesen, bestimmt für Gastspielreisen Billetteur und Beleuchter, normiert in jedem einzelnen Falle die Freibillets und bleibt noch höflich, wenn man ihn persönlich wegen Parkettplätzen belästigt.

Seine platonische Weltbetrachtung schützt das Theater vor Tendenzen, aus allen Stücken streicht er Anspielungen auf Personen weg und lehnt Stücke ab, die darauf gebaut sind. Das Umfassende seiner Natur duldet keine Rollenfächer und sucht, gegen die Mode, umfassende Künstler auszubilden; wer feurig spielt, dem gibt er bald eine phlegmatische Rolle, „damit er lerne, sich selber abzulegen und in eine fremde Persönlichkeit einzugehen“. Seine Weltkenntnis verwertet er in Aufsicht des körperlichen Auftretens der Schauspieler, seine Kunstkenntnis führt ihn zur historischen Kostümierung: zum Wallenstein läßt er Kostüme nach alten Kupfern machen, für das griechische Drama antike Statuen bis zur Fingerhaltung studieren, er kümmert sich um Muster und Breite der Goldspitze, die Mahomet an seinem Talare tragen soll.

Seine Haltung erzeugt solchen Respekt, daß vor ihm auf der Probe alles still wird, daß er einen Schauspieler, der eine kleine Jägerrolle nicht übernehmen will, durch die Drohung entwaffnet, er werde sie selbst spielen, und er vermag ausbrechende Unruhe während der Räuber von seiner Loge aus mit dröhnendem Tadelworte zu ersticken.

Andere Züge seiner Seele bedeuten Hemmungen. Goethes genetische Art zu sehen und zu wirken, die als Ehrfurcht, Maß, Hygiene, Ordnung erscheinen kann, dies planvolle Entwickeln einer Aufgabe stößt hier mit einem Geschäft zusammen, das am wenigsten planmäßig behandelt werden kann — wie er im Aufsatz über das Hoftheater darstellt — und macht ihn jeden Augenblick von Zeit und Zeitgenossen abhängig. Sein reines Kunstgewissen steht dem Wunsche des Herzogs entgegen, am Theater zu verdienen oder doch nicht zu verlieren, und so studiert Goethe oft schlechte, zugkräftige Stücke widerwillig ein, denn das Ganze sei ja nur ein Haus zum Geldverdienen. Da hat es freilich Schiller leichter, der, ohne praktische Verantwortung, ein eigenes Haus für die Tragödie fordert, während Goethe für die Kasse Operetten geben muß. Goethes Realismus, der grade in dieser stärksten Theaterepoche vorherrscht, stimmt ihn oft abweisend gegen diese „Anstalt

des Scheines“, und er selbst ist jener Direktor im Faust-Vorspiele, der nüchtern schließt: „Das Mögliche soll der Entschluß beherzt sogleich beim Schopfe fassen.“

Überhaupt bleibt Goethe beim Theater unphantastisch, und dies mit einer Art von Trotz. Nie hat dieser Dichter für die Bühne geschwärmt, auch nicht in der Jugend, und selbst die Liebhaberbühne hat er mehr gesellschaftlich und nur gelegentlich betreten; jetzt liegt auch das Stück Kulissenfreude weit hinter ihm, das den Ur-Meister noch belebte. Das sind nun 20 Jahre, und was er nach seinem 40. am Meister schreibt, ist der Theaterwelt entrückt. „Ich bin bestraft genug“ — läßt er nun am Schlusse seines Romans den Helden bekennen: nur wer auf dem Theater war, könne die ganze Ziellosigkeit des Schauspielers begreifen; und wie dann Wilhelm einen detestablen Rückblick aufs Theater wirft, erklärt ihm Jarno lachend, dies sei das Symbol der Welt. Wie sollte dann Goethe am Theater enthusiastisch sein, jetzt, wo ihn, in seiner bürgerlichsten Epoche Amtspflicht aufruft, zu spielen, zu modellieren, zu phantasieren!

Denn was ihn dahin treiben könnte: Darstellung seiner eigenen dramatischen Welt, dem hat er längst entsagt. „Ich habe gegen das Theater geschrieben“, sagt er von seinen Stücken. Was Wunder, daß dieser im entschiedensten Sinne untheatralische Mensch und Künstler sich kühl und mehr lehrend als belebend vor und hinter der Szene verhält! So wird es zum stärksten Symbol dieser Tätigkeit, daß Goethe der Dramatiker, einsam mit seinen zeitfremden, ungespielten, hochstilisierten Stücken, sich hochmütig von Goethe dem Direktor trennt. Hier und nur hier findet sich in seinen vielverbunden unzählbaren Bestrebungen eine Scheidung, statt jener echt Goethischen Durchdringung, und das Vorspiel zum Faust, das jetzt entsteht, erweist durch sein geringes Gleichgewicht grade, daß hier kein Dialog aus Goethes Herzen, höchstens aus Goethes Kopf gestaltet ist. Hier wird einmal — im Unterschiede zu jenen großen Zwiesprachen aller Goethischen Dioskurenpaare — trotz des Direktors verständigen Maximen sichtbar Partei für den Dichter genommen, und wirklich hat in einer Folge von 26 Direktionsjahren dieser Dichter seine eigenen besten Werke dem Direktor mehr stolz entzogen, als daß der Direktor sie klug abgelehnt hätte. Nur so erklärt sich's, daß dieser große Dialogiker in seiner theatralischen Sendung für sein Drama nichts gelernt und auf dem Höhepunkte seiner Bühnenpraxis das bühnenfremdeste von seinen Stücken geschrieben hat, die Natürliche Tochter.

Deshalb ist es nicht Verwaltung, die der Überlastete etwa zu Gunsten künstlerischen Wirkens abgeben, es ist vielmehr grade dieses, was er Schiller übertragen möchte, denn „dieser soll aufs Gemüt wirken und muß also auch Gemüt zeigen, jener (verwaltende) muß sich verschließen, um die politischen und ökonomischen Formen zusammenzuhalten“. Verbindung beider sei ihm selber nicht gelungen.

Freilich war die Zahl der Aufgaben enorm, und der tüchtige Mitdirektor Kirms mußte bei Goethes selbständiger Art doch Unterdirektor bleiben. Goethe engagiert jeden Schauspieler selbst, wählt jedes Stück, prüft jedes Repertoire, dichtet Prologe, liefert Übersetzungen, arbeitet um, kontrolliert Rechnungen und Polizei, führt viel Regie, baut in Lauchstädt eine Sommerbühne. In 26 Jahren läßt er an über 4000 Spieltagen  $\frac{2}{3}$  dem gesprochenen Drama,  $\frac{1}{3}$  bleibt für Oper, Operette und gemischtes Programm. 450 Stücke, davon 400 Neuheiten — jährlich 15 — jedes mit durchschnittlich 8 Aufführungen, sind unter ihm gespielt worden, und schon diese Zahlen bedeuten für jene Zeiten eine hochgestimmte Anstalt der Kunst.

Als Dramaturg hält er in seinem Hause an der Spitze eines langen grünen Tisches Leseproben, klopft mit dem Schlüssel ab, und da Goethe alles musikalisch fühlt, schwingt er beim Lesen oft den Taktstock. Diesem ins Allgemein-Gesetzmäßige, aus der Hegemonie des Einzelnen zur Ordnung strebenden Geiste muß das Ensemble als Ideal erscheinen. Eine Einzige, die kleine zarte Neumann, die er bis zum frühen Tode wie ein Vater führte und lehrte, hat er für kurze Zeit zum Zentrum gemacht; sonst suchte er aus dem Bühnenstaate eine Art aristokratischer Republik zu bilden.

Denn aus tiefer Kenntnis ihrer Psyche hat er die Schauspieler behandelt und darum hier mehr Verehrung oder Liebe geerntet als sonst in kollegialen Tätigkeiten, wo sein verschlossen-pedantisches Wesen eher erkältend wirkte. Er gründet eine Schauspilerschule und stellt Grundregeln auf, nimmt dabei immer die Musik zum Vorbilde, leitet Schauspielproben, als ob es Opern wären, gibt Tempi, Crescendi, Forti an. Kein Schritt und Gestus ist ihm zu gering, um ihn nicht einzuüben. Sein eigener, höchst entsagender Ernst fordert von der Jugend ein Gleiches, und wenn er vom erhöhten Lehnstuhl in der ersten Bank Direktiven gibt oder auf der Bühne — mit etwas Dialekt — selbst vorspricht, „wie ein Süddeutscher, der sich in Norddeutschland gebildet hat“: dann horcht Alles auf. Man liest in keinen Memoiren, was doch am Ende jedem Regisseur passiert, daß man sich hinter Goethes Rücken lustig machte. Niemals hat er sich — nach allen Berichten — gegen erfahrene Schauspieler autokratisch benommen; er sagt nur etwa: „Das ist ja gar nicht übel, obgleich ich mir den Moment anders gedacht habe; überlegen wir's bis zur nächsten Probe und sehen dann, ob wir übereinkommen.“ Auch hier folgt oft dem feurigen Verkünden bei Goethe jene plötzliche Kälte, die schon die Zeitgenossen mißverstanden. Zwei jungen Schauspielern hält er beim Eintritt eine glühende Rede über das Hohe ihrer Kunst, um dann plötzlich zu ihrem Schrecken mit den Worten abzubrechen: „Wir wollen mit dem Gehen anfangen.“

Zugleich sucht er schon in jenen Zeiten, die im Schauspieler noch



eine Art Zigeuner sahen, den Stand zu heben, die Besten läßt er in sein Haus und nötigt damit in und außer Weimar manche Personen von Stande zu einem Gleichen. Da ist Christiane die beste Mittlerin. Auf den Zetteln läßt er die Worte Herr, Madame mit der Begründung weg, dergleichen gebe es Viele in der Welt, Künstler nur Wenige. Eine kleine Loge, die man ihnen als Zuschauer einräumen will, lehnt er als würdelosen Käfig ab. Als sein Kollege Schauspielerinnen entlassen will, weil sie mit Offizieren Abenteuer hatten, interveniert er, da solche „private Relationen“ die Anstalt nicht kümmern; doch hält er sich selbst gegen alle Verführungen kühl und hat an seiner Bühne nie einen Liebeshandel gehabt. Mit höchster Gerechtigkeit übt er Disziplin, wegen einer Ohrfeige, die Einer dem Andern versetzt haben soll, hält er vor der Bestrafung tagelange Verhöre ab, schreibt 7 Briefe, und ob ein Anderer seine Kollegin nur beschimpft oder auch gepufft habe, scheint ihm einer Untersuchung von 5 Wochen zu bedürfen, in der er selbst die meisten Akten führt!

Ganz neu ist damals diese Art, den Schauspieler als Künstler ehrend zu behandeln, und bewußt trennt Goethe als einer der Ersten den technischen Gehilfen von ihm ab: diesem tritt er als Herr entgegen. „Ich werde mich künftig nicht mehr ärgern . . sondern Einen oder den Andern auf die Wache schicken . . Wenn mir ein Mensch dieser Art in einem solchen Falle den Abschied fordert, so lass' ich ihm noch eine Tracht Prügel dazu geben, damit er merkt, daß er noch in Diensten ist.“

Bei so viel Erkenntnis für die Schauspieler, als Künstler wie als Stand, muß das Ephemere ihres Wirkens sich ihm tief und eigentlich tragisch erschließen, und zuweilen eröffnet er, der in keinem seiner Stücke den Schauspieler dargestellt hat, seine Lippen und läßt ihn auf der Bühne sagen, was er leidet. Da steht in einem Prologe sein Liebling, die jung vermählte Neumann, vor den Leuten da — und plötzlich läßt er sie Zweck und Haltung vergessen und wie über ihr privates Leben laut meditieren:

„Was soll das nun? Man zieht sich aus und an,  
der Vorhang hebt sich, da ist alles Licht  
und Lust, und wenn er endlich wieder fällt,  
da gehn die Lampen aus und riechen übel.  
Erst ist man klein, wird größer, man gefällt,  
man liebt — und endlich ist die Frau,  
die Mutter da, die selbst nicht weiß,  
was sie zu ihren Kindern sagen soll.  
Und wenn nichts weiter wäre, möchte man  
so wenig hier agieren als da draußen leben.“

In diesen Versen, die Stil und Gefühl des 20. Jahrhunderts vorwegnehmen, faßt er die ganze zwecklos spielende, schwermütig heitere Stimmung zusammen, in der der moderne Schauspieler sich in der

Welt gern spiegelt. Und als ihm dann die Künstlerin jung stirbt, trauert Goethe in „Euphrosyne“ mit solcher Hoheit um sie, daß Nichts von dieser elegischen Art in seinen Werken dem kostbaren Gedichte zur Seite treten kann.

So vielem Respekt für den Schauspieler steht die gesündeste Verachtung des Publikums gegenüber. Die Leute zu erziehen, ist wohl sein Gedanke, doch nicht durch Überredung sie zu leiten, vielmehr durch Octroi, durch Einhämmerung des Guten und Großen, durch Rücksichtslosigkeit und nicht durch Rücksicht. Zur Schaffung der Würde nach außen bedient sich Goethe der bewaffneten Macht: Husaren werden aufgestellt, die sorgen, daß jedermann auch vor und nach dem Stück im Saale barhaupt bleibe, und die mit gleicher Energie jedes Mißfallen verbieten, denn die Urteilslosigkeit der Menge hat er durchaus erfahren. „Das Publikum will ein für alle Male determiniert sein und findet sich bei aller lebhaften Opposition doch zuletzt in die Sache.“ Kein Schauspieler darf aus seiner Rolle etwas vorher mitteilen, denn die Leute lieben ja doch bloß das Neue „und an der ganzen Poesie und Kunst eben nichts als das Neue“. Auch ist er entschlossen, sich keinen Schauspieler auf- oder ausreden zu lassen, weil er Grillen und Unverstand der Menge nur zu gut kenne.

Ist es bei solcher Geringschätzung des Publikums noch erstaunlich, daß Goethe seine eigenen Stücke zurückhält, statt sie vorzuschieben? Götz wird selbst in der neuen Bühnen-Bearbeitung nur ganz selten von ihm gegeben, ebenso Stella, die in Weimar für unpassend gilt. Für Iphigenie, Tasso, Faust fehlen ihm Publikum und Schauspieler. Diese beiden werden unter ihm nie, Iphigenie und Egmont in Schillers Regie nur einige Male gegeben. Nur die kleineren Stücke: Clavigo, Geschwister, Mitschuldige, Bürgergeneral bleiben im Repertoire. Goethe hat in den ersten Jahren kein einziges eigenes Stück, dann langsam einige, im letzten Schillerjahre jede Woche eines, dann wieder weniger und zum Schlusse fast gar keins mehr spielen lassen. Zugleich halten sich auch die andern deutschen Bühnen von ihm zurück, selbst das populärste seiner Stücke, Götz, ist, trotz der Bearbeitung, in Goethes letzten 30 Lebensjahren im ganzen 7mal gespielt worden!

Direktor der Hofbühne und Kulturminister der Herzogtümer — und doch sind auch dies nur zwei Formen des vielgestaltigen Proteus.

Denn zwischen Ämter und Dichtungen — äußerste Formen der Gebundenheit und der Freiheit seines Lebens — drängt sich in diesem Jahrzehnt noch eine solche Menge von Tätigkeiten, wie nie vor- oder nachher bei Goethe, wie kaum je in der Geschichte des Geistes. Goethes Universalität erreicht in dieser Epoche ihren gefährlichen Höhepunkt.

„So wie ein Stein geschwinder fällt, je länger er fällt, so scheint es auch mit dem Leben zu gehen; das meinige wird, so still es von außen

aussieht, immer mit größerer Heftigkeit fortgerissen. Die vielen Fäden der Wissenschaften, Künste und Geschäfte, die ich in meinen früheren Zeiten angeknüpft habe, laufen nun immer enger zusammen, kreuzen und drängen sich, so daß es meiner ganzen Ordnungsgewohnheit bedarf, damit kein Gewirre entstehe . . Die Mannigfaltigkeit meiner Beschäftigungen ist sehr unterhaltend und selbst aufreizend und förderlich, doch will es manchmal ein bißchen gar zu bunt werden . . Weil meine Existenz gleichsam ins Unendliche geteilt ist und meine Aufmerksamkeit nicht immer grade auf den Punkt, der vor mir steht, gerichtet sein kann . . Und so geht ein närrisch mühsames Leben immer fort, wie das Märchen der Tausendundeinenacht, wo sich immer eine Fabel in die andere einschachtelt.“

Vielleicht wird Breite und Tempo seiner hundertfältigen Tätigkeiten schon aus diesen Briefstellen deutlich. Man könnte, um das Kurios-Grandiose dieser Strahlungen an seinen äußersten Grenzen zu zeigen, auf seine Arbeit über krankes Elfenbein und auf seinen Plan zur Biographie eines erfrorenen Tigers hinweisen. Doch plastischer geben Auszüge aus den Tagebüchern die Stichworte von Goethes tätigem Leben auf seinem materiellen Höhepunkte kund. Immer entschiedener werden diese Tagebücher bloße Kalender. Ein paar Beispiele aus Jena:

„Früh den 4ten Gesang (von Hermann und Dorothea) in Ordnung gebracht und zum Abschreiben gegeben. Froschmäusler gelesen. Verschiedenes die Insekten Betreffendes. Nachmittags mit G. chemische Versuche über die Insekten. Fortsetzung des Galvanismus. War der Herzog den Tag über in Jena. Abends zu Schiller. Über die Wirkung des Verstandes und der Natur bei der Handlung der Menschen. Früh am Gedichte korrigiert, dann Anatomie der Frösche. Früh in Schillers neuem Garten, um die Einrichtungen zu überlegen, vorher den 1ten und 2ten Gesang noch einmal durchgegangen. Früh an den Farben- tafeln. Abends Austern-Kollation. Nach Tische Oberons goldene Hochzeit. Ramadan und die Bajadere. Briefe an Humboldt und Viegweg. Ideen zu einem Reiseschema. Abends zu Schiller, mit ihm darüber konferiert. Expedition nach Weimar, siehe das Briefbuch. Indische Romanze, Schluß. Den Schlegelischen Aufsatz durchgesehen. (Baumeister) Thibaut. Abends Lord Bristol. Früh Charakter des Lord Bristol. Kam V. und St., mit diesem wurde das eingeleitete Negoz, mit jenem die rätliche Anlage des Eisrechens durchgesprochen. Zu Schiller, Verschiedenes über Charaktere. Seine Taucher-Romanze. Über Komödie. Abends zu Loder. Billardkugel im Magen eines Hundes, in 24 Stunden bis auf  $\frac{1}{3}$  verdaut. Früh Korrektur des letzten Stückes Cellini. Brief an den Herzog. Aufsatz wegen des neuen Eisrechens. Nachmittags Theater- sachen abgeredet. Über die verschiedenen Epochen des Baues der Peterskirche. Abends zu Schiller, über naive und sentimentale Dichtung, Anwendung auf unsere Individuen. Ein Expresser von Weimar. Entschluß abzureisen . .“

Über 6 Sommerwochen, die er im alten Gartenhause zubringt, stellt der 50jährige folgenden Bericht zusammen: „1. Sammlung meiner kleinen Gedichte. 2. bei dieser Gelegenheit Studium der Rhythmik. 3. Winckelmanns Briefe revidiert. 4. bei dieser Gelegenheit Studium seiner schon gedruckten Briefe sowie seiner ersten Schriften. 5. las ich Herders Fragmente als auf die Literatur damaliger Zeit sich beziehend. 6. machte ich mich mit dem Monde . . bekannt, mit Hilfe des Teleskopes und der Selenotopographie. 7. fing ich an, den Athenäus zu lesen. 8. Der rasche Gang des Schloßbaues wurde dirigiert. 9. Die Preiszeichnungen . . wurden beurteilt. 10. Ein langer Brief von Humboldt kam an und ward zum Behufe der Propyläen redigiert. 11. war ich in einigen Proben der Liebhabergesellschaft behilflich. 12. wurde die Ausstellung der Zeichenschule einigemal besucht.“

Solche Provinzen des Geistes vermag Goethe nur durch Zerpulverung der Arbeit zu verwalten. Hat er schon in der Jugend eigentlich nur Werther und Clavigo auf einen Sitz heruntergeschrieben, nun vollends gewöhnt er sich, den dämonischen Rhythmus, das tempo furioso seiner Arbeit durch das Gleichmaß des mittelalterlichen Kunsthandwerkers zu ersetzen. Fast nie arbeitet er nur das leidenschaftlich Eine, immer treibt er eine Menge begonnener Dinge von einem Tag zum andern vorwärts, und es ist, als erfrischte ihn die Unterbrechung, statt ihn zu verwirren. Goethes Tag ähnelt, in der ganzen zweiten Lebenshälfte, eher dem eines großen Organisators als dem eines Forschers, Ministers oder Dichters.

Ein gewaltiges Segment von Goethes Arbeit stellen von jetzt ab seine Briefe dar, die jährlich einen dicken Band füllen. Seiner bürgerlichen Stimmung entspricht in diesem Jahrzehnte der sachlich kühle Brief an alle Welt, liebenswürdiger als früher und deshalb Formular, auch an Fremde häufig Essay oder Mitteilung, diese nur vom Zwecke bestimmt, jenes für spätere Publikation. Ganze Partien muß jetzt der Sekretär aus einem Brief an Christiane am selben Tag auch einem Briefe an Schiller einfügen, nur Ein- und Ausgang sind verschieden, so daß man häufig fühlt: Goethe teilt mit; nicht wie früher stets: Goethe teilt sich einem bestimmten Adressaten mit. „Lieben Sie mich“ heißt es beinahe nie mehr, nur manchmal dringt persönliche Wärme durch, aber auch diese wird durch eine neue Form des eigenhändig beigesetzten Schlusses dem Persönlichsten enthoben, etwa: „Liebe und Vertrauen. Goethe.“

Alles wird schematisiert, alles will er festhalten, denn er vergleicht sein Gedächtnis dem Faß der Danaiden. Goethe hatte das produktive Gedächtnis, das in entscheidenden Momenten aus entlegensten Provinzen des Denkens und Erfahrens Analoga herbeizuziehen weiß; doch nicht das reproduktive, dem immer alles gegenwärtig bleibt. Satirische Kupfer aus Paris werden für die Horen schematisiert, Ideen und Szenenfolgen des Faust, Preisausschreiben, Reise-Tagebücher, denn so

„kann ich eine große Masse zusammenbringen . . Ich habe schon ein paar tüchtige Aktenfaszikel gesammelt, — schreibt er aus der Schweiz — in die alles, was ich erfahren habe . . sich eingeschrieben oder eingeklebt findet. Bis jetzt noch der bunteste Stoff von der Welt . . Ich kann mich dabei an so mancherlei Gegenständen prüfen“.

Doch nicht bloß auf diese höchst langweiligen Reiseberichte —: auf Goethes gesamte Schriftstellerei in diesem uferlosen Jahrzehnte läßt sich dies Wort von ihm anwenden: um sich an zahllosen Gegenständen zu prüfen, schreibt er darüber, und so sind seine Abhandlungen heut oft weniger interessant als das Unternehmen der Abhandlung. Zeitschriften — das heißt jetzt für Goethe: Wille zur Expansion und zum Gelde — lenken ihn unter Schillers Verführung und Führung vollends auf immer neue Gebiete des Schreibens: „Es gibt einen tüchtigen Beitrag zu den Propyläen“: damit begründet er sich einen unwesentlichen Aufsatz. Jedes journalistische Detail wird dabei von ihm durchgesprochen, meist angeregt: über wechselnde Farben für den Einband der Horen, über das Auswaschen der Kupferformen mit Terpentin, über Druck und Satz in Weimar, damit man noch rasch „das Neueste vom Tage bringen könnte“.

Mit den Zeitschriften hängen Preisaufgaben zusammen, die nun jahrelang deutschen Malern gestellt werden, doch bei gänzlich literarischer Einstellung ohne jede fruchtbare Folge geblieben sind. *Pictura ancilla Poetarum*. Ist eine Stelle aus einem alten Autor als Thema zur Illustration gestellt, so wird das Detail der Staffage von Goethe — als Haupt des Comités — so genau vorgeschrieben, daß sich kein anständiger Landschaftler beteiligen mag. Kunstausstellungen folgen. Noch verwunderlicher klingt es, die beiden deutschen dramatischen Dichter einen Preis für das beste Intrigenstück ausschreiben zu hören!

Zugleich schreibt Goethe für mehrere Blätter eine Menge Kritiken, deren Pedanterie so weit geht, daß er von einer Übersetzung bestimmte Stellen angreift und neu übersetzt, oder fast sämtliche 200 Nummern aus „Des Knaben Wunderhorn“ einzeln nacheinander rezensiert. Kommt man aber in sein Gehege, so hält sich der Kritiker als konkurrierender Dichter ganz zurück. In der Kritik eines Buches, das sich „Bekenntnisse einer schönen Seele“ lange nach Wilhelm Meister nennt, schlägt Goethe, leise lächelnd, einen andern Titel vor, „auch um nicht an eine frühere Schrift zu erinnern“, und über die Nachdichtung eines Volksgedichtes vom Doktor Faust schreibt er mit wunderbarer Ironie: „Tiefe und gründliche Motive. Könnten vielleicht besser dargestellt sein.“ Wie sehr zu diesen Journalismen, neben Übersetzungen des Cellini und des Diderot, auch seine neuen Operntexte gehören, das zeigt die Art, wie er sich vorher aus Berlin erfolgreiche Libretti senden läßt, um den Geschmack der Leute zu studieren.

Plötzlich stehen unter solchen ad hoc unternommenen Arbeiten Meisterstücke. Da ist „Winckelmann“ — und hier, zum ersten Male

vor der Aufgabe, rein beschreibend ein Leben darzustellen, sucht er sich seine eigene Form mit solcher Sicherheit, daß diese kleine Schrift die erste Psychographie genannt werden muß, denn hier zum ersten Male heißen die Kapitel eines Lebens: „Heidnisches. Freundschaft. Schönheit. Glücksfälle. Charakter. Gesellschaft. Fremde. Welt. Unruhe. Hingang . .“

Und wie diese Tätigkeit des Schriftstellers jetzt weniger erfindend ist als sammelnd, so ist auch der Naturforscher jetzt weniger Entdecker als Enzyklopädist. „Die Optika gehen vorwärts, ob ich sie gleich jetzt mehr als Geschäft . . treibe“: so wird die Farbenlehre mehr aus pedantisch ordnendem Zwange als aus Trieb mit den Mitteln der vorigen Epoche aufgebaut. Hätte er als Professor zwei Semester vorgetragen, so brauchte er sie nicht aufzuschreiben; auf dem Papiere reize ihn Gelehrsamkeit wenig, „man glaubt nicht, wieviel Totes und Tötendes in den Wissenschaften ist . . und durchaus scheint mir die eigentlichen wissenschaftlichen Menschen mehr ein sophistischer als ein wahrheitsliebender Geist zu beleben“.

Doch trotz dieser Erkenntnis, trotz der „Gefährlichkeit“, die er beim Besuch in Göttingen wieder aus der Masse der Doktrinen aufsteigen fühlt, trotz aller steigenden Enttäuschungen über Urteile der Fachleute gegen seine Arbeiten, fängt er nun wieder an zu schematisieren, zu rubrizieren, läßt sich Papiersäcke machen und bringt tatsächlich einen didaktischen Teil ganz, einen historischen und einen polemischen Teil der Farbenlehre halb fertig. Wieder ist diese ganze Verarbeitung des in der Idee längst fertigen Materiales mehr dazu da, sich selbst nach seiner genetischen Art an den Gegenständen zu prüfen, als sie die Menschen prüfen zu lassen. Indem er alle seine Vorarbeiten objektiv und sehr kritisch betrachtet, möchte er nach umfassendem Exzerpieren möglichst viel verbrennen, aber „was ist nun mit meinen Versuchen zu tun? Sie auszusaugen gehört Mut und Kraft, und Resolution sie zu verbrennen, denn schade ist's immer. Wenn ich fertig bin, insofern ich fertig werden kann, so wünsche ich sie gewiß wieder, um mich mir selbst historisch zu vergegenwärtigen, und ich komme nicht zum Ziele, wenn ich sie nicht vertilge.“

Da — wie man ihn deutlich im Dilemma sieht zwischen pedantischem und biographischem Wahne, und wie beide bürgerlichen Triebe, auf die Spitze getrieben, um ein paar Hefte Papier kreisen, deren Inhalte, die Farbenversuche, im Wesentlichen längst publiziert sind! Ja selbst wenn er neue Gesetze findet, sucht er jetzt wie mit einem Dietrich gleich alles aufzuschließen: so mit der Idee der Stetigkeit, die er sich nun zum Stützpunkt seiner Forschung bestimmt.

Vom Forscher zum Dichter verwandelt sich Proteus schnell, ohne Puppenstand. Da wird er greifbar, der ganz barocke Aufbau seiner damaligen Geistesführung: „Den Aufwand von Zeit und Kräften, die ich an jene Studien gewendet, kann ich nicht besser nutzen, als wenn ich meinen Vorrat in einem Gedicht verarbeite“, und dann will er über die magnetischen Kräfte ein Gedicht „aufstellen; man muß einzeln versuchen, was im Ganzen unmöglich werden möchte“. Setzt man statt Gedicht den Begriff Depot oder Filiale, so hat man hier den Anblick eines sorglichen Unternehmers, der, wenn er einmal nicht gewann, doch nichts möchte ganz umkommen lassen. Auch für die großen Entwürfe wählt er jetzt ökonomische Wendungen, von den subtilsten Dingen heißt es stets „Wegarbeiten“, und auch bei Dichtungen spricht er, noch eh' sie beendet sind, von der Zahl der Bogen oder Hexameter; vom Glück und Erfolg der Kunstwerke ist öfter als sonst die Rede, und im Drange der Geschäfte wünscht er sich ein halbes Jahr Gefängnis, allerdings bequem, mit Feder, Papier und einem Schreiber.

Diese bürgerliche, verstandesklare Grundstimmung muß ihn bei der epischen Dichtung halten, und während er fast nichts Dramatisches schreibt und dies Wenige undramatisch bleibt, erklärt er das Epos als vom Verstande bestimmt, während im Drama das blinde Schicksal walte! Gefährlich wächst in ihm Achtung vor dem Stoff während dieser prosaischesten Epoche. Mit Schiller überschätzt er gern den Wert der Fabel und kennzeichnet seine eigene, in diesem Jahrzehnt auch an Wert schwankende Produktion mit den bürgerlichen Worten, das sei „der ewige Irrtum, daß man bald etwas Bedeutendes, bald etwas Hübsches, Gutes und Gott weiß was sich unterschiebe, wenn man doch einmal was machen will und muß“. Wie fern ist dieser 50jährige Scholastiker von der Gelegenheit abgerückt, die einst die leitende Muse gewesen!

Wilhelm Meisters Lehrjahre, an Erfindung durchaus den vorigen Epochen zuzurechnen, werden doch zu einem Teil erst im Beginne der gegenwärtigen niedergeschrieben. Zu lange nachgeschleppt, hat dies Werk am Ende zu schwer auf Goethe gedrückt: darum hat seine zweite Hälfte an Freiheit und Leichtigkeit verloren. So kommt er denn am Ende eines langen Weges ermüdet an und nennt das Ganze dann, ganz gegen seine Art, das große Werk. Schiller, der die herrlichsten Dinge über Meister gesagt hat, rühmt, wie am Schlusse Scherz und Ernst als ein Schattenspiel versinken und ein leichter Humor vollkommen herrschend bleibe; daß in dem Buch der Ernst nur Spiel, das Spiel aber der wahre und eigentliche Ernst, daß der Schmerz der Schein, die Ruhe aber die einzige Realität darin sei: sehr tiefe Erkenntnisse, die ersten Zeichen einer neuen Goethischen Gesamtstimmung vorausspürend, die wir bald betrachten.

Um so tragischer wirkt die Erkenntnis, daß dies Schattenspiel, die erste Hälfte des Romans in unbeschreiblich leichte Luft einhüllend, in eben jener

zweiten Hälfte von theoretischer Schwere, von ästhetischem Gepäck belastet wird, das Schiller zwar in Goethe nicht geschaffen, das aber Goethe in Schillers Formulierung lebhaft aufgegriffen hat. Weder Schuld noch Verdienst Goethischer Wandlungen hat Schiller zu tragen; doch bleibt er Exponent aller fördernden und hemmenden Maximen, die Goethe in diesem Jahrzehnt auch ohne ihn gefunden, aber nach beiden Seiten weniger scharf herausgebildet hätte. Ganz goethisch und ganz schillerfremd bleibt für alle Zeiten das Herzstück aller Künstler-Programme: Wilhelms Lehrbrief.

Gewiß ist dies: ein dunklerer Ton beginnt in der zweiten Hälfte der Lehrjahre zu summen, Schwere legt sich nun auf die Personen, noch mehr auf die Form der Darstellung, zuweilen fällt sie ins Schleppende, Schematische, Barocke. Nun tritt der Tod in der Mitte des Buches unter die Gestalten, die Lieder, die den ersten Teil belebten, verstummen fast ganz, Mignon, italisch vorgeahnt, für die der Dichter dann in der Lombardei eifrig „sammelte“, gewinnt nichts an Anschaulichkeit, muß sich vielmehr nach 20 Jahren rationale Erklärungen aller ehemals mystisch gefundenen, visionären Umstände gefallen lassen — und der Leser bekommt jede Säule und Stufe, jede Statue und jeden Saal ihrer hingesummten Elegien peinlich verständig erklärt.

Jetzt starren mitten aus dem Romane dem von Anmut aufgeregten Leser Sätze wie Kobolde entgegen: „Wir lassen uns hierauf nicht weiter ein, sondern legen vielleicht künftig die neue Bearbeitung Hamlets selbst demjenigen Teil unserer Leser vor, der sich etwa dafür interessieren könnte.“ Oder Wilhelm und der Harfner führen ein wundersames Gespräch, „das wir aber, um unsere Leser nicht mit unzusammenhängenden Ideen und bänglichen Empfindungen zu quälen, lieber verschweigen als ausführlich mitteilen“. Auch Jarno und Lothario unterhalten sich „bedeutsam“ im Rücken des Lesers.

Wie schwer wirken nicht die vielen Erzählungen, die sich gegen Ende häufen! In anderthalb Büchern, nämlich auf den letzten 150 Seiten, reihen sich 7 solche lange Erzählungen aneinander. Der Abbé tritt in einen Gartensaal, er leitet eine Geschichte, Theresens Geburt betreffend, mit den Worten ein: „Es ist nötig, daß wir uns auch nun im Einzelnen erklären“ — und man glaubt Goethe in seiner *Cour d'amour* eine vereisende Gesellschaft anreden zu hören. Als der Leser auf Mignons Enträtselung wartet, erfährt er nur so viel, der Marchese habe dem Abbé die Geschichte erzählt, der Abbé daraus einen Aufsatz gemacht — und dieser wird nun der Gesellschaft vorgelesen! Selbst die Bekenntnisse der Schönen Seele, das silberne Mittelstück dieses zweiten Ringes, werden, erst zwecklos schön und sorglos hineingestellt, nachträglich kunstvoll, doch auch künstlich verarbeitet. Am Schlusse grenzt die pedantische Entwirrung eines spielend verwickelten Knotens an die Komödie, und wirklich ruft jemand, da sich die Paare verteilen, verzweifelt aus: „Wenn ich nur erst die arme Lydie untergebracht habe“!



Überall sucht der bürgerlich alternde Dichter nachträglich Gründe und Versöhnungen für die Genialitäten des jugendlichen Anfangs, und auch sich selbst scheint er nun mehr in Lothario als in dem gänzlich passiven Wilhelm zu finden. Zwischen den andern, mehr geschauten als gesehenen, mehr komponierten als modellierten Gestalten scheint allein Therese nach einem Vorbilde gearbeitet, und wirklich hat in ihr der Dichter manches öffentlich verteidigt, was eine ungerechte Welt an Christianen rügte. „Es ist sonderbar, daß man es dem Manne verargt, der eine Frau an die höchste Stelle setzen will, die sie einzunehmen fähig ist: und welche ist höher als das Regiment des Hauses? . . So ist sie von niemand abhängig und verschafft ihrem Manne die wahre Unabhängigkeit, die häusliche, die innere; das, was er besitzt, sieht er gesichert; das was er erwirbt, gut benutzt, und so kann er sein Gemüt nach großen Gegenständen wenden.“ Von Theresens heller Erscheinung werden Lothario und Wilhelm gefesselt, „er dachte an sich selbst und fühlte, welche Wonne es sein müßte, an der Seite eines so ganz klaren, menschlichen Wesens zu leben“.

So zart verkleidet Goethe vor der Welt seine Huldigung für Christians reinste Seiten und Zeiten.

Hermann und Dorothea ist — außer der Natürlichen Tochter — Goethes einzige größere Dichtung, die dem Jahrzehnt mit Schiller entspringt, denn Meister und Faust waren nur zu beenden. Diese Idylle, aus Nachrichten über eine Begebenheit im Salzburgischen konzipiert, leicht vor den Hintergrund der Revolution geheftet, ohne den Willen sie selbst auch nur zu skizzieren — vielleicht auch belebt durch eine Nachricht, die damals über Lilis abenteuerliche Flucht als Bäuerin mit ihren Kindern aus dem Elsaß eintraf — rasch aufgefaßt und aufgeschrieben wie Nichts seit Werther, hat mit diesem auch Kürze und Rundung gemein. Zwei Dritteile sind in 9 Tagen, der Schluß ist nach einer Pause wieder in kurzer Zeit geschrieben. Mit Werther hat das Werk, zwar abgemildert, auch den Erfolg gemein, und wieder ist es ein Mißverständnis wie beim Götz, das den Erfolg hervorruft.

Denn Deutschland glaubt ein urdeutsches Epos zu empfangen, und wirklich hat sich das nordisch kleinmalerische, das bürgerlich freundliche Element dieser Goethischen Epoche, es hat sich alles Holländische an Goethe in diesen Gesängen gefangen. Die Namen sind es, Landschaft und Hausrat, Bürgerstand und -Sorgen, das anmutig Beschränkte, das in keinem seiner Werke so herzlich und zart zur Anschauung gelangt. So wirkt die Dichtung auf den deutschen Bürger, so hat er sie schon beim Erscheinen dankbar aufgenommen, so hat sie auf Goethe selbst gewirkt, der sie lieber und öfter vorlas als andre Dichtungen, häufig davon gerührt ward und „bei seinen eigenen Kohlen schmolz“.

Freilich hätte das Volk nicht wissen dürfen, wie Goethe selbst über die Deutschheit seines Gedichtes gedacht hat: „In Hermann habe ich, was

das Material betrifft, den Deutschen einmal ihren Willen getan, und nun sind sie äußerst zufrieden. Ich überlege jetzt, ob man nicht auf eben diesem Wege ein dramatisches Stück schreiben könnte, das auf allen Theatern gespielt werden müßte und das jedermann für fürtrefflich erklärte, ohne daß es der Autor selbst dafür zu halten brauchte.“ Hört man Hochmut, Fremdheit und Bitterkeit, die den lange verkannten Dichter bei einem nationalen Erfolg erfüllen? Will man's noch deutlicher? „Wäre ich jünger, — schreibt er später dem Übersetzer des Werkes nach Paris — so würde ich den Plan machen, Sie zu besuchen, die Sitten und Lokaltäten Frankreichs, die Eigenheiten seiner Bewohner sowie die sittlichen und geistigen Bedürfnisse derselben nach einer so großen Krise näher kennen zu lernen. Vielleicht gelänge es mir alsdann, ein Gedicht zu schreiben, das, als Nebenstück zu Hermann und Dorothea, von Ihrer Hand übersetzt, nicht ohne Wirkung bleiben sollte.“ Und als das Werk später ins Lateinische übertragen wird, kommt es ihm so vornehm vor, als sei es in seinen Ursprung zurückgekehrt.

Goethe hat Hermann als einen Formversuch aufgefaßt und das Gedicht, weil es ihm glückte, darum nicht deutscher empfunden als jene Achilleis, in der er um dieselbe Zeit die Ilias fortzusetzen glaubte, um den Versuch gleich wieder aufzugeben. Aus ganz antikischem Bestreben, das Vossens Beispiel auf ein modernes Thema anzuwenden riet, ist Hermann entstanden; aber dieser sinnlich greifbaren schönen Gestalten konnten sich die Deutschen nur in Nachbildungen von Leinwand und Stein recht vergewissern: denn die Rhythmen dieser Dichtung bleiben uns ewig fremd. Den Fluch des deutschen Hexameters hat auch Goethes Sprachkunst nicht lösen können, und so blieb seine, nächst Faust populärste Dichtung bis heute unzitierbar, unsingbar. Ja, zu jenen herrlichen Elegien, zu Amyntas und Euphrosyne paßt der antike Vers; aus Hermann aber kann das Volk, von dem er handelt, nichts hersagen: es ist, als hätte dieser deutschgriechische Dichter noch seine deutschesten Gestalten in das Glaskästchen antiker Verskunst gestellt, in dem man sie nur von außen betrachten mag.

Oder wer wäre in Deutschland, der die Xenien zitierte? Aber die kurzen Vierzeiler aus Oberons Hochzeit, die ihre satirischen Themen fortsetzen, kennt alle Welt, und um die ganze Schwere des Hexameters zu fühlen, muß man daneben auf die unglaublich leichten Verse horchen, in denen Goethe gleichzeitig den „Deutschen Parnas“ reimend verspottete. Nur der glückliche Zufall, daß der Urfaust schon in kurze deutsche Volksreime gefaßt war, hat der Nation alsdann ein Werk geschenkt, das sie im Munde führen kann.

So sind auch einige der kostbarsten Gedichte dieser Zeit, die an Stoff und innerer Bewegung zu Lied und Vortrag drängten, durch ihre klassizierende Form dem Munde des Volkes für immer entfremdet: vor allem „Alexis und Dora“ — hingerissen wie Goethes stärkste Jugendlieder; doch auch aus den pedantisch gezirkelten „Vier Jahreszeiten“ wäre in

anderer Formung manches ins Volk gedrungen. Sehr tief fühlte Goethe und wahrhaft tragisch erfaßte er das Opfer seiner Weisheit, wenn er, im alten Gartenhause die neuen Gedichte sammelnd, sich über weichende Energie und Fülle mit größerem Geschmack und mit mehr Übersicht tröstet! Einiges hat sich selbst durch die ästhetischen Vorurteile dieser Epoche in eine natürlichere Form gerettet: die Legende vom Hufeisen und die Balladen.

Da ist sie endlich abgelegt, die Toga, im kurzen Mantel steht er da und läßt den Wind durch seine Verse schweifen. Doch gegen Ende dieser Epoche kündigt sich noch eine leichtere, hellere Art an, die auf Schillers Wort vom Schattenspiel des Wilhelm Meister zurückweist:

„Sind es Kämpfe, die ich sehe?  
sind es Spiele? sind es Wunder?  
Fünf der allerliebsten Knaben  
gegen fünf Geschwister streitend,  
regelmäßig, taktbeständig,  
einer Zaubrin zu Gebote . .“

Hat je ein Goethisches Gedicht so sprühend spielend, so fliehend fliegend angefangen wie dieses „Magische Netz“? Auch einige freie Übertragungen — „O gib vom weichen Pfühle“ — oder jene kurzen Zeilen, in denen es heißt „Die Sterne, die begehrt man nicht“, die leise Ironie mitten zwischen sentimentalenden Wendungen wie in „Schäfers Klagelied“, oder das reizend weise Wort am Schlusse des Kuckucksliedes „mit Grazie in infinitum“: alles sind Vorboten einer neuen, schwermütigen Leichtheit der Seele, die gegen Ende dieses Jahrzehntes leise anpocht.

Auch in den Balladen weicht Goethe dem Tragischen aus, und während grade jetzt dicht vor ihm sich Schiller immer tragisch bewegt, erklärt Goethe, zu diesem Zweck aufs Pathologische sich beschränken zu müssen, und denkt dabei an seine kurze tragische Periode, an Werther, Clavigo, Stella. „Sollte es wohl auch einer von den Vorzügen der Alten gewesen sein, daß das höchste Pathetische auch nur ästhetisches Spiel bei ihnen gewesen wäre, da bei uns die Naturwahrheit mitwirken muß, um ein solches Werk hervorzubringen?“ In diesem nachdenklichen Satz an Schiller kündigt sich wieder jene Entwicklung an, die dieser in seinem Wort vom Ernst und Spiel im Meister vorweg bewundert hatte.

Deshalb bricht auch das Trauerspiel der Natürlichen Tochter ab, bevor es tragisch wird. Vergebens versucht Goethe — was Schiller gleichzeitig so leicht gelang — wie im Schicksalsdrama seine Gestalten zu vereinfachen. Wo es seiner anschauenden Kraft an Einzelfällen fehlt, die er vom Typischen könnte durchleuchten lassen, wo Goethe mit dem Typus

geradezu anfangen soll: da mißlingt ihm Dichten und Forschen. Alles wird kalt, wird luftleer — un noble ennui, sagte Frau von Staël —, und es ist gleichsam gegen die Abrede, daß Eugenie und auch der Herzog sich durch ein paar herrliche Züge gelegentlich als bestimmte, einmalige Personen erweisen, statt priesterliche Träger von Ideen zu bleiben. Ergreifend, wie der Dichter in einem Briefe von seinem „natürlichen Töchterchen“ spricht: es ist, als wollte er ihr noch den Vaterhauch nachsenden, da er sie allzu marmorn entließ. Doch es war zu spät, und ewig bleiben diese bleichen Gestalten in den Mänteln ihrer brokatenen Verse wie in der fürstlichen Starrheit der Mosaiken von Ravenna stehen.

Zwei Jugendstücke tauchen wieder auf, das eine um verdorben, das andre um vollendet zu werden. Götz verliert nun in seiner dritten Form, der des 54jährigen, noch eine Menge Sturms und Dranges, nachdem schon der 24jährige dem 23jährigen zu viel aus übertollen Armen weggerissen hatte; und teilt nun der Dichter mit, das alte Drama bilde sich mit einiger Bequemlichkeit um, so brauchte er im nächsten Satze nicht mehr zu zweifeln, ob sich's nur organisiere oder auch kristallisiere. Das Stück wird eben bequem organisiert, und nur die Rückgriffe sind glücklich, mit denen Goethe Szenen aus der ersten Fassung für Adelheid wieder herstellt, die in der zweiten fehlten.

Faust und Farbenlehre zusammen nennt er lästige Gespenster, mit denen er endlich fertig werden muß, damit sie ihm nicht mehr erscheinen, und wirklich konnte nur formaler Trieb und äußere Nötigung den immer widerstrebenden Dichter zur Vollendung des ersten Teils vom Faust treiben. Mit etwa 800 neuen Versen beendet nun der 52jährige, was er zwischen 22 und 25 geschrieben, gegen Ende 30 nur wenig ergänzt hatte: zum damals veröffentlichten Fragment tritt nun ein neues Drittel. Um alles zusammen zu gießen, läßt er sich jetzt auch das Gedruckte durch Abschreiben wieder flüssig machen, und vielleicht zeigt sich nirgends die verschiedene Haltung des jungen neben dem alternden Goethe entschiedener als in den Worten: „Das alte noch vorrätige, höchst konfuse Manuskript ist abgeschrieben, und die Teile sind in abgesonderten Lagen, nach den Nummern eines ausführlichen Schemas, hintereinander gelegt.“ In so bequemer Weise, nicht ohne etwas Ironie des klassisch gebildeten Künstlers, geht er nun an die „barbarische Composition“ und denkt „die höchsten Forderungen mehr zu berühren als zu erfüllen. So werden wohl Verstand und Vernunft, wie zwei Klopffechter, sich grimmig herumschlagen, um abends zusammen freundschaftlich auszuruhen.“ Ich werde sorgen, daß die Teile anmutig und unterhaltend sind und etwas denken lassen.“

So gänzlich undämonisch, breit und heiter scheint Goethe dies einst glühende Bruchstück neu aufzuhitzen und nachzuhämmern, und er hält diese etwas drolligen Töne mit Absicht auch nach außen fest. Als Cotta Kupfer zum Faust vorschlägt, lehnt er's mit den behaglichen Worten ab:

„Ich denke, der Hexenmeister soll sich allein durchhelfen“, und gewohnt, mit seinen Haupt-Werken in Deutschland unverstanden zu bleiben, sieht er trotzdem die Wirkung des Faust mit dem realistischen Gedanken voraus, er müsse seiner nordischen Natur nach ein ungeheures nordisches Publikum finden.

Und doch steht er in einsamen Stunden stumm, fragend, leidend vor diesem Fragment, als wäre seine Jugend, als wäre sein ganzes Leben geheimnisvoll darin beschworen. Wie er den Faust noch immer — und wiederum schon jetzt — nicht bloß als Weltgedicht, auch als sein eigenes Lebenslied empfindet, das zeigt eben jene Zueignung, in der er nun mit melancholischem Pathos vor den alten Gestalten aufseufzt:

„Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert  
vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.“

Aber weder nach jenen spielenden Worten an den Verleger noch nach diesen strömenden Anrufungen an sich selbst glückt es ihm: zweimal legt er die Blätter weg, ohne ein Wesentliches gefördert zu haben, jedes Mal wieder auf Jahre.

Im Grunde war's erst die Antike, die ihn zur „nordischen Barbarei“ dieser Dichtung zurückgeleitet hat. Als eben der immer zur Fortsetzung mahnende Schiller gegen Cotta äußert, er glaube nicht mehr an Fausts Vollendung, ist Goethe plötzlich, ohne Übergang, auf der Wanderung durch antike Stoffe der Helena begegnet, hat sie sogleich — da sie ja schon im alten Volksspiel vom Doktor Faust steht — auftreten lassen: 300 Verse für Helena, Chor und Phorkyas, an Form und Stimmung ganz antikisch. In voller Freiheit begonnen, scheint dies Bruchstück bestimmt, ohne allen Bezug auf das alte Werk fortzugehen, es „zieht mich das Schöne in der Lage meiner Heldin so sehr an, daß es mich betrübt, wenn ich es zunächst in eine Fratze verwandeln soll. Wirklich fühl' ich nicht geringe Lust, eine ernsthafte Tragödie auf das Angefangene zu gründen.“

So tief fühlt Goethe diese Welt südlicher Formung als die höhere, vornehmere, daß er, im Hinblick auf die geplante Verbindung der Helena mit seiner alten Faustwelt, von einer Fratze reden kann! Noch immer fehlt ihm die Brücke zum alten Werk.

Da fällt er, dicht nach dem Entwurf der Helena, in schwere Krankheit, — und als er sich gerettet fühlt, ergreift er schnell die Blätter seiner Jugend an der entscheidenden Stelle, entschlossen, zu Ende zu führen, was fehlt, ganz in Faustens Gefühl und Tempo: „Du mußt, du mußt! und kostet' es mein Leben!“

Außer Valentins Tod und dem geschlossenen Zwischenspiel der Walpurgisnacht, gelingt's ihm nun vor allem, die große Lücke auszufüllen, die zwischen erstem Monolog und Schülerszene seit 30 Jahren klappt und auch durch die kleinen Übergänge des Fragmentes nicht verengt war. Nun dichtet Goethe — in 2 Monaten seines 52. Jahres — das Werk fertig: Schluß des ersten Monologes und Ostermorgen, Spaziergang, zweiten

Monolog, Vertrag. Dann liegt es 4 Jahre, bis er diesen „Ersten Teil“ in heutiger Gestalt, doch wiederum als „Fragment“ herausgeben will. Da verhindert der Krieg den Druck um weitere drei Jahre, als wäre ein Verhängnis an das Werk geknüpft, das Goethe vor vier Jahrzehnten begonnen hat.

Dann aber verfließen 24 Jahre vollständiger Fauststille — von seinem 52. bis 76. —, bis Goethe beginnt, den Zweiten Teil zu schreiben.

Mit diesen Werken hätte der halb vergessene Dichter in Deutschland wenig gewonnen, hätte nicht Hermann und Dorothea als deutsches Epos seinem Namen neue Farbe gegeben. Wenn Goethe seinen engen Kreis verläßt, erschrickt er vor dem mangelnden Verständnis der Nation. Man hat, schreibt er aus Karlsbad, „nur den dunkelsten Begriff vom Schriftsteller. Man hört nur uralte Reminiszenzen, von seinem Gang und Fortschritt nehmen die Wenigsten Notiz.“ Eine liebenswürdige Dame spricht ihn dort als Autor des „Giaffar“ von Klinger an, und obwohl Goethe nicht widerspricht, klagt er doch vertraulich über solche „Demütigung“. Mit 50 Jahren steht er unter den komponierten Liederdichtern Deutschlands noch an 13. Stelle! In Frankfurt erkennt er aufs neue, wie eine Großstadt nur nach Zerstreuung verlange, und in einem Aufsatz über strenge Urteile untersagt er dem Künstler geradezu, sich wie ein schlechter Arzt oder Erzieher nach den Wünschen seines Publikums zu richten.

Sein eignes Los findet er gerecht: wer Nachruhm erstrebe, müsse die Zeitgenossen zwingen, alles gegen ihn los zu werden, und ein andermal rät er zum *dédaïn du succès*, den ihm die Staël richtig angemerkt habe. Wieder erhöhen sich persönliche Enttäuschungen zu allgemeinen Urteilen über die Deutschen: auch wenn Deutschland bis nach Rom läuft, schreibt er an Meyer, der von dort über die Landsleute klagt, wird es von der Platitude begleitet wie der Engländer vom Teekessel. „Wir wollen die Umwälzung nicht wünschen, — schließt er sehr doppelsinnig einen kritischen Aufsatz — die in Deutschland klassische Werke vorbereiten könnte.“

Tiefer verstimmt ihn mangelndes Verständnis unter den Freunden. Wilhelm Meister und die Elegien verurteilen beinahe Alle: die Schöne Seele hätte er nicht in sein Meister-Bordell, nicht in die Horen die Huren einführen sollen, Stolberg verbrennt sogar feierlich das Buch und läßt nur die Bekenntnisse der Schönen Seele für sich binden. Zwei Frauen, die ihn seit 20 Jahren kennen sollten, über Meister: „Wo edle Gefühle vorkommen, — schreibt Frau von Stein — die hat er alle mit ein bißchen Kot beklebt, um ja in der menschlichen Natur nichts Himmlisches zu lassen.“ „Nie weiß man, — schreibt Frau Herder — ob er das Rechte oder Falsche meint. . Er hat einen zu zweideutigen Weg eingeschlagen.“ So selten ist kluges Lob in seiner Nähe, daß nicht nur Schillers tiefgründige Kritiken oder Humboldts Darlegungen über Hermann und über

Alexis ihn ermuntern; auch einen zustimmenden Brief der Frau von Kalb liest er wiederholt, und die Art, wie Jacobis 20jähriger Sohn über den unvollendeten Hermann spricht, gibt dem 50jährigen Goethe neuen Mut zur Beendigung der Dichtung.

Ein anderer Ansporn ist ihm die Phalanx seiner neuen Feinde. Mit den Xenien hat er den Fehler begangen, ergrauten Haares eine Partei zu gründen und sich öffentlichem Angriffe mehr auszusetzen, als für ihn paßte. In ihren Antworten bezeichnen ihn die Angegriffenen als Bock, Widder, Hammel, verspotten seinen natürlichen Sohn:

„Wolfgang umarmte voll Brunst die Mägede der Musen.

Da gingen

Mißgeburten hervor, ehe neun Monde entflohn.“

Oder Egmont zu Goethe:

„Wahrlich, ich liebele nicht mit Dirnen, als Belgien seufzte.

Glaubst du denn, lockrer Gesell, jedermann fasle wie du?“

Schließlich bildet Kotzebue, gereizt durch gesellige Zurücksetzung, in Weimar selber eine Partei gegen Goethe. Ein Anschlag, Schiller auf Goethes Kosten übertrieben in Weimar zu feiern, wird von Goethe als Minister formell abgelenkt — unklug genug, denn nun können die Gegner ihn einer Eifersucht zeihen, gegen die der ganze Bund beider Dichter spricht. Eine Gruppe junger Poeten, die Meister und Goethe als Vorbild preisen, wird von Goethes Feinden angegriffen, als dieser sie favorisiert und aufführt.

Bei solcher Gelegenheit greift er zum ersten Mal autokratisch in die Preßfreiheit ein: er duldet einfach nicht, in Weimar seine Direktion beschimpft zu hören. Als bei der ersten Aufführung eines Schlegelschen Stückes Gelächter ausbricht, erhebt sich Goethe drohend und ruft von seiner Loge ins Parterre: „Man lache nicht!“ Als andern Tages der Redakteur das Ersuchen auf Vorlage der Kritik nur halb erfüllt, treibt Goethe die Sache auf die Spitze und droht mit dem Herzoge, „denn ich will entweder von dem Geschäft sogleich entbunden oder für die Zukunft vor solchen Infamien gesichert sein . . In Weimar werde ich sie nicht mehr leiden, in den Fällen, wo ich als öffentliche Person anzusehen bin. Ich erbitte mir vor 4 Uhr Ihre Erklärung darüber; mit dem Schlage geht meine Vorstellung an Durchlaucht den Herzog ab.“ Die Kritik unterbleibt, doch Goethe geht weiter: er ersucht Wieland, seine Zeitschrift diesem Gegner von nun an zu verschließen!

Bald darauf führt eine ostentative Huldigung der Studenten im Theater für Schiller zu den gefährlichsten Folgen: Schreiben an die Fakultät in Jena, Verwarnung der Professoren wegen der Haltung ihrer Söhne, Explosion aller Mißstimmungen gegen Goethes Selbstherrlichkeit, Abgang mehrerer Professoren nach andern Hochschulen, Abzug der be-

rühmten Literaturzeitung, öffentlicher Jubel Kotzebues, Gefahr der Boykottierung der gesamten Universität Jena!

Goethes Reaktion auf diesen Ansturm ist fieberhafte Tätigkeit zum Ersatz, zur Erhaltung, denn in dieser Akademie von Jena liebt er zum großen Teil sein Werk: 4 Monate verwendet er fast ganz auf diese Sache, alle Spezialisten lädt er mit persönlicher Bitte zur Mitarbeit an der neuen Literaturzeitung ein, die er an Stelle der alten, nach Halle übersiedelnden, in Jena mit größter Mühe begründet.

Dies alles ist zur Erkenntnis Goethes nur wichtig, weil durch die Affaire eine seiner schmalsten Eigenschaften geweckt wurde, Ehrgeiz, der trotz so scharfer Provokationen nur in dieser bürgerlichen Epoche aufsteigen konnte. Goethe, der weder herrschen noch besitzen wollte, wurde in dieser Mittelzeit wiederholt von eigensinnig-autokratischen Strömungen überwallt; das Schicksal von Jena vollends nahm er in dieser Zeit so schwer, weil er ein Stück amtlich verantworteten Gebietes von privater Gegnerschaft bedroht sah. Darum zeigt ihn der Streit um diese Akademie in einer Art von Fieber, weil er als Minister das Urteil der kleinen Welt umher stärker achtet und fürchtet wie als Dichter das Urteil der großen.

Überhaupt nimmt er in diesem Jahrzehnte die amtliche Haltung stärker an als früher, wo ihn das Amt stärker erfüllte. Jetzt, da er jede ideale, jede überzeitliche Förderung im tätigen Leben längst aufgegeben hat, scheint er entschlossen, als das aufzutreten, was eine kleine Welt in ihm sieht: als sächsischer Minister und als deutscher Schriftsteller. Goethes Haltung enthält ebensoviel bürgerliches Selbstgefühl wie geniale Verachtung. Am liebsten läßt er sich jetzt von Künstlern verkennen. Hölderlin trifft ihn in Schillers Stube, ohne ihn zu erkennen, da er „durch keinen Laut etwas Besonderes ahnen“ ließ.

Mit Scheu tritt Jean Paul bei Goethe ein, von dem auch er vernommen hat, jedes Wort sei Eis. Bilder und Statuen schüchtern ihn vollends ein, als er mit Knebel wartet: „Endlich tritt der Gott her, kalt, einsilbig, ohne Accent. Sagt Knebel z. B., die Franzosen ziehen in Rom ein — Hm! sagt der Gott. Seine Gestalt ist markig und feurig, sein Auge ein Licht . . . Aber endlich schürte ihn nicht bloß der Champagner, sondern die Gespräche über Kunst, Publikum usw. sofort an, und — man war bei Goethe! Er spricht nicht so blühend und strömend wie Herder, aber scharfbestimmt und ruhig. Sein Vorlesen ist nichts als ein tieferes Donnern, vermischt mit dem leisesten Regen-Gelispel; es gibt nichts Ähnliches. Zuletzt las er uns, d. h. spielte er uns ein ungedrucktes herrliches Gedicht vor, wodurch sein Herz durch die Eiskruste die Flammen trieb, so daß er dem enthusiastischen Jean Paul die Hand drückte . . . Beim Himmel, wir wollen uns doch lieben.“

Ähnlich beschreibt Schopenhauers Mutter, wie Goethe immer ein we-



nig stumm und auf eine Art verlegen ist, wenn er kommt: bis er weiß, wer da ist. Sorgfältig schwarz oder dunkelblau ist er gekleidet, frisiert und gepudert. Doch wenn er auftaut, anfängt zu erzählen, so spielt er alle Personen, die er sprechen läßt. Darum schwanken von nun an alle Urteile über Goethe, und man darf aus der Skepsis des Urteilenden nur auf sein Unvermögen schließen, Goethen anzuregen. Kalt und trocken nennt ihn eine Tochter der Frau Brentano, wie ein Frankfurter Wein-kaufmann sehe er aus; in übertriebenen, peinlichen Tönen schwärmt zugleich Moses Mendelssohns Tochter.

Ein junger Holzschneider kann Goethe in Weimar nicht erreichen, wird auf die Probe eines Maskenzuges mitgenommen, in einen Domino gesteckt; schließlich wird ihm der Dichter im Theatersaale gezeigt, wie er heftig auf seinen Mitdirektor einredet, an seinem gelbseidenen Domino zerrend. Da, wie er nun vor Goethe steht, der laut über eines Schauspielers Anmaßung schimpft, mischt — zwischen Angst und Neugier — der fremde junge Mann sich ein, bestärkt den Aufgeregten, der wendet sich ihm mit seinen Klagen voll zu, der junge Künstler gibt ihm Recht und unterhält seinen Zorn, bis Goethe auflacht — „plötzlich aber, wie in Hast zur Hoheit gleichsam umgeschaffen, mit wahrhaft erschütterndem Gebieter-tone fragt: Aber mit wem spreche ich? Wer sind Sie?“ Zitternd zieht der junge Mann seinen Empfehlungs-brief unter dem Domino hervor, Goethe erkennt einen von ihm geschätzten Künstler, stellt ihn an einen Pfeiler, bis er wiederkomme, dann lädt er ihn aufs freundlichste in sein Haus.

Junge Leute, die zart und strebsam sind, läßt er dicht an sich heran, wahrhaft wie ein Vater, und stellt sie doch immer gleichberechtigt wie Freunde; es ist, als wollte er sich durch Jugend verjüngen. Fritz von Stein möge sich nicht entfernen, Goethe verliere sonst zu viel, „denn da ich schon in früherer Zeit so gern und mit so vielem Nutzen durch dein Organ sah, so würde es mir jetzt auf alle Weise wünschenswerter sein, da du gebildet und in Vergleichung der Dinge durch viele Kenntnisse geübt bist, ich hingegen älter und einseitiger werde“. Der junge Voß darf ihn zu jeder Stunde besuchen, im Schlafrock liest Goethe mit ihm den Sophokles, gibt ihm ein Gastmahl, als er Doktor wird, stundenlang geht er mit ihm philosophierend spazieren.

Doch zugleich steigt Goethes Selbstgefühl so hoch, daß er seine Theaterleitung historisch erfaßt, verschiedene Briefwechsel zur Veröffentlichung bestimmt, und wie ihm in „Euphrosyne“ der Schatten seiner jungen Schülerin erscheint, läßt er die Schauspielerin sich seiner Lehre erinnern und zu ihm sagen:

„Also sprachst du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde,  
deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.“

Es ist im gleichen Sinn, wenn er zuweilen fürstlich fordernd auftritt. Als in Cottas Allgemeiner Zeitung kritisch-indiskrete Beschreibungen

von Weimar erscheinen, da hebt Goethe — es ist kaum ein Jahr nach seinem großen Vertrage mit ihm — drohend die Faust: „Halten Sie das Gute, was wir zusammen noch vorhaben, für bedeutend, fühlen Sie die Schönheit unsres Verhältnisses in seinem ganzen Umfang, so machen Sie diesen unwürdigen Redereien ein Ende, die sehr bald ein wechselseitiges Vertrauen zerstören müßten. Nicht weiter! G.“

Wie sich dies Selbstgefühl nach außen in Haltung und Form festigt, so gewinnt es zu dieser Zeit nach innen System und philosophischen Halt. Goethe, der in Spinoza im Grunde doch nur ein Quietiv gefunden hatte — denn von Spinozas Glauben an das Sein trennt ihn sein Glaube an das Werden, Spinoza hatte nur „das ewig tätige Leben in Ruhe gebracht“ — nun, in Schelling findet er zum ersten und einzigen Mal im Leben eine Art Systematiker seiner visionär-poetischen Welt. Ästhetisch und philosophisch fühlt sich der Natur-Liebhaber, -Forscher, -Denker Goethe durch diesen jungen Natur-Philosophen bestätigt. Aus den Schriften, von den Lippen des feurig fühlenden Denkers hat Goethe etwas wie Widerklang seines systemlos schweifenden Naturglaubens gelesen. Denn von Stufe zu Stufe steigt auch bei Schelling die Natur als werdende Intelligenz zu immer vollerer Entfaltung des Selbstbewußten, um sich im Menschen endlich aufzugipfeln.

Hier drohte Goethes anschauendem Geiste nicht jene vorweltlich-kahle Kantische Polarlandschaft mit ihren schroffen Kategorien, mit verschneiten a priori und logischen Eiskegeln. Weltseele hieß der Orgelpunkt des neuen Denkers, der sich der Phantasie nicht schämte, Symbol hieß das Stichwort seiner Ästhetik, und Goethe formulierte ganz in Schellings Sinne: „Was ist das Allgemeine? Der einzelne Fall. Was ist das Besondere? Millionen Fälle.“ Hier endlich war auch ein Nicht-Dichter, der schon vor Schopenhauer wagte auszusprechen: alle Kunst sei symbolisch, indem sie im Endlichen das Unendliche darstellt, denn jedes Besondere, das sich ereignet, sei immer Bild und Gleichnis des Allgemeinsten.

In solchem Sinne Natur und Kunst zu einen, war ja Goethes Gedanke, als er mit den „Propyläen“ das Tor für beide baute. Seine ganze Ästhetik, grade jetzt in zahllosen Aufsätzen dargelegt, läuft eben aufs Beleben, aufs Machen hinaus, steigt aus der Beschreibung in Forderungen des Lebens auf, und eine Skizze schließt gradezu: „Der Mensch erfährt und genießt nichts, ohne sogleich produktiv zu werden. Dies ist die innerste Eigenschaft der menschlichen Natur.“ Und so bekennt er sich zu Schelling als Parteigänger, wünscht „völlige Vereinigung“ und diese umso reiner, je getreuer er seiner eigenen Denkart bleiben dürfte. Zum ersten Mal darf Goethe, von Schillers Spekulationen immer mit einem gewissen dunklen Trotze in seine Welt zurückgescheucht, eigene Verse mit dem Hauptwort eines Philosophen betiteln und jenen

Einklang von Dichten, Denken und Schauen offen begründen, den zwar Plato und seine Erben, doch nicht die Zeitgenossen Goethes wollten gelten lassen. „Weltseele“ nennt er nun ein scheinbar geselliges Lied, das sich zur Weltanschauung des 50jährigen erweitert:

„. . Schon schwebet ihr in ungemessnen Fernen  
den sel'gen Göttertraum  
und leuchtet neu, gesellig, unter Sternen  
im lichtbesäten Raum.  
Dann treibt ihr euch, gewaltige Kometen,  
ins Weit' und Weitr' hinan:  
das Labyrinth der Sonnen und Planeten  
durchschneidet eure Bahn.  
Ihr greiftet rasch nach ungeformten Erden  
und wirket schöpfrisch jung,  
daß sie belebt und stets belebter werden  
im abgemessnen Schwung . .  
Wie regt sich bald, ein holdes Licht zu schauen,  
gestaltenreiche Schar,  
und ihr erstaunt auf den beglückten Auen  
nun als das erste Paar.  
Und bald verlischt ein unbegrenztes Streben  
im sel'gen Wechselblick.  
Und so empfängt mit Dank das schönste Leben  
vom All ins All zurück.“

Hier ist sie, Goethes Gottnatur, zum erstenmal in anmutiger Wechselform gesungen, als wär' es ein Tischlied. Dies ist das mystische Gegenstück zum panischen „Ganymed“ des Jünglings, und was in diesen 30 seelenvollen Jahren in ihm auf und nieder wogte, hier wird es unter der Fläche einer spielenden Erkenntnis verborgen. Hier ist Meeresstille und blauer Tag. Am Firmamente Goethes taucht das Magische empor. Was zuerst pantheistisch hieß und brannte, was, von jahrzehntelangem Realismus verbannt, nur in halbdunklen Schlüften seiner Seele fortleben durfte: jetzt kehrt es mit hellerem Tone zurück, als müßte sich's noch verschleiert halten zwischen den vielen Gestalten der wirkenden Welt. Das „magische Netz“, das „magische Reis“, manche Stimmung der Briefe sucht er in solchen Versen zu fangen, ohne in dunklem Gewölke zu verdämmern.

Denn wieder beginnt das Irrationale in Goethe bestimmende Macht zu gewinnen. Ein Amalgam von Realismus und Magie: das ist die Glaubensstimmung dieses Mannes von 50 Jahren. Als Schiller sich mit stählerner Kälte um Wallensteins Sternenglauben bemüht, den er psychologisch braucht, ohne ihn selbst psychisch oder logisch zu besitzen,

meint Goethe, die Astrologie ruhe „auf dem dunklen Gefühl eines ungeheuren Weltganzen. Die Erfahrung spricht, daß die nächsten Gestirne einen entscheidenden Einfluß auf Witterung, Vegetation usw. haben; man darf nur stufenweise immer aufwärts steigen, und es läßt sich nicht sagen, wo diese Wirkung aufhört. Findet doch der Astronom überall Störungen eines Gestirns durch das andere; ist doch der Philosoph geneigt, ja genötigt, eine Wirkung auf das Entfernteste anzunehmen. So darf der Mensch im Vorgefühle seiner selbst nur immer etwas weiter schreiten und diese Einwirkung aufs Sittliche, auf Glück und Unglück ausdehnen. Die möchte ich nicht einmal Aberglauben nennen, er liegt unserer Natur so nahe, ist so leidlich und läßlich als irgend ein Glaube.“

So tastet sich behutsam ein Konvertit zurück zur Heimat der Seele. Wie sich der Realist entschuldigt, wie sich der Forscher windet, wie sich der Genealoge der Natur vor dem Götterbilde neigt, als sähe er den Schleier nicht, der es verhüllt! Und doch wird durch das grundgoethische Wort vom Vorgefühle seiner selbst alles der mystischen Sphäre wieder zugerückt. Jetzt träumt er auch den „Herrn der Erde, wie er kommt zum sechsten Mal, daß er unersgleichen werde, mit zu fühlen Freud' und Qual“. Ganz aus der magischen Zwischenwelt scheint dieser Gott, scheint diese Bajadere aufzutauchen, wie sie sich von ihren Polen aus nähern, finden, trennen und am Schluß in der Flamme zu neuer Einheit sich vermählen! Von der treu bewahrten Erde hebt sich der Dichter zu einem klar gefundenen Himmel auf, und man könnte an dieser Stelle leise Erinnerungen an das Urchristentum mit heidnischen Elementen vermischt finden.

Im gleichen Maße tritt — gegen Ende dieser Epoche — Aberglaube wieder stärker als seit Jahrzehnten vor: Goethe träumt eine Nummer und nimmt ein Los, er versteckt und verhehlt seine Pläne, er trifft sich mit Schiller, der von der analytischen Seite kommt, auf halbem Wege beim Rätsel, das er spielend mit ihm treibt; immerzu wiederholt er das Wort Zum-Besten-Haben, worin Tyche wie ein Kobold waltet. Derselbe, der noch in voriger Epoche Herders Frau über Ahnungen und Träume auslachte, erschrickt jetzt, weil er Schiller zum „letzten“, statt zum wiedergekehrten Neujahrstage gratuliert, das Blatt zerrissen, doch auch beim neuen Blatte nur mit Mühe das ominöse Wort vermieden habe: am selben Tage kündigt er Frau von Stein seine Ahnung an, er oder Schiller werde in diesem Jahre scheiden. 4 Monate später war Schiller tot.

Staunende Andacht erfüllt ihn wieder wie ehemals, Vorahnung des Übermenschlichen, und wieder hört man die Zwischenstimmung eines forschend Gläubigen, wenn ein Jenenser Freund aus solchem Gespräche Goethes lebhafteste Worte festhält: „Wie jenes Übersinnliche, gleichsam von oben her, mit unserer Natur . . . zusammenhängt, das ist die Frage!“ Hier ist jener Wettkampf zwischen alter Skepsis und alter Gläubigkeit

ausgesprochen, der schon den 20jährigen nach seiner Krankheit ergriff. Mit feuriger Miene hört den 55jährigen der junge Voß für Empfänglichkeit des Gefühles schwärmen und gegen das Nil admirari eifern, „wie ein lebendiger Geist in der ganzen Gotteswelt nichts als Wunder erblicke und heilige Gottes-Offenbarung“. So redet er eine Stunde lang, dann nimmt er ein Licht und geht, ohne Gutenacht.

Zu gleicher Zeit hat er's an vielen Stellen in Verse geformt. So schließt der Mönch am Ende der Natürlichen Tochter:

„Ja wohl! Das ewig Wirkende bewegt,  
uns unbegreiflich, dieses oder jenes  
als wie von ohngefähr zu unserm Wohl,  
zum Rate, zur Entscheidung, zum Vollbringen,  
und wie getragen werden wir ans Ziel . .  
Im Dunklen drängt das Künft'ge sich heran,  
das künftig Nächste selbst erscheint nicht  
dem offenen Blicke der Sinne, des Verstands . .“

Schon scheint Goethe gläubig sich dem Urgrund seines Fühlens wieder anzunähern, belebt sogar jenes Gefühl der Metempsychose wieder, das sich seit den 30er Jahren in realistischem Trotze verschleiert hatte. Faust vor dem Selbstmord läßt er jetzt rufen:

„ . . Ich fühle mich bereit,  
auf neuer Bahn den Äther zu durchdringen,  
zu neuen Sphären reiner Tätigkeit.“

Ein so getroster Grundton seiner Stimmung stammt eben aus der zu Ende der Epoche sich erneuenden Gläubigkeit; er braucht ihn, denn er beginnt, sich alt zu fühlen. Im Vorspiel auf dem Theater klagt er als Dichter seiner Jugend nach, tiefer noch in der Elegie für Euphrosyne:

„ . . Über des Menschen  
Leben, den köstlichen Schatz, herrscht ein schwankendes Los . .  
Jenes süße Gedränge der leichtesten irdischen Tage,  
ach, wer schätzt ihn genug, diesen vereilenden Wert!“

Und selbst, was Faust in seinen neuen Monologen schwermütig-zornig macht, ist nun zum ersten Mal auf den Nachblick vergangener Jugend aufgebaut. Wieder ist dies Goethes, des ergrauten, Selbstgespräch:

„Wenn Phantasie sich sonst mit kühnem Flug  
und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,  
so ist ein kleiner Raum ihr nun genug,  
wenn Glück auf Glück im Zeitenstrudel scheitert.  
Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,  
dort wirkt sie geheime Schmerzen,

unruhig wiegt sie sich und störet Lust und Ruh,  
sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,  
sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen,  
als Feuer, Wasser, Dolch und Gift:  
du bebst vor allem, was nicht trifft,  
und was du nie verlierst, das mußt du stets beweinen.“

An vielen Stellen tritt das Ergrauen der Haare als Gleichnis auf. Mit 47 spricht er vom Ende seiner Laufbahn, bald darauf von den Enttäuschungen der zweiten Lebenshälfte. „Das Neue — schreibt er ein andermal — ist in reiferen Jahren nicht mehr neu, und das Besondere begegnet doch nur selten; bergab scheint es noch immer schneller zu gehen.“ Gegen Tieck preist er's als Lebenskunst, sich in jungen Talenten an der Aussicht auf die Zukunft zu ergötzen, um von Rückblicken abgelenkt zu sein. Wie er im alten Garten ein paar Sommerwochen haust und Licht und Luft aus seinen eigenen Bäumen nun herausschneiden muß, da erkennt er, wie unsere eigenen Wünsche uns zuweilen über den Kopf wachsen, und als man ihn am gothaischen Hofe zum Geburtstage mit feierlicher Torte überrascht und die 52 Lebenskerzen einander zu verzehren drohen, da denkt er mit reifer Schwermut der Kinderfeste, wo statt so drückender Nähe der Jahre noch Raum genug für viele Kerzen gewesen sei.

Aus solchen unentrinnbaren Erkenntnissen kann er sich nur durch Tätigkeiten retten. In mystischer Stimmung spricht er's mit solchen Worten aus: „Ich werde doch immer in meinem Zodiak herumgenötigt, und jedes Zeichen, in das ich trete, gibt mir neue Beschäftigung.“ Oder in bürgerlicher Stimmung: „Ich sehe nur immer mehr, daß jeder nur sein Handwerk ernsthaft treiben und das Übrige alles lustig nehmen soll. Ein paar Verse, die ich zu machen habe, interessieren mich mehr als viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß gestattet ist, und wenn ein jeder das gleiche täte, so wird es in der Stadt und im Hause wohl stehen.“ Fühlt er aufs stärkste die völlige Entbehrlichkeit jedes Menschen, so glaubt er sich aus solcher Skepsis, die Faust und Mephisto gleichermaßen angehört, nur durch ununterbrochene Tätigkeit retten und lösen zu können. Dann wird er gefaßter, dann sagt er zu Schiller das stolz-getroste Wort: „Wir wollen abwarten, was uns der Genius im Herbst des Lebens gönnen mag.“ Verjüngung, Trost sucht er dann bei der Muse, die er in dem entschuldigenden Prologe zu Hermann ergreifend anruft:

„Denn du bist es allein, die noch mir die innere Jugend  
frisch erneuest und sie mir bis zum Ende versprichst.  
Aber, verdopple nunmehr, o Göttin, die heilige Sorgfalt!  
Ach, die Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr:  
Da bedarf man der Kränze, sich selbst und Andre zu täuschen.“

Dies ist Goethes erste entschlossene Altersstimmung, in der er sich zuschwört, rastlos tätig zu wirken. Und war es im Grunde ein Andrer, der in Italien den Lebensgenuß des südlichen Menschen mit flüchtigem Neide, doch rasch durch immer neues Wirken überholte? Es ist der Nämliche, der nun, um anderthalb Jahrzehnte älter, durch Faustens Mund die stolze Formel findet:

„Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,  
so sei es gleich um mich getan . .  
Werd' ich zum Augenblicke sagen:  
Verweile doch! du bist so schön!  
dann magst du mich in Fesseln schlagen,  
dann will ich gern zu Grunde gehn . .  
Wie ich verharre, bin ich Knecht.“

Und doch sucht er zugleich auf andrem Wege sich aus dem Dilemma grauer Haare und jungen Herzens zu retten:

„Das Leben ist des Lebens Pfand, es ruht  
nur auf sich selbst und muß sich selbst verbürgen“

heißt es mit alter grader Realistik in der Natürlichen Tochter. Anders löst er die Frage im Programm des Faust, wie er's jetzt entwirft, und man darf dabei ersten und zweiten Teil des Werkes einem Programm für ersten und zweiten Teil des Goethischen Lebens bedeutungsvoll gleichsetzen: „Lebensgenuß der Person von außen gesehn, in der Dumpfheit Leidenschaft, erster Teil. Tatengenuß nach außen und Genuß mit Bewußtsein, Schönheit, zweiter Teil.“ Schließlich fällt auch jetzt für Goethe das Problem des Alterns mit der Doppelnatur zusammen, die er in Faustens Versen von den zwei Seelen nun greifbarer als zuvor, doch nur in Einer ihrer Erscheinungen faßt.

Überhaupt scheint Goethes Polarität in diesem bürgerlichen Jahrzehnte bequemer, wissenschaftlicher, sozusagen legitimer. Jetzt dehnt er mit kühlem Mute das Gesetz der Polarität auf magnetische, elektrische und andere Naturwirkungen aus, jetzt verfaßt er nach seiner neuen Manier ein „Schema“ auch für die Empfindungsformen, wie sie ihn durchwühlen: zentripetale und zentrifugale, jene passiv und ohne Inhalt denkbar, diese aktiv, am Gegenwärtigen sich manchmal manifestierend. Da stellt er einander entgegen: Einsamkeit, Geräuschlosigkeit, Langeweile, Gefühl mangelnden Inhalts, Einmischung physischer Bedürfnisse, Furcht, verlorne Unschuld, formlose Symbolik, Trauer oder Erwartung des Geliebten ohne Gegenstand, Schwäche des Träumenden — und auf der andern, der zentrifugalen Seite: Sehnsucht, Eifersucht, Gewissen, Reiselust, Pflanzungen auf die Zukunft, Ahnungen, Überschauen des Lebens, Schießen, Fischen, Bauen, Wegemachen, Nachahmung.

Epimetheus und Prometheus ist dies und gibt auf kalte Art einen Abriß der Wechselkräfte in Goethes Herzen kund. Wieder sieht er sich in Schelling bestätigt; aus solchen Stimmungen erklärt sich auch die Freude am widerspruchsvollen Diderot.

Vor allem durchdringt Goethes Doppelnatur die neuen Faust-Szenen, und Schiller konnte die Duplizität des menschlichen Wesens gradezu als Grundidee des Werkes bezeichnen: das verunglückte Bestreben, das Göttliche und das Physische im Menschen zu vereinigen, und in ganz genialer Erkenntnis fügt er hinzu: „Der Teufel behält durch seinen Realismus vor dem Verstande und Faust vor dem Herzen Recht. Zuweilen aber scheinen sie ihre Rollen zu tauschen, und der Teufel nimmt die Vernunft gegen den Faust in Schutz.“ Wiederum sagt Goethe selbst in dem später weggelassenen „Abschied“ zum Faust:

„Und hinterwärts mit allen guten Schatten  
sei auch hinfort der böse Geist gebannt,  
mit dem so gern sich Jugendträume gatten,  
den ich so früh als Freund und Feind gekannt.“

Überhaupt beschäftigt ihn im letzten Teil dieser Epoche Mephisto (der ja im Urfaust nirgends zerstörend, nur Faustens gleichberechtigter Gegner blieb) so sehr, daß er im Gespräch über Faust mit einem jungen Professor der Geschichte — dem längsten Goethegespräche, das erhalten ist — immer wieder Mephistos Partei gegen Faust ergreift; aber im selben Gespräche verteidigt er Mathematik gegen Geschichte als einzig absolute Wahrheit! Und wie um noch einmal und von höchster Stelle den Gegenspieler seines „Helden“ als Helden und so als alter ego zu legitimieren, muß nun im Prologe sogar Gott selbst für den Teufel zeugen:

„Ich habe deinesgleichen nie gehabt . .  
Des Menschen Tätigkeit kann allzu leicht erschaffen,  
er liebt sich bald die unbedingte Ruh;  
drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,  
der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.“

So billig scheint dem 50jährigen Goethe die Doppelkraft, die ihn erfüllt, sobald er sie gestaltet! Doch muß aus allem, was dies proteisch gewappnete Jahrzehnt enthält, logisch folgen, daß der dämonische Teil seines Wesens sich eingeschleiert hat. Selten liest man jetzt von Ausbrüchen des Zornes — nur der junge Schopenhauer sieht sein Auge so erregt, „daß das Weiße noch über der Iris sichtbar wurde“. Kaum findet man sonst — außer Faustens großem Fluche — in Versen, Prosa oder Briefen den Aufschrei der nach Luft, nach Lust, ins Allgemeine begehrenden Seele, und wenn ihn Ungeduld über vergebliches Bemühen überfällt, so sieht man ihn doch dem Affekt ausweichen, denn, so



schreibt er ergreifend einem Freunde, „es ist besser, ein für alle Mal zu entsagen, als immer ein Mal über den andern Tag rasend zu werden“. Ein andermal sehn wir ihn resignieren, statt aufflammen: wie er in den Papieren der Farbenlehre zu ertrinken fürchtet, nennt er das Ganze „eine Übung des Geistes, eine Beruhigung der Leidenschaften und einen Ersatz für die Leidenschaften“!

Im Riesenkreise aller Dokumente dieser 12 Jahre — sie füllen über 20 Bände — findet sich neben diesen zurückgehaltenen Worten nur Eines, das dem heilig-unheiligen Feuer seiner Brust entstammt: „Ich erschrecke vor dem Unternehmen einer Tragödie und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte“!

Zum ersten Male findet Goethes Furcht vor dem Tragischen ihr positives Gegenmotiv: langsam fängt er und gemachten Schrittes gegen Ende dieser Epoche an, den grünen Hügel der Heiterkeit emporzusteigen.

Seit den gefährlich satirischen Gewittern seiner Jugend sind Goethes Humore vom Ernste der zusammengezogenen Brauen immer heftiger erdrückt worden. Eine nordische Schwere, die kein Süden zu bannen vermochte, hatte mit immer schicksalsvollerer Wucht diese Seele belastet wie sie zwischen Mitte 20 und Mitte 40 in Menschen-Handlungen und -Werken sich zu beruhigen suchte. In menschenfeindlichen Epigrammen hatte der Rest von Laune sich Luft gemacht, nur selten blinkten ein paar freundliche Verse oder Sätze zwecklos-heiter durch alle Zeichen der mittleren Zeit. Es war — wie's in den Wahlverwandtschaften heißt — ein Humor, „der, weil er ohne Liebe war, auch der gewohnten Anmut ermangelte“.

Jetzt ist es zuerst ein bürgerlich breiter, bärbeißig hinterweltlerischer Humor, doch nach den Spannungen der letzten Jahrzehnte kann er auf Goethe wie auf den Nachgeborenen schon befreiend wirken. Da läßt er auf sein neues Gut den Nachbar Wieland ein, als „lieben Herrn Bruder in Apoll und Ceres, Sich aus Dero Palästen in unsere Hütten zu begeben, mit einem juristisch-ökonomischen frugalen Mahl vorlieb zu nehmen“. Da gibt er Schiller eine komische Darstellung aller Gaben, die ihm die Freunde zu Jena in letzter Woche gereicht hätten, und schreitet darin von einem amputierten Fuße bis zu einem Krebsessen vor. Da läßt er von dem noch immer zögernden Dichter den Wallenstein durch einen Boten abholen, der „ein Detachement Husaren vorstellt, das Ordre hat, sich der Piccolomini, Vater und Sohn, wie es gehen will, zu bemächtigen . . Melpomenische, zum Wallensteinischen Unwesen gnädigst verordnete Kommission Goethe und Kirms“. Da häufen sich Berichte über gesellige Abende, mit Späßen von Goethe, auch in Aufsätzen braucht er oft das Wort lustig oder fordert in Kritiken, der Autor hätte das und jenes heiterer sagen sollen. Solchen Stimmungen entstammen Gedichte wie „Séance“, wo die Buchstaben auf-

marschieren, oder „Musen und Grazien in der Mark“ oder der „Neue Alkinous“, in dem die Jenenser parodiert sind.

Doch nur zu Anfang sitzt Goethes neubelebter Humor so tief in den Schultern, bald wird er schlanker: am Ende werden ihm Flügel wachsen. Auf diesem Wege zur Heiterkeit wohnt Eros.

Auch Der beginnt in dieser Epoche noch derb und bauernhaft. Die wüsten Reime Mephistos und des Chores sind offenbar in diesen Jahren in die Paralipomena zum Faust gekommen, so wie die Gedankenstriche in der Walpurgisnacht. Auch was er Christianen dichtet, bedeutet sinnlich volle Reife, die seit den Römischen Elegien in ihm wie in Christiane wächst.

„Nicht zu liebeln leis' mit Augen,  
sondern fest uns anzusaugen  
an geliebte Lippen!“

Oder in den Jahreszeiten:

„Kennst du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?  
Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreit.“

„Amyntas“, im 9. Jahre ihrer Gemeinschaft gedichtet, ist von erotischer Luft durchweht. In die dritte Form des Götz werden einige Flammenszenen der Adelheid aus der ersten Fassung wieder eingefügt, der „Neue Pausias“, vor allem „Alexis und Dora“ brennen von Sinnen und Lust, und die beiden großen Balladen triumphieren am Ende in denselben Feuern.

Doch zugleich mit dem Humor verfeinert sich Eros im Verlaufe dieser Epoche. Wie zart er mit jener sehr jungen Silvie von Zigesar umgeht, die ihm schon vor Jahren in die Augen stach, mag man nur ahnen, wenn ein kurzer Brief mit den Worten schließt: „Das Freundlichste, was sich in ein Blatt einschließen läßt.“ Oder er lehrt sie in ihrem Garten Ruheplätze anlegen, sogenannte Stationen, Höhen und Gründe, Fels und Aussicht dabei berechnen; doch wie er sie benennen soll, so sagt er, die ersten fünf sollen Besuch, Bekanntschaft, Gewohnheit, Neigung, Leidenschaft heißen, die siebente Freundschaft — die sechste aber „bleibt ein Ungenanntes und Unbekanntes, das sich jeder selbst suchen oder schaffen muß“. Und so, halb väterlich, halb zärtlich, in wundervoller Übertragung von Genius zu Genius, muß sich sein Wesen auch gegen jene junge Schauspielerin ergossen haben, deren Schatten dann Goethe diese homerischen Verse zu ihm reden läßt:

„Kindlich strebt' ich empor und küßte die Hände dir dankbar,  
reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund,  
fragte: Warum mein Vater so ernst? . .  
Aber du faßtest mich stark und drücktest mich fester im Arme,  
und es schauderte mir tief in dem Busen das Herz.“

Häufiger werden auch im Umgange schon die lockeren, reiferen, zarteren Wendungen laut, wie sie, abgewandelt, seine frühen, später die letzten Epochen bezeichnen, doch in den mittleren 20 Jahren beinahe fehlten. Auf einem Ball in Jena fragt ihn ein junger Literat während des dichtesten Tanzes, ob er noch lange da bleibe. „Länger als ich dachte, so lange es hübsch ist. Ich habe so viele Freunde hier, man macht so hübsche Bekanntschaften, und so weiß ich nicht, wann ich abgehe, aber dann komme ich wieder nach Jena und arbeite.“ Und wie der junge Mann ihm Beifall gibt für sein Interesse an der Jugend, erwidert Goethe: „Was mir entgegenwächst, was aufsproßt, anderer Leute Kinder und meine, hier einerlei, das ist ja das Leben, nicht wahr, das ist das Leben? Was erinnert mich sonst, daß ich bin und wie ich bin?“

Man muß diesen Wendungen lauschen, diesen Halbtönen, die einige Nachgeborene mehr entzücken als manche berühmte Stelle — und man findet in solchen, zwischen zwei Tänzen hingeplauderten Worten den Vorklang einer neuen Goethischen Form.

So muß auch die lyrische Linie in dieser Zeit verlaufen: von festerem Humore zu einer Art lionardesker Heiterkeit, die nun ganz neu aus Goethes Wesen zu steigen beginnt, um in der Folge entscheidend zu werden.

Dieses südliche Mahn- und Leitwort für Künstler notiert er sich: „Fare le cose difficili, in maniera che compariscono facili.“ Von den „Glücklichen Gatten“, noch stark biedermeierisch, geht es zu den geselligen Liedern, die, meist für jene cour d'amour gedacht, mit behaglicher Absicht das Leben flach zu malen suchen:

„Wundert euch, ihr Freunde nicht,  
wie ich mich gebärde;  
wirklich ist es allerliebste  
auf der lieben Erde.“

Bald aber steigt Gesang in blaue Luft empor, und eine neue helle Heiterkeit erfüllt nun eine Reihe kurzer Gedichte — wie er sie seit drei Jahrzehnten ähnlich nicht unternommen, doch in der Jugend nie so reif, so zart hätte bilden können:

„Tage der Wonne,  
kommt ihr so bald?  
schenkt mir die Sonne,  
Hügel und Wald?  
Reichlicher fließen  
Bächlein zumal.  
Sind es die Wiesen?  
Ist es das Tal?

Blauliche Frische!  
Himmel und Höhl!  
Goldene Fische  
wimmeln im See.  
Buntes Gefieder  
rauschet im Hain,  
himmlische Lieder  
schallen darein . .“

Oder aus demselben 50. Lebensjahre das herrliche andre:

„Was zieht mir das Herz so?  
was zieht mich hinaus?  
und windet und schraubt mich  
aus Zimmer und Haus?  
Nun wiegt sich der Raben  
geselliger Flug,  
ich mische mich drunter  
und folge dem Zug.  
Und Berg und Gemäuer  
umsfittichen wir:  
sie weilet da drunten,  
ich spähe nach ihr . .“

Und so der wetterwendische „Selbstbetrug“ und so die halbleichte „Kriegserklärung“ oder gar jene zart und leisen „Weissagungen des Bakis“, wo in überglänzter Heiterkeit ein schwerer Geist beginnt, sich mit der Welt zu versöhnen. Da ist sie, jene Heiterkeit des Schattenspieles, die Schillers Blick schon im Meister entdeckte.

Und wie diese weniger bekannten Gedichte trotz ihrer Schönheit mehr Meilensteine auf der Wanderung dieser Seele als Denkmale des Genius bedeuten: so führt auch uns ihre Musik in die Goethische Seelenstimmung unmittelbar zurück. Denn nur aus Güte steigt Heiterkeit empor, beide sind nur den reiferen Jahren verliehn, und aus dunkel angetriebenen Naturen blühen beide spät und selten hervor. Nun, mit diesen ersten Boten der Heiterkeit laufen auch schon von allen Seiten die Boten einer immer wachsenden, einer verschwiegeneren, zarteren Güte zusammen. Hat Goethe für junge Leute stets gesorgt, die sich in Not und Wirrniss an ihn wandten, nun sind es vor allem junge Künstler, für die er Bilder, oder es ist eine Fürstin, deren Gemmensammlung er verkauft, damit sie ein Krankenhaus errichten könne, oder es ist ein armer Student der Medizin.

Aber das wäre nicht neu in seinem Wesen, es ist ein Anderes, was nun an ihm ergreift, mehr ein Ton als eine Tat. Als Humboldt ein Kind ver-

liert, fragt Goethe sich, ob er ihm wohl mit der Natürlichen Tochter einen Trost oder nur neue Aufregung der Schmerzen reichen würde. An eine Schauspielerin, die ihren halbwüchsigen Sohn mit einiger Angst ins Theater gibt: „Mit Ihrem Söhnlein werden Sie Geduld haben, wenn manchmal die Nachricht einer kleinen Unvorsichtigkeit zu Ihnen gelangt. Solche Kinder, in fremde Verhältnisse versetzt, kommen mir vor wie Vögel, die man in einem Zimmer fliegen läßt.“ Ein Knabe hat sich im Theater auf die Brüstung seiner Loge gesetzt, plötzlich erscheint Goethe mitten im Stücke, der Knabe erschrickt, will herunterspringen, fühlt sich zurückgehalten: „Bleib nur, wir haben Beide Platz“, und gibt ihm sein Textbuch und Kuchen dazu.

Beim Schloßbau mietet er die Gesellen unter Umgehung der Meister an, weil diese sich immer ein Mietsgeld abziehen. Als er bei Preisverteilung in der Kunst-Konkurrenz nachsichtig gescholten wird, erwidert er, von der Kunst sei alles zu verlangen, an den Künstler dürfe man in unsern Tagen, bei so viel äußeren Hindernissen, nicht zu hohe Forderungen machen. Schriftlich fragt er seinen Kollegen im Conseil an, ob wohl dem Bibliotheksdieners die Erlaubnis erteilt werden könne, von den Benutzenden ein Neujahrs-Trinkgeld zu erbitten, „zur allgemeinen Bettelei dürfte auch diese billig hinzukommen“.

Brief über das Trinkgeld eines Dieners: ist nicht auch dies ein Gleichnis, daß man bis zu so wunderlichen Dingen vordringt in der Charakteristik dieser 12 Jahre, die wie ein ungeheurer See, begrenzt, doch manchmal wie uferlos, an der Grenze von Goethes Alter liegen?

Doch während alles proteushaft dem festen Umriß zu entgleiten sucht, hat Tyche, die in diesem Jahrzehnte nicht viel für Goethe sorgt, umso mehr für den Nachgeborenen getan und ihm ein Blatt erhalten — kostbarer für die Geschichte dieser Seele als tausend. Es ist ein Fragment aus dem Beginn der Epoche, doch erst nach hundert Jahren zwischen ungedruckten Papieren aufgefunden, ein Zettel ohne Einleitung und Überschrift, in die dritte Person gefaßt, wohl um sich gegen den Sekretär beim Diktieren nicht zu verraten — denn hier gibt Goethe einen Abriß, man kann fast sagen seines gesamten Strebens bis gegen das 50. Jahr:

„Immer tätiger, nach innen und außen fortwirkender poetischer Bildungstrieb macht den Mittelpunkt und die Base seiner Existenz; hat man den gefaßt, so lösen sich alle übrigen anscheinenden Widersprüche. Da dieser Trieb rastlos ist, so muß er, um sich nicht stofflos selbst zu verzehren, sich nach außen wenden und, da er nicht beschauend, sondern nur praktisch ist, nach außen dieser Richtung entgegen wirken. Daher die vielen falschen Tendenzen zur bildenden Kunst, zu der er kein Organ, zum tätigen Leben, wozu er keine Biegsamkeit, zu den Wissenschaften, wozu er nicht genug Beharrlichkeit hat; da er sich aber gegen alle drei bildend verhält, auf Realität des Stoffs und Gehalts, und auf Einheit und

Schicklichkeit der Form überall dringen muß, so sind selbst diese falschen Richtungen des Strebens nicht unfruchtbar nach außen und innen . . Im Geschäftlichen ist er brauchbar, wenn dasselbe einer gewissen Folge bedarf und zuletzt auf irgend eine Weise ein dauerndes Werk daraus entspringt oder wenigstens unterweges immer etwas Gebildetes erscheint. Bei Hindernissen hat er keine Biegsamkeit; aber er gibt nach oder er widersteht mit Gewalt, er dauert aus oder er wirft weg, je nachdem seine Überzeugung oder seine Stimmung es ihm im Augenblicke gebieten.

„Er kann alles geschehen lassen, was geschieht und was Bedürfnis, Kunst und Handwerk hervorbringen; nur dann muß er die Augen wegkehren, wenn die Menschen nach Instinkt handeln, und nach Zwecken zu handeln sich anmaßen. Seitdem er hat einsehen lernen, daß es bei den Wissenschaften mehr auf die Bildung des Geistes, der sie behandelt, als auf die Gegenstände selbst ankommt, seitdem hat er das, was sonst nur ein zufälliges, unbestimmtes Streben war . . nur mehr reguliert und lieber gewonnen; so wie er jenen beiden andern Tendenzen . . sich nicht ganz entzieht, sondern sie nur mit mehr Bewußtsein und in der Beschränkung, die er kennt, gelegentlich ausübt; um so mehr, da das, was eine Geisteskraft mäßig ausbildet, einer jeden andern zu statten kommt.

„Den besondern Charakter seines poetischen Bildungstriebes mögen Andere bezeichnen. Leider hat sich seine Natur sowohl dem Stoff als der Form nach durch viele Hindernisse und Schwierigkeiten ausgebildet und kann erst spät mit einigem Bewußtsein wirken, indes die Zeit der größten Energie vorüber ist. Eine Besonderheit, die ihn sowohl als Künstler als auch als Menschen immer bestimmt, ist die Reizbarkeit und Beweglichkeit, welche sogleich die Stimmung von dem gegenwärtigen Gegenstand empfängt und ihn also entweder fliehen oder sich mit ihm vereinigen muß.“

Gibt dieses Selbstbildnis Bestätigung unsrer gesamten Darstellung, so tut es am Ende mit erschütternder Kälte Goethes gelassene Einsicht kund, daß jede Einsicht zu spät komme. Freilich unterdrückt hier der Autobiograph alle unersetzbaren Entzückungen und Werte seiner halb unbewußten und halb ungebildeten Jugend, die in genialer Dumpfheit doch nahezu alles „hinwühlend“ vorbereitet hat, was eine oft allzu klare Bildung besonders in dieser Epoche durchführen sollte.

Aber auch so könnten diese 12 Jahre fast ohne Entwicklung scheinen, wären sie nicht durch vier große Krisen heilsam erschüttert worden.

Nur die erste dieser Krisen ist gewollt: es ist der Plan zu einer neuen Reise nach Italien. Doch kann man diesen dunklen, machtvollen Drang noch Wille und Absicht nennen? Ist es nicht ein Getriebensein, das Goethe seit seiner Rückkehr aus dem Süden aufs neue erfüllt? Freilich, gegen Schiller begründet er's rational genug: nur auf diesem Wege könne er finden, was ihm an Kultur noch fehle. Mit Meyer will er in langer Arbeit ein großes Werk über Italien schreiben, ausgehend von der Beschaffen-

heit des Bodens, in großen Kurven sich aufwärts schraubend bis zur Notwendigkeit italischer Kunst. Doch in Wahrheit ist es, ihm selbst nur halb bewußt, weit mehr: zum zweiten Male will er dem allzu Weltlichen, Bedrängenden entspringen — auch wieder der Frau, die seinen Zustand wie einst Charlotte symbolisiert: zum zweiten Male plant er eine Art von Flucht aus Weimar. Meyer hat er vorausgeschickt, Jahre und Tage, Feldzüge schieben sich zwischen die Beiden, und für Goethes antiweltliche Stimmung bleibt es bezeichnend, daß der Name eines jungen Generals ihm zuerst nur gleich einem Wetterzeichen ein Stück Kunst zu zerstören droht: er hofft, ein von Meyer abgesandtes Bild sei „dem weit und breit gewaltigen Bonaparte glücklich entronnen“.

Noch weiß er nicht, zu welchen Höhen ihn dieser Name als ein Gleichnis führen soll. Noch und wieder betrachtet er Zeitgeschichte nur von dem Punkte, ob der Krieg ihn von Rom abtrennen oder nach Rom durchlassen wird. Doch während er mit dem erkrankten, nach seiner Schweizer Heimat zurückkehrenden Meyer die gemeinsame Romfahrt verabredet, spricht er — wie damals! — dem Herzog und spricht Christiane nur von kurzer Reise an den Zürichsee.

Indessen werfen ihn verworrene Nachrichten zwischen Verzicht und Hoffnung hin und wider, er denkt daran, über Triest-Ancona die kriegेरische Po-Ebene zu umgehen, bis Mantuas Einnahme auch diesen Weg sperrt. Pathologisch wird Goethes Zustand: steigt die Reise-Aussicht, so fühlt er sich freundlich mit jedermann, sinkt sie, so macht er sich an Faust, um sich „einen Rückzug in diese Symbol-, Ideen- und Nebelwelt“ vorzubereiten; diese Arbeit passe zu seiner verworrenen Stimmung am besten, ein einziger ruhiger Monat — und „das Werk sollte zu männlicher Verwunderung und Entsetzen wie eine große Schwammfamilie aus der Erde wachsen. Sollte aus meiner Reise nichts werden, so habe ich auf diese Possen mein einziges Vertrauen gesetzt.“ So maßlos übersteigert Goethe den Wunsch nach Klarheit und Süden, daß er das nördlichste von seinen Werken so maßlos zu erniedrigen vermag! In solchem Schwanken, das in seinen reifen Jahren nur noch bei äußerer Unfreiheit, also sehr selten möglich wird, verbringt er einen Sommer, läßt Faust bald wieder fahren, seine Tage geschwinde aufrollen, „und ich möchte mir die Ehre antun, mich mit der Leier des Orpheus zu vergleichen, die nur noch zufällige Töne von sich gibt, indem sie von den Wellen eilig dem großen Meere zugeschaukelt wird“.

Schließlich scheint das Unternehmen wieder möglich, er bestellt sein Haus, eh' er sich aufmacht, setzt den Sohn zum Erben ein, läßt eigens auch seine alte Mutter auf ihre Rechte an seinem Vermögen verzichten, verbrennt zahllose Zeichen des Lebens und der Liebe, bedauert wieder, daß er dies getan —: so schwankt Goethe, bevor er sein Haus auf lange, vielleicht auf immer verläßt, vor den wohlgeordneten Bänden seiner Briefe zwischen Diskretion und Biographik. Endlich reist er ab — doch plötzlich spürt er seine Jahre, das Ungewohnte seiner Einsamkeit: „Was

das heißt, in meinen Jahren in die Welt zu gehen!“ seufzt der 48jährige Bürger auf. In Ruhe und Methode, die er sich sofort abdringt, sucht er sich zu fassen, „und was noch idealistisch an mir ist, wird in einer Schatulle wohlverschlossen mitgeführt“.

Sogleich wirkt auf den Reisenden fast alles Einzelne unangenehm, und er beschließt, sich ans Symbolische zu halten, an „eminente Fälle, die . . als Repräsentanten für vieles andere dastehen, eine gewisse Totalität in sich schließen, eine gewisse Reihe fordern, Ähnliches und Fremdes in mir aufregen“.

Wie schwerfüßig schreitet er jetzt dem Lande zu, in das er vor einem Jahrzehnt über den Brenner flog, in gläubiger Erwartung, an jede Frucht und jedes Kopftuch, an jeden blauen Morgen den liebenden Blick dankbar verschwendend! Nun sitzt er wochenlang am Zürichsee und sammelt mit Meyer alles, was ringsum lebt: zwei Sonderlinge in einem verschlagenen Schweizer Dorfe, wunderbar herumstudierend, spintisierend, durch Stadt und Menschen botanisierend. Nur selten, etwa am Rheinfall, rauscht es noch aus den Tiefen seines Wesens empor.

Und dann steht er — ein letztes Mal im Leben — auf dem Gotthard, wieder erregt ihn die symbolische Grenze zweier Länder, Sprachen, Klimate: zweier Welten, denen beiden Goethe zugehört und noch gewisser zugehören möchte. Und wieder kehrt er, ein drittes Mal, auf dem Gotthard um. Vor 22 Jahren stand er hier und sehnte sich zurück nach Lili. Vor 18 Jahren stand er hier und sehnte sich zurück nach diesem Herzogtum, in dem er mit höchstem Lebensernste sich einfrieden wollte. Vor 11 Jahren jagte er über einen andern Paß, östlich, demselben Süden endlich zu: von der Enttäuschung, der Verwirrung angetrieben, in der ihn dieses Herzogtum mit seiner unüberwindbaren Zeitlichkeit, in der ihn eine Frau hielt, die unüberwindbar schien.

Nun ist er fast 50, bequemer und mit allen Sinnen an mäßigen Genuß gewöhnt. Der Krieg steht leidlich, es läßt sich reisen, Andre wagen's: Krieg ist kein entscheidender Grund zur Umkehr. Warum dreht Goethe dennoch zum dritten Mal an Italiens Schwelle um?

Er ist Gatte und Vater — und dies zieht ihn zurück. War er damals vor Charlotte geflohen, jetzt eilt er zu Christiane, nicht weil er sie tiefer, doch weil er sie glücklicher liebt. Frauenhaft weist sie ihr Instinkt auf die Gefahr des Verlustes, gewiß ist's nicht bloß Furcht vor Gefahren für ihn: es ist der gesunde Wille zur Erhaltung ihres Glückes, der Christiane in ganz ungewohntem Ton ihn beschwören läßt: „Ich bitte dich um alles in der Welt, gehe itzo nicht nach Italien! Du hast mich so lieb, du läßt mich gewiß keine Fehlbitte tun!“ Auch den Knaben heißt sie mit gleicher Bitte sein Herz rühren, und nochmals versucht sie's in diesem Tone: „Wenn du nach Italien oder sonst eine lange Reise machst und willst mich nicht mitnehmen, so setze ich mich mit dem Gustl hinten darauf, denn ich will lieber Wind und Wetter . . ausstehen, als wieder so lange ohne dich sein!“



Das sind Stimmen, die dem ergrauenden Goethe ans Herz fassen, und er erwidert: „Der Gefahr wegen hätt' ich wohl nach Italien gehen können . . aber ich konnte mich nicht so weit von euch entfernen. Wenn es nicht möglich wird, euch mitzunehmen, so werd' ich es wohl nicht wiedersehen . . Ich kann . . sagen, daß ich nur um deinet und des Kleinen willen zurückgehe . . Jetzt schon möchte ich lieber bei dir zurück sein, dir im grünen Alkoven eine gute Nacht und einen guten Morgen bieten und mein Frühstück aus deiner Hand empfangen . . Freilich ist's eine böse Sache, wenn man einmal weggeht, so ist's beinah, als wenn man tot wäre.“ Auch gegen Schiller betont er, ruhig wäre er weitergereist, hätten ihn nicht „andere Betrachtungen“ abgehalten. Er weiß, was er opfert, und muß es dennoch opfern: vom Schwanken zwischen Norden und Süden, jetzt und hier gedichtet, ist „Amyntas“ das ergreifende Zeugnis.

Kaum ist er zurück, — aufs neue häufen sich seine Klagen! Wie er aufseufzt bei der Durchsicht von Meyers Arbeiten! In Gedanken an die Statuen der Niobiden möchte er nach Florenz anspannen lassen, Humboldt in Rom soll für ihn der Minerva Giustiniani die Hände küssen, Wolfs Nähe, des Homerforschers in Halle, bedeutet ihm „ein südliches Land“! Griechische Stücke der Romantiker läßt er vor allem spielen, um antike Statuen wandeln zu sehen, ein reisendes Museum für Gipsabgüsse möge „einem nach Norden verbannten Kunstgenie Licht bringen“, und in einem Aufsätze dieser Zeit heißt es kurzweg: „Der südliche Mensch ist der gefühlte.“

Zweite Krise: in der Mitte dieser Epoche bringt ihn Krankheit zum erstenmal seit dem 20. Jahre dem Tode nah. Die große, die grimmige Krankheit nennt er es später, wie jene erste bricht auch diese nach kurzer Ankündigung gewaltig aus, gefährdet entschieden, doch kurz das Leben, rinnt dann in jahrelangem Kränkeln ab. Und wie es sich damals für uns nicht um physiologische Aufklärung eines Leidens handeln konnte, das beide Male eine Blutkrankheit darstellt, mit Fieber, Frösten, Herzbeklemmungen, sondern allein um die psychischen Folgen: so sucht auch hier der Nachgeborene nach innerer Rechtfertigung einer an sich dumpfen, stumpfen Fügung. Jetzt ist es ein Nierenstein-Leiden, wie es häufig auftritt bei starken Zechern, und er wünscht sich die Nieren „eines von den gesunden Russen, die bei Austerlitz gefallen sind“. Vorzeichen sind gering: Erkältung im Schlosse, Zusammenbruch in dem stets gefürchteten Januar, Fieberwoche, kurzer Zustand des Entsetzens, als sich das Augenlicht verdunkelt, Verwirrung im Hause, Eingreifen des Herzogs — und mitten in den Phantasien hört Christiane den kranken Dichter Verse zitieren, wahrscheinlich aus einer „Höllenfahrt Christi“, in der der 16jährige den ersten Drang emporgeschrien.

Bei alldem verläßt ihn die naturforschende Betrachtung nie. Täglich diktiert er ins Tagebuch, wie gestern die Krankheit stand. Ein Tag nach

der Krisis seines Lebens: „Auch diese Nacht war sehr unruhig. Der höchste Moment. Morgens 8 Uhr stellte sich ein 3stündiger Schlaf ein, die Krämpfe ließen etwas nach, auch das Auge war um ein Drittel gefallen.“ Die Daten freilich ließ er sich von den Seinen geben, doch daß er sie begehrt und als Patient mit der Kälte des Arztes kritisch diktierte, zeigt wiederum Goethes Fähigkeit und Wunsch zur Vereisung im Fieber; Symbol und Symptom seines polaren Wesens.

Das erste, wonach der Gerettete verlangt, ist Musik, und wie Musik klingt's auch aus seinen ersten Briefen wieder, ein feierliches Largo des wieder Atmenden, Sehenden. Hundert Fäden prüft er aufs neue, „keiner ist abgerissen, wie es scheint, die Kombination geht wie vor Alters fort, und die Produktion scheint auch in einem Winkel zu lauern“.

Da — wie sie aus dem Winkel tritt! Das Urgedicht der Jugend, dies Fragment, schon zum Torso verurteilt, regt sich entschlossen, tritt hervor, will von der neuen Lebenskraft den Atem saugen, wie ein Dankopfer für überwundenen Tod. Geheimnisvoll scheinen die beiden Krankheiten, die Goethes Existenz mit 19 und mit 51 Jahren in Frage stellten, durch Faust verbunden: jene leitete den Skeptiker zum ersten Male zu den mystischen Schriften, die sich als Glaube und Aberglaube zu Faustens Urgestalt verdichteten; diese leitet den Realisten zurück und läßt ihn an dasselbe erste Selbstgespräch Faustens anknüpfen, das damals zwischen Dissonanzen abriß! Ohne diese beiden stärksten physischen Erschütterungen wäre das erschütterte Gedicht kaum entstanden oder fertig geworden.

Länger als damals braucht nun der alternde Körper zur Wiedergeburt: 5 Jahre des Wiederaufsteigens, Karlsbad und Pyrmont festigen nur langsam den geschüttelten Bau, und so gleitet Goethe aus dieser Krisis in die beiden nächsten, bei schwankender Gesundheit, hinüber.

Noch 4 Jahre nach der Krankheit, als Schillers Todesjahr beginnt, ist Goethe leidend, hat nach Christianens Bericht „fast keine gesunde Stunde und immer Perioden, wo man denken muß, er stirbt . . Der Zufall kommt gewöhnlich alle 4 Wochen mit den größten Schmerzen, wobei er gewiß noch unterliegen muß“. Zugleich bricht Schiller zusammen, um sich nicht wieder zu erheben. Immer stand bisher in seinen Krisen Goethe ihm kräftig zur Seite und schien durch bloßes Dastehn ein Aufruf zum Leben.

Nun sind Beide traurig, krank, gealtert. Schiller nennt sich erschüttert bis in die Wurzeln. Da liegen und sitzen sie in ihren geheizten Häusern, ein paar hundert Schritt von einander, jeder gewohnt den andern aufzumuntern, wenn Schwäche ihn anfällt, und müssen nun Zettel wechseln wie Arrestanten: „Es scheint — sagt Goethe — doch mit mir vorwärts zu gehen. Wie sieht es mit Ihnen aus? Ich wünsche sehnlichst, Sie wieder zu sehen.“ — „Vielleicht, — erwidert Schillers Stimme — wenn der Wind sich legt, wage ich mich morgen heraus und besuche Sie.“

Mitte April schickt Goethe dem Freunde alte Verlagspapiere, die er

selbst nicht durchsehen mag, auch Noten zu Diderot, in denen Schiller gewagte Partien streichen möge: er tut's und leistet so noch einmal Goethe seine weltlich-kritischen Dienste.

Da nimmt Goethes Leiden ab, Schillers zu. Goethe besucht ihn, es ist eine Woche vor Schillers Ende: Schiller will ins Schauspiel, Goethe fühlt sich unwohl, sagt ihm unter seiner Haustür ein letztes Adieu, schickt ihm dann ein Stück Farbenlehre: „Möchten Sie bald völlig genesen!“ Dann verschlechtert sich aufs neue der Zustand beider Männer, Christiane bangt um Goethe, Schiller sinkt mitten in neuer fiebriger Tätigkeit hin.

Er stirbt. Niemand wagt es dem kranken Goethe zu sagen, Meyer bringt's nicht über die Lippen. „Ich merke es, — sagt Goethe — Schiller muß sehr krank sein.“ Christiane spricht von langer Ohnmacht, dann stellt sie sich schlafend, um ihn nicht zu ängstigen. Am Morgen fragt er: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?“ Die Frau schluchzt. „Er ist tot?“ fragt Goethe mit Festigkeit. Dann weint er. Von Schillers würdelosem Begräbnis hat der kranke Goethe nichts erfahren. „Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere einen Freund, — schreibt er bald darauf — und in demselben die Hälfte meines Daseins. Eigentlich sollte ich eine neue Lebensweise anfangen, aber dazu ist in meinen Jahren auch kein Weg mehr. Ich sehe also jetzt nur jeden Tag unmittelbar vor mich hin und tue das Nächste.“

Hört man den Ton des Gestörten, Befremdeten, diesen verletzten Ton, in dem ein König den Abgang des treuesten Ministers beklagen könnte? Noch im selben Monat soll Voß von Weimar wegziehen; da ergeht sich Goethe in leidenschaftlichen Klagen und Vorwürfen gegen Vossens Sohn: Schillers Verlust habe er tragen müssen, doch Vossens Weggang „fällt nicht dem Schicksal zur Last, das haben Menschen vollbracht“. Die Blüte der Freundschaft mit Schiller war vorbei, doch eben dies, daß eine freundliche Gewohnheit mit Schiller oder Voß durch Tod oder Weggang ihm gestört wurde, konnte Goethe in diesen Jahren nicht mehr vertragen, er brauchte Wochen, um solche persönliche Kränkung durch Schicksal oder Entschluß zu verwinden.

Als er sich dann besinnt, wie man den toten Genius ehren solle, hat er sich wieder ganz gefunden. Denn bald nach jener kurzen Depression, in die ihn Schillers Tod geworfen, fängt Goethe an, zum ersten Mal seit Jahren, wieder an Gesundheit und Lebenstempo aufzusteigen. Daß dies kein Zufall sei, vielmehr ein Goethisches Gesetz innerer Regeneration nach Krisen, wird der Vergleich mit späteren Verlusten zeigen. Indem er Freundschaft, Liebe, Wärme sucht, ist er geneigt, jedes Zeichen zu überschätzen. An Männer, die um diese Zeit noch nicht intime Freunde heißen können, richtet er gleich nach Schillers Tode wahrhaft zärtliche Briefe, nennt sich ewig dankbar, erheitert sich durch Lauchstädter Sommerwochen, besucht einen alten Sammler, um sich an seinen Kuriositäten zu vergnügen, und wie man ihn mit einem Kranze ziert, umarmt und küßt er das schmückende Mädchen. Dann fährt er aufs Gut eines tollen Jun-

kers, und eine halbe Nacht hindurch lockt, ärgert, ironisiert er, zwischen Wein und Liedern, die Frau des Hauses.

Schon 3 Wochen nach Schillers Tode hatte Goethe eine Ehrung für den Freund entworfen: „Da die Menschen aus jedem Verlust und Unglück sich wieder einen Spaß herauszubilden suchen, so geht man mich von Seiten unseres Theaters an“, ein Andenken zu schreiben. Eine große Totenfeier sollte Chöre von Mädchen und Jünglingen, gruppiert um allegorische Gestalten, auf alle deutschen Bühnen bringen; ein nicht erhebliches Schema von Goethes Hand ist erhalten, aus dem freilich die wundervollen Zeilen leuchten:

„Seine durchgewachten Nächte  
haben unsern Tag erhellt.“

Doch wird so wenig daraus wie aus der Vollendung des „Demetrius“, die Goethe zuerst plante. Nur der Epilog zur szenisch aufgeführten Glocke ist Epilog jenes wundersamen Bundes geworden. Das Persönliche schweigt, alles ist allgemein gefaßt, nur Schillers gesellige, geistreiche Wechselrede wird als Erinnerung gerühmt, und nochmals fühlt man vor diesen Versen, wie Schiller nicht gleich Herder oder Jacobi durch Goethes Leben zieht, sondern wie eine großartige Episoden-Figur seinen dritten Lebensakt bedeutend mitbewegt. Es ist Schillers ideales Bildnis, das Goethe in die Verse schließt:

„Nun glühte seine Wange rot und röter  
von jener Jugend, die uns nie entfliegt,  
von jenem Mut, der früher oder später  
den Widerstand der stumpfen Welt besiegt!“

So wie nach diesem kurzen, persönlich-grimmen Schmerz ein höheres Lebensgefühl in Goethe durchbricht, so wird ihn im nächsten Jahre die vierte dieser Krisen, der Zusammensturz der öffentlichen Dinge, der auch ihn zu brechen droht, nur mit erneutem Jugendfeuer füllen: denn auf wunderbare Weise laufen nun die Fäden seines privaten und öffentlichen Lebens zusammen, und auf eben diesen Punkt läuft am Ende diese vielfältige Epoche zu.

Christiane, bisher Geliebte, Mutter und Hausfrau, ist in den letzten, von ihm halb leidend verbrachten Jahren auch Goethes Pflegerin geworden, und wie Mut und Gesundheit in ihm sinken, wie zugleich ihre kräftig fördernde Hand ihn erfrischt, beginnt das Verhältnis dieser beiden, bald 20 Jahre verbundenen Menschen sich langsam zu verschieben: ein alternder, leidender, immer mehr vereinsamer Mann am Ausgang der 50 fühlt sich gestützt, belebt von einer tapferen, heiteren Frau von Anfang 40, und hat er sie früher väterlich wie sein Kind langsam ins Leben geführt, wie ein alternder Vater hält er sich nun an die

Blühende. Eros tritt zurück, Tyche hat sich zum Schicksal erweitert, und hatte er nach einem Jahrzehnt sich als ein liebender Amyntas dem efeu-umklammerten Baum verglichen, nach zwei Jahrzehnten fühlt er schon nicht mehr, was sein Stamm ist und was ihr Efeu.

Denn nun dankt er ihr fast so viel, wie sie bisher ihm dankte, und grade an diesem weichsten Punkte seiner Seele: in der Dankbarkeit ist Goethe völlig überwindlich. Hat er schon nach den ersten Jahren Christiane als seine Frau behandelt, so fühlt er sich jetzt ihr Schuldner, bis auch die Welt sie so behandeln muß. Trägt er sich also mit dem Plane, sie zu heiraten, so hat ihn nur sein Gefühl, nur seine innere Stimme, doch nicht die äußere Mahnung der Welt, am wenigsten Christianens bewogen. Kein einziger Ton in der natürlichen Volksmusik ihrer Briefe, kein Bericht ihrer vielen Feinde gibt auch nur eine Handhabe, um sie einer — nach so vielen Jahren wohl verzeihlichen — Ermunterung zur Heirat zu überführen.

Doch während Goethes vornehm gefühlte Dankbarkeit die Frau, soziale Nötigung den Sohn legitimieren wollte: zugleich hat mit tragischer Konsequenz die Gemeinsamkeit des Seelenlebens im selben Maße sich gelockert, als das äußere sich zusammenzog. Indem der animalische Grund und Anfang ihrer Neigung hinwegfällt, suchen Beide nach ihrer Art sich andre Lebensfreuden; doch eben darin tritt die Verschiedenheit dieser Art hervor und trennt die Gefährten innerlich zur gleichen Zeit, wo Dank und Sitte sie formell verbinden. Goethe heiratet Christiane genau zu der Zeit, wo er anfängt ihre Nähe nicht mehr zu brauchen, und das Dilemma seines Innern wird schon früher deutlich, als er zur Legitimierung eines ähnlichen Verhältnisses dem alten Freunde Knebel mit den Worten Glück wünscht: „In solchen Fällen bleibt doch zuletzt nichts übrig, als sich zu einer oder der andern Aufopferung zu entschließen.“ Dennoch entschließt er sich selbst noch immer nicht.

Es ist im Sommer nach Schillers Tode, da der Genesene der Freundin diese solennen Worte schreibt: „Ich danke dir für alle Liebe und Treue, die du mir auch in der letzten Zeit erwiesen hast; möge es dir dafür immer recht gut gehen, wozu ich alles, was an mir liegt, zeitlebens beizutragen hoffe.“ Das klingt kühl, ist aber nach Goethes Art ein Versprechen, auch fügt er bald, an seinem Geburtstag, wärmer hinzu: „Wenn es mir gut geht, freue ich mich dessen vorzüglich um deinetwillen, so wie ich an allen Orten, wo etwas Angenehmes vorkam, dich im Stillen zu mir wünschte.“

Im Winter ist er wieder eine Weile leidend, Christiane aber wird vollends in Schrecken gesetzt, da Schwester und Tante, ihre Genossen, im Hause sterben. Dann kommen sie Beide im Sommer wieder zu Kräften, doch an getrenntem Ort und mit verschiedenen Mitteln: während Goethe in Karlsbad sich in die Welt zu mischen sucht, wieder zu zeichnen und Steine abzuklopfen beginnt, auch eine geistig zarte Freun-

din findet, ist auch Christiane in die Welt gefahren, jedoch zum ersten Mal allein. Die Ihrigen sind tot, August im 17. Jahre zieht mit seinen Gesellen oft in die Berge, auf die Burgen, Goethe lebt in Böhmen: da ist denn Christiane nach Lauchstädt gegangen, wo sie die Schauspieler immer freudig empfangen.

Doch hier, von Weimar fern und im Bade, wagt auch die vornehme Welt sie zu ehren, man nimmt sie nun schon halb als Goethes Frau, sie reitet und kutschiert, sie gilt für hübsch und lustig, manches kann man durch sie an den Mächtigen bringen, man macht ihr den Hof, es steigt ihr ein wenig zu Kopfe, daß Standesherrn sie zu Tees und Bällen laden. Aber nun lassen ihn ihre Berichte kühl, er schreibt nur etwa, sie möge sich gelegentlich einen guten Tag machen. „Ich habe schon darauf gerechnet, daß du allenfalls etwas mehr ausgibst. . . Lebe übrigens recht wohl bei deinen Frühstücken, Mittagessen, Tänzchen und Schauspielen.“

Im September sind Beide wieder im Weimarer Hause.

Plötzlich jagen Schreck und Furcht durch Stadt und Land. Napoleons siegreiche Heere rücken dem mittleren Deutschland zu, Viele flüchten. Goethe rührt sich nicht, bringt nicht einmal seine Papiere fort, es ist, als dächte er mit Danton, mit dem ihn in diesen Tagen der weltfeindliche Stolz verbindet: Sie werden es nicht wagen! Ruhig läßt er noch Theater spielen, die Schauspieler wollen nicht, das Haus ist beinahe leer: Goethe betritt seine Loge, er gibt das Zeichen zum Anfang. Mit banger Stimmen singen sie auf den Brettern die armselige Operette herunter, am Schlusse wird für morgen die Vorstellung angekündigt.

Morgen ist der 14. Oktober 1806.

Bei Jena wird eine Schlacht geschlagen, die die Geschichte wendet. Preußen wird besiegt, mit ihm der Herzog von Weimar, der wieder preußischer General geworden war. In seinem Hause hört Goethe die Kanonen, Flüchtlinge rennen in die Stadt, die Bühne wird zum Lazarett, die Franzosen folgen, am Abend ist das völlig schutzlose Weimar kampflos von ihnen genommen. Niemand weiß, wohin sich der Herzog nach der verlorenen Schlacht gewendet hat. Die Herzogin-Mutter, ihr Hofstaat, viele Beamte sind schon seit dem Treffen bei Saalfeld geflohen. Nur die regierende Herzogin Luise und Goethe als regierender Minister bleiben auf ihren Posten. Seine ganze Existenz steht auf dem Spiel — das muß er wissen —, denn Napoleon will den Herzog vernichten und kann statt des Entflohenen leicht seinen Minister ergreifen.

Goethe handelt nach der Forderung des Tages: Sohn und Sekretär schickt er den ersten, durchs nahe Frauentor einreitenden französischen Husaren mit Wein und Bier entgegen, er selbst geht nach dem Schloß hinüber — neben einem jungen Husarenoffizier. Ungewiß bleibt, ob dieser sich damals zu erkennen gab: Lilis Sohn, jetzt in Frankreichs Diensten.

Stadtkommandant des Feindes wird ein Pfälzer, der einst in Jena studiert hat; heut schickt er dies Billett: „Bitte Herrn Hofrat Goethe ganz ruhig zu sein. Der unterschriebene Kommandant wird auf Ersuchen des Marschall Lannes und in Rücksicht auf den großen Goethe alle Mittel ergreifen, die Sicherheit Herrn Goethes und seines Hauses zu besorgen.“ Marschall Augereau wird als Quartiergast angesagt. Statt seiner kommen 16 elsässische Kavalleristen ins Goethische Quartier, ermüdet, brav, mit Essen und Trinken traitabel. Zugleich sammeln sich im Hinterhause flüchtige Bürger, die vor den Plünderern hier, bei ihrem Dichter und Minister, wie in einem Tempel Rettung suchen. Christiane ist unermüdlich, Essen, Kleider, Unterschlupf zu geben. 40 Betten werden aufgestellt, das Tischzeug als Bettzeug verwendet.

Da schlagen in tiefer Nacht schwere Kolben an die verschlossene Haustüre, zwei bewaffnete Tirailleure fordern Einlaß, „kleine Kerls, von der sogenannten Löffelgarde“. Die Einquartierten weisen sie zurück, die Beiden fordern wilder, Riemer, der Sekretär, schließt endlich auf, gibt ihnen Essen und Trinken: nun fordern sie den Hausherrn. Goethe, der bisher in seinen beiden Zimmern unsichtbar geblieben, erscheint im Nachrock mit einem Licht auf der Treppe, er fragt sie, ob sie nicht alles erhalten hätten, was sie billigerweise verlangen könnten. „Seine würdige, Ehrfurcht gebietende Gestalt, seine geistvolle Miene schien auch ihnen Respekt einzuflößen“, höflich schenken sie ein Glas ein und ersuchen ihn, mit ihnen anzustoßen. „Es geschah auf eine Weise, die jeder Unbefangene den Umständen gemäß und seiner nicht unwürdig erkannt haben würde“, berichtet Riemer. Dann zieht sich Goethe zurück.

Doch wie er fort ist, fangen die Beiden, vom Kampf und vom Weine berauscht, nur heftiger an zu toben, fordern Betten, und da es keine mehr gibt, stürzen sie in Goethes Zimmer hinauf und dringen mit der Waffe auf den Wehrlosen ein. Sie hätten Goethe getötet oder verwundet, zwei betrunkene Tirailleure in der Nacht nach der Schlacht von Jena.

Da springt Christiane über die rückwärtige Gartentreppe hinauf, sie hat sich einen ins Haus geflüchteten Mann mitgebracht, sie wirft sich selbst dazwischen: mit übermenschlicher Kraft des Augenblicks, unterstützt von dem Manne, verjagt sie die beiden Soldaten und riegelt sich und Goethe gewaltsam ein. Fluchend stolpern die betrunkenen Gesellen die breite italische Freitreppe des stillen Hauses herunter, werfen sich in die Betten, die für den Marschall und die Seinen noch unberührt stehn, und als der Adjutant bei Tagesanbruch endlich eintrifft, jagt er sie mit der flachen Klinge hinaus.

Goethe, waffenlos und ohne Gegenwehr, ist von seiner Freundin gerettet worden, nie hat diese Tat ein Bericht bezweifelt. Der geistesgegenwärtigen, tapfern, liebenden Christiane Vulpius verdankt die Welt wahrscheinlich die letzten 25 Jahre des Genius, in denen Diwan

und Wahlverwandschaften, Pandora, Wahrheit und Dichtung, der zweite Meister und der zweite Faust entstanden.

Wieder hat Goethe in einer kurzen Krisis bewegungslos, ganz als ein Leidender gestanden. Kaum ist sie vorüber, am andern Morgen beginnt ein neuer Aufschwung seine Seele dankbar zu erfüllen. Die Gefahr ist vorbei, für die Sicherheit des deutschen Dichters sorgen schon am nächsten Tage die Marschälle der französischen Revolution, ihr Schutzbrief weist ihn aus, als „*homme reconsidérable dans toutes les acceptions du mot*“. Denon, Generaldirektor der Pariser Museen, der Napoleon begleitet und Goethe aus Venedig kennt, nun sein Gast, läßt ihn und Wieland gleich porträtieren.

Indessen ist Goethe für seine Freunde unermüdlich, nach Jena schickt er sein Blatt mit 12 Namen, auf dem die nicht Geflüchteten sich einzeichnen sollen. An Meyer: „Sagen Sie mir, womit ich dienen kann. Rock, Weste, Hemd p. p. soll gerne folgen. Vielleicht bedürfen Sie einiger Viktualien?“ Alle seine Billette sind von festem, männlichem, sogar heiterem Tone. Zugleich an ein paar Freunde ein paar Zeilen, die gleichlautend anfangen: „Wir leben!“ An Knebel schickt er Wein, an Andre Geld, an den Herzog schreibt und zerreißt er mehrere Briefe, und der, den er schließlich, nach vielen Wochen erst, abschickt, ist ganz im unbefangen-lockern Tone sehr vergangener Zeiten gehalten, nichts ist mehr Form, nichts Pedanterie, alles geht durcheinander, was der Herzog wissen muß: daß seine Residenz heil geblieben, und was Goethe wichtig ist: daß der Park nicht gelitten hat — und daß die Leute nach dem ersten Schrecken schon wieder gemein werden! Dringlich bittet er Denon, für Jena zu wirken, in dessen Akademie man ein Stück seiner Lebensarbeit schützen würde. Stimmung und Ton sind durchaus gehoben: Paris ist zu Goethe gekommen, das Kaiserreich sitzt bei ihm zu Gaste, er fühlt das Ganze als höchst interessantes Moment.

Doch peinlich wird wie in stillsten Zeiten das Tagebuch weitergeführt, und nirgends wirkt es drolliger in seiner Pedanterie, seiner gewollt kleinbürgerlichen Grandezza, als in diesen Tagen der Schlacht von Jena — ja, man muß sich zwingen, nicht zu vergessen, daß hier jede Eintragung den Ereignissen jedes Tages folgt. Da ist es, als faßte Goethe die Weißglut dieser Stunden mit einer großen Zange an, um sie in seinem kalten biographischen Bade unschädlich zu machen:

„14. Oktober. Früh Kanonade bei Jena, darauf Schlacht bei Köttschau. Deroute der Preußen. Abends um 5 Uhr flogen die Kanonenkugeln durch die Dächer. Um ½6 Einzug der Chasseurs. 7 Uhr Brand, Plünderung, schreckliche Nacht. Erhaltung unseres Hauses durch Standhaftigkeit und Glück . . 15. Marschall Lannes im Quartier . . 16. Lannes ab. Gleich darauf Marschall Augereau. In dem Intervall die größte Sorge . . Mit dem Marschall gespeist. Viele Bekanntschaften . . 17. Marschall Augereau ab. 18. Denons Ankunft . . Mit Denon bei der Herzogin. Zu Hause. Abends spät bei Hofe . . 19. Trauung . .“



Denn wie einst Goethe die Werther-Stimmung, seine Liebe zu Lotte, den Selbstmord des Jerusalem anderthalb Jahre in sich getragen hat, um dann erst durch ein neues rasches Erlebnis alles in sich zum Kristall zusammenschließen zu fühlen, und in wenigen Wochen den Werther herunterschrieb: so erraft er jetzt, nach dieser Nacht der Lebensgefahr und der Errettung, auf einmal die Summe aller Wünsche und Pflichten, Hemmungen und Forderungen, mit denen er seit langen Jahren die Stellung der Freundin umkreiste, und ist 4 Tage später mit ihr getraut.

„Diese Tage und Nächte — schreibt er dem weimarischen Hofprediger — ist ein alter Vorsatz bei mir zur Reife gekommen: ich will meine kleine Freundin, die so viel an mir getan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebte, völlig und bürgerlich anerkennen, als die Meine . . Geben Sie dem Boten, wenn er Sie trifft, gleich Antwort. Bitte! Goethe.“ Hat es Romeo vor dem Klosterbruder eiliger gehabt? Vielleicht hat ein Wort des Marschalls Augereau zu dieser Eile mitgewirkt: dieser soll nach einem recht glaubwürdigen Berichte Goethe beredet haben, zu solchem Schritte den Augenblick allgemeiner Verwirrung zu nutzen. Auch war kein Herzog da, den man doch immerhin hätte befragen müssen. Gewiß ist, daß Goethe in die Trauringe das Datum jenes Tages eingraben ließ, der ihn, zugleich mit seinem Fürsten und mit dem Lande seiner Pflichten und Freuden, fast hatte untergehen sehn.

Am Sonntag nach der Schlacht von Jena ist Goethe in der Sakristei der Hofkirche mit Christiane getraut worden, im 19. Jahr ihrer Gemeinschaft, unter der Zeugenschaft ihres 17jährigen Sohnes und seines Hauslehrers.

Alle Elemente seines seltsamen Lebensganges scheinen in diesem Augenblicke durcheinander geschüttelt: vollkommene Freiheit von Vorurteilen, nach langsamem Werden schneller Entschluß, Zutrauen und Dankbarkeit, Pflicht und Anstand stärker wirkend als Schein und weltlicher Vorteil, die Weltgeschichte als bloßer Prospekt eines höchst persönlichen Lebens — und doch wieder eine Hofkirche und ein Hauslehrer. Nur der große Heide muß verstummen und sich um eines bürgerlichen Effektes willen für einige Augenblicke in die Kirche begeben. Aber als wäre nichts geschehen, fährt das unerbittliche Tagebuch fort:

„19. Trauung. Denon kam zurück von Erfurt . . 20. Denon die Medaillen gezeigt . . Den Tag bei Hofe . . Abends bei Madame Schopenhauer. Brief an Herrn Cotta . .“

Entschlossen tritt er vor seine Frau. Seinen Haus- und Geschäftsfreunden stellt er sie mit den Worten vor: „Sie ist immer meine Frau gewesen.“ Der Herzog und Knebel schreiben ihm freundlich, einige Damen entdecken plötzlich, Christiane sei so gut wie alle andern. Frau Schopenhauer tut am ersten Abend, was sie kann, um Christianens Eintritt in die Gesellschaft zu erleichtern, Goethe aber sagt gleich vor

allen zu einer der adligen Damen: „Ich empfehle Ihnen meine Frau mit dem Zeugnisse, daß, seit sie ihren ersten Schritt in mein Haus tat, ich ihr nur Freude zu danken habe“! Und als eine Zeitung schreibt, Goethe habe sich unter dem Kanonendonner von Jena mit seiner Haushälterin trauen lassen, weist er dies officiös an Cotta als unanständig zurück; im Konzept aber stehen diese stolz-drohenden Worte: „Ich bin nicht vornehm genug, daß meine häuslichen Verhältnisse einen Zeitungsartikel verdienten. Soll aber was davon erwähnt werden, so glaube ich, daß mein Vaterland mir schuldig ist, die Schritte, die ich tue, ernsthaft zu nehmen: denn ich habe ein ernstes Leben geführt und führ’ es noch.“

In jener Nacht hat Goethe zum fünften Male den Tod dicht vor sich gesehn. In der Jugend fühlte er sich durch mystische Mittel gerettet, auf dem Segler bei Capri erwartete er wie ein Dichter träumend sein Schicksal, im Kugelregen kontrollierte er wie ein Forscher seinen Pulsschlag, dann hat er einen Tag nach der Krise im Tagebuch den „höchsten Moment“ seiner Krankheit statuiert. Nun stand er wehrlos, nackt gleichsam vor den betrunkenen Boten der Gewalt und ließ sich von einer Botin jenes Geschlechtes retten, dem er ein Leben lang diente.

Immer aber gab ihm der Anblick des Todes — seiner Freunde und seines eigenen — nur neue Lebenskraft! Nun eilt er mit seinen Arbeiten, schickt gleich für 3 Bände die immer verzögerten Handschriften an Cotta, denn „die Tage des Zauderns sind vorbei, die bequemen Stunden, in denen wir uns mit Hoffnung schmeichelten, unsre Versuche zu vollenden und was wir nur entworfen hatten auszuführen“.

Hört man den neuen Ton? Der Zögernde, der Bürger, vom feurigen Atem des eilenden Lebens werden sie überhaucht, und es ist, als meinte Goethe nicht nur seine Fragmente, als ahnte ihm, daß sich solchem gewaltig aufstrebenden Lebensdrang auch neue Werke groß entwirken werden.

Die lange Wanderung in der Hochebene endet. Goethe steht dicht vor seiner höchsten Epoche.



## D R I T T E S   B U C H

# TRAGISCHER SIEG

„Nur der am empfindlichsten  
gewesen ist, kann der Kälteste  
und Härteste werden, denn er  
muß sich mit einem harten  
Panzer umgeben . . . und oft  
wird ihm selbst dieser Panzer  
zur Last.“

## ZEHNTES KAPITEL / AUFSCHWUNG

„Ich weiß, daß mir nichts angehört  
als der Gedanke, der ungestört  
aus meiner Seele will fließen,  
und jeder günstige Augenblick,  
den mich ein liebendes Geschick  
von Grund aus läßt genießen.“

**G**rün ist der Schirm der breiten Hängelampe, und wie sie den Tisch mit Büchern und Zeichnungen beleuchtet, läßt sie die Plaudernden im Halbschatten; nur drüben, vom Fortepiano her blenden zwei Wachskerzen und heben ein Mädchen in milden Goldschein. Woran erinnert sie heut wieder? Nur immer an sich selbst, an ihre Kindheit? . .

Es ist ein humanistisches Haus, das Frommann, der gelehrte Buchhändler, in Jena führt, hier spricht man nicht immer nur von französischen Spitzeln und Kontributionen, hier taucht man in hohe, stille Welt. Petrarcas Verse liegen auf dem Tische: die hat der Hausherr eben erscheinen lassen, obwohl sein großer Freund und Berater aus Weimar eigentlich gegen Sonette ist. Doch nun hat sie der Skeptische ergriffen, prüft Satz, Papier und Einband, blättert, während die Hausfrau ihm den Tee einschenkt.

Goethe, seit ein paar Wochen wieder in Jena, verweilt gern in diesem Haus, immer länger werden die Abende im November, nachdem ein kurzer Tag nicht Licht noch Luft genug ließ, um allerlei Rückstände aufzuarbeiten, um in den wenigen hellen Stunden, zwischen Laboratorien und Bibliothek, zwischen kargen Spaziergängen mit dem alten Knebel in Morgen- und Abendnebeln, das kleine Zimmer im Schlosse auf und ab zu schreiten, in dem er arbeitet und ißt, in dem er Aufsätze, Berichte, Briefe diktiert. Bequemlichkeit an Essen und Schlafen, Anmut einzelner Handreichungen, wie sie den Alternden durch Jahrzehnte verwöhnt haben, Würde der großen Empfangszimmer, Vielfalt der Sammlungen, das alles fehlt ihm hier in Jena, und doch — hier allein ist Ruhe, ist Sammlung, kein Theater, kein Hof, vor allem keine Familie. Wäre nur bald der kürzeste Tag vorüber, sein großer Feind: dann kann man wieder aufatmen und einem fernen Frühling entgegenhoffen . .

Leise klingt eine Passage vom Flügel herüber, rasch verstummen die Gespräche, man wendet den Sessel: was wird sie singen? Den Erbkönig? denkt Goethe nach den ersten Tönen, und die melodischen Wellen hüllen ihn wie in eine Wolke der Vergangenheit . . Sind es wirklich schon 25 Jahre, daß wir im Tiefurter Parke Komödie spielten und Corona sang das Lied? Sind es wirklich erst 25 Jahre? War es nicht vor

Jahrhunderten, daß ich als Petrarca um die schöne Laura diene? — Wie schön dies Wesen geworden ist, das nun Jahr um Jahr emporblüht, eine Jungfrau geworden, und war doch eben noch, vor drei, vier Jahren, ein kurzrockig-langarmiges Kind. Oder schien sie nicht damals schon eine kleine Jungfrau, wie sie noch heut ein Kind erscheint? Wie seelenvoll in ihren immer weißen Kleidern, wie schwermütig das große, dunkle Auge aus den zarten, bleichen Zügen bricht, sehnüchtig wie die verschleierte Stimme — aber die Zöpfe drüber umdrängen das Köpfchen nicht umsonst so dicht: so glänzend schwarzes Haar bedeutet Leidenschaften, die sie mit ihren 18 Jahren noch nicht kennt, und vielleicht wird auch diese feine Nase einmal kecker als jetzt, da der schmale, blasse Mund sich drunter öffnet, um meine alten Verse mir zu singen . .

Ihre Seele wie von mattem Metalle — doch zugleich Schönheit und Jugend, die Goethe jetzt, im 59. Jahre, zum erstenmal seit zwanzig Jahren beunruhigen. Schon als sie eben 15 wurde, hatte ihn Minna Herzliebs zarte Gewalt ergriffen, viele Abende verweilte er um dieses Kindes willen im Haus ihrer Pflegeeltern, ein schweigender Betrachter.

Heute, da Natur das schöne Wesen vor seinen Augen aufblühen ließ, weiß er es besser, heut ist auch Christiane seinem Herzen ferner — doch inzwischen ist ein neuer Lebenswunsch aus ihm emporgebrochen: seit jenen Tagen der Kriegs- und Lebensgefahr, seit ihm Napoleon entgegenwächst, seit Versuch, Theorie und Polemik aus der Schillerzeit wie wunderliche Erinnerungen hinter ihm liegen, hat sich sein Körper regeneriert, Leibesfülle hat abgenommen, Mut zum Leben und zum Dichten schlägt wieder in ihm — und wie ein Zeichen seelenvoll erneuter Jugend erscheint ihm heut abend die Jungfrau.

— Zu spät! Nun ist man solchen Wesen nur noch ein Vater! Ah, warum trieb man so lang' ein dumpfes Wesen, polemisierte, spintisierte? Andre handeln und tummeln sich in immer neuer Bewegung — nur Unscneider sitzt bei seinen Träumen, formend Bilder vergangener Schöne, die man zu kurz besaß! O Epimetheus! Gegenwart! O nie erregener Augenblick!

Und wie er dem Mädchen, den Wirten Gute Nacht bietet, nimmt er sich vor, dies Haus zu meiden, wo ihm Entzückungen, Gefahren drohen — und wirklich, er bleibt fern, die Freunde staunen. Er aber, heimgekehrt in sein enges Quartier, kann heut nicht schlafen, das Wünschenswerte wälzt er und fühlt sich ausgestoßen, alt, verurteilt zu entsagen, wo er zugreifen möchte. Am Morgen aber — zum ersten Mal nach langen Jahren, frei, ohne Willen, beinah ohne Plan, aus reinem, musisch abgewandeltem Gefühle: endlich wie ehemals beginnt Goethe wieder zu dichten, und dieses sind die ersten Verse, die er niederschreibt:

„Kindheit und Jugend, allzu glücklich preis' ich sie,  
daß nach durchstürmter, durchgenoßner Tageslust

behender Schlummer allgewaltig sie ergreift  
und, jede Spur vertilgend kräft'ger Gegenwart,  
Vergangnes, Träume bildend, mischt Zukünftigem.  
Ein solch Behagen, ferne bleibt's dem Alten, mir . .  
So flohst du, kräft'ge Zeit der Jugend, mir dahin,  
abwechselnd immer, immer wechselnd, mir zum Trost,  
von Fülle zum Entbehren, von Entzücken zu Verdruß.  
Verzweiflung floh vor wonniglichem Gaukelwahn,  
ein tiefer Schlaf erquickte mich von Glück und Not.“

Und an zwölf Morgen, während er entsagend sich von dem geliebten Wesen ferne hält, schreibt er fast alles nieder, was wir von „Pandora“, dem herrlichsten Fragmente, besitzen. Musischer Wunsch, sich zu verjüngen, neben dem gelassen schönen Gefühle des Alterns, gehaltene Weisheit neben der Leidenschaft, Spiel neben dem Schmerz! Mit diesem Werk beginnt Goethe sein musikalisches Jahrzehnt, es ist der Anbruch neuer, ganz erlebter Dichtung, nach anderthalb trockeneren Jahrzehnten. Von heroischer Landschaft heben sich Prometheus und Epimetheus ab, die Brüder mit ihren Kindern, und wie zuletzt im Faust, nur stärker, denn in wiederholten Paaren, baut hier der Dichter seine Leidenschaften und Hemmungen: die Züge seines Wesens als bewegte Personen auf, mit königlicher Gebärde alles einschlagend in den faltenreichen Mantel dämonischer Melancholie. Als Stil des Szenenbildes gibt er Poussin an; uns erscheint heute das Ganze wie eine Vision, magisch geschaut und beleuchtet, wie die letzten Rembrandts.

Langsam lösen sich aus der Nacht die feindlichen Brüder, die Goethe in sich trägt und die die beiden Hälften der Szene beherrschen wie die beiden Hälften seiner Seele. Da rühmt der ewig tätige Prometheus, der vor Tage die Schmiedefeuere entfacht:

„Der Fackel Flamme, morgendlich dem Stern voran  
in Vaterhänden aufgeschwungen, kündest du  
Tag vor dem Tage! Göttlich werde du verehrt!  
Denn aller Fleiß, der männlich schätzenswerteste,  
ist morgendlich; nur er gewährt dem ganzen Tag  
Nahrung, Behagen, müder Stunden Vollgenuß.“

Doch daneben schläft der ewig Dichtende, träumt Epimetheus:

„Doch mir bleiben Kranz und Sträuße  
nicht beisammen. Alles löst sich.  
Einzeln schafft sich Blum' und Blume  
durch das Grüne Raum und Platz.  
Pflückend geh' ich und verliere  
das Gepflückte. Schnell entschwindet's.  
Rose, brech' ich deine Schöne,  
Lilie, du bist schon dahin!“

Dann nähert sich Prometheus dem schlafenden Bruder:

„Du aber, einz'ger Mitgeborner, ruhst du hier?  
Nachtwandler, Sorgenvoller, schwer Bedenklicher.  
Du dauerst mich, und doch belob' ich dein Geschick.  
Zu dulden ist! Sei's tätig oder leidend auch.“

Ist dies die Harmonie der widerspenstigen Stimmen, wie Goethe sie mit 60 Jahren schlichtet? Ergreifend dieser tief summende Einklang seines Doppelwesens, wie sich's hier mit gefaßter Leidenschaft zum ersten Male schließt! Der Tätige, der Träumende — und dies allein: Dulden vereint sie.

Zugleich stellt Goethe aus seiner vielgebrochenen Empfindungswelt den liebenden Jüngling heraus, Phileros, den es nachts vom Lager auftreibt, den Sohn des Tätigen, und drüben die elegisch tiefe Epimeleia, des Träumenden Tochter, die in wundervoller Klage nur immer wiederholen mag:

„Ach warum, ihr Götter, ist unendlich  
alles, alles, endlich unser Glück nur! . .  
Sternenglanz, ein liebe reich Beteuern,  
Mondenschimmer, liebevoll Vertrauen,  
Schattentiefe, Sehnsucht wahrer Liebe  
sind unendlich. Endlich unser Glück nur . .“

Wo aber ist Pandora, wo die Schönheit? Wagt es der Dichter nicht, sie aus dem Traume zu entlassen? Als Epimetheus dämmert er dahin, gedenkt er alter Liebe, ihn hat Pandora verlassen, und ob sie ihm in dieser Dichtung wiederkehren wird: das ist Goethes Frage. Denn „Pandorens Wiederkunft“ heißt eigentlich dies Festspiel, und er hat sich's zugelobt: sie soll ihm wiederkehren! Jetzt liegt nur Epimetheus da und träumt der Verloren nach, wie er sie damals bei ihrer Ankunft liebend ergriff:

„Ich aber zuversichtlich trat zur Gattin schnell  
und eignete das gottgesandte Wonnebild  
mit starken Armen meiner lieberfüllten Brust.  
Auf ewig schuf da holde Liebesfülle mir  
zur süßen Lebensfabel jenen Augenblick.“

Wann hat mit solchen, schmachkend fassenden Tönen Goethe seit dem Tasso sein Liebesfühlen gestaltet? Und nun belebt sich ihm die Gestalt des Mädchens im weißen Kleide mit dunklem Aug' und Haar, als, anstatt Pandorens, zuerst ihre Tochter Elpore als eine Traumerscheinung dem Vater zuweht:

„Die du verkennst und kennst, die Tochter ist's.

Epimetheus: So komm in meinen Arm!

Elpore:

Bin nicht zu fassen.



Epimetheus: So küsse mich!

Elpore:                               Ich küsse deine Stirn  
mit leichter Lippe. — Fort schon bin ich, fort.“

Wie zart, wie zag der Dichter hier und vollends in Elporens Epiloge Minnas zerbrechlich schwingende Gestalt erfaßt — und wie er sich dann doch gleich wieder verdunkelt, mit Leidenschaft durch Phileros' Mund fragend:

„Nun sage mir, Vater, wer gab der Gestalt  
die einzige furchtbar entschiedne Gewalt?“

Doch da weiß auch Epimetheus keine Antwort, in jene große Elegie bricht er aus, in der sich das passionierte Wort wiederholt:

„Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist,  
fliehe mit abgewendetem Blick!  
Wie er, sie schauend, im Tiefsten entflammt ist,  
zieht sie, ach reißt sie ihn ewig zurück! . .“

Da geschieht, was Goethe nie geschah: mitten in seinen entsagenden Phantasien klopft das Leben an die Tür, ein prometheisch männliches Gefühl wird in dem Träumer geweckt. Ein Dezembermorgen: da tritt ein Mann in sein Zimmer, faunischen Gesichtes, genial und zwiespältig, grotesk und romantisch, der junge Zacharias Werner, dessen Stücke soeben, Deutschland durchlaufend, mehr Bewegung machen als je eines von Goethe. Ein falscher Heiliger, betrogener Betrüger der Seele, Kind eines Geistes, dem Goethe durch acht Jahrzehnte immer fremd geblieben. Nach Jena ist er gekommen, um den Meister zu sehen, doch auch dem Frommannschen Haus ist er empfohlen, und wie ihn Goethe um seiner Gegensätze willen „interessant und sogar liebenswürdig“ findet, geht er mit ihm am nächsten Abend zu den Freunden.

Werner, voller Unruhe und Einfälle, fängt an, aus seinen Stücken und Gedichten vorzulesen, Goethe hört gerne zu, an diesem Beispiel will er die Jungen studieren. Fast jeden Abend trifft man sich nun wieder bei Frommanns, doch bald hat Werner nicht genug daran, er macht und liest Sonette, die Tischgenossen werden angesteckt, sie dichten wie er, zur Arena eines kleinen Sängerkrieges wird nun der Raum unter der Hängelampe, es kann nicht fehlen, daß man sich um ein Idol gruppiert: das muß dann Minna Herzlieb sein, und Werner singt in einer Charade ihrem Namen ein Sonett.

Da fühlt mit einem Male Goethe den Wettstreit der verehrenden Dichter als einen Wettstreit dichtender Verehrer, mit doppeltem Grunde faßt ihn Eifersucht, — und während er nun die Abende zwischen Gedichten, Musik und Laterna magica bei dem Mädchen zubringt, ruht „Pandora“ beinah ganz. Aus der Entsagung hat sich ihr

Dichter gerissen, Jugend und Kunst umher haben ihn erst befreit: Goethe liebt, er dichtet Sonette. Sein Tagebuch weist die literarischen Daten und zeigt zusammen mit den Sonetten das Schema einer Liebesgeschichte, die kaum zwei Wochen währt, die aber vor- und rückwärts tiefe Spuren zieht.

Sonettenwut nennt Goethe diese Stimmung, Petrarca ist das Vorbild, doch mächtiger als jener schließt Goethe die Geliebte an sich:

„Im weiten Mantel bis ans Kinn verhüllet  
ging ich den Felsenweg, den schroffen, grauen,  
hernieder dann zu winterhaften Auen,  
unruh'gen Sinns, zur nahen Flucht gewillet.

Auf einmal schien der neue Tag enthüllet:  
Ein Mädchen kam, ein Himmel anzuschauen,  
so musterhaft wie jene lieben Frauen  
der Dichterwelt. Mein Sehnen war gestillet.

Doch wandt' ich mich hinweg und ließ sie gehen  
und wickelte mich enger in die Falten,  
als wollt' ich trutzend in mir selbst erwarmen —

Und folgt' ihr doch. Sie stand. Da war's geschehen!  
In meiner Hülle konnt' ich mich nicht halten,  
die warf ich weg — Sie lag in meinen Armen.“

Zuweilen taucht im Kranze dieser 17 Meisterwerke, die heut als „Sonette“ irgendwo zwischen den Gedichten stehn, das Väterliche auf, das sich — sie könnte seine Enkelin sein — immer wieder in die Leidenschaft mischt. Er schildert auch sein jahrelang geheimes Werben um das Kind:

„Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort, zu lieben  
sie, die ich früh im Herzen schon getragen,  
dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen,  
der ich nun wieder bin ans Herz getrieben.“

Dann wieder spielt er mit dem Formenspiele, läßt sie am Ernst verschränkter Zeilen zweifeln, um zu erwidern:

„Schau, Liebchen, hin! Wie geht's dem Feuerwerker?  
Drauf ausgelernt, wie man nach Maßen wettet,  
irrgänglich-klug miniert er seine Gräfte;  
allein die Macht des Elements ist stärker,  
und eh' er sich's versieht, geht er zerschmettert  
mit allen seinen Künsten in die Lüfte.“

Und im Kampf mit Werner zerlegt auch er ihren erotischen Namen in ein Charakterbild.

Doch plötzlich überfällt den alten Goethe das Schicksal des jungen: dem Dämon, den er als Zerrüttung fürchtet, Störung, Zerstörung seines Selbst muß er entfliehen, ob er sich ihm in der Schönheit der Branconi darstelle, in einem Werk oder in diesem zarten Halbkinde. Am 17. Dezember ist er noch bei den Freunden, bei der Geliebten, nur Knebel weiß, daß er morgen fort sein wird: es ist von Jena heut eine Flucht, wie es einst vor 30 und vor 40 Jahren von Sesenheim und Leipzig, von Wetzlar und Frankfurt, und wie es zuletzt von Karlsbad war, als er nach Italien floh. Aus Katastrophen des Eros baut sich dies ungeheure Leben auf. Am andern Tage packt er die Sachen und eilt ohne Adieu davon. Doch anders als ehemals weiß er sich nun die Flucht zum Siege zu gestalten: „Jähe Trennung“ nennt sein Bleistift in der Handschrift jenes dunkelglühende Gedicht, das später in die Sammlung unter dem blassen Titel „Abschied“ eingeschoben wurde:

„War unersättlich nach viel tausend Küssen —  
und mußst' mit Einem Kuß am Ende scheiden.  
Nach herber Trennung tief empfundenem Leiden  
war mir das Ufer, dem ich mich entrissen,

mit Wohnungen, mit Bergen, Hügeln, Flüssen,  
so lang' ich's deutlich sah, ein Schatz der Freuden;  
zuletzt im Blauen blieb ein Augenweiden  
an fernentwichnen lichten Finsternissen.

Und endlich, als das Meer den Blick umgrenzte,  
fiel mir zurück ins Herz mein heiß Verlangen;  
ich suchte mein Verlornes gar verdrossen.

Da war es gleich, als ob der Himmel glänzte;  
mir schien, als wäre nichts mir, nichts entgangen,  
als hätt' ich alles, was ich je genossen.“

Dies ist die Stimmung seiner Heimfahrt, gleich werden wir in Weimar sein, wieder Minister, wieder Gatte und Vater — und in dieser Stimmung erzählt er plötzlich auf der Heimfahrt Riemer, dem Sekretär, von seiner Liebe zu Lili! Ihr selbst, der er vor ein paar Jahren so kalt geantwortet, hat er in diesen Jenenser Liebestagen plötzlich seine „unendliche Freude“ geschrieben, „nach so langer Zeit einige Zeilen wieder von Ihrer lieben Hand zu sehen, die ich tausend Male küsse in Erinnerung jener Tage, die ich unter die glücklichsten meines Lebens zähle .. Ihr ewig verbundener Goethe“. Immer erscheint Lilis Gestalt dem Verjüngten.

Doch ach, Pandora wird ihm gleich so fremd wie jene frühen Dichtungen, die von ihm mehr aufgefangen als erworben wurden. „Pandora ist ein herzliebes Kind“, schreibt er mit heiterer Anspielung des Namens an Knebel, den er durch Vorlesung der Sonette in Jena zu

einem halben Vertrauten gemacht hat. Unter den beiden titanischen Brüdern aber erkennt er sich wieder und gibt nun ein neues Bekenntnis seines Doppelwesens in der ironischen Glosse, er komme sich wie eine Doppelherme vor, von der die eine Maske dem Prometheus, die andere dem Epimetheus ähnelt, doch wegen des ewigen Vor und Nach komme keiner in der Gegenwart zum Lächeln.

Eros indes ist aufgewacht und wird so bald nicht wieder schlummern. Immer wenn es Goethe gelingt, ihn, von seinem Dämon weg, dem Genius zuzugesellen, dem helleren Gefährten seiner Bahn, entwickelt sich am Ende alles glücklicher im Leben und im Dichten. Aus dieser kurzen Winterliebe, die nach Goethischer Art nur der Ausbruch jahrelanger Sympathie für das Mädchen war, entwickelt ihm der Genius außer dem Drama und den Sonetten noch ein Drittes, einen Roman.

Denn in diesen produktiven Dezembertagen, die Goethe sonst seine Faulenzerzeit nennt, werden, unter so heftigem Eindruck, auch die Wahlverwandtschaften erfunden, ursprünglich als Novelle. Was durch die transcendenten Verse der Pandora, durch die rhapsodischen der Sonette in einen musischen Himmel hinaufgeleitet wurde, wird hier auf Erden mit Minna Herzliebs Zügen hingebend nachgezeichnet. Freilich ist, wie Goethe sagte, kein Strich in diesem Buche so, wie er erlebt wurde, doch auch kein Strich, der nicht erlebt wurde. Als er einmal mit Fragen nach dieser Geschichte gequält wird, erwidert er in metalenem Realismus, stets habe er alle Dichtung aus seinen Erlebnissen gezogen, nichts aus der Luft, denn „ich habe die Welt stets für genialer gehalten als mein Genie“. Auch währt nach diesem Werke das Gefühl des Erlebnisses in Goethe weit länger als nach dem Werther, und noch in die Langeweile seiner greisenhaften Jahreshefte fällt später plötzlich ein Satz, so erschütternd als zart: „Niemand verkennt an diesem Roman eine tiefleidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet.“

Denn so nahe wie Werthers Lotte und Lotte Buff sind auch Ottilie und Minna Herzlieb verwandt. Pfarrerstochter und Waise, ward Minna von den guten Frommanns ins Haus genommen. „So gesund sie von Jugend auf war, entwickelte sie sich doch geistig nur langsam, so daß ihr keine anhaltende und strengere Verstandesarbeit zugemutet werden konnte, und behielt ihr Leben lang etwas Träumerisches . . ein allgemeines Wohlwollen, ein bescheidenes, hingebendes, auf alle Bedürfnisse und nicht ausgesprochenen Wünsche der Andern aufmerksames Wesen.“ Ist dies nicht Ottiliens Bildnis aus dem Roman? Es ist Minnas, geschildert von ihrem Pflegebruder, und wenn sie schließlich spät heiratete und nach langem Gehirnleiden in hohem Alter starb, so konnte beides auch Ottiliens logisches Schicksal werden, hätte sie nicht den jungen, begehrenden Eduard getroffen, sondern den alten, entsagenden

Goethe. Dies Flüchtige, Züchtige, dies Eilende, Weilende, dies altklug Kindhafte, dies nervös Gesunde in Ottilie scheint alles gesehen, und alles ist in Minna gesehen.

Auch Charlotte ist in gewissen Zügen jener Charlotte nachgebildet, um die Goethe ein Jahrzehnt lang werbend, besitzend, immer dienend, zuweilen glücklich, litt. Beide Charlotten bedeuten das bildende Element in ihren Kreisen, das kluge, leidenschaftslose der älteren Frau. Ganz hat sie im Roman auch Frau von Steins Art, einen kühnen Plan zu ernüthern, „indem sie an die Kosten erinnerte“, ganz ist dies die unfruchtbar selbstquälende Stimme, die beiden Charlotten und zwischen ihnen der Prinzessin im Tasso eignet, wenn sie nun sagt: „Gedenkt man, wieviel Menschen man gesehen, gekannt, und gesteht sich, wie wenig wir ihnen, wie wenig sie uns gewesen, wie wird uns da zu Mute!“ Dies ist Frau von Steins kühle Weise, mit der Charlotte gegen Ende vor ihrem toten Kinde steht, und wenn sie zuletzt gar den Hauptmann mit den Worten abschiebt: „Wir haben nicht verschuldet, unglücklich zu werden, aber auch nicht verdient, zusammen glücklich zu sein“, so ist's, als habe der Dichter diese Wendung einem jener hundert hinhaltenden Briefe ihrer ersten Liebesjahre entnommen, auf die man aus den Antworten schließen darf.

Vollends gleicht sie dem Vorbild, als sie die selbstgewählte Trennung doch wieder nicht ertragen kann und Ottilien rät, dem eigenen, verzichtenden Herzen zu mißtrauen, denn „wie bald, wie geschwind sind wir aus diesem Irrtum gerissen, wenn dasjenige, was wir entbehren zu können glaubten, auf einmal wieder als unentbehrlich vor unsern Augen steht!“ Dies sind Frau von Steins Gefühle bei der Rückkehr, bei der Versöhnung mit Goethe, wie er sie vorstellt und nachfühlt. Soweit ad personam. Von einer Darstellung ihrer Beziehungen aber, von einer posthumen Rechenschaft Goethes über sein einstiges Eindringen in das Steinsche Haus ist nirgends eine Spur. Wie hätte das auch sein können, da dies Verhältnis so ganz verjährt war, daß zwischen ihnen Beiden sogar ein gänzlich neues sich entwickeln konnte!

Der Dichter selbst gleicht nicht wie Werther an Wesen oder doch an Stimmung seinem Helden; denn während Werther monologisch war und sogar das einzige fast monologische Werk Goethes außer der Lyrik blieb, ist in dem Roman des Alters, wieder wie sonst überall, Goethe zugleich Held und Gegenspieler. Freilich, im Hauptmann sind nur wenige, in Eduard mehr Züge des Dichters vereint, freilich auch der Minister Voigt, dem Goethe zugetan war wie Wenigen, mag Züge dem Hauptmann geliehen haben; auch spricht der Dichter aus, Voigt möge sich bei der Lektüre mancher schöner Stunden gemeinsamen Wirkens erinnern. Immer haben Goethes Gestalten, wenn sie ihm ähneln, noch irgend ein Surplus, das ihnen ein andres Vorbild reichte. Hier hat Goethe durchaus des Hauptmanns Hand, die gedrungene — keineswegs jene „schönste“, die er Eduard nachrühmt, und diese Goethische Hand ist es, mit der der Haupt-

mann Grundrisse zeichnet, Parkwege baut, Rechnungen aufstellt, Regale einrichtet, Rubriken liniert, — und mit dieser Hand hält er am Ende auch sein allzu heftig schlagendes Herz fest, als er der Frau, den Freunden ihre Ruhe erhalten will. Dies alles konnte der Dichter im Spiegel sehen: es ist ein Stück des alternden Goethe, denn der Hauptmann ist älter als seine Jahre.

Eduard ist jünger. Das ist der junge Goethe oder ein Stück von ihm, denn von beiden gilt, was hier von Eduard gesagt wird: „Seine Neigung war grenzenlos. Wie er sich Ottilien zuzueignen begehrte, so kannte er auch kein Maß des Hingebens, Schenkens, Versprechens.“ Warum schreibt ihm Ottilie nicht!, fragt sich der in der Ferne liebende Eduard hundertmal, wie Goethe sich um Lottes, um Lilis willen fragte. Das ist wieder des jungen Goethe Tempo: „Wenn sie mich liebt, wie ich glaube, wie ich weiß, warum entschließt sie sich nicht, warum wagt sie es nicht, zu fliehen und sich in meine Arme zu werfen? Sie sollte das, denke ich manchmal, sie könnte das!“ Und auch ihn finden wir zuweilen besser auf dem Umweg über seine Gestalten wieder: es ist Werther, der Goethe mit Eduard verbindet, wenn Eduard sich in einem Versteck hält, wo er sich „im Stillen dem Gefühl seiner Leidenschaft ganz überließ und dabei mancherlei Plane sich ausdachte“ . . . „Ich schreibe süße, zutrauliche Briefe in ihrem Namen an mich; ich antworte ihr und verwahre die Blätter zusammen.“ Ja mit einer einzig kühnen Wendung hat Goethe den ganzen Eduard geschützt: „Eduard, — schreibt er bald einem Freunde — der mir wenigstens ganz unschätzbar scheint, weil er unbedingt liebt“!

Und dies und nichts anderes ist des Buches Thema: das Wüten einer Leidenschaft. Seit Werther hat Goethe dergleichen nie rein dargestellt, dem Werther ähnelt darum das Buch am meisten, trotz aller Unversöhnlichkeit der beiden Stile.

Dies aber ist das erste, große, musische Zeichen für Goethes Verjüngung: daß er im 60. Jahr ein Werk von solcher Leidenschaft beendet, wie er es seit dem 25. nicht einmal geplant hat! Die allzu lange Mittelzeit des Forschens, Versuchens, des Erdgeistes rächt sich mit einem späten Feuer, das noch im letzten Jahrzehnte des Lebens den Greis mit Flammen greifen wird. Dämon, zu lange gezäumt, springt wieder hervor — und sei's fürs erste nur in so phantastischen Gestalten.

Wieder geht Goethe mit 60 gegen ein Stück seiner vorigen Weltanschauung zürnend vor. „Der Unglückliche — ruft Eduard gegen Mittlers Ermahnungen — soll sich in der grausamsten Lage körperlicher und geistiger Bedrängnis noch edel gebärden, um den Beifall der Glücklichen zu erhalten, und, damit sie ihm beim Verscheiden noch applaudieren, wie ein Gladiator mit Anstand vor ihren Augen umkommen!“ Klingt's nicht wie grollende Abwehr des Dichters gegen das Ideal der absoluten Schönheit, das er mit Schiller gepredigt hat?

„Große Leidenschaften sind Krankheiten ohne Hoffnung. Was sie heilen könnte, macht sie erst recht gefährlich . . Die Leidenschaften sind Mängel oder Tugenden, nur gesteigerte“: in solchen Sätzen wird das Thema glossiert, und wir begreifen heute weder Goethes Mitwelt, wie sie das Buch für unsittlich, noch die Nachwelt, die es für eine sittliche Apologie der Ehe erklären konnte. Damals wurden in Goethes Kreise eine Reihe von Ehen geschieden, die ältere Gräfin Egloffstein, die ältere Pogwisch, die ältere Levetzow, Caroline Wolzogen, Caroline Schlegel: alle Welt ließ sich scheiden, und Goethe hat, wo man ihn fragte, zu-, nicht abgeredet.

Freilich fällt hier das ernste Wort: die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur, sie macht den Rohen mild — nur ist es eben Mittler, der Vermittler, der es spricht, kein Held noch Gegenspieler! Jener Graf, der aus der großen Welt in das Viereck auf dem einsamen Schlosse hereinkommt, ist kein lasziver Bube, keine Karikatur, es ist ein kluger Mann von Welt, und nach seinem ganzen Wesen, nach Vergangenheit und Gegenwart ist es der Graf, nicht Mittler, hinter dem Goethe steht, wenn er ihn den Gedanken einer Ehe mit fünfjähriger Kündigung vortragen läßt. Ausdrücklich läßt er Charlotte diesem Scherz eine tiefe moralische Deutung nachempfinden und bei solchen Gesprächen nur die Anwesenheit der kaum erwachsenen Ottilie bedauern.

Soll aber Goethes völlig anarchische Erfassung des Eros, ob sie schon aus seinem gesamten Leben folgt, auch aus diesem Buch erwiesen werden, so darf man der hier verwobenen Erwägung gedenken, so Wenige vermachten ihr Vermögen ihren Lieblingen statt den gesetzlich Erbberechtigten: denn diese skeptisch vorgetragene Glosse wird keiner Person des Romanes zugeteilt, sondern als ein Bekenntnis zur Freiheit der Liebe noch im Tode direkt vom Autor ausgesprochen!

Und doch muß das Menschenalter, das Werther und Wahlverwandtschaften trennt, auch innerlich sichtbar werden. Daß dies Buch im Unterschied zu jenem voll Weisheiten steckt, ist so wenig erstaunlich, als daß hier — wie im zweiten Teil von Meisters Lehrjahren — manches und leider auch die Deutung des schönsten aller Goethischen Titel etwas pedantisch vor sich geht. Merkwürdiger ist die Differenz im mystischen Gehalte der beiden Romane: denn nur, weil sich ein Menschenalter zwischen diese beiden Bücher der Leidenschaften legt, können beide auf Prädestination, auf vollkommene Unfreiheit des Willens, auf Schicksal gebaut sein, und Werther könnte vor dem Ende an seine Geliebte schreiben, was Ottilie vor dem Ende an die Freunde schreibt: „Ein feindseliger Dämon, der Macht über mich gewonnen, scheint mich von außen zu hindern, hätte ich mich auch mit mir selbst wieder zur Einigkeit gefunden.“

Jene Wahl, die die Verwandtschaft und Anziehung gewisser Elemente und Menschen bezeichnet, ist weder hier noch dort eine freie Wahl, auch wenn sie anfangs so erscheinen möchte. Wie das Gesetz der Leidenschaft die Liebenden so zu einander zieht, daß sie in den Armen des Ungeliebten

ein Kind mit den Zügen des Geliebten erzeugen; wie diese magische Kraft der Anziehung am Ende die beiden Jüngeren packt; wie all dies durch geheimnisvolle Ähnlichkeiten in Gewohnheiten und Namen, Daten und Chiffren vorbereitet wird: dies alles gibt die erneute Gläubigkeit Goethes, des Realisten kund, deren Wieder-Auftauchen wir am Ende des vorigen Bandes gefolgt sind.

„Es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen: es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint, und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns gebärden, wie wir wollen!“ Daß dies nicht Eduards, daß es sogar Charlottens Worte sind, der kühlgsten, klarsten Erscheinung unter den Vieren, erweist sie vollends als *Aperçu*, ja als Lehre des ganzen Romanes.

Ist dieses tragisch Unentrinnbare nicht völlig gegen Goethes untragisches Wollen? Warum denn 30 Jahre lang der Tragödie ausweichen, wenn man sich dann in einen tragischen Roman verwickelt?

So wär' es — und das gesamte Wesen des 60jährigen schiene völlig anders, als sich's am Ende der vorigen Epoche neu zu entfalten begann, läge nicht über diesem Buche zum ersten Male jene Heiterkeit gebreitet, zu der sich um die Mitte der 50 Goethe langsam hinauf zu entwickeln begann. Das ist freilich eine andre Heiterkeit der Seele als jene, die den Urmeister so beweglich machte: jetzt ist es die errungene, die den 60jährigen — und die überhaupt dieses Jahrzehnt vom 57. bis zum 66. Lebensjahr erfüllt, das wir nun darstellen wollen. In dieser leichteren Luft steigt mit immer sichereren Schwingen sein Wesen empor: Goethes höchste Epoche ist angebrochen. Es ist zugleich — nach den Jugendjahren von Straßburg und Frankfurt — die produktivste, die ihm als Dichter gegönnt war.

„Das Schwierige leicht behandelt zu sehen, gibt uns das Anschauen des Unmöglichen“ notiert sich Ottilie in ihr allzu weises Tagebuch: derselbe Gedanke, den sich Goethe ein paar Jahre vorher auf italienisch in das seine schrieb. Das Meisterstück dieser Leichtheit, in der das Schicksalsvolle frei schwebend, zufällig, sogar galant verhüllt wird, bleibt jenes Herzstück des Romanes, wo sich der Graf vom Hausherrn nachts zu seiner Freundin führen läßt, lachend, in Erinnerung an ähnliche Abenteuer bei Hofe — und wie nun, durch diesen frohgemuten Zufall der aufgeregte Eduard an die Tapetentüre seiner Frau und damit in jene gefährliche Liebesnacht gerät, deren Folgen das Schicksal aller vier Liebenden entscheiden.

Die tragischen Wahlverwandtschaften hat Goethe in den heitersten Sommerwochen, im weltbewegten Karlsbad niedergeschrieben, ein halbes Jahr nachdem er sie in den dunkel erregten Winterabenden von Jena erfunden, in sieben Wochen die erste Fassung endigend, rasch fast wie den Werther, ja noch erstaunlicher, denn nun schreibt er nicht wie damals im



verschlossenen Zimmer, vielmehr mitten zwischen Frauen und Fürsten, Abenteuern, Fahrten, Gesprächen. Schon auf der Fahrt nach Karlsbad hat er mancherlei erotische Gedanken, lateinisch und griechisch verzeichnet sein Tagebuch, damit es ja diskret bleibe, Erwägungen „de quorundam amicorum nostrorum perversa libidine“ und über die Scheidelinie zwischen männlicher und weiblicher Liebe.

In Böhmen findet er sich bald zwischen Frauen, die in benachbarten Bädern so glücklich getrennt wohnen, daß er, wie junge Leute tun, wie aber er als Jüngling nie getan, zwischen ihnen wechseln und wählen kann. Hier ist, als er ins 60. Jahr tritt, für einige Sommermonate seine Stimmung wie nie vorher. Zum einzigen Mal im Leben ist Goethe wirklich der Liebling der Frauen, nun schenken sie ihm Rosen und Bilder, nun verehren und locken sie ihn und werden seine Geliebte oder sein zarter Traum. Mit Minna Herzlieb, die er kurz, mit raschem Entsagen liebte, beginnt, zum erstenmal nach 20 Jahren, eine Reihe geliebter Frauen, dicht nach seiner Heirat. Es ist, als hielte Goethes Freiheitsdrang die Treue nur so lange, als er sich nicht gebunden fühlt. 18 Jahre lang hat Goethe seiner Herzensfreundin diese Treue aus freiem Willen gehalten, im ersten Jahre der förmlichen Ehe bricht er sie.

Nicht mit Bettina Brentano. Diese Tochter der Maximiliane Laroche, die Goethe zur Wertherzeit kurz und leidenschaftlich liebte, bis ihm der Mann das Haus verbot, war um die Zeit seiner Liebe zu Minna Herzlieb nach Weimar gekommen, sie war 22 Jahre, und wenn sie sich als ein „Kind“ gerierte, so konnte das, auch wenn man's in Zahlen verstand, kaum angehn. Sie gibt sich aber in Auftreten und Gefühl als Kind — und ist doch in allem contra-naiv. Dichterisch begabt ohne zu dichten, mit ästhetischem Willen zur Hingabe ohne sich hinzugeben, immer unnatürlich, immer außer sich, sinnlich ohne Leidenschaft, fromm-lasziv, nur um sich selbst kreisend: immer Schauspielerin ihres Selbst ohne die Naivetät des Mimen, stellt Bettina die letzte schwüle Blüte jener falschen Romantik dar, deren zahllose bürgerliche Nachzügler sich durch ein Jahrhundert an ihr zu legitimieren strebten. In einem Leben Goethes wäre sie so belanglos, wie sie in Goethes Leben war, hätte sie nicht durch den „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde“ sein Bild in Deutschland schlimmer verzeichnet, als es den schärfsten Goethefeinden gelang. Denn sie vor allem hat jenen Goethe zustande gebracht, der aller Welt einging, weil seinem schwer enträtselbaren Wesen von ihr die einzige Eigenschaft verliehen ward, die er nie besaß: Romantik, Süße, Schwüle. Erst später hat die Forschung einen Teil ihrer „Goethebriefe“ als Fälschung erkannt, und damit verliert die Autorin auch dort Glaubwürdigkeit, wo ihr das deutsche Volk am liebsten gefolgt ist: in den Erzählungen, die sie von Goethes Mutter über seine Jugend erhalten haben will und die Goethe selbst nach einigem Schwanken aus seinen Erinnerungen entfernte.

Zunächst läßt er sich dies Bombardement von Erklärungen, Briefen, Geschenken eine Weile gefallen, denkt wohl an die Mutter, die er einst

geliebt hat, an die Großmutter, der er verbunden war, bleibt überhaupt in dieser erotischen Epoche gegen alle Frauen weich. Nur Goethes Geliebte zu werden, will dem Kinde durchaus nicht gelingen, vielleicht durchschaut er sie schon nach den ersten hysterischen Briefen, denn er schreibt bald Christianen, die sie nicht leiden kann: „Diese wenigen Zeilen haben ihr mehr bei mir geschadet als deine und Wielands Afterreden.“ Er nennt sie Du, da es das Kind verlangt, antwortet zuweilen: „Mein artig Kind . . Meine kleine Freundin . . Deine Briefe . . erinnern mich an die Zeit, wo ich vielleicht so närrisch war wie du . . Eigentlich kann man dir nichts geben, weil du dir alles entweder schaffst oder nimmst . .“ Als sie nach ihrer Heirat mit Achim von Arnim wiederkommt, überliefert Riemer die Szene: wie Goethe sie von ihren Liebesschwüren immer ablenkt, auf den Kometen am Himmel draußen aufmerken läßt, „da war nicht anzukommen: das Meteor mit seinem langen Schweife wehrte diese wiederkehrende Fliege, die sich ihm gern auf den Schoß gesetzt hätte, dieses alte, schon verheiratete Kind wie mit einer Rute ab“.

Schließlich beleidigt sie Goethes Frau an öffentlicher Stelle durch ein ordinäres Wort, Goethe verbietet ihr sein Haus. Sie aber beschäftigt sich nun, da sie ihm nicht mehr schreiben darf, mit seinen inzwischen erschienenen Sonetten an Minna, übersetzt sie als Goethebriefe in die Prosa zurück, adressiert sie an sich, um zu beweisen, daß auch die Sonette an sie gerichtet seien — auch jenes, das den Namen Herzlieb in eine Charade auflöst! Doch ist sie klug genug, all diese Dokumente erst nach Goethes Tode herauszugeben. Goethe aber epilogierte, als er sie einmal nach dem Bruch in den Bädern trifft: „Von Arnims nehme ich nicht die mindeste Notiz; ich bin sehr froh, daß ich die Tollhäusler los bin“, und nennt Bettina noch im höchsten Alter, wo er gern verschönt, „diese leidige Bremse“.

In jenem verliebten Karlsbader Sommer beschäftigen ihn drei oder vier andre Frauen. Jung und rassig, verschlossen und schlank, naiv und frisch, gern als Bäuerin verkleidet, sehr deutsch an Weise, ein „Töchterchen“, das er wie Minna sich hat entwickeln sehn, Tochter befreundeter Landjunker aus Jenas Nähe: Silvie von Ziegesar. Reif, dunkel und schön, leidenschaftlich, geistvoll und welterfahren, ganz Jüdin hoher Kultur und reinen Blutes: Marianne Meyer, vermählte von Eybenberg, seit Jahren ihm befreundet. Zu Beiden schlägt die Flamme erst in diesem erotischen Sommer über, doch kann er nur Mariannens Liebhaber gewesen sein, und auch dies ist nur einigen Briefen abzuhorchen, nicht zu beweisen.

Dieser Marianne entspringt er nach einer Weile aus Karlsbad nach dem benachbarten Franzensbrunnen, um, wie er seiner Frau schreibt, dort Bäder gegen die Gicht zu nehmen, aber „was haben Sie gesagt, liebe Freundin, — schreibt er in Gesellschaft Silviens, ihrer Nebenbuhlerin, an Marianne — daß ich Ihnen so entsprungen bin! Eigentlich bin ich

entführt worden und werde jetzt gehalten . . Ziehen und ziehen lassen . .“ Er fühlt sich schon ganz erholt, hat einen vulkanischen Hügel entdeckt, der ihn an Italien erinnert, sie möge Riemer Geld borgen, „da ich mit der ganzen Papierkasse durchgegangen bin. Nun aber leben Sie recht wohl . . Und, liebe Freundin, bald geschrieben! Bitte! bitte! . . Addio! Goethe.“

Ist dieser Mann weißhaarig, alt? Wann klang je seine Stimme so in den verworrenen Jahren der Jugend? Wann atmete dies schwere Herz so viele Freiheit, so leichte Luft? Nicht einmal in Italien!

Doch ein paar Wochen später — es scheint, man hat ihn mit ihr ge-neckt — faßt er Mariannen fester an, rät ihr, seiner „im Stillen zu gedenken, denn es ist mir schon zu Ohren gekommen, daß man es nicht ganz gut aufnimmt, wenn Sie meiner in der Welt all zu vorteilhaft erwähnen. Wenn wir selbst nur wissen, was wir an uns und einander haben, ist es völlig hinreichend.“ Der Ton eines Verehrers nach dem Siege. Zugleich schreibt er seiner Frau herzlich und kurz, für ihre Gesundheit solle sie nur alles Nötige tun. „Ich befinde mich so wohl als lange nicht und hoffe dich auch so zu sehen. Adieu, geliebtes Kind“, und schickt ihr ein Häubchen.

Indessen ist Silvie drüben sein Stern. „Tochter, Freundin, Liebchen . . weiß und schlank“, so hat er sie zu ihrem Geburtstag in langem Gedichte besungen. Am Abend geht er mit ihr allein umher, spaziert „ins Boskett“ oder „hinter den Häusern“, liest ihr aus Tasso vor, und als er nach 14 Tagen wieder abreist, heißt es zuletzt: „Mit Silvien . . spazieren. Kästchen eingepackt. Vorher! Abschiede . .“

Wie ein Jüngling fährt er durch die sternklare Sommernacht zurück nach Karlsbad zu der Andern und schickt früh sechs Uhr diese Zeilen an Silvie: „Ich war in Gedanken bei Ihnen geblieben und merkte nicht, daß es fortging. Endlich schlief ich abwechselnd, und das liebe längliche Gesichtchen war mit aller seiner Freundlichkeit und Anmut gegenwärtig — von dem rundlichen war gar nichts zu spüren! Nun besorg’ ich in Eile Einiges für Sie . . Ein armseliges Büschelchen lege ich bei gegen die schöne, reiche, geringelte Gabe . . Tausendmal Adieu! Liebe, liebe Silvie!“ Ein andermal: „Adieu, süßes Kind!“ Täglich begrüßt er die lieben Silben am Brunnenglase, ihrem Geschenke, und begreift nicht, warum er von Franzensbad weggegangen!

Bald werden diese Briefe an den Occident, da er nun unter orientalischen Einfluß zurückkehrt, entfernter, zugleich aber zarter, holder, etwas väterlich — und doch so leicht, so milde: „Blicken Sie Ihre Burg, Ihr Dörfchen, Ihre Vögel und Blumen auch in meinem Namen freundlich an, damit sie mir auch, wenn ich komme, um Ihrentwillen ein freundlich Gesicht machen . . Und so geht’s mir epochenweis, bis die schöne Epoche (des Wiedersehens) wiederkommt, auf die ich mich so sehr freue . . Aber ich will enden und fleißig sein, die Tage rauschen vorbei.“

Inzwischen kauft er Mariannen geschnittene Steine ab, antike Stücke,

deren wertlosestes am teuersten ist, weil auf ihm ein obszöner Faun die Lebewelt unter den Sammlern anzieht.

Kaum ist Marianne fort, so schwärmt er für ein Fräulein von Knabenau, Hofdame einer ihm gewogenen Herzogin, schön wie die andern; auch ihr liest er wie Jenen aus seinen neuen Novellen, aus Pandora vor und spielt dabei diesen schönen Frauen die Rollen zu, die er Göttinnen geschrieben hat. Abreisend schickt ihm die Dame zarte Worte im Rosen-couvert. Wann haben dergleichen früher die Frauen für diesen Dichter getan, der so viel für die Frauen tat? „Wenn Sie wissen könnten, schöne Freundin, wie ergötzlich es ist, von Ihnen angeblickt zu werden — denn das kann Ihnen der Spiegel doch nicht sagen — so würden Sie sich selbst erfreuen . . (Ich habe) mich bis auf den heutigen Tag nicht entschließen können zu antworten, weil ich nicht nach meinen Wünschen und Gesinnungen antworten konnte. Betrachtet man es recht genau, so kleidet ein freundliches Ja eine liebenswürdige Elpore nicht allein, sondern wirklich jedermann, und das Nein ist ein verdrießliches Wort, bei dessen Aussprache man notwendig das Gesicht verzerren muß.“ Und so geht es ähnlich mit einer Vierten, Pauline Gotter, Silviens Freundin.

Doch ein und zwei Jahre später werden Begegnungen und Briefe kühler, Marianne wird ihm zu politisch, die Hofdame besucht er nicht, nur Silvie, die jüngste, frischeste, kommt ihm nicht aus dem Sinn.

Frauen bietet ihm Karlsbad und sehr viel Bewegung. Während dreier Sommer, immer vier bis fünf Monate lang, taucht Goethe um die 60 zum erstenmal in diese große Welt. Im Weimarischen hat er sie geflohen, Reisen an deutsche Höfe gehaßt, in Italien wie ein Unbekannter und nur unter Künstlern gelebt, im Felde meist stumm als Beobachter. Jetzt treibt ihn heitere Stimmung zu heiteren, galanten, vielgereisten Frauen und Männern von Kultur. Ohne Frau und Sohn, lebt er nun wie ein Herr von Stande, der auch dichtet, mit Sekretär und Diener, und grade weil auch seine Arbeit weitergeht, kann man zum erstenmal hier sagen: vom Genius geschmückt, vom Dämon nicht bedrängt, geliebt und liebend, genießt Goethe des Lebens.

Der Krieg, der Deutschland jetzt, zwischen den Schlachten bei Jena und bei Leipzig, ohne Pause erschüttert, klingt in dies immer heitere Österreich, an diese heilenden Quellen, zu diesen reichen, meist sorglosen Menschen nur gedämpft herüber; Sommer-Vorstädte von Wien sind diese überfüllten Bäder, zugleich Treffpunkte vertriebener Adliger oder abenteurernder Kriegsgewinner, Franzosenhaß kennt man hier kaum, alle Welt ist angeregt durch Krieg und Politik, und „ich kann dir nicht ausdrücken, was wir uns glücklich fühlen, in einem friedlichen Lande, unter guten Menschen, nach unserer Bequemlichkeit“.

Rasch richtet er sich stets in Karlsbad auf seine pünktliche Weise ein, spricht von seiner kleinen Wirtschaft, will durchaus sich und den An-

dern nicht als Fremder erscheinen; drum ist er immer unter den ersten Ankömmlingen, um 5 Uhr steht er auf, um am Brunnen der frühste und, aus hygienischem Mißtrauen, der erste im Badehaus zu sein, frühstückt um 8, diktiert, spaziert und lebt vom Nachmittag ab gesellig. Gesund, wie er sich jetzt meist fühlt, stärkt er sich vollends und vertreibt Störungen durch die Kur.

Hier nimmt er's auch nicht so genau wie zu Hause, denn die auf ein Drittel gesunkene Valuta Österreichs deckt ihm die halben Kosten. Frau und Sohn, doch auch den Prinzessinnen in Weimar erhandelt er die hübschesten Galanterien, denkt nach, wie man zu Hause sich um einen langen Winter betrügen kann, kauft Teeservice, Porzellan und böhmisches Glas. „Dabei bleibt mein Hauptspaß, allerlei für dich auszudenken“, schreibt er Christianen. „Denn ich muß dir nur verraten, daß ich dir noch eine Kopfkette machen lasse, aus künstlichen Steinen . . Ich habe das Werk auf allerlei Weise ausstudiert und zusammengeschafft, so daß es recht vergnüglich werden muß.“

Will ihn aber auf dem Ausfluge der Gastwirt betrügen und fordert für ein simples Mittagbrot zu Vieren 76 Gulden, dann weigert er sich, führt Beschwerde beim Kreishauptmann und legt einen „Unmaßgeblichen Vorschlag“ bei, wie solchen Zuständen abzuhelfen sei. Auch rechnet er nach seiner Gewohnheit jeden Abend mit dem Diener ab und stellt für morgen ein Budget auf.

Bei aller Freundlichkeit für Frau und Sohn — wie angenehm ferne weiß er sie! Als er die Frau einmal nach Karlsbad kommen läßt, ist er denen übermäßig dankbar, die sie freundlich aufnehmen, geht aber fort nach kurzer Zeit; auch August ist nur kurz bei ihm. Immer hat Goethe den Ton eines Vaters an Beide, doch stets eines dankbaren, nie eines fordernden Vaters. In Böhmen gedenkt er gegen Christiane „aller Liebe und Treue, die du an mir tust und mir das Leben bequem machst . . Dafür ich denn auch im Stillen immer für dich und den guten August Sorge . . Genieße also, was dir das Glück gegönnt hat und was du dir erworben hast, und suche dir's zu erhalten. Wir wollen in unserer Liebe verharren.“

Das ist die Wahrheit, und wenn er ihr von „Fräulein Silvie, die gar lieb und gut ist,“ und dem „Mariannchen, artig und gescheit“ nichts als gemeinsame Ausflüge berichtet, so übt er nur jenen Takt, von dem er einmal die Verse schrieb:

„Magst du einmal mich hintergehen,  
Merk' ich's, so lass' ich's wohl geschehen;  
gestehst du mir's aber ins Gesicht,  
in meinem Leben verzeih' ich's nicht!“

Klagt Christiane indes aus Weimar über die Mißgunst der Welt, so setzt er sein Schicksal mit dem ihren gleich und rät gelassen: „Bekümmere dich nur nichts drüber, so heißt's auch nichts. Wie mancher Schuft macht

sich jetzt ein Geschäft daraus, mein Werk zu verkleinern, ich achte nicht drauf und arbeite fort.“

Dafür hält sie an ihm wie am Felsen fest, und es ist der ganze Scherz ihrer ersten Jahre mit dem ganzen Ernst ihrer späten Verkettung darin, wenn sie ihm zwischen Lachen und Weinen diese ergreifende Mahnung sendet: „Ist denn die Bettine in Karlsbad angekommen und die Frau von Eybenberg? Und hier sagt man, die Silvie und Gottern gingen auch hin. Was willst du denn mit all den Äugelchen anfangen? Das wird zu viel. Vergiß nur nicht dein ältestes, mich, ich bitte dich, denke doch auch zuweilen an mich. Ich will indes fest auf dich vertrauen, man mag sagen, was man will. Denn du bist es doch allein, der meiner gedenkt!“ Solche Zeilen hätten ihn auch ohne formelle Heirat an neuer Verbindung mit einem jungen Mädchen wohl verhindert — wie ihn die Trauung nie gehindert hätte, sich ohne dauernde Neigung von Christiane zu trennen.

Da Goethe in den Bädern sich mit Kultur und Welt umgeben will, so hält er sich hier vor allem an den Adel, der zu dieser Zeit an solchen Orten beides beinah allein besaß. So muß man Goethes wachsenden Umgang mit dem Adel verstehen und darf keines jener Skeptica vergessen, die ihn seit Jahrzehnten vom Hofleben trennen! Auch sind es damals fast nur Edelleute, die deutsche Geschichte machen oder in der Nähe sehen, und wenn Goethe in diesen Sommern Stein, Blücher und Metternich, Lichnowsky, Liechtenstein, Colloredo spricht, wochenlang als Zimmernachbar mit dem Exkönige von Holland, Napoleons Bruder, verkehrt, mit Fürstbischöfen und Herzogen, mit schlesischen, polnischen Grafen, preußischen Generalen, Lords und Emigrierten sich unterhalten kann: dies ist die Art, in der sein Wesen mit der Zeitgeschichte Zwiesprache hält. Denn wie er in der Natur nicht faßt, was er nicht anfaßt, so muß er auch die Gegenwart in ihren Führern mit Augen und Worten fassen, um sie zu erfassen. Auch dies ist die neue Jugend, mit der er lernen will, was sich um ihn entwickelt, „so daß ich meine Tage grade so zubringe, als wenn ich erst mein Fortkommen in der Welt suchen wollte“.

Aus dieser Welt notiert er sich eine Menge von Anekdoten, in denen er als Betrachter die Zeit einfängt, als Romancier sich Stoffe sichert: da stehen denn *Aperçus* von Napoleon neben Witzen von Juden, und die Entführung eines polnischen Familienschmuckes neben einer Pariser Laszivität. Während die deutschen Schriftsteller sich immer mehr nationalisieren, erweitert Goethe seinen Stoffkreis grade jetzt ganz unbestechlich ins Internationale.

Zarter und tiefer als sonst fühlt er diese leichtere Luft in einem vierwöchigen Teplitzer Verkehr mit der jungen, schönen, leidenden Kaiserin

von Österreich: hier steht er vor der legitimen Majestät, die jede Anmut der Natur, des Geistes schmückt, und wie ihn vollends das leicht umschleierte Leben einer Leidenden berückt, taucht etwas wie ein Tasso-Gefühl, durch Jahre und Erfahrung abgewandelt — und bräche vielleicht heftiger hervor, wenn er es nicht auf ihre schöne und geistreiche Hofdame O'Donell abzulenken wüßte und an ihr mit einer höfisch eingerahmten Neigung sich brechen ließe.

Denn selbständig und intuitiv hat diese Kaiserin in ihm den Einzigen erkannt, täglich bittet sie ihn vorzulesen, sucht ins Geheimnis der dichtenden Kunst zu dringen und stellt eines Tages mit aller Artigkeit die Aufgabe, einen Streit zwischen Liebenden darzustellen. Am nächsten Tag erfindet Goethe „Die Wette“, am folgenden diktiert er das kleine Lustspiel, das weit mehr psychologisch als komisch und offenbar nur für den Hof künstlich abgeflacht ist. Vielleicht denkt er daran, wie jetzt vor 40 Jahren ihm eine andere Aufgabe gestellt war und wie er damals, auch als Wette, Clavigo schrieb. Damals war's ein Bürgermädchen, nun ist es eine Kaiserin, der er gehorcht: Goethe, immer gleich, ist der Dienende geblieben. Als sie selbst ein kleines Stück verfertigt, läßt er sich gar herbei, die Hauptrolle zu memorieren, und nur verfrühte Abreise des Hofes befreit ihn vom Spiel.

Goethe ist in diesen Wochen in jugendlicher Bewegung, schürzt Pläne, bemerkt mit ironischem Behagen, daß sein Herzog, der zuweilen auch von der Gesellschaft ist, mit Augen sieht, wie ihn die Spitzen ehren. Nach Wien zu reisen, wohin ihn alle Welt einlädt, bedenkt er vielfach, ja, er vertraut Christianen, die Folgen des kaiserlichen Vertrauens seien „unberechenbar“. Doch wieder kommt ihm dann die rasche Abreise des Hofes recht, das kaiserliche Lustspiel hat zuletzt die bürgerlichen Züge seines Wesens doch irritiert, und „nun kannst du wohl denken, daß es Zeit ist zu enden. Da es ihr aber den größten Spaß macht und sie über alle Begriffe gut, klug und teilnehmend ist, so tut jedermann das Letzte.“

Doch alles, was er weltlich wünschend, was er in ermüdeten Augenblicken pro et contra an die Kaiserin geknüpft hat, verschwindet, wie ihm in seiner winterlich engen Heimat ihre Gestalt aufs neue vor dem Geist erscheint. Dann klagt er gegen die schöne Hofdame, er habe sich's abgewöhnt, „von unserer Angebeteten zu sprechen: denn die bravsten Menschen . . . enthielten sich nicht, mir zu versichern, ich rede enthusiastisch, wenn ich nichts als die reine Prosa zu sprechen glaubte . . . Wäre ich aber auch ein anerkannter Nachtwandler, so will ich doch nicht aufgeweckt sein und halte mich daher fern von den Menschen, welche das Wahre nur zu sehen glauben, wenn sie das Gemeine sehen.“

Auch in diesen Kreisen läßt Goethe sich von Rang und Titel nicht imponieren. Über einen Herzog von Gotha schreibt er später sogar öffentlich, daß ihm „unter einer gewissen weichlichen Form angenehm und widerwärtig zu sein beliebte . . . Es war immer ängstlich, eine Einladung zu seiner Tafel anzunehmen, weil man nicht voraussehen konnte, wel-

chen der Ehrengäste er schonungslos zu behandeln zufällig geneigt sein möchte.“ Ist Carl August nicht in den Bädern, so schickt er ihm reporterhafte Berichte; ist er da und Goethe bei ihm zu Gaste, so wird nach Tisch auf Vögel geschossen, noch ganz wie einst in Tiefurt, wo Goethe schon vor 30 Jahren teilzunehmen ablehnte.

Überhaupt erhält er sich bei aller Geselligkeit seine exakte Lebensform und trennt sich von dem Philologen Wolf in Karlsbad nur, weil der ihm zuviel mitmacht. Halbe Tage bringt er mit einem unbekannten Ökonomierat zu, von dem er lernen kann und den sein Tagebuch, das sonst kaum urteilt, als vorzüglichen Mann preist, sechsstündige Promenaden macht er mit einem alten Gesteinskenner, mit eingebornen Fachleuten führt er wie vor 30 Jahren lange Gespräche über Bauten, Schulen, Viehseuchen in Böhmen, forscht nach dem Ursprung des dort verwendeten Kalkes, berechnet, wie die Brunnenverwaltung Stöpsel für ihre Flaschen sparen könnte, notiert sich, wenn ihm ein alter Kellner aus Erfurt in Eger wieder begegnet und welche plastischen Worte der Kutscher beim Passieren einer Prozession braucht: ganz wie er sich als Student Wendungen einer Bäuerin notierte, die seiner Mutter Eier brachte.

Alles befreit ihn von der Weimarer Luft, die doch auch nach Jena hinüberwehte, für glücklich erklärt er sich, monatelang „nichts von deutscher Literatur und überhaupt nichts von Wissen und Wissenschaft zu vernehmen, so wie ich auch keine Zeitung angesehen habe und nicht ins Theater gekommen bin. Ich fühle mich dadurch gleichsam in einem goldenen Zeitalter, in einem Paradies der Unschuld.“

Vor ein paar Jahren war er noch „gedemütigt“, als Autor eines fremden Stückes angesprochen zu werden, jetzt lacht er, als man die Zueignung zum Faust auf die Verwirrungen der Zeit bezieht, tröstet sich, „daß das Publikum nicht immer weiß, wie es mit den Gedichten, sehr selten aber, wie es mit dem Dichter dran ist,“ und freut sich, mit den Leuten Verstecken zu spielen.

Aus so weltlich heiterer Stimmung werden alle Arbeiten dieser Jahre und Orte gespeist, denn da er von jeher Winters wenig gedichtet hat, sind die zerstreuten Monate des Sommers zugleich die Hauptzeit seiner Arbeit. Es können meist nur epische Dinge sein, die ihn jetzt reizen, spielen will er mit seinen Gestalten in dieser beweglichen Stimmung des Geistes, und das kann er nirgends leichter als in der fabulierten Novelle. Selbst die Wahlverwandschaften, im Winter erdacht, ziehen aus Stimmung und Umgebung der Bäder jene gesellige Leichtheit, mit der er ihre Last zu beflügeln trachtet, und so leicht und rasch, wie er sie hier novellenhaft zum ersten Male niederschreibt, so schwer und langsam rückt ein Jahr darauf die ausgebaute Arbeit in Jena vorwärts: nur durch Beginn der Drucklegung zwingt er sich zur Beendigung.

Noch zarter spiegelt sich die böhmische Stimmung in einigen Erzählun-



gen, die später in den Wanderjahren unterkommen: Die neue Melusine, Die gefährliche Wette, Der Mann von 50 Jahren, Das nußbraune Mädchen. Drum ist auch dies ein neuer Ton, wenn er die schweren Wanderjahre mit solchen leichten Worten an die Freunde ankündigt: „Vermutlich wird Wilhelm einigen schönen Kindern begegnen, die ich hier und da im Verborgnen erziehe. Besonders empfehle ich das nußbraune Mädchen, welche jetzt der Favorit ist. Begegnen Sie Pandoren, so bezeigen Sie sich diesem geliebten Kinde freundlich!“

Denn in den böhmischen Bädern findet Goethe endlich jenes weltlich sichere Publikum, für das er sich schon vor 20 Jahren in Rom entschließen wollte nur noch zu schreiben. Die Wahlverwandschaften schickt er „eigentlich als ein Zirkular an meine Freunde, damit sie meiner wieder einmal an manchen Orten und Enden gedächten. Wenn die Menge dieses Werkchen nebenher auch liest, so kann es mir ganz recht sein.“ Und wirklich kann er das Urteil des Prinzen von Ligne mit Recht vor den meisten deutschen schätzen, der über den Roman diese überlegenen Zeilen an Carl August schreibt:

„Aidé d'une bonne traduction, j'ai lu avec admiration les Affinités Electives: et je plains les hommes bégueules, et les femmes qui souvent ie sont moins, de n'avoir pas trouvé, au lieu d'immoralités qui n'existent pas, tous les secrets du coeur humain, le développement de mille choses qu'on n'a pas senties, parce qu'on ne réfléchit pas, des tableaux du monde, de la nature . . J'espère et Vous aussi sûrement, Monseigneur, que le Major et Charlotte se consolent un peu à présent, et que s'ils ont des petites fantaisies de part et d'autre, ils se les confient: car c'est là la seule manière d'être heureux en mariage . .“

In diesen Sommern wird Goethe nicht müde, der Gesellschaft aus neuen Gedichten und Novellen vorzulesen, die er zuweilen noch nicht beendet hat. Auch als Hof- und Stadtdichter läßt er sich lächelnd verwenden, schreibt den Karlsbadern steife Verse zur Begrüßung der österreichischen Majestäten — dagegen wundervolle im Namen der Kaiserin, der er verehrend dient und deren Dank an die Bäder er nun seine Dichterstimme leiht. Zugleich arbeitet er über Geologie der böhmischen Gebirge.

Selbst die Farbenlehre, die jetzt bei ihrem Erscheinen die Fachwelt tadelnd oder schweigend zu vernichten sucht, wird in jenen Kreisen Mode, und Goethe, der doch mit eisernem Eigensinn dies Werk gegen die Gelehrten schützt, fühlt sich hier herzlich erheitert durch die Verlegenheit, die er mit seinen zwei dicken, gelehrten Bänden den artigen neuen Freunden bereitet. Zu Dutzenden versichern sie ihn, nach seinem Berichte, sie würden „die Sache baldmöglichst studieren und in Betrachtung ziehen . .“ Ein Diplomat hat seine „Ankündigung für ein vortrefflich geschriebenes Manifest erklärt. Ein Philosoph hat mir sorglich bewiesen, daß ich das Subjekt . . in die Physik eingeführt . . Am merkwürdigsten aber war mir ein Staatsmann, der seine eben eintretende Muße dazu anwendete, meine Arbeit mit Ruhe und Gelassenheit durchzulesen . . daß

er in einer Ministerial-Session einen Vortrag deshalb halten könnte, und macht, wie ich höre, zu seinem Spaß den Gelehrten und Herren von Metier viel zu schaffen.“

Wie anders dringen alle diese Töne aus Goethes Brust empor, die, jahrzehntelang von Menschenhaß und Mißmut belastet, nur noch in sorgsam abgehorchter Einsamkeit herzlich zu atmen wage!

Das Hellste, was diese befreiten Zeiten bringen, ist aber das Ende jener Pandora, die so schwermütig novemberhaft begann. Nun, in den ersten Karlsbader Wochen, erlöst er mit wunderbarer Wendung die herrlichen Gestalten aus seiner Nacht zu ihrem Licht, — und in Goethes gesamtem Werke steht nichts von so verklärter Heiterkeit wie diese letzten Szenen des Fragmentes. Denn nun taucht Eos aus dem Meere:

„Jugendröte, Tagesblüte  
bring' ich schöner heut' als jemals  
aus den unerforschten Tiefen  
des Okeanos herüber . .  
Nun entsteigt der Göttergleiche,  
von dem rings umschäumten Rücken  
freundlicher Meerwunder schreitend,  
reich umblüht von meinen Rosen,  
er, ein Anadyomen,  
auf zum Felsen. Die geschmückte  
schönste Schale reicht ein Alter,  
bärtig, lächelnd, wohlbehaglich,  
ihm, dem Bacchus-Ähnlichen.  
Klirret, Becken! Erz, ertöne!  
Sie umdringen ihn, beneidend  
mich um seiner schönen Glieder  
wonnevollen Überblick.“

Zum ersten Male steigt ein dionysischer Klang aus Goethes Seele, nicht nur aus Personen, auch aus Rhythmen und Bildern. Die Götter, die im Prometheus-Fragmente des 23jährigen nur als Feinde des Menschen auftraten, nun sind sie endlich Träger der Handlung, und sie sind es, aus deren Munde, fern allen Dämonien des alten Prometheus, Goethes harmonischer Aufklang siegend steigt.

Eos bringt ihn. Hatte Prometheus im Anfang dieses Spieles seinen Sohn in den Tod getrieben, nun wird er gerettet, aber:

„Weile, Vater! Hat dein Schelten  
ihn dem Tode zugetrieben,  
deine Klugheit, dein Bestreben

bringt ihn diesmal nicht zurück.  
Diesmal bringt der Götter Wille,  
bringt des Lebens eignes, reines,  
unverwüstliches Bestreben  
neugeboren ihn zurück . .

P r o m e t h e u s :

Neues freut mich nicht, und ausgestattet  
ist genugsam dies Geschlecht zur Erde.  
Freilich frönt es nur dem heut'gen Tage,  
gestrigen Ereignens denkt's nur selten;  
was es litt, genoß, ihm ist's verloren.  
Selbst im Augenblicke greift es roh zu . .  
Dieses tadl' ich. Aber Lehr' und Rede,  
selbst ein Beispiel, wenig will es frommen.  
Also schreiten sie mit Kinderleichtsinn  
und mit rohem Tasten in den Tag hin.  
Möchten sie Vergangnes mehr beherz'gen,  
Gegenwärt'ges formend mehr sich eignen,  
wär' es gut für Alle: Solches wünscht' ich.“

Also schließt Prometheus, der vor vierzig Jahren so stolz von seinen Menschen sprach! Es ist, als drängte Goethes ganze Welterfahrung sich in diese männlich-entsagenden Worte, die eigentlich sein Bruder und Gegner, die Epimetheus sprechen könnte, — und hat doch eben noch den Akt mit dem Triumph der Gegenwart, des Handelns, des Morgens begonnen! Aber eine neue Stimme erhebt sich nun, die in dem Jugendwerke nur als Angeklagter, die im Beginne dieses Werkes garnicht sprach. Eos, unwiderstehlich von Helios vorwärts getrieben, muß scheiden, doch wirft sie dem Entschlossenen noch diese Lehre hinab:

„Fahre wohl, du Menschenvater! Merke:  
Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;  
was zu geben sei, die wissen's droben.  
Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten  
zu dem ewig Guten, ewig Schönen  
ist der Götter Werk. Die laßt gewähren!“

Goethe hat diese letzten Worte so tief als Summe seines Glaubens empfunden, daß er sie als Epilog an den Schluß des letzten Bandes seiner gesammelten Werke letzter Hand setzte! Sind sie wirklich der Ausdruck eines überwundenen Titanen? Wir haben im ersten Band jene Zurückhaltung in Goethes frühestem Prometheus erkannt, die sein Titanentum von dem der anderen Stürmer schon damals unterschied: wie Goethe als Prometheus schon damals mehr Bildner als Anarchist gewesen ist, mehr formender Künstler als revolutionärer Held. Hat man sein Jugenddrama,

— hat man Goethes ganze Jugend so erfaßt, daß jener eingeborene Dämon von einem bildenden Genius gezügelt werden wollte: dann liegt in diesen Versen seines Alters kein Widerruf, nur die nach oben weisende, wahrhaft königliche Gebärde eines heiter gefaßten Mannes auf der Höhe seiner Bahn.

Von Göttern unbesiegt, doch über Menschenwert skeptisch erleuchtet, spricht der liebende Goethe als alter Prometheus nur gegen seine Menschen, weil er ihnen ehemals zu viel vertraute, und wie er damals Minervens Vermittelung trotzig abwies, auch heute bleibt er ungebeugt. Doch statt Minervens verständiger Rede, die wie eine menschliche Frau für die Götter verhandelt, hört er heut über sich Stimmen der Götter singen, die Götterrede führen, weil sie kampflos siegen. Hier oder nirgends berührt Goethe dichtend die wahrhaft griechische, die Mozartische Welt, die er anbetet. Im weiteren Verlaufe sollte dies Pandora selbst aufs hellste, reinste verkörpern: „Schönheit, Frömmigkeit, Ruhe“ heißt es von ihr im Schema der Fortsetzung.

Aber da hat es der Dichter fortgelegt, hat einsehen müssen, daß ihm die harmonische Führung der Kunst für die Dauer von seinem Dämon verboten oder doch verschlossen bleibt — und wo Pandorens Stimme klingen sollte, erklang am Ende doch nur Helenas. Goethe hat nie gewagt, die Götter reden zu lassen, an die er glaubte, Ehrfurcht und Dunkelheit hielten ihn gleicherweise zurück, und was er dann im letzten Lebensjahr erlauschte und wiedergab, waren mystische, nicht göttliche Chöre. Nur in Pandora stößt der Scheitel seines Genius an das heitere Gewölbe eines wolkenlosen Himmels.

Darum begreift er selbst nicht sein Gedicht! Nur geheimnisvoll, schreibt er, kann es auf den Leser wirken; hieraus entspringen ihm Teilnahme oder Abneigung, ohne daß er sich's deutlich machen kann. Verwundert steht er, schon 3 Jahre später, vor diesen Gestalten; als man ihn aber auffordert, das Werk zu vollenden, erwidert er mit dem dunklen Gedanken: wenn er seine Schätze heben wolle, versanken sie ihm immer wieder; so sähe er seine glühenden Kohlen bald nicht mehr und sie verlöschten.

Weimar und auch Jena, wohin er aus diesen hellen Zeiten doch immer für den Winter zurück muß, hätten ihm auch ohne Kälte und Kürze der Tage Enttäuschung gebracht. Mit aller Lebenskunst versteht er's nun, das Feuer seiner Stimmung auch durch die langen Winter zu erhalten.

Der erste Kunstgriff dabei ist möglichst lange, häufige Trennung von der Familie, mit der er im besten Einvernehmen, doch auf die Dauer nur in Distanzen leben kann. Nun hat er auch Christiane an Jena gewöhnt, wo sie Freunde findet, und spielt mit ihr ein rechtes Kämmerchen-Vermieten, denn wenn er mit dem Sekretär Jena verläßt, um nach Hause zu fahren, so muß sie mit der jungen Gesellschafterin, die er ihr zu Decorum

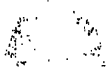
und zu Zerstreuung beigegeben, meistens das Haus verlassen, um nach Jena zu fahren, bis schließlich das Fräulein und der Sekretär (Riemer) sich heiraten. Das geht gar bald in einem heitern Takte, Niemand ist beleidigt, Niemand traurig: „Auf diese Weise findet ihr das Nest Dienstags rein, habt eure Bequemlichkeit, und wir gewinnen unsere Stunden in Weimar, und somit ist Allen geholfen.“

Zwar vieles, was er an ihr liebte, hat Christiane auch jetzt noch, Ende der 40, behalten. Auf einer Weisser'schen Büste ist sie sogar noch schön, einer römischen Kaiserin ähnlich, und noch ein Jahr nach ihrer späten Eheschließung heißt es bei Goethe „unsere Schlafkammer“. Aber sie wird doch dick, und da sie zu vollblütig ist und überdies unvorsichtig mit Tanz und wohl auch mit Wein lebt, wird sie leidend, muß Kuren brauchen, grade in diesen Jahren, wo Goethe wieder schlank wird und sich verjüngt. Hier ist ein Gleichnis ihrer Entwicklung: jung und schlank begegneten sie einander, gingen dann in jedem Sinn in die Breite; nun aber führen sie Körperlichkeit und Stimmung, Lebenskraft, Gewohnheiten und Wünsche fort nach zwei Seiten. „Ich fühle mich nicht mehr so stark wie sonst, Freude und Leid zu ertragen“, klagt Christiane zur Zeit, als Goethes Kräfte immer steigen.

Indessen dient sie ihm noch immer fürs Theater so umsichtig, daß er einmal der Abwesenden erklärt, in ihrem Beisein hätte er einen Theaterstreit vermieden; ein ander Mal geradezu, ohne sie wolle er das Theater nicht weiter führen. Vor allem aber dient sie ihm jetzt wie früher als Isolator, alles auffangend, was seine Arbeit stören will. „Wende alles, was du kannst, die nächsten 8 Tage von mir ab“, bittet er dringend aus Jena. „Würde ich jetzo gestört, so wäre alles für mich verloren, was ich ganz nahe vor mir sehe und was in kurzer Zeit zu erreichen ist.“ Auch wird sie ihm ein freundlich erstes Publikum, dem er Stücke seiner Biographie vorliest oder den neuen Roman, freilich unter drakonischen Bedingungen des Schweigens, anvertraut.

Bescheiden, dankbar, haushälterisch bleibt sie wie immer, auch als Geheimderätin und Excellenz wird sie nicht müde, für die kleinen Leute einzutreten, verwendet sich für einen Schreiber, den Goethe im Unmut hart entlassen will, steht Gevatter bei ihrer Aufräumerfrau, packt das Silber weg, wenn er fort ist, und ißt solange von Zinn. Daß sie nicht oft zu Hofe geht, scheint ihr ein Vorzug, ja, Goethe ist es nun, der darauf dringt, sie in die Gesellschaft zu leiten — und eben dies erweist sich als ein Fehler. Die Weimarer Damen heißt er sie besuchen, „und wenn es nur eine Viertelstunde wäre“; daß sie von Frankfurt aus bestimmte Personen aufsuchen soll, muß er von ihr ertrotzen, und hier steht ein einziges Mal in 30jährigem Briefwechsel ein Herrenwort: „Es ist mein Wunsch; du weißt, daß ich nicht gern sage: mein Wille.“

Denn ihre Kreise trennen sie mehr als ihre Weise. Mag sie mit seinen Freunden nicht verkehren, so bleibt er den ihren noch viel fremder. In gut er Stimmung neckt er ihre Unruhe bloß mit den zierlichen Versen:



„Donnerstag nach Belvedere,  
Freitag geht's nach Jena fort . .“,

aber ihr leidenschaftliches Tanzen, das er noch in ihren dreißiger Jahren gefällig betrachtete, fängt nun an, bei solcher Körperlichkeit komisch zu wirken, und wenn sie mit 43 Jahren noch einmal Tanzstunde nimmt und drei Stunden nach Jena reist um eines Balles willen, immer mit Studenten und Offizieren, so räsoniert man in der Stadt, die Goethischen Damen zögen wie die Geier hinter der Armee her. Leise warnt er sie, ohne ihr zu gebieten. „Freilich — erwidert er auf Anfrage nach einer Tanzgelegenheit — komme ich auch nicht leicht in Verhältnis mit Balllustigen . . Nur laßt euch nicht von einem Ball verführen, den man, wie ich höre, vielleicht auf den Dienstag ansetzen will. Es wäre mir sehr schrecklich, euch im Mühlthal zu begegnen.“ An andern Tagen möchte er sie hindern, ihn in Jena zu besuchen, doch gibt er meistens nach: „Da man euch lebenswürdige, unruhige Ungetüme doch einmal nicht los wird, man mag sich stellen, wie man will, so soll es mir recht angenehm sein . . Denn es gibt doch mehr zu besprechen, als man glaubt.“ Sind sie dann beisammen, so wirken ihre Instinkte beim Weine, den sie gleichermaßen lieben, nicht eben verfeinernd auf seine Humore:

„Denn das Ächzen und das Krächzen  
hast du heut schon abgetan.“

Bei Christianens immer schnellerem und ungesünderem Leben bleibt zwar unwandelbar ihre Neigung und Dankbarkeit, doch nimmt für seine kleinen Wünsche ihr Interesse ab: dringender und wiederholt muß er sie nun um Ausführung seiner sorgsam numerierten Aufträge ersuchen, „daß sie nicht bloß im Sturm geschehen und daraus Konfusionen entspringen, wie leider schon der Fall war“; um seine regelmäßigen Braten und Weine nach Jena muß er sie „aufs allerinständigste“ bitten; auch ist er es jetzt, der sie wegen des Gartens ermahnt, an Pflanzen und Gießen erinnert, denn sie macht nicht mehr viel mit eigenen Händen. Schreibt sie ihm lange nicht in seine Jenenser Einsamkeit — denn Minna Herzlieb ist fort, vielleicht nach einer geheimen Abrede — so warnt er seine Frau mit halbem Scherze: „Ihr solltet bedenken, daß es mit den Äugelchen nicht mehr gehen will, die man denn doch am Ende zu Hilfe rufen müßte, wenn ihr gar zu sorglos seid. Mit dieser Drohung empfehle ich mich zum schönsten.“

Und so ginge ihr herzliches Verhältnis bei langen Trennungen ohne Trübung weiter, wenn nicht zu seltenen Malen sich ihre Kreise schnitten. Zwei Jahre nach der Trauung läßt sich die Herzogin auf einer Redoute endlich Goethes Frau vorstellen. Eine Stunde darauf sieht man sie mit ihrer Gesellschaft „in wilder Lustigkeit bei Tische, der Champagner tobte in den Köpfen, die Propfen knallten, die Damen quiekten, und Goethe stand still und ernsthaft in einer Ecke“. Neben hundert gehässigen Be-

richten, die ihre Übertreibung in sich tragen, scheint dieser die Wahrheit zu vermeiden, denn er stammt von einer Freundin — und mit dieser Wahrheit zeigt er Goethe in einer Lage und Haltung, von der man nicht weiß, soll man sie peinlich oder tragisch nennen. In solchen Augenblicken braucht er die ganze Kraft seiner Güte, um seiner Frau ihr Wesen zu verzeihen, denn, wie er's um diese Zeit in den Wahlverwandtschaften ausdrückt, „der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit, seine Milde zu beweisen“, als die Ehe.

In gleichem Tempo muß sich Goethe auch vom Sohne innerlich entfernen, wie er heranwächst; nur daß hier keine frühere Innigkeit ersetzen kann, was der Gegenwart fehlt. Auf den Knaben hatte er zuweilen noch Hoffnungen gesetzt, im Studenten muß er jedes Talent vermissen und wunderliche Gedanken haben, wenn er Knebels begabten Sohn zeichnen lehrt, oder wenn er der Zeit gedenkt, wo er den jungen Stein, den jungen Herder an ihren Gaben aufzog. Ergreifend, wie der ungeheure Geist, von dessen Baume tausend silberne Äpfel achtlos niederfallen und nur, durch fleißige Hände gesammelt, als Gespräche bewahrt bleiben, eine kleine Neckerei seines Sohnes mit einem gewissen Stolz zu dem nachdenklichen Liede von der wandelnden Glocke aufbaut oder in sein Tagebuch notiert: „Augusts Traum von goldenen Funken, die er mit der Hand auffing und zum Fenster hereinlangte.“ Sieht er sich sonst nach Funken bei ihm um, er findet alles dunkel und dumpf, und was ihn am Sohne freut, ist höchstens Pedanterie, die sich nun auch in dritter Generation im Ordnen von Briefen oder Herstellung von Papiertaschen übt.

Sonst ist der 17jährige ein eitler, bald stumpfer, bald wilder Junge, dem der Vater im ersten Semester zurufen muß: „Dämmere nicht!“ und den er gegen die Mutter als Kümmeltürken bezeichnet. Übrigens kann er Parforce reiten, neue Westen tragen, auf seidene Strümpfe halten, den Vater um neue Pistolen und einen schönen Säbel angehn, obwohl er garnicht Offizier ist. Geht aber die Mutter ins Bad, so heißt Goethe sie einen soliden Menschen ins Haus nehmen, „denn ich bitte dich inständig, das Haus nicht etwa Augusten und den Mägden allein zu überlassen, weil uns daraus ein großer Verdruß zuwachsen könnte“.

Wie er den Sohn dann nach Heidelberg schickt, um Jura zu studieren, empfindet es Goethe mit einem ganz wunderlichen Gedanken als „eigene Sache, wenn der Sohn ein Métier ergreift, das eigentlich das Métier des Vaters nicht ist“, tröstet sich aber ebenso wunderlich damit, daß auch er von Haus aus mehr Jus als Farbenlehre verstanden habe! Kühl und freundlich klingen die Briefe an den Sohn, recht unpersönlich, oft langweilig, nie braucht er in Brief oder Unterschrift das Wort Vater. Erzieht er ihn, so geschieht es höflich, er erklärt ihm ohne Erfolg, warum er ihn zum Sparen anhalte oder ein Drittel Zeit mehr für Augusts Briefe verwendet wünschte, damit sie lesbar würden.

Dabei bittet er entfernte Freunde oft, den Sohn zu entschuldigen, alle Einladungen nach Wien lenkt er auf August ab. In guter Stimmung hofft er sogar, August würde sich „aus diesem Weltstoff Rock und Mantel schneiden, wie sie ihm passen, und dadurch einen großen Vorsprung vor uns Andern haben“. Noch ist das selbstzerstörende Element in August zu verhüllt oder Goethes Vaterblick zu getrübt, um die Gefahren zu sehen, die seine praktischen Nüchternheiten bedrohen. Hätt' er nur erst eine feste Stellung! Und Goethe schickt dem Herzog „eine untertänigste Bitte, deren gnädige Gewährung ich mit dem lebhaftesten Dank, deren Versagung ich mit heitrer Ergebenheit empfangen werde“.

Hört man unter so devoten Kurialien den Hochmut summen, den all seine späteren Gesuche an Carl August vergeblich zu verkapseln suchen? Diesmal soll der Herzog den jungen Goethe doch etwas schneller zum Assessor machen; er sei eine wundersame Creatur, die dem Fürsten wohl dienen könnte, da sie dem Vater gefiele. Und August wird Kammer-assessor und figuriert nun in Goethes Tagebuch als „der Assessor“.

Ein Jahr, und wieder bittet Goethes devoter Brief, nun möge der Herzog den Sohn auch förmlich anstellen, worum „Vater und Sohn hierdurch nochmals Eure Durchlaucht untertänigst angehen. Beide werden nicht verfehlen, durch tätige Treue zu zeigen, wie sie den hohen Wert von Eurer Durchlaucht gnädigem Beifall und höchstem Zutrauen anzuerkennen und zu verehren wissen.“ Nie hat Goethe an einen Menschen in ähnlich dienerhaftem Tone sich gewendet, zu Fürsten und Kaisern hat er mit kurialen Floskeln, doch in den Hauptpunkten stets mit männlichem Stolze gesprochen. Ergreifend, wie er nun, Freund des Herzogs und seines Hauses, über drei Jahrzehnte als Minister bewährt, der erste deutsche Dichter, servil und unterwürfig schreiben muß, um eines Sohnes willen!

Es ist, als dürfte er das Goethische Gesetz der Einsamkeit nur mit Aufgabe seines Stolzes verletzen. Nach rückwärts hat er nie Familie gefühlt, die Mutter von einem Jahrzehnt zum andern nicht aufgesucht, und nun, als sie in Goethes 60. Lebensjahre stirbt, nachdem er sie in seinem 48. zum letzten Male sah, verzeichnet dies Ereignis je ein Satz in zwei Briefen, in den Jahresheften ein Nebensatz.

So geht es auch nach vorwärts weiter, nachdem August, das einzig überlebende von fünf Goethischen Kindern, nur ein paar Knabenjahre lang sein Herz erwärmt hatte. Mit seinem Werk und Wesen hat Goethe sich von Eltern wie vom Sohne so ganz zurückgehalten, als wenn sie Fremde wären, nie hat er diesen in seine Arbeiten, selten in seine Briefe eingeführt, nie hört man ihn fragen, ob dies oder jenes ihm gefallen habe. Er sorgt für ihn, das ist alles.

Nur in einem einzigen kleinen Zuge scheint etwas wie das Gefühl der Sippe in ihm lebendig geblieben: er gibt dem Sohn, als er erwachsen ist, eine Menge Gedichte zum Aufheben, die er, meist über Personen und Zeit, verworfen hat, und macht ihn so symbolisch zu einer Art von Archivar und Nachlaß-Verwalter des Goethischen Geistes.



Indes benutzt er Rücksicht auf die Seinen sehr weltklug, wo er sie brauchen kann. Als Cotta im Rahmen seiner Rechte eine neue kleine Ausgabe machen will, protestiert Goethe in einem jener weltlich und herzlich gleich abgewogenen Briefe, mit denen er in früheren Krisen den Herzog gefangen nahm: erschreckt ständen die Seinen vor diesem Plane, der sie, im Falle seines Todes, verkürzte: „Ich habe geglaubt, unserem schönen vertraulichen Verhältnisse schuldig zu sein, Euer Wohlgeboren diesen Anstoß zu eröffnen. . . Überzeugen sich Euer Wohlgeboren, daß mir in diesem Augenblicke alles vor der Seele schwebt, was ich Ihnen seit so viel Jahren Angenehmes, Gutes und Vorteilhaftere verdanke, und eben deswegen mit unbegrenztem Vertrauen die Zweifel eröffne, die mich beunruhigen.“

Man einigt sich, doch interessant bleibt der Zwischenfall, weil er die weltfremde Haltung verdeutlicht, die Goethe gern gegen seine Verleger einnimmt, während er doch meistens der Klügere war. „Ich komme mir selbst wunderlich vor, wenn ich das Wort Vorteil ausspreche. . . Und doch muß ich daran denken, wenn ich nicht nach einem mühsamen und mäßigen Leben verschuldet von der Bühne abtreten will.“ Nach diesen übertreibenden Beschwörungen droht er, seine Biographie nicht fortzusetzen, wenn ihm nicht 2000 Taler für jeden Band gezahlt würden, schließt „hochachtend und vertrauend!“, und als es schließlich zum neuen Verträge über eine zweite Ausgabe der Werke in 20 Bänden kommt, für die er 16000 Taler fordert, macht er auf den Nutzen aufmerksam, den die Biographie der Ausgabe bringen müßte.

Dem Mannheimer Theater will er den neubearbeiteten Götz nur überlassen, wenn man ihm die Einnahme jeder dritten Vorstellung als „Benefiz“ für den Autor garantiert, und begründet diese von ihm erdachte Form der Tantième mit den schlechten Einnahmen, die das Theater liefert, wofür man nicht die Feder anrühren oder eine Abschrift machen lassen möchte. Deshalb erwarte er vom Drama weder Freude noch Genuß noch Vorteil: „Mehrere Pläne und Halbausarbeitungen bedeutender Stücke liegen da und werden wohl immer liegen, wie die zwei letzten Teile der Natürlichen Tochter und eine Tragödie aus der Zeit Karls des Großen. . . Ich ziehe jetzt den Roman allem andern vor, weil einen dabei alles begünstigt, was beim Theater dem Autor nur zum Nachteil gereicht. Könnte man die unternommenen Arbeiten nach und nach vom Stapel lassen, so würde der durch einen sehr hohen und bedeutenden Theaterkenner mir aufgetragene ‚Brutus‘ wohl auch mit flott werden.“

Hat Goethe in der vorigen Epoche des Geldes wegen viel geschrieben, so unterläßt er in dieser noch manches des Geldes wegen. Ein Aufsatz über die Sommersaison in Karlsbad, den er dem Morgenblatt anbietet, auch wenn schon einer erschienen sei, ist wohl der einzige Nach-

läufer jenes journalistischen Jahrzehntes. Immerhin wählt er auch jetzt noch für die Karlsbader Arbeiten gegen Christiane den drolligen Ausdruck, er habe „viel diktiert und bringe gewiß für das Doppelte meiner Ausgaben Manuskript zurück, an Romanen und kleinen Erzählungen“.

Was er nun bei der Mutter Tode erbt — die Hälfte des väterlichen Nachlasses, dessen Werte sämtlich der Großvater, Damenschneider Goethe, erworben hatte — sind nominell gegen 50000 Mark, doch waren es in jenen Kriegszeiten erheblich weniger. Das ist alles, was Goethe, der nur eine breite Erziehung genossen hat, von seinen Vätern je erbte, und er bekommt es im 60. Lebensjahr, als er es nicht mehr braucht!

Da Christianens Tätigkeit und Laune abnimmt, Goethes freie Zeit aber in dieser dichterischen Epoche wächst, da überhaupt seine Stimmung freundlich ist, so nimmt er sich mehr als früher des Hauses an, schreibt wiederholt wegen eines vom Sturm gebrochenen Wacholderbaumes, von Reisen bringt er mancherlei, sogar eine Kiste mit 1000 Korken mit und schreibt dieses welthistorisch kleinbürgerliche Billet: „Der Kaiser von Frankreich ist noch nicht durch . . Hier schicke ich Resedasamen in Menge, Stiefmütterchensamen sehr wenig, weil er selten ist. Laßt also den Raum unter dem Steine . . von Unkraut reinigen . . und besäet ihn weitläufig mit dem Wenigen.“ Als ein Jenenser Chemiker Zucker aus Stärke herstellt, unternimmt Goethe eine Subskription von Familien für vierteljährliche Entnahmen, damit der Professor wisse, wieviel er herstellen soll.

August läßt er ein Exposé in Aktenform wegen der Equipage machen, worin die Portionen von Hafer, Heu und Stroh berechnet werden, die ihm die Kammer liefert. Da es nicht langt, muß man zukaufen: „Hier entsteht die Frage, was wäre des Jahrs noch beizuschaffen, wenn vorher bedacht ist, was man . . durch Gutmachen gewinnt? a) Der lange Aufenthalt in den böhmischen Bädern, b) Der wiederholte Aufenthalt in Jena . .“ Damit die Köchin wieder ruhig arbeite, sucht Goethe bei der Behörde ihre Scheidung zu beschleunigen, deren Erwartung sie nervös mache. Über eine Kegelbahn in seiner Nähe beklagt er sich zweimal halbamtlich, und der Adressat mag als Faustkenner lächelnd an Wagner vor dem Tore denken, wenn er in Goethes Beschwerde liest: „Es scheint zwar nur ein Schub zu sein . . aber der Lärm ist wo nicht so stark, doch eben so widrig.“

Goethe bleibt viel im Hause. Er zeichnet wieder, doch wie sich alle Widerstände jetzt in ihm zu lösen beginnen, so ist ihm auch dies kein Problem mehr, nur ein Spiel, wenn er einmal den Freund portraitiert, oder er sitzt abends mit Knebel zeichnend am Tische, eifersüchtig auf das Putzen der Lichter, das Knebel gar zu gerne selber besorgte, und August sitzt dabei und liest, 40 Jahre nach seinem Vater, die Biographie des Ritters von Berlichingen. Oder Schillers Witwe kommt mit den Knaben, und er erklärt ihnen seine Münzen. Auch spielt er im Winter

Whist mit seiner Frau, und einmal sagt das Tagebuch sogar: „Mancherlei Beschäftigungen, um die Zeit zu töten“: Unicum in achtzig Lebensjahren!

Selten geht er zu Tisch aus, manchmal zum Tee, aber in seinem früher oft verschlossenen Hause drängen sich nun die Gäste. Mittags und abends gibt es im Winter Freunde oder Fremde, am liebsten junge Gräfinnen oder schöne Schauspielerinnen in Goethes Wohnzimmern, und so geht es ihm in dieser geselligsten Zeit seines Lebens im Alter, wie es Wilhelm Meister in der Jugend ging: Adel und Schauspieler bilden seinen Verkehr. Die alten Freunde freilich sind tot, auch will Goethe kein Alter mehr um sich, er will Jugend und Frauen.

Aus der ersten Zeit ist ihm nur Knebel übrig geblieben, zu dem Goethe bald nach Schillers Tode wieder in enge Freundschaft tritt, denn Voigt, den er immer herzlicher liebt, ist doch um ein Stück jünger und bei allem Humanismus vornehmlich Staatsbeamter.

Charlotte von Stein, die auf die 70 geht, empfängt wieder öfter Goethes Besuche und inhaltsreiche, doch fast unpersönliche Briefe, sichtlich ostensibel für die Damen des Hofes, zu denen die alte Freundin ihm ein bequemes Medium bildet. Schickt er ihr Zeichnungen, so fügt er wohl heiter hinzu, leider seien nur seine alten Fehler darin, nicht seine neuen Tugenden — und er weiß, daß sie lächeln wird, wenn sie das liest. Dankend legt sie ihm einmal eine Blume bei, wie ein altes Liebeszeichen, doch wissen Beide, was der Andere denkt. Charlotte erklärt es für unangenehm, Christianen zu begegnen, „indessen, da er das Kreatürchen sehr liebt, kann ich's ihm wohl einmal zu Gefallen tun“. 20 Jahre nach dem Bruch —: ihr Haß ist ewig! Doch auch Goethe vertraut Christianen seine unüberwindliche Skepsis gegen Charlotte, und wie er von einer Freundin schreibt, sie sei angenehm und doch gehe man nie ohne Verstimmung von ihr fort, so fügt er erklärend hinzu: „Es ist wie in der Ackerwand“ — wo Frau von Stein wohnt.

Dafür ist schon am Ende der vorigen Epoche ein neuer Freund in Goethes Herz und Sinne eingetreten. Ist Meyer, sachlich sein Referent für bildende Künste, Freund seines Herzens geworden, stumm, dienstbar, gütig, und wird es bleiben, so ist Zelter von nun an Referent für Musik, feurig, dienstbar, praktisch, und wird es bleiben. Diese beiden Spezialisten, die Goethe mit 40 und mit 50 Jahren fand und in seine Kreise zog, sind, weit über ihre Kunstprovinzen hinaus, Freunde und Brüder seines Herzens geworden.

Was Goethe an Meyer persönlich anzog, dessen Bildung der Zelterischen überlegen war, das war eben diese stille Schweizergüte, diese grade Demut, diese selbstlose Hingabe an die Kunst. An Zelter, dessen Temperament das Meyers überflog, fesselt Goethe persönlich schnelle norddeutsche Tatkraft, männlicher Zugriff, selbständiger Aufstieg und

wieder diese reine selbstlose Hingabe an die Kunst. Denn beider Männer Kunstliebe war stärker als ihr Talent: Meyer ein großer Kenner und Ästhetiker bei geringen Malergaben, Zelter ein freundlicher Komponist mit starken Einsichten in die Musik, voll Energie zur Aufführung großer Werke. Beide Männer — gleich Schiller um ein Jahrzehnt jünger als Goethe — sind „kernhaft“, echt und ohne Präntion, sachlich ohne Liebenswürdigkeit, sie haben Goethe nicht gesucht, er hat sie gefunden. Ihre Portraits bestätigen die Charaktere. In Meyers sinnendem Wesen konnte Goethe Epimetheus wiederfinden, den tätigen Zelter hat er dem Prometheus verglichen. Dies Paar, von außen auf ihn zugekommen, doch dann von ihm entschlossen ins Innere hereingezogen, ist jenen Paaren zu vergleichen, die Goethe im Innern trug und dichtend immer neu aus sich herausgestellt hat. In solchem Sinne sind auch diese letzten Freunde Symbole seiner Polarität.

Schon lange war Goethe Zelters Musik, noch mehr war ihm sein Leben aufgefallen, von dem ihm Schlegel erzählte: ein Maurer, den es zur Kunst hinzieht, der als Dilettant die Leitung eines Singvereins übernimmt, um ihn nach ein paar Jahren zur Singakademie zu erweitern, und, während er für Berlin als Vertrauensmann der Stadt mit den Franzosen verhandelt, während er Aufsätze über Musik und eine Biographie seines Lehrers schreibt, doch immer Maurermeister bleibt und außer 50 Gesellen und Arbeitern eine Frau mit 11 Kindern, zum Teil Stiefkindern, ernährt. Dies ist Zelters stolzer Ton gegen Goethe, im Beginn der Beziehungen: „Durch Ihre Iphigenia habe ich mich fest überzeugt, daß wir bei einer solchen Arbeit (Oper) einander finden würden, vielleicht um nie getrennt zu werden.“

Unter solchen Auspizien läßt Goethe den Fremden zu sich ein. Sein männlich gebräunter, ernst gefaßter Kopf hält, was die Briefe versprochen, ja Goethe verzeiht ihm sogar eine Brille, die ihn sonst an jedermann abstößt; obwohl Goethe selbst, wahrscheinlich von Jugend auf, bis zum Tode eine recht starke Lorgnette (— 2 D, — 6 D) vorhielt, wenn er scharf in die Ferne sehen wollte.

Von diesem fünftägigen Besuch ab wird Zelter Goethes Priester und Knecht. „Ich danke Gott stündlich auf den Kieen meines Herzens, daß ich endlich Ihr Angesicht gesehen habe.“ Rasch erfaßt auch ihn Goethe: „Meine Freude, diesen köstlichen Mann einige Tage zu besitzen, ist sehr groß.“ Später an ihn selbst: „Es ist wirklich etwas Prometheisches in Ihrer Art zu sein, das ich nur anstaunen und verehren kann . . . Leben Sie recht wohl, liebe Sonne, und fahren Sie fort, zu erwärmen und zu erleuchten.“ Als Zelter später den Selbstmord seines Stiefsohnes meldet, fängt Goethe plötzlich seine Antwort mit den Worten an: „Dein Brief, mein geliebter Freund . . . hat mich sehr gedrückt, ja gebeugt, denn er traf mich in sehr ernsten Betrachtungen über das Leben . . . Du hast dich auf dem schwarzen Probiersteine des Todes als ein echtes, geläutertes Gold aufgestrichen.“

Seit vier Jahrzehnten hat Goethe niemand Brüderschaft geboten. Hier ist die Wallung dieses Herzens ganz stark, das nichts in der Welt reiner und lieber erfäßt als klare, feste Charaktere. Diese längste unter Goethes Korrespondenzen bleibt zunächst immer sachlich. Zelter wird Goethes Berliner Gesandter, und was dort in diesen Jahren zur Ausbreitung des Goethischen Geistes geschieht, das hat vor allem Zelter weiteren Kreisen vermittelt.

Zelter hat Goethe in musikalischen Dingen orientiert, nicht etwa erst dazu angeregt. Wie Goethe Herder, Charlotte, Schiller, Meyer fand und ergriff, als er ihrer als Exponenten einer werdenden Bildung bedurfte, so hat er jetzt der Musik bedurft und darum Zelter ergriffen: denn dies ist in doppeltem Sinne Goethes musikalisches Jahrzehnt. So wie die Mystik hat auch die Musik sein ganzes Leben begleitet, doch blieb sie mit jener in der Mittelzeit verhüllt, als ein grandioser Realismus ihn wirkend und forschend, mehr als dichtend vorwärts trieb. In solchen Jahrzehnten konnte sich sein musikalischer Wille nur in Opernplänen unfruchtbar erschöpfen, denn wo sollte der Wille zum Liede herkommen, wenn selbst der Wille zum Gedichte fehlte! Nun kehrten beide zurück, doch in erhöhter Kurve.

Im 30. Jahre hatte sich der wirkend überwirksame Minister durch ein Quartett die Seele lösen lassen, damit dem Dichter Iphigeniens Gestalt nicht flüchtig wieder entschwebe. Jetzt erst wächst ihm die Musik aus einem Quietiv und einer Verbündeten der Dichtung zur eignen Kunst, um ihrer selbst willen, empor.

Jetzt baut er sich auch diese Welt zugleich didaktisch und gesellig aus. Nach Zelters Vorbild umgibt er sich mit einem kleinen Sängerkhore, der mehrere Winter lang alle Donnerstage abends in seinem Hause probt, um Sonntag vormittags einer geladenen Gesellschaft vorzutragen. Später schickt er seinen kleinen Singverein ins öffentliche Theater. Da er schon als Dramaturg sich wie ein Dirigent gehalten, greift er als Dirigent auch dramaturgisch ein, stellt Stimmung und Inhalt eines Liedes fest, dann aber auch die Tempi, und besteht hartnäckig auf deutlicher Aussprache. Zuweilen legt er, von banalen Texten als Dichter beleidigt, einer schönen Melodie rasch neue Texte unter — „Gegenwart“ oder „Schäfers Klagelied“ — und läßt sie auf der Stelle mit den neuen Versen singen.

Auch dichtet er zum Zweck der Komposition eine Menge geselliger Lieder, die Zelter für seine Berliner Runde, ein Anderer wohl auch von heut auf morgen für Goethes Haus komponiert: da dröhnt zum ersten Male das „Ergo bibamus“ durch die Räume des heiter gewordenen Humanisten, und man hört auch Goethes klaren Baß unter den Sängern.

So ist ihm Zelter eben recht, dem immer gleich was Singbares einfällt,

der Goethes alte und neue Gedichte durch seine Chöre rasch bekannt macht, wie ehemals Reichardt. Bei solchen Liedern fordert Goethe nach dem Geschmack der Zeit für alle Strophen dieselbe Melodie, und wendet er sich von den Jüngsten ab, die seine Lieder durchkomponieren wollen, so beherrscht ihn der Grundsatz, dem Gedichte solle die Musik nur folgen, solle nicht herrschen, ein gleichberechtigtes Bestreben lehnt er ab; wie er denn vollends jede „Vereinigung von Künsten“ leidenschaftlich bekämpft. Dagegen fordert er schon am Schlusse von Meisters Lehrjahren, also bald nach Mozarts Tode, das unsichtbare Orchester.

Zugleich vertieft er sich in den Kontrapunkt, streitet gegen die Theorie vom Ursprung der Molltöne oder von der alleinigen Geltung der diatonischen als einer natürlichen Tonleiter, denkt schließlich eine Tonlehre zu schreiben und entwirft ein ausführliches Schema. Einsam und unruhig ergreift an einem Karlsbader Morgen der 64jährige Goethe ein Notenblatt und setzt darauf eine 4stimmige eigene Komposition des „In te Domine speravi“, vergleicht sie dann mit einer von Zelter erbetenen, um „sich einmal seines eigenen Nachtwandels bewußt zu werden“.

Die Programme seiner Konzerte, der Eifer, mit dem er von Zelter klassische, sogar Kirchenmusik erbittet, die Ausschließlichkeit, mit der er Bach, Händel, Haydn, Gluck, Mozart bevorzugt, offenbaren Goethes musikalische Instinkte, zugleich seine Bildung. In einem kleinen Badeorte läßt er sich vom Organisten stundenlang Werke der Bachischen Familie vorspielen, vergleicht die Bachische Fuge mit einer „illuminierten Mathematik-Aufgabe, deren Themen so einfach sind und doch so poetische Resultate hervorbringen“. Für Gluck hatte er schon 30jährig die „Proserpina“ entworfen.

Wüßte man nichts von Goethes Musikalität, seine Stellung zu Mozart reichte hin, um die geniale Richtung dieses Sinnes zu erweisen. Mozart hat er in Weimar einstudiert und immer wieder spielen lassen, im höchsten Alter hat er ihn wiederholt mit Raffael und Napoleon zusammeng gehalten und in zwei Äußerungen seiner Mittelzeit den Punkt genau bezeichnet, wo Goethe und Mozart sich treffen sollten: Faust könnte nur in der Art des Don Juan komponiert werden; Don Juan aber „steht ganz isoliert, und durch Mozarts Tod ist alle Aussicht auf etwas Ähnliches vereitelt“.

War's Goethes Aufgabe, alle jungen Talente nachzuprüfen, die seine Verse ihren Liedern unterlegten? In diesen und späteren Zeiten kamen immer neue Pakete mit Dichtungen und mit Noten, deren unbekannte Autoren ihre Verehrung für Goethe gegen eine Empfehlung austauschen wollten. Als unter vielen auch Schuberts Lieder kamen, ist es schicksalsvoll geschehn, daß die rührenden Zeilen des Unbekannten Goethe nicht zur Öffnung der Sendung bewegten. Die andern Meister waren tot oder ungeboren. Ein einziger Zeitgenosse war, der neben

dem alten Goethe aufstand, ihn hat er kennen gelernt, und ihn hat er erkannt.

Fatum, daß er nicht mehr der junge Goethe war! Denn wann hätten in der Geschichte der Künste zwei Seelen sich tiefer verstanden als Goethe und Beethoven, wären sie im Brausen ihrer dämonischen Epochen zusammengestoßen! Wenn der alte Goethe eine Faust-Musik im Stil des Don Juan träumte, so war es eben der, Beethoven am meisten angenäherte Mozart, den er sich zur Vertonung wünschte; zur Zeit des Urfaust hätte sich der junge den reinsten, den unmozartischsten Beethoven für seine Rhythmen und Visionen erträumt. Goethes deutscher, am schwersten ringender Epoche war Beethoven als ein Bruder verwandt, und noch den sehr erhellten Ausklang davon, noch Egmont hat Beethoven mit Leidenschaft ergriffen. Nun aber begegnet der 40jährige Beethoven mit seinem dunkel schimmernden Werk und seiner wilden Person zum ersten Mal einem 62jährigen Goethe, der sich durch die Jahrzehnte zu Pandorens Himmel emporgerungen hat und eben im Beginne seiner höchsten, hellsten Epoche steht!

Alles, was Goethes Genius, ein Leben durchkämpfend, seinem Dämon abgerungen, wurde in Frage gestellt, als Beethovens Schicksals-Züge vor Goethes Auge, als seine Schicksals-Töne an sein Ohr traten, und wäre diese Begegnung mitten im großen Labyrinth von Goethes Mittelzeit geschehen, drohend und abweisend hätte er dem Fremden zugerufen: Geh, störe meine Zirkel nicht! Das Chaos, dem er mühsam sich entrungen, den Kampf des Prometheus den er hinter sich hatte, sah Goethe in Beethoven wiederkehren: seine eigne Jugend, die er durch die Jahrzehnte allzu hart gescholten, stand wieder vor ihm auf. Da er erst jetzt, ein Sieger auf der Höhe seiner Bahn, ins Licht, in Klarheit aufgestiegen, dem andern großen Dämon begegnet, begreift er ihn. Nicht vorher hätte Goethe sich neben Beethovens Klavier gesetzt. Jetzt fühlt er sich gepanzert gegen jeden Versucher. In seiner mozartischsten Epoche trifft Goethe Beethoven: daher seine Bewunderung, daher seine Fremdheit.

Als ihm die Egmont-Musik angekündigt wird, erklärt Goethe zum Voraus, er werde das Stück mit der Musik in Weimar spielen, und hofft Beethoven selbst dort am Klavier zu hören und „für so vieles Gute, was mir durch Sie schon geworden, den aufrichtigsten Dank“ abzustatten. Wie er dann die Musik hört, spricht er von einem bewundernswerten Genie. Ein Jahr später trifft er ihn selbst in Teplitz. Grade jetzt, in täglichem Verkehre mit der Kaiserin, zwischen Fürsten und schönen Frauen, aufgeregt wie ein Jüngling, wie ein Dichter, zugleich wägend und erwägend wie ein Greis, wie ein Weltmann: jetzt tritt er Beethoven gegenüber, drei oder vier Nachmittage und Abende bringt er mit ihm zu, besucht ihn, fährt mit ihm aus, hört ihn spielen.

Da sitzt, in einem kleinen kahlen Mietszimmer, Goethe, der eben von der jungen Kaiserin kommt, verjüngt und schön, heller und reicher, kühn und befreit, Fürst des Lebens, Herr seines Dämons, an einem schlechten Klaviere allein neben einem wildzerzausten, bleichen, leidenden, halb tauben Manne, allein mit Beethoven, dessen Finger über die Tasten rasen. Es ist ein Sommerabend, und die Lichter flackern. Als er schließlich geht, ist Goethe erschüttert: „Er spielte köstlich . . Zusammengefaßter, energischer, inniger habe ich noch keinen Künstler gesehen!“ Nie hat er solche Worte vor- oder nachher für einen andern Musiker gebraucht!

Wir wissen nicht, was Beethoven an jenem Abend spielte, gewiß keine Vokalmusik und überhaupt nichts von oder nach Goethe. Doch als sich dieser später in seiner eigenen Sphäre von jenem fremden Elemente aufgesucht fühlt, steht er befremdet: in Beethovens Tönen zu seinen Liedern finde er sich zuweilen abgespiegelt, dann wieder erweitert, zusammengezogen, selten ganz rein, doch wieder heißt es: „Beethoven hat darin Wunder getan.“ Diesen fremden dunklen König verehrt er, solange er in dessen felsigen Bergen zu Gaste weilt; setzt er aber in Goethes eigenes wohlgefügttes Reich den trotzigen Fuß, dann gibt der eingeborne König acht, daß nichts zerschellen möge.

Und so mußte auch Beethovens Art und Auftreten befremdend auf Goethe wirken. „Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt — schreibt er an Zelter —; allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar garnicht Unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freilich dadurch weder für sich noch für Andere genußreicher macht.“ Sein Gehörleiden sei so bedauerlich als ihm selbst schädlich; ohnehin lakonischer Natur, werde er es dadurch doppelt. Genau so urteilt Beethoven: „Was hat der große Mann da für Geduld mit mir gehabt! Was hat er an mir getan!“ Dagegen auch dies: „Goethe behagt die Hofluft zu sehr, mehr, als es einem Dichter ziemt.“ Dieser weltliche Tadel, den jeder am Andern übt, scheint nur ein Gleichnis dessen, was sie an innerer Entwicklung trennen muß.

Aus diesem Eindrucke Beethovens hat die ihm ergebene Bettina, nach dem Bruche mit Goethe, die bekannte Legende vom gemeinsamen Spaziergang gesponnen, die, weil sie dem sehr verbreiteten, falschen Goethebilde so gut entspricht, viel Unheil anrichten konnte — zumal sie sie erst zwanzig Jahre später erfand und erst nach dem Tode beider Männer veröffentlichte! Gern zog der deutsche Leser den Demokraten einem „Hofmann“ vor, und so durfte man fast ein Jahrhundert lang den freien Beethoven gegen den devoten Goethe ausspielen und damit beide Charaktere banalisieren. Erst spät konnte die Forschung an Hand der Daten Bettinas Darstellung als Erfindung erweisen.

Elf Jahre später schickt Beethoven eine Liste an Höfe und Mäcene Deutschlands, um durch Subskription die Herausgabe seiner Großen Messe zu ermöglichen, und begleitet dies Gesuch an Goethe mit den er-



greifend stillen Worten: „Ich habe zwar Vieles geschrieben, aber erschrieben beinahe gar nichts. Nun aber bin ich nicht mehr allein, schon über 6 Jahre bin ich Vater eines Knaben meines verstorbenen Bruders . . Einige Worte von Ihnen an mich würden Glückseligkeit über mich verbreiten.“ Als dieser Brief des alten Beethoven in Weimar eintrifft, liegt Goethe 74jährig auf den Tod erkrankt, zwei Ärzte haben ihn aufgegeben.

Schicksal — auch dies —, das dem tauben, verarmten Genius diese Quelle innerer und äußerer Hilfe verschließt: denn eben in diesen Jahren hätte sich Goethes Seele dem Verkünder des Leidens und Kämpfens geöffnet! Kurz vorher hatte Beethoven, als man ihm eine Faust-Musik vorschlug, mit aufgeworfenen Armen ausgerufen: „Das wäre ein Stück Arbeit, da könnt' ich was geben! Aber ich habe schon eine Zeit her drei andre Werke vor . . Ist das vorbei, dann will ich endlich an den Faust gehen!“

Mit Kleist geht es ähnlich. Rein dynamisch ist sein Sturm und Drang dem des jungen Goethe geheim verwandt; doch steht Kleistens pathologische Genialität dem ganz auf Natur gerichteten Wesen Goethes in seinen späten Jahren völlig entgegen. Goethe erkennt nicht Kleistens Gaben, er verurteilt ihre Richtung. Die Antike modern zu gestalten, ist sein Bestreben: im „Amphithryon“ findet er beide Welten künstlich getrennt. Dem „Zerbrochenen Krug“ rühmt er außerordentliche Verdienste nach und die Suggestion einer gewaltsamen Gegenwart, bedauert aber, daß dies Stück nur dem unsichtbaren Theater gehöre. Wollte Kleist eine Handlung vor unsern Augen so entstehen lassen, wie er hier eine vergangene enthüllt, „so würde es für das deutsche Theater ein großes Geschenk sein“. Beim „Käthchen“ erschrickt er vor solcher Mischung des Erotisch-Mystischen mit realer Darstellung, — als aber „Penthesilea“ erscheint, muß Goethe seine ganze antike Welt romantisch gefährdet fühlen! Doch gibt er sich gegen den Dichter auch jetzt noch freier und wohlwollender, als ihm zu Mut sein kann, bedauert in einem Brief an ihn wiederum, daß talentvolle Jugend heute auf ein Theater der Zukunft warte:

„Vor jedem Brettergerüste möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: Hic Rhodus, hic salta! Auf jedem Jahrmarkt getraue ich mir, auf Bohlen über Fässer geschichtet, mit Calderons Stücken . . das höchste Vergnügen zu machen. Verzeihen Sie mir mein Geradezu: es zeugt von meinem aufrichtigen Wohlwollen. Dergleichen Dinge lassen sich freilich mit freundlicheren Tournüren und gefälliger sagen. Ich bin jetzt schon zufrieden, wenn ich nur etwas vom Herzen habe.“

Hier ist in einem herzhaften Tone, Kleistens Diktion sichtbar angepaßt, ein Rat an den Dramatiker gegeben, von einem erfahrenen Regisseur: so weit entfernt fühlt Goethe das Theater, als ein ihm Wesens-

fremdes, wozu man junge Talente heranbilden sollte. Hier spricht ein Epiker, ein Lyriker, als hätte er selbst nicht lauter Stücke für das unsichtbare Theater geschrieben. Kleist hat sich in derselben Zeitschrift, für die er Goethe zu gewinnen suchte, mit Epigrammen an ihm gerächt, vor denen sogar Schillers Xenien zahm sind. Er wollte Goethe zum Duell fordern, weil der „Zerbrochene Krug“, in Weimar dreiaktig alten Stiles gespielt und, dadurch an Wirkung ganz geschwächt, mit einem Theaterskandal endete. Viel später sagt Goethe: „Mir erregte dieser Dichter, bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Teilnahme, immer Schauer und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionierter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre.“

Diese Kleistische Krankheit, von der Wertherischen unterschieden wie Dämon von Eros, doch mit derselben Pistole endend, hatte Goethe in jeder Zeile gespürt: er hätte, in dieser einzigen Epoche errungenen Gleichgewichtes der Seele, sich selbst aufgeben müssen, wenn er nicht den Nachwuchs aufgab, und sei's in seinem genialsten Haupte! „Lassen wir dies Fieber, dies Rütteln der Zeit, ich werde es auch noch überleben“, hat er in diesen Jahren einmal in heiterm Ton gesagt.

Doch vorher hatte er den Nachwuchs abgeklopft und durchgeprüft, denn

„mit den edlen, lebendigen Neuen  
mag ich wetteifernd mich erfreuen“.

Goethes gewaltiger Versuch, sich mit seinen Antipoden zu verständigen, hat Jahre gedauert, und wenn er die Romantiker erst anzog, dann abstieß, so deutet das keine Entwicklung in ihm selber an. Der große Unromantische ist Goethe zeitlebens geblieben, und wenn zur Wertherzeit die Nation seine Molltöne und Psychologica, Natursinn und Weiblichkeit als Romantik begriff und pries, dann hat sie ihn eben auf ihre Gefahr mißverstanden. Von Friedrich Schlegel bis Jean Paul mußte Goethe die Jüngeren als seine Gegenspieler empfinden. Daß er sich ehemals, im Bunde mit Schiller, der Schwärmer bediente, um seine Stellung in Deutschland neu zu festigen, war Klugheit und die Schwäche des Einsamen. Doch hat er, da er sich einmal mit ihnen verband, sie auch zuerst mit Wohlwollen betrachtet. In hohen, heitern Worten nimmt er sich allgemein des strebenden Talentes an, dessen Fehler sich vor seinen Augen mit dem Guten verschmelzen, denn „die Synthese der Neigung ist es eigentlich, die alles lebendig macht“. So ist er in der vorigen Epoche eine Weile mit den Schlegels, mit Tieck und auch mit Jean Paul gegangen, so geht er jetzt mit Zacharias Werner.

Dieser „merkwürdige Mann“ hat Goethe anfangs um jener zündenden Lust willen gefesselt, mit der er den stillen Jenenser Kreis belebte; vielleicht blieb er ihm heimlich dankbar, daß er seine Neigung zu Minna Herzlieb aus lang verschlossener Knospe zur Blüte trieb. Vor allem hat Werners himmlisch-höllisches Element, dies glaubensvolle Fauns Gesicht

ihn angezogen, das in unendlicher Entfernung ihn an Freunde der Jugend mahnte. Noch jetzt mußte es erheiternd auf den alten Mephisto wirken, wenn er erfuhr, daß so ein Kerl beim Tee am Hof ästhetische Entsagungen rhapsodierte, um dann in der Nacht in Weimars dunkelsten Häusern zu wetterleuchten. Drum hat er sich für Werners Luther-Drama eingesetzt, das er ein nicht verdienstloses, aber monstroses Werk nennt. Auf dem Theater, das er zumindest in dieser späteren Zeit verachtete, hat Goethe das Bühnen-Können, das ihm zuweilen fehlte, selbst auf Kosten innerer Wahrheit geschätzt. Deshalb hat er Wernern den „24. Februar“ nach dem Motiv einer Kriminal-Geschichte aufgetragen und dieses Stück, bei dem die Bürger zitterten, mit Sorgfalt vorbereitet.

Werners Gaben haben Goethe imponiert, und als man ihn deshalb angriff, schrieb er:

„Wie doch, betrügerischer Wicht,  
verträgst du dich mit Allen?“ —  
„Ich leugne die Talente nicht,  
wenn sie mir auch mißfallen.“

In dem aber, was ihm reine Dichtung schien, verstand er keinen Spaß, und als Werner eines Abends an Goethes Tisch ein Sonett vorträgt, in dem der Vollmond einer Hostie verglichen wird, bricht alles Gegnerische, lange in ihm gestaut, plötzlich entschieden hervor, er unterbricht, wird heftig: er hasse diese schiefe Religiosität, werde sie nie unterstützen, und „Sie haben mir meine Mahlzeit verdorben, Sie haben mich verlockt zu vergessen, was ich den Damen schuldig bin!“ Werner erbleicht und schweigt, Goethe entfernt sich bald, um sich zu fassen. Dann schreibt ihm Werner aus Rom, Ottiliens Entsagung habe ihn katholisch gemacht. Noch einmal erwidert Goethe wohlwollend und mit Lächeln, doch wie mit Götzens eiserner Faust droht er ihm dabei: „Nur enthalten Sie sich ja, mir Fußangeln aus der Dornenkrone vor meine Schritte hinzustreuen!“

In jener Szene bei Tische stellt sich Goethes Rücktritt von den Romantikern sinnlich dar; satirisch hat er diese „neu-poetischen Katholiken“ in dem Gedicht vom Pfaffenspiele gefaßt, in vielen Gesprächen zurückgewiesen und einst auf einer Wagenfahrt zu so klotzigen Worten gegriffen, daß sich sogar der geheimrätliche Kutscher umsah, als hätte er sich auf seinem Bock in der Stimme des Herrn geirrt. „Wenn ich einen verlornen Sohn hätte, — ruft er ein andermal, und alte Leidenschaft wie gegen Lavater scheint wieder vorzubrechen — so wollte ich lieber, er hätte sich von den Bordellen bis zum Schweinekoben verirrt, als daß er in dem Narrenwust dieser letzten Tage sich verfänge!“

Denn dies ist es vor allem, was Goethe, den Selbstbeherrscher, an der romantischen Jugend erzürnen muß: leichte Arbeit, Stolz auf ihr Chaos, erzwungene Heiterkeit im Gegensatz zum wahrhaft heitern und eben darum unromantischen Mozart. „Es ist keine Kunst, sein Talent nach

individueller Bequemlichkeit walten zu lassen . . Sehr schlimm ist dabei, daß das Humoristische . . doch zuletzt in Trübsinn und üble Laune ausartet . . Vom Ziel haben viele Menschen den Begriff, nur möchten sie es gerne schlendernd auf irrgänglichen Promenaden erreichen.“

So redet nicht ein Anbeter der strengen Form, die er soeben selber zu lockern trachtet, so zürnt den selbstbewußten Schwärmern ein Kämpfer, der Leben und Kunst zu formen strebte, indem er beiden diente.

Ihre Präntion ist es, die er den Romantikern nach einem solchen Lebenskampfe vorwirft, ihr Hochmut, auch ihr Ehrgeiz. Wie sie ihn anfangs angebetet haben, so fallen sie über ihn her, als er nicht mehr ihr Schutzherr heißen will. „Einfluß gestehen sie uns, Einsicht trauen sie sich zu, und den ersten zu Gunsten der letzten zu nutzen, ist eigentlich ihre stille Absicht. Ein wahres Zutrauen ist nicht in der Sache. Ich nehme es ihnen nicht übel, aber ich mag mich weder gutmütig selbst betrügen noch fremde Zwecke gegen meine Überzeugung befördern.“ Auch an Friedrich Schlegel, dessen Geist er nie aufhört zu bewundern, ärgert ihn das apostolische Auftreten. In seiner Bekehrung findet er einen lehrreichen Fall, wie höchste Vernunft und Talente gewaltsam ihr Licht zu verhüllen trachten, um dann im Dunkel ihr Hokuspokus zu treiben. Zu einem bedeutsamen Überblick, voll Wohlwollen und Schärfe, voll Stolz und Reife, faßt er sich mit der Jugend in Briefen an den alten Jacobi zusammen, der sich über das Treiben der Jungen beklagt hat:

„Würdest du dich wohl über Kinder ärgern, die lieber in einem Kirschgarten herumnaschen, wo ihnen die Beeren ins Maul hängen, als in einem jungen Fichtendickicht spazieren, das erst in hundert Jahren Enkeln und Urenkeln Vorteil und Freude bringen soll? . . Daß die deutsche Dichtkunst diese Richtung nahm, war unaufhaltsam,“ da man nach Erschöpfung gemeiner Stoffe Schillers edle Gebärde nur durch das Heilige noch überbieten konnte. Freilich, „bei den Alten in ihrer besten Zeit entsprang das Heilige aus dem sinnlich-faßlichen Schönen, Zeus wurde erst durch das olympische Bild vollendet. Das Moderne ruht auf dem sittlich Schönen, dem, wenn man will, das Sinnliche entgegensteht; und ich verarge dir's gar nicht, wenn du das Verkoppeln und Verkuppeln des Heiligen mit dem Schönen oder vielmehr Angenehmen und Reizenden nicht vertragen magst: denn es entsteht daraus, wie uns selbst die Wernerschen Sachen den Beweis geben, eine lüsterne Redouten- und Halb-Bordellwirtschaft, die nach und nach noch schlimmer werden wird.“

Daher komme auch die Sucht der Talente, als Propheten geehrt zu werden. Künstler und selbst Gelehrte erscheinen „mit ihrem wunderlichen, halb ideellen, halb sinnlichen Wesen jener ganzen Masse der aus dem Reellen entsprungenen und an das Reelle gebundenen Weltmenschen wie eine Art von Narren, wo nicht gar Halb-Verbrecher . . Sollten denn also unter dieser desavantierten Kaste nicht auch gescheute

Leute entstehen, die begreifen, daß gar kein Weg ist, um aus dieser Verlegenheit zu kommen, als sich zum Brahminen, wo nicht gar zum Brahma aufzuwerfen?.. Ebenso macht mir Werner Spaß, wenn ich sehe, wie er die Weiblein mit .. Theorien von Liebe, Vereinigung zweier prädestinierten Hälften, Meisterschaft, Jüngerschaft, verastralisierten Mignons zu berücken weiß, die Männer mit ineinander geschachtelten Mönchs- und Rittergraden .. dem ich denn allem bestens Vorschub tue, um einen so vorzüglichen Mann zu fördern und die Menschen dabei glücklich zu machen.“

Lange kam kein so freundlich-boshaftes Urteil über seine Zeit. Mit wie weichen Schatten verschönt er das Bild der falschen Romantik! Klang es nicht ganz naiv und jung, als er vor 30 Jahren im Urmeister den Drang des idealistischen Jünglings nach Geltung in der Welt unter die Maske des Schauspielers versteckte? Jetzt wollen sie Brahminen sein, um zu gelten, und was am Ausgang des Rokoko noch leichte Flamme war, schwelt nun in heiliger Glut. Ah, wie er ihnen durch die Finger schaut und sich desto herzhafter von ihrem Mystizismus trennt, je reiner der seine wieder aus seinem Wesen steigt! Antikisch darf sich der verjüngte Greis vor diesen Christen fühlen, zu denen er mit schalkhaftem Verschweigen auch den Adressaten rechnet — doch zugleich steigt von dem Altare des Goethischen Lebens mit feierlichem Ernste die große Opferflamme, und mit kaum verhülltem Stolze erklärt er in heroischer Prophetie: daß von seinem Werke erst in hundert Jahren Enkel und Urenkel Vorteil und Freude nehmen sollen.

In so hoher Stimmung läßt sich freilich die zeitlich aufgedrungene Pflicht leichter ertragen als damals, wo ein gigantischer Wille zu lernen und zu wirken sich oft verzweifelt an der Enge eines Herzogtums von Sachsen brach. So lange lebt er nun schon in der Nähe eines Hofes, daß er ihn, wie ein aufgeklärter Uradliger, als ein Unausweichliches, als ein Naturgesetz und fast wieder ohne Resignation empfindet. Hier will er kaum mehr wirken, doch grollt er auch nicht mehr. Nun sitzt er wieder häufiger bei der noch immer schwermütigen, noch immer mädchenhaften Herzogin, die inzwischen Großmutter geworden ist, und wenn er ihr aus seinen frühesten Erinnerungen vorliest, verschönern sich ihr im Geist wohl auch die ihren.

Wenn am Mittwoch wieder, wie vor dem Kriege, Goethe im Schloß oder in seinem Hause den Fürstinnen Vorträge hält, klingt nun alles weniger gezwungen und pedantisch; spannend wie einen psychologischen Roman trägt er die Farbenlehre vor, anschaulich wie ein Märchen Humboldts Weltfahrt, klangvoll wie einen Chor das Nibelungenlied. Vor einem Feste widmet er 6 volle Wochen der Dichtung und Vorbereitung eines Maskenzuges, aber wie von Herzen fremd ihm nun der Hof geworden ist, zeigt der kalte Nachruf, den er der abgeschie-

denen Herzogin Amalia schreibt, damit er von allen Kanzeln verlesen werde.

Der Herzog rückt nur noch ferner. „Sehr glücklich wird es mich machen, — schreibt Goethe der Herzogin — diesen trefflichen Fürsten, dem ich mit eben so viel Überzeugung als Neigung mein Leben gewidmet habe, wäre es auch nur auf kurze Tage, in seiner Residenz zu verehren.“ Kann man floskelhafter von einem Jugendfreunde reden, der eben aus dem Kriege heimkehrt? Und so nur um einen Ton wärmer, nennt er ihn zum ersten Male Königliche Hoheit, als er ihm während des Wiener Kongresses zur Erhebung in die Reihe der Großherzöge gratuliert.

Denn was sie jetzt vollends trennt, ist Carl Augusts zweite Gattin, jene Jagemann, die, bei wachsendem Einfluß auf den Herzog, Goethes schwindenden Einfluß im Theater ganz auszuschalten sucht: Repertoire, Rollen, Anstellungen, alles will sie beherrschen. Jetzt, in elastischer Stimmung, nicht mehr überhäuft von Geschäft und Arbeit, spürt aber Goethe einen Ehrgeiz in sich, mit dieser Frau sich zu messen, da doch einmal seit 20 Jahren dieses Theater sein Werk und Werkzeug geworden ist. „In die Länge geht's freilich nicht, — schreibt er inmitten neuer Zwistigkeiten — doch will ich, solange' ich noch einen Zug tun kann, mich nicht ungeschickter Weise gefangen geben“: eines Wettspiels Ton mehr als eines Kampfes. Bald kommt es zur Entscheidung über Rechte und Pflichten des Souveräns beim Theater, wobei dann Goethe spitzig formuliert: „Da Serenissimus mit den Ihrigen so vieles persönlich, mündlich und sträcklich abtun . .“

Man einigt sich, nach einer Idee Christianens, auf Trennung von Oper und Schauspiel, und in einer der vielen bogenlangen Eingaben, die Goethe in dieser Krisis verfaßt, fordert er entschlossen diese despotische Formel: „Der Geheimerat von Goethe besorgt das Kunstfach beim Schauspiel allein und unbeschränkt“ und spezifiziert ganz genau, was unter Kunstfach zu verstehen sei, nämlich Alles. Dies nennt er sein Ultimatum, glaubt nicht an Annahme, erklärt kein Haarbreit zu weichen, warnt vor einem übereilten Reskript: „Ich würde es nicht eröffnen. Als Diener will ich mit zwei andern Dienern gern die Sache in die größte Klarheit setzen; aber wenn zuletzt nach dem, was meine völlige Überzeugung ist, nicht gehandelt werden soll, wenn Serenissimus diesen unmittelbaren Einwirkungen, wie leider Sonnabends eine geschehen, nicht rein entsagen, so muß ich aus der Sache scheiden.“ Schließlich legt die Herzogin den Streit bei, und Goethe macht den Fehler, Direktor zu bleiben.

Wenn sich die Fäden ehemals so leicht zum Gewebe schlangen, dann unverbunden nebeneinander herspannen, nun wahrhaft verwirren —: tragikomisch anzusehn, wie dieser grade, standhafte Carl August nicht etwa über Regierungsfragen mit Goethe streitet, nein grade über das Theater, von dem er sich nie einbildete viel zu verstehn; wie hinter

ihren breiten Rücken zwei Frauen, als Geliebte emporgekommen, einander bekämpfen — und wie am Ende die dritte, die kühle, retirierte Herzogin solchen Streit schlichten muß!

Goethe aber versteht es, zwischen Ärger und Kränkung die Gestalt seines wunderlichen Lebensgefährten sich als ein Bildnis zu erhalten, und alle persönliche Hemmung scheint mit in dem Urteil aufzugehen, das er zu dieser Zeit einem Freunde vertraut: „Der Herzog gehört zu den Ur-Dämonen, deren granitartiger Charakter sich niemals beugt und die gleichwohl nicht untergehen können: er wird stets aus allen Gefahren unverseht hervorgehen.“ In diesem männlich abgemessenen Worte scheint er sein ganzes Verhältnis zum Herzog mitzufassen, und fühlt man mit ihm alle Bande und alle Widersprüche, die dieses Wort eine lange Strecke Weges nach rückwärts bestrahlt und noch zwanzig unbekannte Jahre nach vorwärts überflackert: so findet man Goethe auch in diesem Verhältnisse zum ersten Mal in einer Art von Gleichgewicht zwischen Jugend und Alter.

Denn nun, mit 60 Jahren, wird Goethe reif und heiter genug, um seine Jugend zu lieben:

„Der Jugend Nachtgefährth' ist Leidenschaft,  
ein wildes Feuer leuchtet ihrem Pfad.  
Der Greis hingegen wacht mit hellem Sinn,  
und sein Gemüt verschließt das Ewige.“

Bald wird er den Epimenides diese Verse nächtlich vor sich hinsummen lassen. Der Groll wider seine Jugend, der stete Wunsch des Unruhvol-len, sich selbst epochenweise zu widerlegen, ist aus und hin: mit freier Ironie betrachtet er vom Gipfel seine verworrenen Wanderungen, und wenn er zurückdenkt, so findet er wohl den nachdenklichen Vers:

„Du hast an schönen Tagen  
dich manchmal abgequält?“ —  
„Ich habe mich nie verrechnet,  
aber oft verzählt.“

Wie ehemals umschloß der Eintritt ins neue Jahrzehnt für ihn ein Gleichnis, und wie er sich einst, bei den Dreißig, „wunderbarer Gefühle bewußt“ war, so ist es nun der 60. Geburtstag, der ihn zum Rückblick einlädt. Vielleicht denkt er an diesem Tage jener anderen: als seinen 30jährigen Ernst der lebenslustige Herzog mit dem Hofe durch Vers und Spiele feierte; als seine 40jährige Einsamkeit ihm nur die junge, antikische Geliebte freundlich machte, die eben seinen ersten Sohn im Schoße trug; als seine 50jährige Vielfalt im alten Garten mit Teleskopen bis zum Monde aufstieg. Vergleicht er nicht an diesem Morgen auch die Werke, mit denen er das letzte Jahr jedes Jahrzehntes abschloß? Erst war es Iphigenie, dann waren's Römische Elegien, dann

stiegen aus ästhetischem Quodlibet die Balladen empor; nun sind die Wahlverwandtschaften beinah fertig.

In heiterem Kreis, erwärmt von Freundesliebe, ungestört von Pflicht, Hof und Ruhm, sitzt er an diesem August-Morgen im Garten beim alten Knebel und seiner hübschen Frau, — doch da kommt Christiane im Wagen gefahren, aber für alle Fälle bringt sie ihm drei junge Schauspielerinnen mit, denn sie fühlt: mit 60 will Goethe sich verjüngen.

Gleich darauf, kaum daß der letzte Strich am Roman getan ist, beginnt Goethe, der sich immer vor alten Papieren gehütet und höchstens Autodafés verhängt hat, seine ältesten Tagebücher vorzusuchen und, wie die Kälte wächst, an seinem großen Ofen sich recht winterlich in sein „Lebens-Märchen“ einzuspinnen. Doch bald erfaßt sein bildender Wille Größe und Neuheit dieser Aufgabe, und in breiten Studien — wie damals, als er des weimarischen Herzogs Bernhard Geschichte schreiben wollte — legt er nun das Fundament zu seiner eignen. Von Verwandten erbittet er sich alte Frankfurter Aufzeichnungen, studiert die Geschichte der Stadt, läßt sich die Wappenschilder sämtlicher Ratsglieder aus seiner Kinderzeit kommen, auch Becher, Stäbchen und Handschuh, wie sie der Schultheiß, sein Großvater, brauchte: alles, soll er's anschaulich gestalten, muß Anschauung in ihm werden.

„Die Märchen und Anekdoten“ läßt er sich von Bettina aufschreiben, die ihr seine Mutter von ihm erzählt hat. Zugleich liest er andere Biographien des 18. Jahrhunderts, und dann ergreift er den Meister wieder, der ihn schon durch die Jugend begleitete: Plutarch.

Doch wie er sich anschickt, die Geschichte eines Menschen zu schreiben, und er betrachtet den Jüngling, der zuerst darzustellen wäre: da überfällt ihn, bei aller Skepsis gegen Dumpfheit und Chaos, doch ein Erstaunen über jene genialischen Zeiten. An „Satyros“, den er verloren glaubte und dessen Abschrift ihm Jacobi sendet, hat er helle Freude und liest „dieses Dokument der göttlichen Frechheit unserer Jugendjahre“ als alter Mann den Freunden vor. Ja, als er seine ersten kritischen Aufsätze in jenen Frankfurter Gelehrten Anzeigen wiederfindet, wo er mit der stürmenden Jugend zur Zeit des Götz das sterbende Rokoko spottend ausgestaubt hatte: da überwältigt es ihn doch, „wie man gehaltlos, roh und ungebildet mehr wert könne gewesen sein, als da man sich gehaltvoll, ausgearbeitet und ausgebildet antrifft“! Hier ist das erste Wort des alten Goethe, indem er von der Höhe seiner Fassung mit einigem Neide auf das dämonische Genie seiner Anfänge niederblickt.

Bei solcher Exaktheit der Studien, bei so völligem Fehlen aller Eitelkeit ist der spätere Untertitel „Dichtung und Wahrheit“ nicht etwa als Vorbehalt eines fabulierenden Dichters zu verstehen; Dichtung nennt er vielmehr ausdrücklich nur die „Umformung“, die sein später Blick so frühen Zeiten notwendig antun müsse. Das Faktische, nicht bloß über die Zeit, auch über Goethe, ist von einer anfangs mißtrauischen For-



schung immer mehr, und so das Werk in seinen wichtigsten Partien auch als Quellenwerk von erstem Rang anerkannt worden.

Wo Rücksicht auf Lebende ihn hindern könnte, schweigt Goethe, statt bequem zu verschönen. Obwohl alle Welt auf Werthers Urgeschichte wartet, enttäuscht er lieber durch Fortlassung seines Romanes von Wetzlar, als daß er Lotte Kestner, eine in Hannover verwitwet lebende Dame, in Unruhe setzte, und wie er sie allgemein schildert, flicht er nur die entzückende Wendung ein: „Lotte — denn so wird sie denn doch wohl heißen . .“

Friederike hat ihre Geschichte dicht vor dem Tode noch lesen können, und nur auf Goethes ewig vorwurfsvolle Haltung gegen sich als Helden dieser Geschichte kann man es zurückführen, wenn er einem Gelehrten bald nach Erscheinen des Buches über Namen und Art des Pfarrers Brion Rede und Antwort steht. Als dann aber Lili auftreten soll, wird's ihm unmöglich, diese stärkste seiner Passionen aus Rücksicht zu verschweigen oder zu verschleiern: an dieser Stelle bricht er sein Werk plötzlich kurz ab, um es erst nach Lilis Tode, viel später, fortzusetzen. Seine Mutter, für deren Beschreibung er sich durch Bettina mit Stoff versehen, mag er, als es zur Niederschrift kommt, doch lieber nicht besingen, und so bleibt es bei ein oder zwei Sätzen, deren Lektüre sie wohl enttäuscht hätte.

Leichter wird er mit den männlichen Freunden seiner Jugend fertig. Die meisten: Behrisch, Salzmann, Lenz, Merck, Lavater, Herder sind tot, Jacobi wird aufs herzlichste geschildert — und Klinger, den er einst aus Weimar gedrängt hat und zu dem nur ganz lose Fäden nach Petersburg leiten, wo er Staatsrat geworden, empfängt nun plötzlich einen warmen Brief von Goethe, an dessen Schluß er — fast wie König Thoas von Tauris — aufgefordert wird, niemand aus Rußland nach Westen fortzulassen, der nicht ein Gedenken nach Weimar brächte, denn „das Leben ist den Sibyllinischen Büchern ganz gleich: je knapper, je teurer. Leben Sie wohl und gedenken mein, wie am Anfang und Mittel, so am Ende!“

Wie aber Goethe in Dankbarkeit die alten Freunde ehrt, um alle Entfremdungen unbekümmert, das zeigen für Lavater und Herder die Votivtafeln, die er nun an den großen Baum seines Lebens lehnt.

Wie aber stellt er sich selber dar? Nach so vielen Masken, unter denen er sein Wesen immer wieder stückweis und im Stile des Hochreliefs gebildet hat, soll nun vor dem Spiegel eine Statue erstehn, rundum betrachtbar, einfach, wahr. Wo findet er den geheimnisvollen Kunstgriff zum Selbstbildnis?

Als man ihm die Biographie eines Zeitgenossen gibt, freut er sich, wie dieser Mann, der mit sich selbst nicht einig werden konnte, schließlich doch so weit kam, „daß nicht mehr von Lob und Tadel, sondern nur

von physiologischen und pathologischen Bemerkungen die Rede bleibt“. So ist die Einstellung seines Blickes. Die Form aber, in der er das so Erfasste gestaltet, kann für den 60jährigen Goethe nur die einer sehr hohen Ironie sein. Schon als er anderthalb Jahrzehnte vorher flüchtig an seine Biographie denkt, äußert er gegen Schiller, man müßte das alles „mit gutem Humore“ aufzeichnen. Jetzt sagt, als er das Buch beginnt, sein Tagebuch diese tiefen, dem Erforscher seiner Seele zum Leitwort dienenden Betrachtungen:

„Ironische Ansicht des Lebens im höheren Sinne, wodurch die Biographie sich über das Leben erhebt. Superstitiose Ansicht, wodurch sie sich wieder gegen das Leben zurückzieht. Auf jene Weise wird dem Verstand und der Vernunft, auf diese der Sinnlichkeit und Phantasie geschmeichelt. . Der Grund von allem ist physiologisch. Es gibt ein Physiologisch-Pathologisches, z. B. in allen Übergängen der organischen Natur. . Diese wohl zu unterscheiden vom eigentlichen morbosen Zustände. . Jeder, der eine Konfession schreibt, ist in einem gefährlichen Falle, lamentabel zu werden, weil man nur das Morbide, das Sündige bekennt und niemals seine Tugenden beichten soll.“

Weit mehr als nur eine Form der Darstellung scheint hier enthüllt. War nicht aus objektivem Überblick und abergläubisch gefasstem Streben die ganze Form dieses Lebens aufgebaut und damit durch Vernunft und Ironie das Individuum über das Leben gehoben, doch stets durch Phantasie und Sinnlichkeit zu ihm zurückgeführt? Hier ist im Programm einer Lebensbeschreibung nachträglich das Programm eines Lebens gegeben.

Zugleich ist dies alles wohlbedachter Kunstgriff. Solche Schriften sollten nicht zu ernst sein, so ermahnt er sich selbst, man sollte ihnen eine gewisse spezifische Leichtigkeit geben: denn mit dieser Schrift will Goethe zum ersten Mal im Leben auf die Menge wirken. Während „ich alle meine früheren Arbeiten um mein selbst willen und für mich selbst unternommen, weshalb ich denn auch wegen mancher wohl 12 und mehr Jahre geruhig abwarten konnte, bis sie Eingang fanden. . so wünsche ich bei diesem Werke, daß meine Landsleute, besonders aber meine Freunde. . daran Freude haben mögen“. Langsam läßt er, Jahr für Jahr, das Werk allmählich erscheinen und macht boshafte Glossen, wenn die Leute ungeduldig werden. Worauf er hier mit Bewußtsein zielt: Wirkung muß ihm gelingen. Kein Werk Goethes außer Werther und Hermann wurde so rasch populär wie Dichtung und Wahrheit, das Buch begründet seinen Altersruhm und schafft, wie er vorausgesehn, manchem Teil seiner Werke erst einen Weg als Bruchstück des Ganzen. Alle Welt wartet und bittet um Fortsetzung.

Statt dessen überspringt Goethe das nach der Jugend wichtigste Jahrzehnt, das erste von Weimar, aus persönlichen und höfischen Gründen, bittet aber auf alle Fälle Knebel, den einzig überlebenden Freund jener Zeit, um Aufzeichnungen: denn ihn selbst hätten Leidenschaften

damals gehindert, auf die Außenwelt zu merken. Doch bleibt dies Jahrzehnt von ihm verschwiegen, er setzt die Arbeit an der Stelle fort, „wo das bisher beengte und beängstigte Naturkind in seiner ganzen Losheit wieder nach Luft schnappt“: das heißt, er diktiert gleich nach den lebendigen Kapiteln des dritten Bandes die weniger heißen, mehr humanistischen ersten Stücke der Italienischen Reise.

Beim zweiten und dritten Lesen wirkt Goethes Biographie weit weniger heiter, als sie sich gibt. Will man aber das Fazit wissen, das hinter seiner ironischen Kulisse der Dichter zog, so stößt man in seinen Skizzen zu dem Werk auf diese erschütternden Worte: „Mein Leben ein einzig Abenteuer. Kein Abenteuer durch Streben nach Ausbildung dessen, was die Natur in mich gelegt hatte. Streben nach Erwerb dessen, was sie nicht in mich gelegt hat. Ebenso viel wahre als falsche Tendenzen. Deshalb ewige Marter ohne eigentlichen Genuß.“ So spricht Goethe noch in seiner hellsten Epoche zu sich selber, wenn er die titanische Wanderung überblickt, von deren Verwirrungen er in seiner biographischen Konfession nach eigenen Worten „nur den tausendsten Teil“ wiedergibt!

Auch das dritte Hauptwerk, das Goethe in dieser Epoche der vier Hauptwerke vollendet und publiziert, die Farbenlehre, nimmt von der Stimmung seiner Seele den besten Teil. Was er 40jährig in absichtlich dürrer Sprache begonnen, gedenkt er 60jährig sogar in einen Roman zu verwandeln! Auch wendet er sich nun in satirischen Gedichten gegen seine Farben-Feinde, und eben in diesem Humore faßt er zum ersten Male das große Gleichnis der Farbenlehre, das sie mit ihm verbindet: die Polarität des Lichtes in ein tiefsinniges Symbol:

„Armer Tobis, tappst am Stabe  
siebenfarbiger Dröseleien,  
kannst dich jener Himmelsgabe  
reinen Lichtes nicht erfreuen;  
nicht erlustigen dich im Schatten,  
wo mit urgebotner Liebe  
Licht und Finsternis sich gatten,  
zu verherrlichen die Trübe.“

Bei so allgemein psychisch-heiterer Betrachtung seiner physisch-ernsten Untersuchungen erklärt er sich endlich auch den Mangel an Wirkung, „denn indem ich meine Farbenwelt aus Licht und Finsternis zusammensetzte und dadurch schon in Gefahr geriet, den meisten meiner Zeitgenossen düster und ungenießbar zu erscheinen, so hielt ich mich um so mehr auf der Lichtseite, als mir ohnehin alles, was ich der Nachtseite zuschrieb, von den herrschenden Theoretikern abgeleugnet . . werden mußte“.

Das Werk zu vollenden treibt ihn anfangs mehr Pflichtgefühl gegen

jahrelange Studien, er will es in der Geschichte der Physik haben als einen Block, über den man stolpern muß.

Schon im didaktischen Teil, in der vorigen Epoche geendet, brach durch das pedantische Gefüge immer wieder, gleichsam gegen die Abrede, der Dichter. Abstrakt zu reden wird ihm schwer, erst Beispiele wecken ihn, überall sucht er durch Schlichtheit, kurze Paragraphen, langsame Heranführung der Versuche seine Materie und Methode populär zu machen. Zuweilen, wie im Beginn des Vorwortes, steigt Goethes Lehre zu den Rhythmen seiner Ode an die Natur empor: „Die Farben sind Taten des Lichts, Taten und Leiden.“ Wie in großem Festzuge treten sie dann auf, einzeln paraphrasiert, und hier ist es auch, wo er das demütig-stolze Grundgefühl seines Naturglaubens in die herrlichen Sätze meißelt: „Das Auge hat sein Dasein dem Licht zu danken. Aus gleichgültigen tierischen Hilfsorganen ruft sich das Licht ein Organ hervor, das seinesgleichen werde; und so bildet sich das Auge am Lichte fürs Licht, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete.“

Vollends der historische Teil, meist dieser Epoche angehörig, wächst ihm zum Symbol einer Geschichte aller Wissenschaften, die er eine große Fuge nennt, worin die Stimmen der Völker nach und nach erscheinen. Nach Goethes ganzer Stimmung muß dieser weniger fanatisch, mehr phantastisch geschriebene neuste Teil des Werkes ungleicher wirken. Da handelt sich's oft seitenlang gar nicht mehr um Farben, und wie der Autor sich von der Theorie mancher Vorgänger zu ihnen selber, zu den inneren Gründen ihrer Lehren genetisch wendet, entstehen wie zufällig kostbare Psychographien. In Gedanken über Weisheit und Sprache der Alten spielt sein Geist, dichterische Analysen antiker Dichtersprache folgen, dem Lucrez wird in langen Versen, der Magie in dunkel schimmernden Sätzen gehuldigt, wo kalte kurze Referate geplant waren; und wo in der Geschichte der Farbenlehre eine Jahrhunderte breite Lücke besteht, da schreibt Goethe einfach: „Lücke“ — doch füllt er sie verschwenderisch aus mit durcheinandergeschüttelten Ideen aus allen Gebieten des Denkens. Hier wägt er, ohne Anlaß, Platon und Aristoteles und entwickelt in dieser Plutarchischen Antithese heimlich eines jener gleichnishaften Kämpferpaare, in die er sich selbst dichtend so oft zerlegt hat.

Denn jetzt wird auch der Naturforscher Goethe, gemäß der gesamten Entwicklung seiner Seele, aus einem Realisten zum Symboliker. Mit wunderbarer Gleichzeitigkeit entfalten sich aus diesem naturhaft wachsenden Wesen an allen Zweigen die Blüten des Alters. Wie es der nämliche Goethe war, der sich im Leben und Dichten, in Naturforschung und Kunstkritik durch zwei Jahrzehnte rational bewegte, so ist es nun der nämliche, der, lebend und dichtend, kritisch und forschend, mit gläubigem Überblicke, mit klarer Symbolik, mit einer höchsten, liebenden Ironie die Welt erfaßt. Goethes Forschung schmilzt in Goethes Glauben.

„Bewährt den Forscher der Natur  
ein frei und ruhig Schauen,  
so folge Meßkunst seiner Spur  
mit Vorsicht und Vertrauen.  
Zwar mag in Einem Menschenkind  
sich beides auch vereinen,  
doch daß es zwei Gewerbe sind,  
das läßt sich nicht verneinen.“

Im Augenblicke, wo er sein umfangreichstes Werk als Forscher herausgibt, endet Goethes Wunsch, auf die Gegenwart zu wirken, enden Streitlust und Leidenschaft für diese Sache. „Einer so vollkommenen Unteilnahme und abweisenden Unfreundlichkeit war ich aber doch nicht gewärtig“: das ist der ganze Epilog; das Übrige sei der Zukunft Sache. Ja, wenn man 40 Jahre lang nichts vom Fortschritt der Wissenschaft zu vernehmen brauchte! „Was würde daraus geworden sein, — ruft er später lebhaft aus — wenn ich mit wenigen Freunden vor 30 Jahren nach Amerika gegangen wäre und hätte von Kant u. s. w. nichts gehört!“ Jetzt aber lasse die Differenz ihrer Vorstellungen die Menschen doch nicht ins Reine kommen, „und ich muß daher oft zu mir sagen: darüber kann ich nur mit Gott reden, wie das und das in der Natur sei. Was geht es nun weiter die Welt an!“

Hört man auch die ganze Verdrossenheit über unfruchtbare Studien? Den Rest jener von Schiller und den Jenensern ihm mühsam aufgedrungenen Logika wirft er nun fort, und wie er gar bei dem Logiker Hegel lesen muß, die Frucht widerlege das Dasein der Blüte, da reißt Goethe, der vom jungen Hegel viel gehalten, die Geduld: „Die ewige Realität der Natur durch einen schlechten, sophistischen Spaß vernichten zu wollen . . und eine Idee zu verfratzen!“

In immer höhere Kurven, zu immer allgemeinerer Fassung steigt Goethes forschender Geist. War nicht die ganze Farbenlehre auf das Experiment gegründet? Kaum ist sie fertig, so verwirft er für die neu skizzierte Tonlehre den Versuch als Beweis eines subjektiven Anspruches und setzt an seine Stelle wieder die „Anfrage an die Natur“. Zugleich deutet er in großer Skizze über Bildung und Umbildung organischer Natur die lebendige Bildung als Andeutung des Innern und zeigt am Doppelsinn des Wortes „Bildung“ neue Zusammenhänge zwischen Natur, Kunst und wirkendem Willen.

Immer symbolischer werden seine Ideen zur Natur, immer mehr erinnern solche Stellen der Briefe und Gespräche an Lionardos Tagebücher. Von ferne wirft er die Idee auf, Tiere und Pflanzen, auf ihren äußersten Stufen kaum unterscheidbar, würden vielleicht, diese durch Finsternis, jene durch Licht aus dem Urzustand entwickelt. Eine Debatte mit Chemikern hebt er am Ende durch die Betrachtung, wie bei den niederen Organismen symbolische Ausdrücke für höhere gebraucht würden, und „es

wird so weit kommen, daß die mechanische und atomistische Vorstellungsart in guten Köpfen ganz verdrängt wird, daß alle Phänomene als dynamisch und chemisch erscheinen, und so das göttliche Leben der Natur immer stärker vortritt“.

Auch den Menschen sucht er sich, wie in der Jugend, durch Symbole seines Wesens zu verdeutlichen und sammelt als Ergänzung und Ersatz für das Porträt, in dem er noch immer das stärkste Dokument verehrt, Handschriften großer Männer der Vorwelt und Mitwelt, errichtet ein ganzes System für diese Sammlung, um sich solche Menschen „auf eine magische Weise“ zu vergegenwärtigen. Doch eben dies Magische hebt ihm den Einzelnen immer wieder zum Gleichnis empor, und wie aus Mephistos Munde klingt dieser Spruch:

„Ihr sucht die Menschen zu benennen  
und glaubt am Namen sie zu kennen.  
Wer tiefer sieht, gesteht sich frei,  
es ist was Anonymes dabei.“

Wie bei Lionardo erfassen wir — obwohl doch der alte Goethe von weit mehr notierenden Schülern und Gästen umstellt war als jener — von nun ab ganze neue Gedankengänge zuweilen nur aus der Notiz eines einzigen Satzes. Tagebuch nach Unterhaltung mit einem Bergmann: „Ich teilte ihm die Vermutung wegen Befruchtung der Pflanzen durch den Wurzelpunkt des Embryo mit.“

Es kommt zu den merkwürdigsten Umkehrungen. Hat er nicht stets der Astronomie und Mathematik um ihrer Unsichtbarkeit willen mißtraut und sich von Sternen und Zahlen ferngehalten, weil hier seine heiligen Sinne versagen? Nun ehrt er die Astronomie als einzige Wissenschaft, die auf anerkannten Basen ruhe, darum in voller Sicherheit durch die Unendlichkeit fortschreite: „Getrennt durch Länder und Meere teilen die Astronomen, diese geselligsten aller Einsiedler, sich ihre Elemente mit und können darauf wie auf Felsen bauen.“ Newton hatte er vornehmlich wegen der Ungreifbarkeit seiner Versuche angegriffen, denen er ganz prometheisch sein sonnenhaftes Auge entgegenstellte. Nun aber ruft er Schopenhauer, diesem jungen Kantianer, mit dem er über Farben streitet, das Götterwort entgegen: „Was? Das Licht sollte nur dasein, insofern Sie es sehen? Nein! Sie wären nicht da, wenn das Licht Sie nicht sähe!“

Auch beginnt Goethe wieder — wie in der Jugend — an die psychischen Wirkungen des organischen Magnetismus zu glauben, den er in die Wahlverwandtschaften einführt, und erwartet mit Spannung ein neues Werk über Magie, denn „die unglaublichen Entdeckungen der Chemie sprechen alle schon das Magische der Natur mit Gewalt aus, so daß wir ohne Gefahr wagen dürfen, ihr in höherem Sinn entgegen zu kommen“. Und er scheint sogar seine und alle realistische Forschung mit den demütigen Worten auszustreichen: „Die Natur ist etwas Inkommensurables, und

wer sich mit ihr abgibt, versucht die Quadratur des Zirkels.“ Darum können erst jetzt die entscheidenden Verse entstehen:

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,  
im Kreis das All am Finger laufen ließe!  
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,  
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,  
so daß, was in ihm lebt und webt und ist,  
nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.“

In einer solchen panisch-forschenden Stimmung muß es gewesen sein, als er eines Tages im Zimmer eine Fliege vom aufgestellten Gifte gierig schlürfen sah, und wie er nun dies häßlichste von allen Tieren, liebend zugleich und kalt, betrachtet, wirft er in den zehn Zeilen „Fliegentod“ ein Meisterstück, ein wahres Gelegenheits-Gedicht, wie in der Jugend aufs Papier, so endend, daß

„das Leben so sich im Genuß verliert;  
zum Stehen kaum wird noch das Füßchen taugen:  
so schlürft sie fort, und mitten unterm Saugen  
umnebelt ihr der Tod die tausend Augen.“

Aber am wunderbarsten führt Goethe jetzt die eigene Lehre von der Metamorphose in klarer Stufenfolge aus dem Sinnlichen ins Übersinnliche empor. Eines Nachmittags findet ein Besucher den 60jährigen Goethe im Garten, mit dem Federkiele eine kleine Schlange fütternd, die vor ihm im Zuckerglas auf dem Tische steht. „Mit diesem Kopfe — sagt er — ist freilich manches unterwegs, aber weil das unbeholfene Ringeln es nicht zuläßt, ist wenig genug angekommen, auch Hände und Füße ist ihr die Natur schuldig geblieben . . wie sie denn überhaupt manches schuldig bleibt, für den Augenblick fallen läßt, um es später unter günstigeren Umständen wieder aufzunehmen. Zeigt uns nicht das Skelett von manchen Seetieren deutlich, daß die Natur schon, als sie es verfaßte, mit dem Gedanken an eine höhere Gattung von Landtieren umging?“

Als Wieland gestorben ist, am Winterabend des Begräbnisses, findet ihn ein Besucher — freilich ist es jener zweifelhafte Falk, doch kann er nach hundert Analogien schriftlicher Goethe-Stellen nur Fachworte eigenmächtig eingeführt haben — dieser findet Goethe innerlichst bewegt, doch lenkt Goethe das Gespräch bald ins Allgemeine auf die gewaltigen Einheiten, die alles an sich reißen, schließlich auch in einen Stern verwandeln können: „Der Moment des Todes, der darum auch sehr gut Auflösung heißt, ist eben der, in dem die regierende Hauptmonade all ihre bisherigen Untergebenen ihres treuen Dienstes entläßt . . Alle aber sind von Natur so unverwüstlich, daß sie ihre Tätigkeit im Momente der Auflösung nicht einstellen oder verlieren, sondern im selben Augenblick wieder fortsetzen . . Bei diesem Wechsel kommt alles auf die Macht der Intention an, die in einem Teile wirkt . . Ja, der geheime Zug, der sie (in

eins der Elemente) führt, enthält zugleich das Geheimnis ihrer künftigen Bestimmung. An Vernichtung ist gar nicht zu denken . . Die Intention einer Weltmonade kann manches aus dem dunklen Schoß ihrer Erinnerung hervorbringen, das wie Weissagung aussieht, doch im Grunde nur Gedächtnis ist . . Es wäre vermessen, solchem Aufblitzen im Gedächtnis höherer Geister ein Ziel zu setzen oder den Grad zu bestimmen, in dem sich diese Erleuchtung halten mußte. So, im allgemeinen und historisch gefaßt, find' ich in der Fortdauer der Persönlichkeit durchaus nichts Undenkbares.“

Da ist schon Glaube, wo eben noch Forschung, noch Natur gewesen! In einem großen Strome wallt dieser Geist nun fort: man scheut sich fast, zu seinem Bildnis noch immer Züge an Züge zu reihen, da sich doch alles zu einem großen Zuge vereint. Denn im Gebiete des Forschens ist schon der Glaube des 60jährigen Goethe enthalten und kann sich religiös nur aus denselben Elementen aufbauen. Wieder ist es Jacobi, dem er die tiefsten Konfessionen macht:

„Es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderlich vor, (durch Werner) das Kreuz auf meinem eigenen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen . . ohne daß es mir grade zuwider ist . . Es soll mir nunmehr höchst angenehm sein, als letzter Heide zu leben und zu sterben . . Ich für mich kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an Einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andre. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt.“

Hier ist die Formel für Goethes ersten Aberglauben, zugleich die Entwicklung. Sein polyhistorisches Wesen hat schließlich zu solcher Polykonfession geführt, die höchste Toleranz gibt und fordert. Wird er aber durch Angriff gereizt, dann sprüht noch einmal das alte dämonische Feuer empor: Goethe schlägt die Bibel auf, um sich als Heiden zu bekennen! Ein Goldschmied, der in Ephesos sein Leben lang an einer Diana wirkt — das ist die Stelle der Apostelgeschichte, die den 60jährigen Dichter zu einer seiner schönsten Legenden anregt:

„. . Da hört er denn auf einmal laut  
eines Gassenvolkes Windesbraut,  
als gäb's einen Gott so im Gehirn,  
da, hinter des Menschen alberner Stirn,  
der sei viel herrlicher als das Wesen,  
an dem wir die Breite der Gottheit lesen.  
Der alte Künstler horcht nur auf,  
läßt seinen Knaben auf den Markt den Lauf,  
feilt immer fort an Hirschen und Tieren,



die seiner Gottheit Kniee zieren,  
 und hofft, es könnte das Glück ihm walten,  
 ihr Angesicht würdig zu gestalten.  
 Will's aber einer anders halten,  
 so mag er nach Belieben schalten;  
 nur soll er nicht das Handwerk schänden,  
 sonst wird er schlecht und schmähhch enden!“

Doch nur im Widerspruche zu christlichen Präntionen gibt sich antiker Glaube so naiv kund. In seinen tiefsten Regungen nähert sich Goethe nun der mystischen Prägung antiker Konfessionen an, so wie er sich auch forschend immer mehr mystisiert. Metamorphose der Pflanzen und Glaube an ewige Wiederkunft sind nur zwei Formen desselben Grundgefühls, und eines Tages setzt er, im schriftlichen Streite mit einem Vertrauten, das wunderlichste Schema für sein „allgemeines Glaubensbekenntnis“ auf:

- „a) In der Natur ist alles, was im Subjekt ist,  
 y) und etwas darüber.
- b) Im Subjekt ist alles, was in der Natur ist,  
 z) und etwas darüber.
- b kann a erkennen, aber y nur durch z geahndet werden.“

Ist es bei solchem Naturgefühl erstaunlich, wenn er sich wieder mit Mystikern und Alchimisten, mit der Kabbala und mit Pico della Mirandola beschäftigt, eine Loge wieder eröffnet, die 25 Jahre geschlossen war, gelegentlich sogar dem Horoskope sich nähert? In ihm findet er Bestätigungen: Liebe zur Schöpfung, Denken durch Inspiration geleitet folgert die okkulte Formel aus seinen Sternen, vor allem aber, Saturns Einfluß, den Zwiespalt seines Wesens; eine solchen Konstellationen sonst eigene Neigung zum Mutlosen wird durch die Stellung von Sonne und Venus im Zenith schicksalsvoll aufgewogen.

Als eines Abends der Aldebaran, der schöne Fixstern im Zeichen des Widlers, in Konjunktion mit dem Monde steht, stimmt ihn das, wie der Kanzler von Müller berichtet, „sehr feierlich und heiter; es war, als ob ihm selbst etwas höchst Bedeutendes widerführe“. Ins Unbewußte müsse immer wieder der Mensch sich flüchten, sagt er um diese Zeit, dort lägen seine Wurzeln; ein andermal nennt er seine Werke „Bruchstücke aus ehemaligen Existenzen“, an einem dritten Tage fällt das geheimnisvoll-ironische Wort von seinen Lippen: „Manchmal komm' ich mir vor wie eine magische Auster, über die seltsame Wellen weggehen.“

Von wunderbarer Ruhe des Gemütes werden solche Gefühle bedingt und gefördert. Ausgeglichenere tönen die Gegenstimmen aus seiner Seele empor — doch sind sie nicht verstummt! Auch jetzt bleibt das Gefüge dieser Seele von polaren Kräften wie von gekreuzten Eisenträgern gestützt. „Wem es nicht zu Kopfe will, daß Seele und Körper . . Wille und

Bewegung die notwendigen Doppel-Ingredienzien des Universums waren, sind und sein werden, die gleiche Rechte für sich fordern, . . der hätte das Denken längst aufgeben sollen.“ Ja, er beruft sich, wo er ihn braucht, sogar auf seinen Seelen-Gegner Kant, denn seit dieser „mit dürrer Worten sagt: es lasse sich keine Materie ohne Anziehen und Abstoßen denken, das heißt doch wohl nicht ohne Polarität, bin ich sehr beruhigt, unter dieser Autorität meine Weltanschauung fortsetzen zu können, nach meinen frühesten Überzeugungen, an denen ich niemals irre geworden bin.“

In diesen Worten des 65jährigen Goethe wird dies Doppelwesen nicht allein als seine Weltanschauung stabilisiert: sie wird auch in die erste Jugend rückwärts legitimiert, mit einem gewissen heitern Trotze.

„Wo recht viel Widersprüche schwirren,  
mag ich am liebsten wandern.  
Niemand gönnt dem Andern —  
wie lustig! — das Recht, zu irren.“

Mit immer neuen Wendungen hat er in diesen Jahren die Welt und sich selber als polar bezeichnet: „Es gibt zwei Welten: wenn die eine zürnt, so fragt die andere nichts danach . . Die indifferenten Zustände sind für einen Gott oder für ein Tier, die extremen: Haß und Liebe, Sieg oder Tod, Herrschaft oder Unterwerfung, sind nur für Menschen . . Als wenn Überspannung, Krankheit nicht auch ein Zustand der Natur wäre! Die sogenannte Gesundheit kann nur im Gleichgewicht entgegengesetzter Kräfte bestehen . .“ Und zugleich macht er im Faustischen Stile Sprüche:

„Ich kann mich nicht bereden lassen,  
macht mir den Teufel nur nicht klein.  
Ein Kerl, den alle Menschen hassen,  
der muß was sein!“

oder dieses Xenion:

„Ins Sichere willst du dich betten!  
Ich liebe mir inneren Streit:  
denn wenn wir die Zweifel nicht hätten,  
wo wäre denn frohe Gewißheit?“

Denn aus dem innern Streit eines ganzen Lebens hat Goethe nun eine Art von froher Gewißheit gewonnen. Es ist eine allgemeine, umfassende Liebe, mit der er in diesen Jahren, von seinem Dämon ungestörter als je vorher und je nachher, Welt und Menschen umfaßt. Dieser Eros des alten Goethe manifestiert sich darum in andrer Form als ein früherer.

Da ist er zunächst ganz idealisch: alles Dichterische gesteht er jetzt unter weiblicher Form oder unter der Form des Weibes zu konzipieren;

einen Mann zu schildern sei ihm nur biographisch möglich, ein Historisches müsse zugrunde liegen. Dann ist Eros in einer allgemeinen Menschenliebe, die Goethe früher garnicht eigen war.

„Will all das Volk Gott und sich selbst  
und dem Teufel überlassen!  
Und kaum seh' ich ein Menschengesicht,  
so muß ich's wieder lieben!“

Das ist eine neue Duldsamkeit gegen jedermann, und jetzt spricht er das Philosophenwort: „Die ganze Welt ist voll armer Teufel, denen mehr oder weniger angst ist. Andere, die den Zustand kennen, sehen geduldig zu, wie sie sich dabei gebärden.“ Oder dies andre: „Haß gleicht einer Krankheit, dem Miserere, wo man vorne herausgibt, was eigentlich hinten wegsollte.“ Jetzt mag ihn Jacobi in seiner neuen Schrift mit der These angreifen, die Natur verberge Gott, und noch dazu das Werk „im Namen des Verfassers“ an den Freund gehen lassen: Goethe, der sonst in ähnlicher Lage Epigramme machte, zurückschlug, sich trennte, läßt nun lächelnd den Freund und Gegner grüßen, „denn grade dadurch wird es eine Menschheit, daß es auch Antinomien der Überzeugung gibt“. Dann bekennt er sich gegen Jacobi selbst als jenen Goldschmied aus Ephesos und wünscht sich und ihm Glück, daß Neigung und Liebe zwischen ihnen trotz wachsender Gegensätze des Geistes sich immer erhielten. Wie anders als 20 Jahre vorher, wie viel gütiger als gegen Lavater!

Jetzt hat ihn Eros mit so getroster Stimmung gewappnet, die kein Geschoß mehr spaltet. Ganz labil bleibt immer die Grenze zwischen getrostem Ernst und heiterem Spiele. Selbst die frohe Musik, meint er heute, ziehe zur Schwermut her — und morgen läßt er sich seine Bekannten auf dem Klavier parodistisch vorstellen. Sein Herz gleicht alles aus. „Milde zu sein kostet mich nichts, da meine Härte und Strenge nur factice und Selbstverteidigung ist.“ Zwei Dutzend Sprüche ließen sich zitieren, in denen diese Stimmung sich befreit, und daß es Sprüche sind, deutet aufs neue Knappheit, Sicherheit seines Fühlens an.

„Laß nur die Sorge sein,  
das gibt sich alles schon;  
und fällt der Himmel ein,  
kommt doch eine Lerche davon.“

Oder dieses wundervolle Morgengebet eines heidnischen Wesens:

„Ich weiß, daß mir nichts angehört  
als der Gedanke, der ungestört  
aus meiner Seele will fließen,  
und jeder günstige Augenblick,  
den mich ein liebendes Geschick  
von Grund aus läßt genießen.“

Nun wird ihm alles Schwere leicht, Probleme werden Wettkämpfe, Kämpfe werden Spiele. Eine nie gekannte Helle durchleuchtet Goethes kräftigste Stunden. Und staunend hören wir von seinen Lippen Worte fallen, in denen er sogar die früheren Zeiten freundlich stilisieren möchte: „Ich will alles, was ich kann, spielend treiben . . So habe ich in meiner Jugend gespielt, unbewußt, so will ich's bewußt fortsetzen durch mein übriges Leben. Nützlich? Nutzen, das ist eure Sache! Ihr mögt mich benutzen, aber ich kann mich nicht auf den Kauf oder Nachfrage einrichten . . Zu einem Instrumente geb' ich mich nicht her, und jede Profession ist ein Instrument oder, wollt ihr es vornehmer ausgedrückt, ein Organ.“ Hätte ihn solche Einsicht vor einem Menschenalter erleuchtet, wie vieles hätte er sich erspart! Und doch, nur daß ihm nichts erspart geblieben, hat ihm im Alter diese hohen Siege der Seele geschenkt! Denn wie organisch langsam ward diese Wandlung in ihm vorbereitet! So allein mag man's begreifen, wie dieser dunkle, menschenfeindliche Wahrheitssucher heute singen kann:

„Gibt's ein Gespräch, wenn wir uns nicht belügen,  
mehr oder weniger versteckt?  
So ein Ragout von Wahrheit und von Lügen,  
das ist die Köcherei, die mir am besten schmeckt.“

Hier ist das Seil nur leicht geworfen. In andern Stunden hebt sich dies Spiel erleichterten Gemütes zur Entrückung. Oder welcher andrer Zustand wäre dies, in dem er von der Kaiserin, einer scheidenden Geliebten der Seele, einer schönen Fürstin der Erde, sagt: „Eine solche Erscheinung gegen das Ende seiner Tage zu erleben, gibt die angenehme Empfindung, als wenn man bei Sonnenaufgang stürbe und sich noch recht mit innern und äußern Sinnen überzeugte, daß die Natur ewig produktiv, bis ins Innerste göttlich lebendig, ihren Typen getreu und keinem Alter unterworfen ist!“

Ja, es ist der 60- und 65jährige Goethe — und dieser allein ist es, der sich einem solchen Maß von Harmonie annähert, wie es seinem widerspruchsvollen Wesen möglich und je beschieden war! Beruhigt liegt einmal, wenn auch nur schlafend, Dämon zu seinen Füßen, der ihm bis hierher das Glück des Gleichmaßes störte. In wichtigen Augenblicken läßt er die ungeheure Errungenschaft wohl auch vor Vertrauten zutage treten: Zur Wertherzeit — so gesteht er Zelter — und später aus manchem Schiffbruche habe er sich nur mühsam gerettet, doch nach dem Sturm das Ufer wiedergewonnen und sich in der Morgensonne getrocknet: „Wenn man sieht, wie die Welt überhaupt, und besonders die junge, nicht allein ihren Lüsten und Leidenschaften hingegeben ist, sondern wie zugleich das Höhere und Bessere an ihnen durch die ernstesten Torheiten der Zeit verschoben und verfratzt wird, . . so wundert man sich nicht über Untaten, durch welche der Mensch gegen sich selbst und Andere

wütet. Ich getraute mir einen neuen Werther zu schreiben, über den dem Volke die Haare noch weit mehr zu Berge stehen sollten als über den ersten.“

Indem er Werthern diesen Epilog spricht, ahnt Goethe, der sich ganz gerettet und am Ufer glaubt, nicht, daß noch ein letzter Epilog ganz andrer Art ihm folgen soll! Jetzt oder nie fühlt er sich Herr des Lebens. Licht und Nacht meint er nun in der Farbenlehre gemischt zu haben, und „die Nacht ist mächtiger als der Tag: denn wie viel Dunst und Wolken . . verkümmern uns den Lichtanteil, der von der Sonne gern immer gleich zu uns herabkäme! Diese Betrachtung bestimmte mich . . überhaupt in poetischen, wissenschaftlichen, künstlerischen Äußerungen das Klare vor dem Trüben, das Verständige vor dem Ahnungsvollen vorwalten zu lassen, damit bei Darstellung des Äußern das Innere im stillen geehrt würde.“

Dies alles ist in Goethes verjüngten und verschönten Zügen ausgesprochen. An einem Frühlingstage seines 60. Lebensjahres sieht ihn zum ersten Male der Dichter Graf Baudissin, der berichtet: „Ich schwöre, daß ich nie einen schönern Mann von 60 Jahren gesehen habe. Stirn, Nase und Augen sind wie vom olympischen Jupiter, und letztere ganz unmalbar und unvergleichbar. Erst konnte ich mich nur recht an den schönen Zügen und der herrlichen braunen Gesichtsfarbe weiden; nachher aber, wie er anfang lebhafter zu erzählen und zu gestikulieren, wurden die beiden schwarzen Sonnen noch einmal so groß und glänzten und leuchteten so göttlich, daß, wenn er zürnt, ich nicht begreife, wie ihre Blitze nur zu ertragen sind . . Seine ehemalige Korpulenz hat er verloren, und seine Figur ist jetzt im vollkommensten Ebenmaß . . Er gestikuliert beim Gespräch mit Feuer und entzückender Grazie . . Er spricht leise, aber mit einem herrlichen Organ und weder zu schnell noch zu langsam. Und wie kommt er in die Stube, wie steht und geht er! Er ist ein geborner König der Welt.“

In den besten seiner drei Bilder hat Kugelgen ein Stück davon erhalten, freilich unvollkommen, doch ist er, unter elf Künstlern, noch immer der stärkste, der ihn in diesem großen Jahrzehnte des Aufschwunges nachgebildet hat.

Tiefer klingt die Stimme aus der Maske des 58jährigen. Hier sind die Disharmonien dieses Kopfes, wie sie sich in der Seele widerspiegeln, nicht beschönigt, der Gips, den Zügen aufgelegt, blieb unbestechlich, auch die Ungleichheit der Gesichtshälften tritt hervor. Aber die Freiheit dieser Stirn ist eine errungene, vom Schicksal gemeißelte, die Größe dieser Augen ist eine durch gläubig ungestilltes Schauen erworbene, der Stolz dieser starken männlichen Nase ist sein Werk, und wenn die herabgezogenen Lippen noch lächeln können, so ist dies kein olympisches Geschenk: es ist der Sieg eines Menschen.

So war Goethes Körper und Seele gebildet, zu diesem Grade der Harmonie war er emporgediehen, als zwei Ereignisse ihn trafen, die die Höhepunkte seiner zweiten Lebenshälfte bedeuten:

Goethe begegnet Napoleon und Hafis.

Gewaltsam, wie das Geschlecht verwandte Wesen mit Haß und Liebe zu einander treibt, zieht es den Genius zu seinesgleichen, um sich in seiner wüstenhaften Einsamkeit wie jedes andere Geschöpf doch einmal wiederzufinden; denn Trieb zum Spiegelbilde, doch auch Ehrgeiz, Neugier, Mißtrauen läßt ihn immer wieder den Gleichgewachsenen suchen, behutsam, immer schon mit einem Fuß zur neuen Flucht bereit. So sucht und fürchtet auch der dämonische Mensch, einsam wie der geniale, seinesgleichen. Goethe, der beides umschloß, hat mehr als 40 Jahre vergebens Umschau gehalten — und fühlte sich doch, durch seinen Sinn für Verehrung, nur umso inniger zu großen Zeitgenossen hingezogen.

Schicksal war es zumeist, doch war's auch Folge seines künstlich eingezogenen Lebens, daß ihm die wenigen entgangen sind, an denen er sich hätte messen können. Lessing und Winckelmann entgingen ihm in Leipzig, Voltaire hatte die Schweiz verlassen, als Goethe sie betrat, Klopstock blieb ihm für ein paar Stunden die Erscheinung eines vornehmen Weltmannes, Herder tat alles, um seinen Eindruck stets zu widerrufen, Wieland war rasch durchschaut, mit Schiller aber lag der Fall schon genetisch so kompliziert, und Gaben wie Naturen waren einander so fremd, daß doch mehr die Genossenschaft der Kunst als ein Feuer von Genius zu Genius beide verband. Überhaupt hat Goethe, im Vorgefühle seiner selbst, in allen Dichtern seiner Zeit nur Bruchstücke von sich wiederfinden können. Große deutsche Bildner gab es nicht, Kant hat seine östliche Stadt nicht verlassen, zu der es Goethe ebenso wenig zog wie zu Kant, Schelling und Hegel waren neben allem andern auch zu jung, um Goethen Maßstäbe zu geben. Mozart aber, den er als Knabe spielen hörte, kam ihm zu früh und Beethoven zu spät.

Stärker hätten dem tätigen Manne tätige Männer imponiert, wie denn der Dichter sich immer wünscht, den Mann mit Augen zu sehen, dessen Vorbild in Geschichte und Legende er darzustellen trachtet. Friedrich war schon ein Greis, als Goethe nach Potsdam kam, und doch hat er noch in den Fratzen seiner Diener den Geist verehrt, dessen Träger durch wunderbare Fügung abwesend war. Romantische Charaktere unter Handelnden blieben dem mittlern und spätern Goethe immer fremd, und so hat er Louis Ferdinands Gestalt ohne Eindruck wahrgenommen. Eins aber hätte ihn gefördert und vielleicht hingerissen: das war der Atem von Paris in jenen neunziger Jahren, das war vor allem Mirabeau, dessen Geist und dessen Büste seine Freunde verehrten. Doch davon hielten ihn Bewegungen der Seele zurück, wie wir sie am Ende des zweiten Buches darzustellen suchten, und auch in der Nähe, bei einem Besuch von Paris

hätte er erst gewisse Beklemmungen überwinden müssen, die Goethe, diesen Unterhalter und Lehrer, stets vor dem ihm wesensfremden Redner anfielen.

Als aber der General Bonaparte auftrat, war Goethe sogleich kaptiviert, obwohl er kriegerrische Taten nach seiner Art sonst kaum bewundern konnte und auch in Cäsar und Friedrich mehr Regierer als Feldherrn ästimierte. Zwei Dinge zogen ihn zu dem jungen Helden: das Ausmaß seiner Unternehmungen und seines Erfolges. Während des Konsulates zweifelt er noch, ob diese „herrliche und herrschende Erscheinung“ sich halten werde; doch wird er schon gegen Wielands Dialog über Napoleon ironisch und tadelt bald darauf in öffentlicher Kritik ein Buch, weil es an diesem außerordentlichen Manne manches Ärgernis nehme.

Als sich dann in wenigen Jahren das Unternehmen ins Ungeheure steigerte, als ein Schatz von Anekdoten, liebende und hassende, den kleinen Mann als den großen Dämon entwickelte, als antikische Tatkraft, naiver Zugriff, unsäglich Freiheit den Advokatensohn und Leutnant mit 35 Jahren in den Besitz der höchsten Erdenmacht versetzte: da strich Goethe den anarchischen Ursprung dieses Aufstieges aus, da vergaß er vollends die Wochen der Campagne, die er zur Herstellung des Bourbonen mitgelitten hatte, er verzich dem neuen Helden die Revolution, ja, er fühlte sie rückwärts durch diesen Genius gerechtfertigt. Von Austerlitz ab nennt er ihn seinen Kaiser.

Goethe, der nie nach Macht gestrebt hat, liebte die Macht, haßte die Anarchie, und nichts erweist seine rein genialische Auffassung des Helden und der Geschichte, seinen Verzicht auf alle ererbte Ordnung zugunsten des gebornen Genies deutlicher als diese Leidenschaft für den größten Selfmademan, den neben ihm die Zeit hervorgebracht hat. Der gefestete Platoniker fühlte sich auch durch seine stürmischen Anfänge diesem Kaiser verwandt, der zuerst ein Jakobiner war. „Napoleon — resümierte er einmal sehr tief — hat die Tugend gesucht, und als sie nicht zu finden war, die Macht bekommen.“ Über das Unmögliche hinweg fühlte sich dieser sächsische Minister vom Franzosen, dieser Besiegte vom Sieger, dieser Dichter vom Helden wie von einem Bruder angeblitzt: hier endlich fand er seine beiden eigenen Grundelemente, er fand Genius und Dämon wieder, und wenn er zwischen Versen und Druckbogen, zwischen Theater und Bibliotheks-Umbauten, zwischen Pflanzen, Münzen, Stichen und Chören in seinen wohlgeheizten Räumen von Napoleons Schlachten las, so konnte er nicken und, nur den Göttern vernehmbar, die indische Formel murmeln: Das bist du!

Tyche tat, was sie konnte, um Goethe dies späte, einmalige Glück nicht durch die Zeit zu verwirren. Den Staat, dessen Minister er nun einmal war, ließ sie nicht unter Napoleons Hammer fallen und ersparte dadurch dem zeitgebundenen Staatsbeamten ein Dilemma des Gefühles, in das ihn der ewig ungebundene Genius gerissen hätte. Nur wenige

Wochen war Carl August Napoleons Feind gewesen und nur als preußischer General, leicht und rasch bildete sich die Brücke. Wäre am Tage nach Jena statt des Marschalls der Kaiser selbst ins Haus des Staatsministers Goethe getreten, er hätte keinen Feind gefunden. Schon ein paar Monate später schrieb Goethe, der aus Berlin mancherlei über Napoleon vernommen, an Knebel: „Man verleugnet sich das Ungeheure, so lange man kann, und verwehrt sich eine richtige Einsicht des Einzelnen, woraus es zusammengesetzt ist. Wenn man aber diesen Kaiser und seine Umgebung mit Naivetät beschreiben hört, so sieht man freilich, daß nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht sein wird.“

Dazu kommt Goethes Neigung zum Römischen (das er später im Englischen wiederverehrt): „Dieser große Verstand, diese Ordnung in allen Dingen sagen mir zu, das Griechische in dieser Hinsicht nicht so“, und Cäsars Ermordung nennt er einmal „die abgeschmackteste Tat, die je begangen wurde“.

Goethes zeitloser Blick kann das Genie nur als höhere Macht betrachten und vergleicht es daher unmittelbar mit der Tragödie: poetische Gerechtigkeit sei absurd, das eigentlich Tragische, das injustum, das sehe Napoleon ein und spiele das Fatum selber; und wie man vor Goethe die Apokalypse auf Napoleon deutet, erwidert er: „Sein Märchen kommt mir grade so vor wie die Offenbarung Johannis. Es fühlt ein jeder, daß noch etwas drin steckt, er weiß nur nicht was.“ Als einmal von Genie und Moral die Rede ist, läßt Goethe solche Gestalten aus der Moralität heraustreten und wie physische Ursachen, wie Wasser und Feuer wirken, denn ein Gott könne nur wieder durch einen Gott balanciert werden. Alles, was er im Alter über das Genie sagt, nimmt er stillschweigend von Napoleon, sofern er von unbeschränkter Aktivität, — er nimmt es von sich selbst, sofern er von selbstbeherrschter Gestaltung spricht.

Goethes mystische Auffassung Napoleons, in vielen Gesprächen wiederholt, ohne daß er sie je niederschrieb, hat er auch zweimal in Verse gebracht, einmal beim Tode des Kaisers, vorher in halb politischer, halb höfischer Maske: als ihn die Karlsbader Bürger bitten, Marie Louise von Frankreich zu begrüßen:

„Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen,  
er übersieht's in hellstem Geisteslicht,  
das Kleinliche ist alles weggeronnen,  
nur Meer und Erde haben hier Gewicht;  
ist jenem erst das Ufer abgewonnen,  
daß sich daran die stolze Woge bricht,  
so tritt durch weisen Schluß, durch Machtgefechte  
das feste Land in alle seine Rechte.

Und wenn dem Helden alles zwar gelungen,  
den das Geschick zum Günstling auserwählt



und ihm vor allen alles aufgedrungen,  
was die Geschichte jemals aufgezählt,  
ja reichlicher, als Dichter je gesungen —  
ihm hat bis jetzt das Höchste noch gefehlt:  
Nun steht das Reich gesichert wie geründet,  
nun fühlt er froh im Sohne sich gegründet.“

Hat hier der Dichter in kurialen Versen das Schicksalsvolle des Kaisers umrissen, so muß er an sich selbst gedacht haben, als er vom Aufgedrungenen spricht, das ihn in seiner Sphäre hier, wie jenen dort belaste und das Beide verarbeiten müssen. „Ich habe nie gefragt: was will die große Masse und was nutze ich dem Ganzen? Sondern ich habe immer nur dahin getrachtet . . den Inhalt meiner eigenen Persönlichkeit zu steigern.“ Sind das Worte Goethes oder Napoleons? Nur die Diktion verrät den Redenden. Und Knebel, einer der zwei oder drei tiefsten Erkenner Goethes, nennt sogar seine körperliche Konstitution der des Kaisers sehr verwandt.

Doch auch rein psychologisch hat Goethe den Kaiser ganz genial auf dem Wege ihrer Verwandtschaft erfaßt. Als ihm Napoleons Worte auf Elba bekannt werden: „J'ai toujours cherché le merveilleux, j'avais la passion de surmonter toutes les difficultés“, da schreibt er: „Napoleon legt sich hier die entgegengesetztesten Eigenschaften bei: die Liebe zum Wunderbaren gehört eigentlich dem Poeten, die Lust, Schwierigkeiten zu überwinden, dem Mathematiker.“ Hier ist Napoleons Charakter skizziert, aus dem sich dann vor Goethes Augen sein Untergang logisch entwickelte: denn was sonst hätte ihn gestürzt als das Überwuchern seiner phantastischen über seine mathematischen Kräfte, dargestellt in jenem Alexanderzug nach Osten, dem zum erstenmal die Zahl als Basis fehlte! Doppelnatur nennt ihn Goethe selbst: „Schwärmer, Phantast — und Augenmensch, Realist.“

Doch zugleich ist aufs neue die Verwandtschaft beider Seelen angedeutet: denn welches andre hätte Goethes Leben verwirrt und um das Glück der Harmonie gebracht als dieses selbe Spiel der eingebornen Kräfte, dargestellt in immer neuen Versuchen zur Realistik des handelnden Lebens, das er gewaltsam dem Phantastischen entgegenhielt! Napoleon, vom Schicksal auf die Tat gewiesen, mußte fallen, als er sich seinem Traum vertraute; Goethe, vom Genius auf die Gestaltung seiner Träume gewiesen, konnte erst siegen, als er dem Wahn der Tat entsagte. Genau im Schnittpunkt dieser beiden Linien: Goethe auf erreichter Höhe, Napoleon kurz vor seinem tragischen Fehler, begegnen sich für eine Stunde beide Männer, um einander ins Weltgesicht zu schauen.

Goethe steht in dieser Stunde im 60., Napoleon im 40. Lebensjahre. 5 Jahre vorher wäre Napoleon von einem dicken Goethe, 5 Jahre später wäre Goethe von einem dicken Napoleon enttäuscht worden. Für Beide ist's der günstigste Moment.

Wann hatte, seit Sokrates mit Alkibiades beim Symposion saß, seit Seneca seinen Kaiser beriet, ein kleiner Raum, ein Zimmer zwei Menschen von solcher selbsterworbenen Macht umschlossen? War dies wirklich noch eben, zur Zeit unserer Großväter möglich: daß zwei Männer aus sich heraus im Laufe weniger Jahrzehnte Legenden und geistige Dynastien formten, daß zwei Bürgersöhne, zwischen Tausenden in der Straße irgend einer Stadt wie unsichtbar geboren, nun ihre Mütter zu solchem Rang erhoben, daß die eine als Kaiserin-Mutter in den Tuilerien regierte, die andere einen Salon mit den stolzen Worten betrat: „Je suis la mère de Goethe!“

Denn auch Napoleon, der in seinem Leben im Grunde nur einem einzigen kongenialen Menschen begegnet war, den er brauchte und haßte, jenem Talleyrand, spürte in Goethe den einzigen andern Meister. Zieht man von der Begegnung alles ab, was Schauspiel oder Politik gewesen, so bleibt am Ende doch ein Wort, in dem sich auch sein Geist zum ersten Male überwältigt zeigt.

Als Ende September 1808 Napoleon vor dem spanischen Feldzuge nach Erfurt kommt — seit 3 Jahren ist er Kaiser, noch ist er Josephinens Gatte —, steht er auf dem Höhepunkte seiner äußeren Bahn: 4 Könige und 34 Fürsten sind hier versammelt, um diesem Parvenü zu huldigen.

In diesen Tagen ist er in innerster Bewegung: er fühlt sich auf dem Gipfel, doch in dämonischer Ahnung fürchtet er schon ein Ende. Wie erklärte sich sonst die Unruhe, die ihn zunächst um das Bündnis mit Rußland befällt? „Liebt mich Alexander so sehr, wie Sie meinen, — sagt er zu Talleyrand, dessen Memoiren es festgehalten haben — warum unterschreibt er noch immer nicht das Bündnis?“ Aufgeregt geht er im Zimmer auf und nieder: „Wissen Sie, warum sich niemand meinem Glücke verbinden will, warum jeder zaudert? Weil ich keine Kinder habe und alle meinen, alles stehe auf diesen zwei Augen! Das ist eine schlimme Sache für die Welt — das muß man eines Tages ändern.“

Mit dem Zaren, der über Weimar kam, ist auch Carl August nach Erfurt gereist, guten Muts: der Zar ist seiner Schwiegertochter Bruder, und so ist sein Land fürs erste gut gestellt, denn der Kaiser braucht den Zaren. Mit großem Gefolge ist der Herzog hinübergefahren.

Nur Goethe bleibt fern. Fürchtet er, den in dieser weltlichen Epoche alles nach Erfurt locken mußte, die große Enttäuschung der Realität? Will er gerufen werden? Als er nach ein paar Tagen gerufen wird, doch nur von seinem Herrn, zögert er abermals, und erst Christianens guter Instinkt vermag ihn zu der kleinen Fahrt zu bestimmen.

Auf dieser Fahrt ist Goethes Seele wunderbar gestimmt. Vier Wochen vorher war er aus jenem heiteren Sommer von Karlsbad aufgebrochen, alle vier Frauen waren ihm fortgefahren, in die er in diesen Monaten verliebt war, er fühlt sich einsam, und wie er noch Weimar zu vermei-

den sucht, das von Truppen gestört sein soll, bittet er aus Jena Christiane, ihm ein paar Stunden an einen dritten Ort entgegenzufahren, denn „wie sehr wünsche ich dich wiederzusehen und dir zu sagen, wie sehr ich dich liebe“. Aber inzwischen fährt er aufs Land, um Silvie wiederzusehen.

Als er heimkehrt, kommt die Nachricht, die Mutter sei tot. Ein paar kalte Dankbriefe an Freunde, die ihr zuletzt beigestanden, ein Billett an Silvie, die seine getrübtte Heimkehr meldet, sind alle Zeichen seines Anteils. Nach ein paar Tagen kommt der Zar, Empfänge, Abreise der Fürsten, Berufung Goethes nach Erfurt. Noch ein eilig liebendes Billett bei der Abfahrt mit einer Gabe an Silvie: „Gedenken Sie mein. Von Erfurt gewiß! G.“

Mit diesen Gefühlen zwischen der Frau, der Geliebten und dem Tode der Mutter fährt Goethe zu Napoleon.

Er kommt in ein Gewühl, wie er es nie gesehn, Diplomaten, Militärs, alle Nationen. Am zweiten Abend lernt er beim Tee den Minister Maret kennen. Der sagt dem Kaiser andern Tages, Goethe ist hier. Sofort wird er zur Audienz berufen. Abends sieht er zum erstenmal französisches Theater. Als er am nächsten Tage zum Lever erscheint, erinnert er sich heiterer Zeiten, die er im selben kleinen Palais mit dem Statthalter von Dalberg hier verlebte. Lannes, den er vor zwei Jahren am Tage nach dem Überfall im Quartier bei sich hatte, begrüßt ihn herzlich, ein paar Generale werden vorgestellt, plötzlich steht er vor Talleyrand — und muß mit seinem Blick und seinem Sinn für Gegenspieler in ihm doch wohl Mephistos Schatten erkannt haben.

Wie dieser Kopf auf ihn wirkte, hat er später vor seinem Porträt geäußert: diese ruhige, unangefochtene Miene in allen Stürmen ließe sich noch begreifen, nicht aber, wie er selbst sie aushält, denn sein Blick ist „das Unerforschlichste . . er geht nicht in sich hinein wie der eines Denkenden, auch nicht vorwärts wie der eines Beschauenden: das Auge ruht in und auf sich; wie die ganze Gestalt, man kann nicht sagen ein Selbstvergnügen, aber doch einen Mangel an irgend einem Bezug nach außen andeutet.“

Wie wird Napoleon nach diesem wirken?

„Ich werde in das Kabinett des Kaisers gerufen. Im selben Augenblicke meldet sich Daru, welcher sogleich eingelassen wird. Ich zaudere deshalb. Werde nochmals gerufen. Trete ein. Der Kaiser sitzt an einem großen, runden Tische frühstückend, zu seiner Rechten steht etwas entfernt vom Tische Talleyrand, zu seiner Linken ziemlich nah Daru . . der Kaiser winkt mir, heranzukommen. Ich bleibe in schicklicher Entfernung vor ihm stehen. Nachdem er mich aufmerksam angeblickt, sagt er: Vous êtes un homme!

Ich verbeuge mich.

— Wie alt sind Sie?

— 60 Jahre.

— Sie haben sich gut gehalten. Sie sind, ich weiß, der erste dramatische Dichter Deutschlands.“

Goethe, abwehrend, weist auf Schiller und Lessing. Napoleon kennt von Schiller nur den Dreißigjährigen Krieg, der ihn nicht befriedigt. Goethe verteidigt Schiller. Napoleon bricht ab und fragt, ob sich in Weimar „die Akademie“ vereinige. Goethe weist auf Wieland als den berühmtesten. Napoleon bittet, ihn einzuladen.

Nun nimmt Daru das Wort, rühmt Goethe, so wie er's in Berlin gehört hat, weist auf seine Übersetzungen aus dem Französischen, besonders auf Voltaire's Mahomet.

— Ich will gleich fragen, sagt der Kaiser, ob wir dieses Stück hier spielen können, Sie sollen es auf französisch hören, aber es ist kein gutes Stück; und legt sehr umständlich dar, wie unschicklich es sei, den Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung geben zu lassen.

Dann kommt er auf Werther, den er siebenmal gelesen und selbst nach Ägypten mitgenommen hat. Nach mehreren Glossen, die Goethe später als ganz richtig bezeichnet, sagt der Kaiser:

— Je n'aime pas la fin de votre roman.

— Je ne croyais pas que Votre Majesté aimât que les romans aient une fin.

Nun äußert der Kaiser Bedenken, daß am Ende auch Werthers Ehrgeiz als Motiv benutzt werde: — Das ist nicht naturgemäß und schwächt beim Leser die Vorstellung vom übermächtigen Einfluß der Liebe auf Werther. Warum haben Sie das getan?

Goethe lacht — wie er in zwei Briefen bezeugt — oder, wie es in seinem gemäßigten Berichte viel später heißt: er lächelt, und erwidert, zwar habe ihm wohl noch niemand diesen Vorwurf gemacht, doch finde er ihn ganz richtig und gestehe, daß an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sei. Allein es wäre dem Dichter vielleicht zu vergeben, wenn er sich eines Kunstgriffes für gewisse Wirkungen bediene, die er auf einem einfachen, natürlichen Wege nicht hätte erreichen können.

„Der Kaiser schien damit zufrieden, kehrte zum Drama zurück und machte sehr bedeutende Bemerkungen wie einer, der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit gleich einem Kriminalrichter betrachtet und dabei das Abweichen des französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte. So kam er auch auf die Schicksalsstücke mit Mißbilligung; sie hätten einer dunkleren Zeit angehört:

— Was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal.“

Darauf wendet er sich wieder an Daru, um weiter über die Kontributionen zu verhandeln. Goethe tritt in einen Erker zurück und erkennt, indem er sich umsieht, Berthier und Savary. Der große, langhaarige Marschall Soult tritt ein und berichtet über Polen.

Dann „stand der Kaiser auf, ging auf mich los und schnitt mich durch eine Art Manöver von den übrigen Gliedern der Reihe ab, in der ich stand. Indem er jenen den Rücken zukehrte und mit gemäßigter Stimme zu mir sprach, fragte er, ob ich verheiratet sei, Kinder habe,“ und so weiter. Dann, ob es Goethe hier gefalle.

— Sehr gut, und ich hoffe diese Tage sollen auch unserm kleinen Lande nützen.

— Ist Ihr Volk glücklich?

— Ich hoffe wohl.

— Monsieur Göt, Sie sollten während des ganzen Aufenthaltes hier bei uns bleiben, um aufzuzeichnen, wie dieses große Schauspiel auf Sie wirkt.

— Dazu fehlt mir die Feder eines antiken Autors . .

— Ihr Herzog hat mich nach Weimar eingeladen. Er war eine Weile ziemlich böse, aber dann hat er sich ja gebessert.

— Wenn er böse war, Sire, so war die Strafe wohl ein wenig stark, doch darf ich über diese Dinge vielleicht nicht urteilen. Wir jedenfalls müssen ihn alle verehren.

Zum dritten Male kommt nun der Kaiser auf das Trauerspiel:

— Es sollte die Schule der Könige und der Völker sein. Das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie sollten den Tod des Cäsar schreiben, auf eine würdige Art — großartiger als Voltaire! *Ce travail pourrait devenir la principale tâche de votre vie. Dans cette tragédie il faudrait montrer au monde, comme César aurait pu faire le bonheur de l'humanité, si on lui avait laissé le temps d'exécuter ses vastes plans. Venez à Paris! Je l'exige de vous!*

Dann lädt er Goethe für den Abend ins Theater, wo er viele Fürsten finden werde:

— Kennen Sie den Fürst-Primas? Nun, Sie werden ihn heut abend an der Schulter des Königs von Württemberg schlafen sehn. Kennen Sie den russischen Kaiser? Sie sollten ihm etwas über Erfurt widmen!

— Ich habe dergleichen nie getan, um es nie zu bereuen.

— Unter Ludwig dem Vierzehnten haben es unsre großen Autoren anders gehalten.

— Zweifellos, Sire, doch scheint ungewiß, ob sie es nie bereut haben.

Goethe antwortete „immer auf eine natürliche Weise. Der Kaiser schien zufrieden und übersetzte sich's in seine Sprache, nur auf eine etwas entschiedenere Art, als ich mich hatte ausdrücken können . . Selten hörte er unbeweglich zu, entweder er nickte nachdenklich mit dem Kopfe oder sagte oui oder c'est bien . . und fügte gewöhnlich hinzu: Qu'en dit Monsieur Göt?

Und so nahm ich Gelegenheit, bei dem Kammerherrn durch eine Gebärde anzufragen, ob ich mich beurlauben könne, die er bejahend erwiderte, und ich dann ohne weiteres meinen Abschied nahm.“

Diese Audienz, die Goethe und Napoleon einander gewährt haben, hat über eine Stunde gedauert. Wie einen gestürzten Fries der Antike muß man das kostbare Gespräch mühsam aus Bruchstücken zusammensetzen und steht dann noch vor einem Torso.

Denn Goethe hat ein langes Stillschweigen darüber gehalten, ist sogar den Fragen des Herzogs ausgewichen, hat noch nach 6 Jahren abgelehnt, es ganz aufrichtig mitzuteilen, um Klatsch zu verhüten, aber sehr auffallenderweise nichts aufgeschrieben und erst nach 16 Jahren eine Skizze diktirt, die er selbst als unvollkommen bezeichnet. Das politische Gespräch, von dem sich nur zwei oder drei Sätze erhalten haben, ferner jede Wendung des Kaisers zu Goethes Ruhme, schließlich seine guten Antworten, auf die man aus seinen Briefen indirekt schließen darf, hat er verschwiegen. Doch ließ sich das Gespräch aus des Kanzlers von Müller Erinnerungen glaubwürdig ergänzen, der für Talleyrand ein *Mémoire* darüber verfaßt hat, und aus Talleyrands eigenen *Memoiren*, zumal beide noch in denselben Tagen Goethe vorgelegt wurden.

In dieser Stunde haben sich die beiden Geister erkannt. Napoleon hat es auf seine kurze Art in jenen drei Worten bewiesen, mit denen er Goethe empfing, und die wahrscheinlich nicht „*Vous êtes un homme!*“, sondern (nach Riemer) „*Voilà un homme!*“ gelautet haben; ferner in dem Schweigen, mit dem er Goethes Verteidigung des Herzogs duldete. Auch in dem geringeren Aufwand und Theater, als er bei Napoleon sonst üblich war, darf man seine besondere Stimmung erkennen. Doch vor allem: wie konnte er einen deutschen Dichter höher ehren als durch die Aufforderung, ein Stück des Voltaire noch einmal und besser zu schreiben, statt vor ihm die französische Schule zu rühmen, an der etwa die kulturlosen Besiegten lernen sollten! Ja, er spricht offen gegen das französische Theater, das ihm unwahr und unnatürlich erscheine, und hier wird man daran erinnert, daß doch am Ende kein Franzose spricht und warum sich Goethe mit diesem halben Italiener rascher versteht. Am Ende läßt ihn der Kaiser nach Paris, einen Deutschen, damit er für sein kaiserliches Theater schreibe; und da der Kaiser wissen muß, wie er damit die Poeten seiner Nation beleidigt, fragt man: Warum dies alles?

Der Spielplan von Erfurt gibt die Antwort. Nicht phrasenhaft betont Napoleon die Wichtigkeit der tragischen Bühne, er hat sie durchaus studiert, als Jüngling für sie geschrieben. Für diese Tage hat er inmitten der Staatsgeschäfte sorgsam die Stücke selber ausgesucht, in deren Anblick seine fürstlichen Gäste nachdenklich werden sollten. Denn nun ist die Politik das Schicksal. Als Talleyrand für Goethe mit Mühe einen Vorderplatz erlangt hat, da der ganze erste Rang nur den gekrönten Häuptern, der zweite den Erbprinzen vorbehalten war, kann Goethe nun an einem Abende im Mithridates Napoleons Haß gegen England, am zweiten in Racines Iphigenie aus Talmes Munde die Verse vom selbsterworbenen Ruhm mit allerhöchst befohlenem Ausdruck sprechen hören.

Als aber vollends im Mahomet einer seiner Getreuen ausruft:

„Qui l’a fait roi? Qui l’a couronné?  
La victoire!“

da sieht Goethe alle Blicke nach der Kaiserloge gleiten, und wie dann Omar vom Propheten verkündet:

„Au nom du conquérant et du triomphateur  
il veut joindre le nom du pacificateur“:

da macht Napoleon von seinem Platz aus mit einem Zeichen kund, dies sei auch sein Wille.

In diesen Augenblicken mußte Goethe fühlen, wie ihn der Weltbeherrscher ehrte, als er ihn zum dramatischen Verkünder von Cäsars Größe zu machen suchte und so von der seinen. Nie hatte Goethe — seit der Jugend — bis zum 60. Jahre eine wahrhaft tief nationale Wirkung erlebt und sollte nun, über die Nation hinaus, Verkünder eines Wirkens werden, das ihn seit Jahren hinriß. Das römische Element in ihm mußte sich getroffen fühlen: leibhaftig sah er vor sich den Cäsar stehn, die Antike.

Und mußte er sich nicht, über Voltaire gestellt, auch als Rächer der deutschen und seiner eigenen Jugend-Dichtung vorkommen, die Friedrich verachtet hatte, um Voltaire nach Potsdam zu rufen? Schien es nicht eine große, späte Rechtfertigung des deutschen Sturms und Dranges, wenn nun der Herr der Welt unter allen grade diesen Goethe nach Versailles berief? Ein Rhapsode, ein Homeride durfte Goethe sich fühlen, da ihn diese Wendung in der weitesten und hellsten Epoche seines Lebens traf. Als reiner Dichter, so wie er sich nun endlich selbst verstand, sah er sich von Europas Herrn herausgefordert, ohne ihm je auch nur mit einem Wort, gesprochen, geschrieben oder gedruckt — jene Verse fallen später — gehuldigt zu haben. Denn nie hatte Goethe seine Bewunderung anders als zu vertrauten Freunden ausgedrückt!

Gepanzert war er vielmehr, bevor er in das Kabinett des Kaisers trat, und ob er sich auch im Gehen, Stehen, Verneigen als Mann von Welt geziemend hielt, so kamen doch seine Worte dem Kaiser durchgehends weniger entgegen als des Kaisers Worte ihm.

Braucht’s dafür eine Probe, so mag man diesen großen ersten Auftritt mit einem zweiten, kleineren vergleichen, der ein paar Tage später im Schlosse zu Weimar spielt. Dorthin hat Napoleon seine Schauspieler geschickt. Früh große Jagd, und zwar auf dem Schlachtfelde von Jena — 2 Jahre nach der Schlacht. Abends „Cäsars Tod“, von Talma und den Seinen auf Goethes Bühne gespielt, in die ehemals Napoleons Granaten geschlagen hatten. Dann Ball im Schlosse. Der Kaiser läßt sich durch den glänzenden Ballsaal führen, die Namen von ein paar hübschen Frauen sagen, dann Goethe, Wieland und die andern „académiciens“ bitten.

Erst macht er Wieland ein Kompliment, dann rühmt er aufs neue die Tragödie als Schule höherer Geister, kommt auf Tacitus, greift diesen an, weil er alle Herrscher als Verbrecher oder Tyrannen darstelle — „aber ich langweile Sie, wir sind nicht hier, um über Tacitus zu reden. Sehn Sie, wie schön Kaiser Alexander tanzt!“

Da erwidert im edelsten Französisch der 75jährige Wieland: „Ich weiß nicht, warum wir hier sind, aber ich weiß, daß Eure Majestät mich in diesem Augenblicke zum Glücklichsten der Sterblichen machen! Nicht den Herrscher zweier Throne glaubt man vor sich zu sehen, man glaubt einen homme de lettres zu hören. Erlauben Sie also, Sire, daß ich dem Schriftsteller antworte.“ Und nun verteidigt er in langer Rede Tacitus mit Zitaten aus Racine, glänzend, fließend, vollendet vorbereitet. Darauf Napoleon:

„Stehn Sie mit Herrn Johannes Müller in Verbindung?“

„Gewiß, Sire.“

„Also hat Der Ihnen geschrieben, daß ich gegen Tacitus bin! Nun, ich halte mich noch nicht für geschlagen, Monsieur Wieland. Nächstens mehr davon!“

Nirgends zeigt sich der geniale Ernst der Goethischen Unterhaltung deutlicher als vor dieser Wielandischen. Die Scheinfreiheit, mit der sich Wielands höfische Glätte illuminieren will, dieser deutsche Männerstolz vor Königsthronen mit gallischem Akzent, dann aber das geschickte Manöver Napoleons, ihn als vorbereiteten Redner zu enthüllen: dies ist das typische Gespräch zwischen Künstler und Usurpator. Jenes andre, von dem wir nur Bruchstücke haben, war, alles in allem, doch ein Göttergespräch.

So hat es Goethe aufgefaßt. Zwar sein tonloses Tagebuch klappert selbst an diesem Tage nur: „Zum Lever. Nachher beim Kaiser. Tafel beim Herzog . . Fand ich Hofrat Morgenstern.“ Aber an Cotta schreibt er bald gradezu, „daß mir in meinem Leben nichts Höheres und Erfreulicheres begegnen konnte, als vor dem französischen Kaiser, und zwar auf eine solche Weise zu stehen . . daß mich noch niemals ein Höherer dergestalt aufgenommen, indem er mit besonderem Zutrauen mich gleichsam gelten ließ und nicht undeutlich ausdrückte, daß mein Wesen ihm gemäß sei“. Und zu Riemer sagt er am gleichen Tage: „Das wunderbare Wort des Kaisers: Voilà un homme!, womit er mich empfangen hat, ist weiter gedrunken. Man sieht, daß ich ein recht ausgemachter Heide bin, indem das Ecce homo in umgekehrtem Sinn auf mich angewandt worden.“

Auch die Ehrenlegion und ein russischer Stern sind ihm nur als Symbol der seltsamen Vereinigung von Ost und West auf der Brust des übernationalen Dichters wertvoll.

Groß wird für Goethe und für Weimar die Nachwirkung dieser



Tage. Napoleon ist unser Heiliger, schreibt Voigt, der Staatsminister. Weimar wird von Diensten befreit, Jena durch Geld entschädigt, Wieland treibt seine höfischen Ironien aufs Äußerste, indem er Napoleon den sanftesten, anspruchslosesten Menschen von der Welt nennt, Goethe schwärmt für Talma, und der kaiserliche Kommissär, der in Erfurt preußische Spionage überwachen soll, übersetzt den Faust ins Französische.

Warum aber geht Goethe nicht nach Paris?

Lange hat ihn der Plan beschäftigt, wiederholt hat er sich nach Kosten und Einrichtungen erkundigt. Doch ist er ja nicht einmal bis nach Wien gekommen. Als er ein Jahr später einen Pariser Brief erhält, gesteht er mit Mephistos Stimme: „Unter uns gesagt, sieht man doch bei all den ungeheuren Reichtümern eine sehr eitle und leere Welt auf und ab wandeln, die für das Leben das Angenehme hat, daß jeder den andern kümmerlich gelten läßt, um nur auch kümmerlich etwas zu sein.“

Man spürt: er braucht es nicht mehr. Italien mit Augen zu sehn, war ihm höchste Begierde, weil der südliche Teil seiner Seele endlich Nahrung forderte. Was aber braucht er von Paris? Ein 37jähriger mußte noch über die Berge, lächelnd bleibt der 60jährige daheim.

So glättet sich nach diesem kurzen innern Sturm sogleich die Fläche seiner Seele, unter deren besonnener Breite die Tiefe unsichtbar bleibt. In den Tagen nach der Abfahrt des Kaisers von Weimar: „Bibliothek . . Minna von Barnhelm. Einiges in Rahmen gebracht, Kupfer und Zeichnungen . . Aufsatz wegen des Nachdruckes“, und gleich gehen auch an die Karlsbader Freundin die zärtlichsten Dinge. Wieder zeigt sich darin die bukolische Stimmung, die unerschütterbare Heiterkeit dieser Jahre, wenn er noch mitteln aus dem Gewühle Silvien vertraut, Geschäfte riefen ihn nach Frankfurt zum Antritt seines Erbes: „Nach Paris werde ich dringend eingeladen, der Kaiser beehrt mit dem Zeichen der Ehrenlegion Ihren Freund: das sind alles Winke und Reizungen, die mich nach Südwest locken, da ich sonst mein Heil nur in Südost zu suchen pflegte.“

Dann schickt er ihren Eltern eine Gabe, und zwei Wochen nach einem Gespräch mit dem Herrn der Welt, der seiner Existenz eine neue, glänzende Basis geben will, sitzt er bei seiner blonden jungen Freundin, um zu bleiben „morgen, übermorgen und so weiter . . in Hoffnung!“ Dann schließt er dies Erlebnis mit der Klage ab, alle diese Zerstreuungen hätten ihn um 6 Wochen Arbeit gebracht! Mit diesen wunderbar bedeutenden Worten kehrt Goethe seinen Blick von der Sonne eines fremden Sonnensystems, um still in seine Welt zurückzukehren.

Wie rasch, wie ganz muß er sich vollends von der Betrachtung eines fremden Mondes kehren! Denn wenn ihn auf seiner Höhe das welt-

historisch Bedingte selbst in höchster Gestalt nicht mehr ablenken kann, so muß es ihn erst recht in Gestalten befremden, die ihm so verwandt und doch so fragwürdig erscheinen wie Hamlets Vater seinem Sohn. Niemals ist Goethes unglückliche Liebe zu Deutschland kritischer aus ihm hervorgetreten als in diesen Jahren, da er sein Volk, auf das er hatte stolzer sein wollen, von der Hand des Helden bezwungen, doch zugleich auch verwaltet und „ausgelüftet“ sah. Aus Wesen und Erlebnissen erklärt sich Goethes liebende Skepsis gegen die Deutschen.

Nach einem kurzen Rausche, genährt durch jugendlichen Trotz gegen französische Herrschaft im Grenzgebiet, nach einer Schwärmerei von zwei Jugendjahren für deutsche Gotik, Landschaft, Ritterschaft hat Goethe schon mit 25 Jahren, erst stumpf und unklar, deutlicher allmählich, um Mitte 30 leidenschaftlich fordernd, dann mit System und Gründen einen Widerstand gegen Klima und Landschaft, Geschichte, Politik und Wesen seines Volkes in sich entdeckt und aufgezogen, der aus dem innersten Gefüge seiner Seele steigen mußte. Oder was wäre seines ganzen Lebens duldsam lernendes Bestreben nach Gleichmaß und Wärme, nach hoher Stille und klarer Linie andres als ein Streben aus Nebel und Kälte, aus Gotik und Problematik, aus Wünschen und Versuchen zu jenen Ländern, jenen Völkern hin, wo ein natterer Sinn natürlicher und williger ein helles Leben führt, um eine heitere Kunst sich aufzubauen!

Hatte er nicht ein halbes Leben nach Gegenwart gestrebt, nach Selbstvergessen und Genügen — und mußte doch in Rom und in Neapel sinnend am Rande einer Straße, eines Karnevals verweilen, Zuschauer des Lebens, während er die Dichter des Südens, jetzt wie im Altertum, als freundlich aufgenommene Gäste des Schicksals kannte! Wenn er als Jüngling sich in Faustens Maske ins freie Land hinaussehnte; wenn er dreimal vom Gotthard verlangend niederschaute; wenn er sich in Trient gleich unter dem Passe neugeboren fühlte oder im Treiben der Welt beklagte, nicht als eines Engländers Sohn in frühesten Freiheit gesetzt zu sein; wenn er als Süddeutscher über Thüringens rauhere Winter ein Leben lang Klage führte; wenn er Voltaire und Rousseau, Tasso und Ariost um ihr nationales Echo beneidete; wenn er als Wilhelm Meister zu den Schauspielern floh, um nur dem bürgerlichen Zwang entrückt zu leben; wenn er in die Antike sich verlor, um hellere Götter und Menschen unter blauerem Himmel nachzumalen; wenn Schiller ihm in jenem ersten Briefe den riesenhaften Umweg deutete, den ihm eine Geburt als Italiener hätte ersparen können —: immer war es der alte Faustwunsch, der sich in Goethes Sehnsucht nach Schönheit und Wärme, nach Luft und Freiheit spannte. Es war der deutsche Hohenstaufen-Geist, der sich von Mainz her nach Palermo sehnte. Es ist der nebelhafte, nordisch-dunkle Dämon, der sich von einem südlich-klaaren besiegen lassen will.

Und doch hat Goethe dies deutsche Land durch acht Jahrzehnte bei-

nah nie verlassen und ist von seiner einzigen großen Fahrt nach Süden rascher zurückgekehrt, als er mußte — so wie es jene Kaiser immer wieder von Palermo an den Rhein gezogen hat. Und doch hat sich sein Geist von einem Jahrzehnt zum andern, immer erneut, in jenen Magier und Doktor versenkt, dessen Schatten ihn von den ersten Jünglingstritten bis an die Tore der Verwandlung begleitet hat. Ein nordischer Dichter, der sich am liebsten an südliche Stoffe machte — und dessen Hauptwerk doch kaum nordischer gedacht werden könnte.

Auch in diesem Sinn erscheint Mephisto als Faustens Gegenspieler: sein gallisches, südliches, gewandtes, trockenes, verschlagenes, fassendes, heiteres, beißendes Element fegt überall den deutschen Dichter wie ein Südwind an, mag er auch immerhin Hexen von Schierke und Elend so gern wie aus Thessalien erküren. Auch das nord-südliche Problem in Goethe ist im Doppelbildnis dieser Beiden angedeutet, weil keine Gestalt für sich allein es fassen könnte, weil es unlöslich ist, wie alle Polaritäten in Goethe.

Weil er es liebte und doch fern sein wollte, weil er es abtun und doch nicht fern bleiben konnte: darum hat Goethe Deutschland härter und liebender getadelt als vor ihm je ein Deutscher. Doch auch die große Einsamkeit, in der er sich von den Seinen gelassen fühlte, mußte Heißeit und Unmut in ihm steigern. Ein menschlich höchst gerechter, metaphysisch ganz ungerechter Zorn befahl ihm, als er die Landsleute rasch sich von ihm abwenden sah, die doch zwei Augenblicke lang zwei schmalen ersten Büchern zugejubelt hatten. Wie konnte er damals begreifen, daß die Nation mit sicheren Instinkten ihren Dichter verließ, als er mit unsicherem Tasten die Nation verließ! Und wie konnte diese damals begreifen, daß er allein mit Geistesschritten sie und die Sprache, die er schrieb, in eine höhere, allgemeinere Welt und Kunst zu führen berufen war!

Niemand kann sagen, ob Deutschland sich zuerst von Goethe gewandt hat oder umgekehrt, da doch mit Goethes wachsendem Kampfe gegen sein nordisches Teil sein Wunsch abnehmen mußte, nach Norden zu wirken, und da er so sich isolieren und in eine Vergessenheit begeben mußte, die ihn doch verdroß. Gewiß ist dies: Deutschland, als Masse notwendig naiver, roher, dumpfer, liebte seinen Dichter vom 30. bis zum 60. Jahre kaum, der Dichter aber, spürsamer, tiefer, zarter, liebte noch immer Deutschland, ob er ihm auch mit einem Königsblicke auf den Grund der Seele sah.

Als Frankreich nach Deutschland kam, um es zu beherrschen, hat darum Goethe seinem Volke diese Prüfung herzlich gegönnt, gern hat er sich selbst, die ewig deutsche Hälfte seines Wesens als geschlagen empfunden und hätte wohl auch über seines Vaterlandes Geschichte jenes griechische Wort geschrieben, das er in eben diesen Jahren dem eigenen Leben als Motto vorgesetzt hat: Ohne Schläge wird kein Mensch erzogen!

Banal, nach Glauben oder Vaterlandsliebe zu fragen; frivol, vollends vor diesem deutschen Geiste, der seinem Volk eine neue Sprache schenkte und in tiefster Bescheidenheit im Alter einmal sagte, höchstens in den zarten Wendungen sei er Luther zuweilen überlegen.

Was war denn Goethe an den Franzosen gelegen! Ihr Kaiser, den er überdies als Südländer empfind, war ihm ein zeit- und volkloses Genie, in dem er die schöpferische Kraft rein persönlich anbetete. Die Franzosen aber, denen er doch ein Drittel seiner Bildung dankte, das waren Leute, die nie aus reinem Antriebe um der Sache willen handelten, „die Weiber von Europa“. Leute, die „mit dem Maul und mit dem Schwerte immer anderen voraus sind: ihr Verstand hat schon die Farbe ihres Charakters, das Eigennützigke, das Habsüchtige, das alles sich Aneignende bestimmt sie . . Wenn nun eine ganze Nation so ist, dann muß sie ja die Welt gewinnen!“ So spricht Goethe über die Franzosen, als sie Herren im Lande sind, doch schon 10 Jahre vorher schreibt er an Schiller: „Wer wird der beweglichen, glücklich organisierten und mit Verstand und Ernst geführten französischen Masse widerstehen! Ein Glück, daß wir in der unbeweglichen nordischen Masse stecken, gegen die man sich so leicht nicht wenden wird.“ Wie er hier mit dem Feuer spielt, wie er wünscht, was er doch fürchten muß, und sich beweist, warum das fernbleiben müsse, was doch Berufung hat, gefährlich nah zu kommen!

Als es dann zur deutschen Unterwerfung kommt, ist Goethe nicht bloß von dem dunklen Gefühle beherrscht, dies müsse heilsam enden, er ist auch von Verstandes wegen überzeugt, Deutschland verdiene dies Schicksal.

„(Bei Jena) ist die deutsche Kraft zum Teufel gegangen, weil in den Deutschen kein Sinn vorhanden war . . Deutschland ist nichts, aber jeder einzelne Deutsche ist viel, und doch bilden sie sich grade das Umgekehrte ein. Verpflanzt und zerstreut wie die Juden in alle Welt müßten die Deutschen werden, um die Masse des Guten ganz und zum Heile aller Nationen zu entwickeln, die in ihnen liegt . . So viele Köpfe, so viele Sinne, das ist eigentlich die Devise unserer Nation . . Sie haben eine Unart, durch übertriebene Forderungen das Geleistete zu vernichten, da sie doch immer vom Mittelmäßigen leben . . Ich bin der augenblicklichen Pfuscherei in jedem Fache so satt, daß sogar die Deutschen in ihrem Elend mir lächerlich vorkommen, weil sie eigentlich nur darüber verzweifeln, daß sie nicht mehr salbadern sollen . . Die Narren von Deutschen schreien noch immer gegen den Egoismus, und wollte Gott, man hätte seit langer Zeit für sich und die Seinen redlich . . gesorgt, so sähe vielleicht alles anders aus! . . Wenn die Deutschen nicht real gerührt sind, so sind sie ideal schwer zu rühren.“

Zahllos sind ähnliche Urteile Goethes in vertraulichen Briefen und Gesprächen während der schwersten Jahre, und man glaubt ihnen nicht weniger anzuhören als den Atem eines Dichters. Ist's nicht viel-

mehr, als spräche ein abgesetzter Staatsmann? Es ist ein zurückgetretener, der so spricht, und aus allgemeinem Groll tönt noch einmal die große Enttäuschung herauf, die ihn vor 30 Jahren bei seinem Versuch in einer kleinen deutschen Enklave erschüttert hat. Doch auch später, als die Erhebung schon da war, hat Goethe in einem seiner tiefsten Urteile, als er ablehnte, einen deutschen Literatur-Verein zu gründen, unbekümmert um den Schein der Veränderung sein liebend-kritisches Bekenntnis zusammengefaßt:

„Ich fürchte, daß sie nach wie vor sich verkennen, mißachten, hindern, verspäten, verfolgen und beschädigen werden . . Diese Eigenheit ist umso weniger abzulegen, als sie auf einem Vorzug beruht . . daß nämlich vielleicht in keiner andern (Nation) so viel vorzügliche Individuen geboren werden und neben einander existieren. Weil nun aber jeder bedeutende Einzelne Not genug hat, bis er sich selbst ausbildet . . so entspringen, da der Deutsche nichts Positives anerkennt und in steter Verwandlung begriffen ist, ohne jedoch zum Schmetterling zu werden, eine solche Reihe von . . Bildungsverschiedenheiten, um nicht Stufen zu sagen, daß der treueste Geschichtschreiber nicht . . nachkommen könnte . . Jeder, der sich fühlt, fängt von vorn an, und wer hat nicht das Recht, sich zu fühlen? . . Da nun dieses Mißverhältnis in der nächsten Zeit immer zunehmen muß, indem . . nun auch noch die große Masse derer, welche durch krieglerische Tatkraft die heilsame Veränderung bewirkten, ein entschiedenes Recht haben, zu meinen, weil sie geleistet haben, so muß der Konflikt immer wilder und die Deutschen mehr als jemals, wo nicht in Anarchie, doch in sehr kleine Parteien zersplittert werden.“

Zu solchen Grundanschauungen treten spezielle Erwägungen, die Goethe sämtlich von der Erhebung weg führen müssen. Was geht ihn Preußen an? Geschlagen war ja nicht eigentlich sein Herzogtum, sondern dies Preußen, zu dem er nur um Friedrichs willen und bis zu dessen Tode hielt, in dessen Kriegen sein Herzog, gegen Goethes jahrelange Warnungen, durch Teilnahme sein Land beinahe kompromittiert hatte; geschlagen war dies Berlin, Zentrum seiner literarischen Gegner, dessen König, wenn er nach Weimar kam, garnicht zu wissen schien, daß Goethe hier residierte, und dessen Bürger ihm durch ihr Wesen unerträglich waren. Sollte man Preußens Schutzherrschaft — sollte man etwa Österreichs oder gar Rußlands Hegemonie für Weimar und Eisenach wünschen, denen allen die französische überlegen war? Vorsichtig mußte man zu dieser Zeit in Mitteldeutschland leben, da saß ein Kommissär, der Spionage roch und Voigtens Sohn wegen eines chiffrierten Briefes um ein Haar erschossen ließ.

Der Herzog freilich, preußisch-soldatisch gebildet, verwünscht die Franzosen, und als sich Falk, jener Kommissär und Goethe-Verehrer, bei diesem beschwert, geniert sich Goethe keineswegs, ihm Wahrheiten zu sagen: „Was wollen denn die Franzosen? Daß der Herzog verwun-

dete, ihres Soldes beraubte preußische Offiziere unterstützt, daß er dem heldenmütigen Blücher . . einen Vorschuß gegeben, ist das Verschwörung? . . So soll der Herzog handeln, nicht anders, und müßte er darüber Land und Leute verlieren.“

So stellt er sich vor seinen Fürsten, wenn ein französischer Beamter als Kläger auftritt. Ganz anders denkt er politisch: „Wir sind niemals politisch bedeutend gewesen, — schreibt er so klug als stolz um diese Zeit an Cotta, als Wink für dessen Zeitung — unsre ganze Bedeutung bestand in einer gegen unsre Kräfte disproportionierten Beförderung der Künste und Wissenschaften . . Solange also der Zustand von ganz Deutschland sich nicht näher entscheidet, haben alle, besonders die kleineren Staaten Ursache, zu wünschen, daß man sie ignore.“

In diesem Gefühl politischer Kleinheit, das er von Sachsen auf Preußen, in diesem Gefühle geistiger Stärke, das er von sich auf Deutschland überträgt, muß Goethe ganz wie Napoleon ein leidenschaftlicher Feind der deutschen Ideologen werden, die gegen Napoleons Kanonen mit ihrer Bildung zu kämpfen suchen: „Einem Sieger störrig und widerspenstig zu begegnen, darum weil uns Griechisch und Lateinisch im Leibe steckt, er aber von diesen Dingen wenig oder nichts versteht, ist kindisch und abgeschmackt. Das ist Professorenstolz, wie es Handwerkerstolz, Bauernstolz und dergleichen gibt, der seinen Inhaber ebenso lächerlich macht, als er ihm schadet!“

Vollends die Jeremiaden über das „untergegangene Deutschland“ bringen ihn zur Verzweiflung, denn so herzlich er am persönlichen Kriegsverluste des Einzelnen teilnehmen und trösten wolle, so müsse er doch seine Ungeduld verbergen, „wenn die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren sein soll, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtage gesehen, noch viel weniger sich darum bekümmert hat“.

Immer allgemeiner sieht er die Dinge. Gegen das Pathos der Menge lehnt er's entschieden ab, den Feind zu hassen: nur Kultur und Barbarei seien ihm Dinge von Bedeutung, Frankreich verdanke er ein großes Stück Bildung. Mit einer Art von Trotz vertieft er sich grade jetzt in fremde Literaturen, und wie er im 18. Jahrhundert das 19. vorweggenommen hatte, so nimmt Goethe nun im Beginne des neuen die leitenden Gedanken des 20. Jahrhunderts auch weltpolitisch vorweg. Mit prophetischer Entschiedenheit, doch äußerst einsam tritt er gegen Krieg und Nationalismus auf. Notgedrungen hat Goethe auch ein Kriegsge-dicht gemacht, doch wie es behaglich „Kriegsglück“ heißt, so spricht's mit leiser Ironie des Dichters Gesinnungen aus:

„. . Nun endlich pfeift Musketenblei  
und trifft, will's Gott, das Bein,  
und nun ist alle Not vorbei,  
man schleppt uns gleich hinein . .“

Denn nach Goethes Worten ist der Krieg eine Krankheit, wo die Kräfte, die zur Gesundung und Erhaltung dienen, nur verwendet werden, um ein Fremdes, der Natur Ungemäßes zu nähren. Bald erkennt er auch bei den Erzählungen eines Rittmeisters, daß der Soldat „vernünftiger und mäßiger von allem spricht als die sämtlichen müßigen, philisterhaften Zuschauer“, und er ruft den Unentwegten zu:

„Nicht größern Vorteil wüßt' ich zu nennen,  
als des Feindes Verdienst erkennen.“

Denn alles muß diesen Geist, der Zeit und Nationen zu überfliegen trachtet, von einer Trennung der Völker trennen, alles muß ihn einer Verbindung der Völker verbinden. „Unser Leben — sagt er gleich nach Jena — führt uns nicht zur Absonderung und Trennung von andern Völkern, vielmehr zu dem größten Verkehr, unsere bürgerliche Existenz ist nicht die der Alten. Wir leben auf der einen Seite viel freier, ungebundener und nicht so einseitig beschränkt als die Alten, auf der andern ohne solche Ansprüche des Staats an uns, daß wir eifersüchtig auf seine Belohnung zu sein Ursache und deswegen einen Patrizier-Adel zu soutenir hätten. Der ganze Gang unserer Kultur, der christlichen Religion selbst führt uns zu Mitteilung, Gemeinmachung, Unterwürfigkeit und zu allen gesellschaftlichen Tugenden, wo man nachgibt, gefällig ist, selbst mit Aufopferung der Gefühle und Empfindungen, ja Rechte, die man im rohen Naturzustande haben kann.“

„Und wo sich die Völker trennen  
gegenseitig im Verachten,  
keins von beiden wird bekennen,  
daß sie nach demselben trachten.  
Und das grobe Selbstempfinden  
haben Leute hart gescholten,  
die am wenigsten verwinden,  
wenn die Andern was gegolten.“

Unbestechlich sucht Goethe diese überationale Weltanschauung grade jetzt in einem nationalen Werke zu betätigen. Um den deutschen Geist zu heben, fordert man ihn auf, eine Art lyrischen Volksbuches für die Deutschen herauszugeben. Dem Plane sehr geneigt, schreibt er einen langen, feurigen Entwurf von höchstem Werte, der noch heute unaufgegriffen daliegt: denn wie die Zeit der Erhebung hat auch die Nachwelt nicht verstanden, wie der erste deutsche Dichter in nationaler Not ein deutsches Sammelwerk mit fremden Tönen untermischen wollte, mit der Begründung, daß „man Kinder besonders jetzt früh genug auf die Verdienste fremder Nationen aufmerksam zu machen habe“. Denn die Deutschen hätten wenig aus sich selbst gebildet, im Einzelnen hoch gestrebt, „aber was geleistet wurde, ist viel weniger, als man sich und Andern gestehen darf“. Dagegen hätten sie das meiste gut über-  
setzt, und auf diesem Wege vereinigten sich alle Wege der Kultur.

Dies voreilende Werk konnte Goethes nationale Tat während der Unterwerfung werden. Seine Größe hat sie unausführbar gemacht. Goethe bleibt auf seine Arbeiten gewiesen, Wahlverwandtschaften, Dichtung und Wahrheit: gestalten will er, doch nur auf seine eigne Art, und für den größten Dienst, den er dem Lande leisten könne, erklärt er's nun, in seiner Biographie die Umwandlung der Zeiten zu erweisen.

Freunde der Wissenschaften und Künste aber fordert er auf, „daß sie das heilige Feuer, welches die nächste Generation so nötig haben wird, und wäre es auch nur unter der Asche, erhalten mögen“.

Inzwischen rückt der Zeitpunkt immer näher, wo sich Napoleons Wege verwirren sollen und Goethe, indem er äußerlich seinen Helden verliert, sich innerlich vergeblich nach einem neuen umsieht. Das entscheidende Jahr ist angebrochen. Goethe, auf dem Wege nach Böhmen, sieht an einem Maimorgen italienische Truppen mitten durch Deutschland nach Rußland ziehen, Wagen und Vieh, Spannart und Sprache erinnern ihn an den Süden, Zweck und Richtung weisen ihn magisch nach Osten. An andrer Stelle des Weges sieht er schwerbeladen, geduldig wie die Ewigkeit, beim Troß ein Kamel, das ein phantastischer Gestus der Geschichte vom Osten über den Westen wieder zum Osten treibt. Goethe fühlt, wie Schicksale sich vorbereiten. Im August unterzeichnet er einen Brief mit den fatalistischen Worten: „Was werden Sie aber sagen, wenn es nicht in meiner Macht steht, anders zu datieren, als . . am Napoleonsfeste beim stärksten Glockengeläute und Kanonendonner 1812.“

Im Oktober liest Goethe den Brand von Moskau, den Niederbruch des Kaisers. Wird er nun von ihm lassen?

Zu tief ist es gefühlt, und zu verwandt der Glaube dieser Realisten an ihre Sendung, das Credo dieser dämonischen Geister, mag auch der eine seinen Gott „Natur“, der andre „meinen Stern“ betitelt haben. Goethe, den zwar der gigantische Erfolg den jungen Bonaparte ergreifen hieß, fühlt zu lebendig das Gesetz des Genius in seiner eigenen Brust, als daß ein gigantischer Mißerfolg ihn wieder wankend machen könnte. Schon ist ihm Napoleon Legende — was tut's am Ende, wie sie schließt? Unerschütterlich, mit voller Heiterkeit bleibt Goethe sein Prophet und instinktiver Gegner seiner Gegner, auch wenn sie siegen!

„Daß Moskau verbrannt ist, tut mir garnichts. Die Weltgeschichte will künftig auch was zu erzählen haben. Delhi ging auch erst nach der Eroberung zu Grunde, aber durch die ††††† der Eroberer, Moskau geht zu Grunde nach der Eroberung, aber durch die ††††† der Eroberten. Einen solchen Gegensatz durchzuführen, würde mir außerordentlichen Spaß machen, wenn ich ein Redner wäre. Wenn wir nun aber auf uns selbst zurückkehren und . . in einem so ungeheuren, unübersehbaren Unglück auch Freunde vermissen . . so fühlen wir denn freilich, in wel-



cher Zeit wir leben, wie hoch ernst wir sein müssen, um nach alter Weise heiter sein zu können.“

Wieder zwei Monate später, und der Kaiser, von Osten nach Westen fliegend, trägt und wägt Europens Schicksal als das seine in der Brust, sein Geist ist in Paris, präzise und rechnend, zugleich fiebernd und träumend wirkt er an dem phantastischen Gewebe seines Lebens, und Tag und Nacht, von 6 zu 6 Stunden warten Pferde, Schlitten und Wagen, um mit immer frischen Kräften dem Herrn zu dienen.

Da hält er in einer Dezembernacht, man schirrt ihm neue Pferde an. — Wo sind wir? — In Weimar, Sire. — Und vor seinen Augen schwinden die Pläne der Welt zurück, ganz nahe fühlt er hier den Geist, den er erfaßt, jenen Mann, den er einen Menschen genannt hat — sind das erst 4 Jahre, daß wir in Erfurt saßen? Und Napoleon fragt in diesen wenigen Minuten nach Goethe, hier und noch einmal andern Tags in Erfurt, und beide Male befiehlt er seinen Leuten, den Dichter zu grüßen. Gewiß, er dachte in seinem Schlitten, auf dieser seiner ersten Flucht: Qu'en dit Monsieur Göt? Als es Carl August, des Kaisers entschiedener Feind, dem Jugendfreunde meldet, fügt er mit boshafte[m] Doppelsinne hinzu: „So wirst du von Himmel und Hölle beliebigäugelt!“

Das Jahr der deutschen Befreiung bricht an, Preußen steht auf, die Jugend singt Lieder und schlägt ans Schwert. In Thüringen verschieben sich Truppen und Parteien, noch wissen die kleineren Fürsten nicht, was man wagen darf, Franzosen und Österreicher zerrén einander durchs mittlere Deutschland, aufs neue scheinen Jena und Weimar zum Schlachtfeld berufen, skeptisch blickt Goethe auf die wenigen preussischen Truppen, die Weimar halten „und uns glauben machen wollen, wir seien unter ihrem Schutze sicher. Die Freiwilligen betragen sich unartig und nehmen nicht für sich ein.“

Da läßt er sich, schon im April, von Frau und Sohn bereden, von heut auf morgen nach Böhmen abzureisen, und um diese Zeit mag er den Vers aufgezeichnet haben:

„Kannst dem Schicksal widerstehen,  
aber manchmal setzt es Schläge.  
Will's nicht aus dem Wege gehen,  
Ei, so geh du aus dem Wege!“

Auf der Reise in Dresden hört Goethe die Stimme deutscher Hoffnung, vaterländischer Zuversicht. Theodor Körner, gewaffnet, begrüßt den Dichter, dem er bisher nur als ein Dichter auf der Bühnenprobe begegnet war, mit militärischem Elan; neben ihm steht sein Vater und neben Beiden Ernst Moritz Arndt. Goethe hört und sieht die Begeisterten, herzlich reicht er den beiden Freiheits-Dichtern die Hände, aber er sagt: „Schüttelt nur an euren Ketten: der Mann ist euch zu groß! Ihr werdet sie nicht zerbrechen!“

Befremdet stehn die Landsleute, als Goethe fort ist — aber die Macht seiner Persönlichkeit ist so gewaltig, daß derselbe Arndt so wie auch Schelling und Fouqué ihn während dieser Jahre öffentlich um seiner stillen Fortarbeit willen gerühmt haben.

Wie leer es in den Bädern ist, diesen Sommer! Wo ist die schöne Kaiserin? Wo Silvie und die Andern? Kein Mensch wagt zu reisen. Goethe erfährt, daß Weimar bald nach seiner Abfahrt von Franzosen arg mitgenommen wurde, und preist den Instinkt der Seinigen. Still arbeitet er an Dichtung und Wahrheit fort. Jetzt fordert man ihn auf, Hermann und Dorothea einen 2. Teil folgen zu lassen, er lehnt es ab, regt nur eine Volksausgabe des Gedichtes an, in dem sich jetzt aufs neue viele Deutsche sammeln. Als der Herzog zu kurzem Besuche kommt, hört Goethe vertraulich von Verhandlungen aller deutschen Fürsten gegen Napoleon. Wunderliche Gedanken gehn bei dieser Nachricht durch seinen Kopf, er weiß nicht, was er fürchten soll und hoffen. Einsam fühlt er sich und kehrt im August zurück.

Als nun die Heilige Allianz wirklich zustande kommt und an Frankreich den Krieg erklärt, wettet Goethe auf der Heimreise mit einem Beamten, daß wir den Krieg verlieren, und während Fichte die deutsche Nation gegen Napoleon aufruft, notiert sich Goethe gelassen: „Fichtes Lehre in Napoleons Taten und Verfahren wiedergefunden“!

Es wird Oktober: Deutschland, die Welt fühlt nahende Entscheidung, Goethe wohnt im Brennpunkte der Bewegung, unerschüttert sitzt er in Weimar und notiert sich: „Unruhige Nacht wegen Annäherung der Österreicher. Eiliger Abzug der Franzosen. Chinesische Farben . . Österreichische Patrouille . . Marco Polos Reisen.“ Bemerkt man, wie gewaltsam er sich in seine Welt rettet, um den Zusammenbruch seines Helden nicht zu sehn? „(Ich habe) China fleißig durchstudiert. Ich hatte mir dieses wichtige Land gleichsam aufgehoben und abgesondert, um mich im Fall der Not, wie es auch jetzt geschehen, dahin zu flüchten“ — und zwar studiert er Geologie von China!

Zugleich zieht die jüngste französische Garde in Weimar ein, ihr General Travers, den Goethe früher als Adjutanten des Königs von Holland kannte, findet bei ihm das freundlichste Quartier. Jetzt kommt es zur Völkerschlacht.

Während der drei Tage dieser Schlacht bei Leipzig empfängt Goethe den französischen Gesandten, betrachtet in Romstedt ausgegrabene Schädel, studiert englische Geschichte unter Elisabeth, liest Gil Blas, revidiert Druckbogen seiner Biographie, schreibt den Epilog zu einem fremden Drama. 20. Oktober, nach Napoleons Niederlage: „Franzosen früh 5 in Weimar. Epilog. Nach Klein-Romstedt zum Grabhügel . . Professor Sturm . . Den Epilog geendet.“ Zugleich wird der französische Gesandte, Goethes Freund, von den Österreichern aufgehoben. Zugleich wird Kanonade hörbar.

Der Epilog, den Goethe während der Leipziger Schlacht in seinem Weimarer Zimmer schreibt, ist eine von Schauspielern erbetene Arbeit, um ein mittelmäßiges Stück „Graf Essex“ am Schlusse zu heben. Goethe konnte kaum wissen, daß selbiger Graf Essex den 16jährigen Napoleon auf der Kadettenschule zu einem Trauerspiel begeisterte, das ein Prolog zu seinen Taten war. Gewiß ist, daß Goethe durch Essex an Napoleons Schicksalstage zu einem Epilog auf ihn begeistert wurde. Denn während er nur Geschichte Elisabeths zu studieren scheint, um als pünktlicher Dramaturg die verlangten Verse zu liefern, während zugleich in jeder Stunde neue verworrene, doch immer siegessicherere Boten vom nahen Schlachtfeld eintreffen: während des Ablaufes dieser vier Oktobertage, in denen fast vor Goethes Augen sich Napoleons Geschick erfüllt, nimmt er, als deutscher Dichter und Minister zur Siegesfreude verpflichtet, die Maske der Königin von England vor, um von den Brettern des sächsischen Theaters dies auszusprechen:

„Wer Mut sich fühlt in königlicher Brust,  
er zaudert keineswegs, betritt mit Lust  
des Stufenthrones untergrabne Bahn,  
kennt die Gefahr und steigt getrost hinan.  
Des goldnen Reifes ungeheure Last,  
er wägt sie nicht; entschlossen wie gefaßt  
drückt er sie fröhlich auf das kühne Haupt  
und trägt sie leicht, als wie von Grün umlaubt.  
So tatest du. Was noch so weit entfernt,  
hast du dir anzueignen still gelernt,  
und was auch Wildes dir den Weg verrannt,  
du hast's gesehn, betrachtet und erkannt . .  
Ein froher Tag erschien, er rief dich an,  
man rief dich aus, und so war es getan . .  
Und stehest noch trotz dem, was du empfandst,  
und trotz der Feinde, die mit Krieg und Tod  
von außen und von innen dich bedroht . .  
Die Völker gaffen, reden, wäñnen viel —  
was wollen sie denn anders als ein Spiel? . .  
Die falsche Welt, sie buhlt um unsern Schatz,  
um unsre Gunst, sogar um unsern Platz,  
und machst du je dir den Geliebten gleich,  
nicht Liebe gnügt, er will das Königreich.  
So war auch dieser! — Und nun sprich es aus:  
Dein Leben trugen sie mit ihm hinaus. —  
Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,  
ein letztes Glück und einen letzten Tag.“

Ist dies alles, geschrieben am Tage von Leipzig, nur Goethes Epilog

auf einen englischen Emporkömmling? Es ist Goethes Epilog auf den von Korsika.

Sprechen kann ihn die Königin Elisabeth erst einige Wochen später, denn die nächsten Tage sind von Kämpfen um Weimar erschüttert, vom Ettersberg hallen Kanonen, von Märschen dröhnt die Stadt, nachts ist sie von Wachtfeuern erhellt, Kosaken, Österreicher, Franzosen kommen oder fliehen, wieder ist alles in Gefahr — nur das Goethehaus wird geschützt, und wie in den nämlichen Oktobertagen vor sieben Jahren die siegenden Marschälle von Paris dem Dichter einen Schutzbrief gaben, so schicken ihm nun die siegenden Kavaliers von Wien eine Sauvagarde ins Haus. Dasselbe weltüberlegene Lächeln, das in diesen Räumen vor sieben Jahren den Marschall Augereau, das noch vor 14 Tagen den General Travers im Quartier empfing, bemerkt heute Graf Colloredo auf Goethes Lippen. Goethe sieht nur Soldaten mit Soldaten wechseln, das „Salve“, dessen schönes Mosaik die Schwelle seines stillen Hauses schmückt, von Staub und Stiefeln halb zerrieben, und er verzeichnet gelassen: „Colloredo ab. Das Haus gereinigt.“

Acht Tage nach dem letzten Besuch des französischen Gesandten empfängt er den ersten von Metternich, sieht Liechtenstein, Windischgrätz und andre Karlsbader Freunde zum erstenmal in seinem Hause, bald folgen Humboldt und Hardenberg, und Goethe verneigt sich im selben Saal des Schlosses vor demselben Zaren, auf dessen Tanz fünf Jahre zuvor der Kaiser Napoleon wies, um die deutschen Literaten von Tacitus abzulenken. Soll da ein Geist, der die Jahrtausende durchschweift und den Jahrhunderten gebietet, nichts weiter fühlen als die Not eines sächsischen Herzogtumes und Deutschlands ungewisses Schicksal?

Alle Sympathien des Genius begleiten den fliehenden Kaiser. Hat Goethe bisher an einem deutschen Siege gezweifelt, nun mißtraut er der Ausdauer des Siegers. Erst will er an Napoleons Rückzug garnicht glauben, erwartet bei Erfurt eine zweite Schlacht; als aber Siege auf Siege folgen, nimmt er's mit behaglicher Skepsis auf: „Vor den Freiwilligen habe ich allen Respekt, wenn sie von Hause aus Masse machen, und der Geist, der sie vereint, eintritt anstatt des Handwerks, das sie noch nicht verstehen. Auch unsern paar Männchen will ich ihr Glück nicht absprechen, aber sie müssen doch immer .. angeschlossen werden. Was daraus entspringen kann, muß die Zeit lehren; ich wünsche, daß mein Mißtrauen möge beschämt werden .. Unsere jungen Herren finden nichts bequemer als hinaus zu marschieren, um anderen ehrlichen Leuten ebenso beschwerlich zu sein, als man uns gewesen, und das ist ein sehr lockender Beruf, da man noch nebenher für einen ausgemachten Patrioten gilt.“

August aber, seinen Sohn, der, wenig soldatisch, sich nur nach der Sitte der Zeit zum Dienste melden wollte, da nun sein Herzog als russischer General ein deutsches Korps über den Rhein führt, — den Sohn

hält Goethe mit aller Macht zurück, kommt in demütigem Schreiben beim Herzog darum ein, den Sohn militärfrei zu machen, „zum Aufbau“ zu verwenden, und übertreibt seine Scheingründe so sehr, daß er durch des Sohnes Abwesenheit „unentbehrlicher Hilfe“ sich beraubt nennt: „Es würde meine Lage unerträglich, ja, ich darf wohl sagen, mein Dasein unmöglich machen.“ Hier ist Goethe ein alter Vater, der den einzigen Sohn nicht opfern will, weil kein Pulsschlag seines Herzens ihm die ideale Forderung dazu bestätigt.

Sobald er Papiere und Sohn in Sicherheit weiß, läßt er der unpathetisch heiteren Stimmung dieser Epoche wieder freien Lauf, denn alles ausgedehnte Pathos reizt ihn, wie jede andre Präntention, zur Parodie. „Uns Übersechzigern bleibt nichts übrig, als den Frauen schön zu tun, damit sie nicht gar verzweifeln . . Ich habe keine weitere Ambition, als daß man zu mir sagen möge: You are the merriest undone man in Europe.“ Er fahre Schlitten, schreibt er, „obgleich Andere sich daraus ein Bedenken machen. Die Menschen sind noch eben so absurd wie 1806, wo ich gar frömmlich aufgefordert wurde, das Schauspiel abzudanken, nach welchem sie vier Wochen später jämmerlich lechzten, da ich nun die Bosheit hatte, die Eröffnung 14 Tage aufzuschieben, bis sie mich unter Drohungen dazu nötigten. Wir sind mit Asche genug bestreut und brauchen nicht noch gar einen Sack überzuziehen . . Folgende Stelle der Literaturzeitung nimm dir zu Herzen und sprich sie nicht aus: Unsere Männer und Frauen mögen ja nicht glauben, die Deutschheit sei einerlei mit dem Christentum und der ritterlichen Gesinnung: denn jenes war ihr an sich fremdartig . . und diese, gleichfalls ein Sprößling der Fremde, stand in manchem Widerspruch mit der ursprünglichen deutschen National-Freiheit.“

Dies ist Goethes Stimmung, dem Sohne anvertraut, im selben Januar, als Blücher über den Rhein geht. Wie er sie feierlich nach außen faßt, zeigt er gleich darauf in einer Dichtung: denn als Paris gefallen ist, Napoleon zum erstenmal entsagt hat, ergeht von der Berliner Hofbühne an ihn durch Iffland das Ersuchen, zum Einzuge des Königs ein Festspiel zu schreiben. Erst erschrickt Goethe, lehnt unter Vorwänden ab, doch dann schickt er einen Expressen nach mit einem Brief, in dem er zusagt. Ein Gleichnis ist ihm eingefallen, das ihm erlaubt, trotz allem seine Wahrheit zu sagen. Zugleich dankt er mit Kälte Iffland für die Ehre.

Wie vor 35 Jahren zur Iphigenie, so bestellt er sich heut, in einem kleinen thüringischen Badeorte, Musik, um „Des Epimenides Erwachen“ seinem Herzen abzuhorchen, denn dies ist kein höfisches Schema, das er nun in kurzen Wochen niederschreibt: es ist eine Dichtung. In diesem Stück, halb Allegorie, halb Satire, hält Goethe in seiner heitersten Zeit, zwischen großem Aufwand von Musik, Prospekten und Ma-

schinen, den Besteller, die Majestät und das Volk auf die zarteste Weise zum besten.

Den ersten dieser zwei Akte beherrscht der „Dämon des Krieges“: hier ist alles reine Dichtung, ja, in den Formen der Pandora, mit wörtlicher Benutzung ihrer Chöre, liegen hier kostbare Dinge versteckt. Dieser kaum maskierte Napoleon hat die stärksten Verse und Szenen im Stücke. Was dann als kurzer zweiter Akt angehängt wird, da indessen Sieg und Freude bei den vorher Unterdrückten eingekehrt sind, und wie am Ende der Jugendfürst (Blücher) unter fahlen Chorgesängen einzieht: das wirkt ganz matt und kalt. National erscheint in diesem Festspiel nur der Schlußchor, in dem Einmal das Wort „Deutsche“ vorkommt.

Die ganze Leidenschaft des Dichters gilt dem besieigten Feinde. An Verse aus dem zweiten Faust fühlt man sich erinnert, wenn der Dämon des Krieges ausruft:

„Kein Widerspruch! kein Widerstreben!  
Ich kenne keine Schwierigkeit,  
und wenn umher die Länder beben,  
dann ist erst meine Wonnezeit.  
Ein Reich mag nach dem andern stürzen,  
ich steh' allein und wirke frei;  
und will sich wo ein schneller Knoten schürzen,  
um desto schneller hau' ich ihn entzwei.  
Kaum ist ein großes Werk getan,  
ein neues war schon ausgedacht,  
und wär' ich ja aufs Äußerste gebracht,  
da fängt erst meine Kühnheit an.  
Ein Schauer überläuft die Erde,  
ich ruf' ihr zu ein neues Werde!“

Hätte sich zum siegreichen Einzuge Napoleons Paris am Arc de triomphe versammelt: Talma konnte seinen Herrn mit keinen kühneren Worten krönen! Andre Dialoge glorifizieren sichtbar das Wirken des Kaisers neben Talleyrand:

Diplomat: „Doch wandl' ich dir nicht still voran  
und folg' ich nicht den raschen Pfaden,  
so hast du wenig nur getan  
und wirst dir immer selber schaden.“

Dämon: „Du magst nur dein Gewerbe treiben,  
in dem dich niemand übertrifft.  
Ich kann nur mit dem Schwerte schreiben  
mit blut'gen Zügen — meine Schrift!“

Um nun den Übergang zum siegreichen Preußen, zu Friedrich Wilhelm zu finden, läßt Goethe nach diesem Lobgesang des kriegesischen

Dämons den der Unterdrückung, diesen jedoch im Gewande eines orientalischen Despoten auftreten — um die Allegorie, wo sie Napoleon peinlich werden könnte, wieder ferner zu rücken — und als schließlich die Genien des Friedens sich gegen den besiegten, großen Feind aussprechen sollen, da ist auch aus ihnen nichts Tadelndes herauszubringen: sie sagen von Napoleon nur das tiefe Wort, das der hundertjährige Faust gegen Mephisto wenden könnte, nachdem es der tausendjährige Mephisto einst ganz ähnlich gegen Faust gewendet:

„Doch was dem Abgrund kühn entstiegen,  
kann durch ein chernes Geschick  
den halben Weltkreis übersiegen —  
zum Abgrund muß es doch zurück!“

Schließlich enthüllt der Dichter seine Gefühle über diesen Krieg, diesen Feind, diesen Frieden. Als Epimenides ist Goethe, von Genien geleitet, im Vorspiel auf einem Ruhebett eingeschlafen; als Epimenides erwacht er am Ende. War er nicht in diesen sieben Jahren, zwischen Jena und Leipzig, träumend und sondierend, zurückgezogen, gewaltsam von dieser Zeit weg gewendet in ferne Länder und Jahrhunderte — war er nicht bis zum Urgestein von China gewandert?

„Doch während meines Schlafes hat ein Gott  
die Erd' erschüttert, daß Ruinen hier  
sich auf einander türmen . .“

und er schrickt zusammen, glaubt sich in dieser neuen Welt verloren. Doch bald faßt und findet er sich wieder; nun nennt er sich des Volkes treuen Priester, und Goethe bekennt mit einem Lächeln, das ihm gewiß kein Schauspieler recht gemacht hätte:

„Wie selig Euer Freund gewesen,  
der diese Nacht des Jammers überschlief,  
ich konnt's an den Ruinen lesen,  
Ihr Götter, ich empfind' es tief! —  
Doch schäm' ich mich der Ruhestunden;  
mit euch zu leiden, war Gewinn:  
denn für den Schmerz, den ihr empfunden,  
seid ihr auch größer, als ich bin.“

Doch selbst nach dieser stolz bescheidenen Verbeugung vor seiner leidenden Nation hat er gleich einen Priester bereit gestellt, der ihm erwidern muß:

Priester: „Tadle nicht der Götter Willen,  
wenn du manches Jahr gewannst:  
sie bewahrten dich im Stillen,  
daß du rein empfinden kannst . .

Epimenides: Ich sehe nun mein frohes Hoffen  
nach Wundertaten eingetroffen;  
schön ist's, dem Höchsten sich vertraun.  
Er lehrte mich das Gegenwärt'ge kennen;  
nun aber soll mein Blick entbrennen,  
in fremde Zeiten auszuschaun!“

Dieses sonderbarste Siegespiel zum Einzug des Königs hat eine Ironie der Geschichte verschoben: erst zum Jahrestage der Eroberung von Paris, zum 30. März 1815 konnte es vorbereitet werden und gespielt. Doch da hatten grade die Berliner erfahren, der Mann aus Elba sei ausgebrochen und stehe dicht vor Paris. Am Abend seines Einzuges in Paris wurde Epimenides in Berlin gespielt! Es war, als winkte Napoleon dem ewigen Bruder zu, um dessen Neigung für den Feind noch einmal als ein rechter Feind durch die Tat zu legitimieren. Denn als an diesem Tage die Berliner Goethes Dämon auf der Bühne festlich unterliegen sahen, mußte sie Furcht ergreifen vor dem gefährlich erstandenen Urbild.

Goethe aber hat, was er mit Epimenides' letzten Worten seiner Nation zugerufen, noch einmal in den Spruch gefaßt:

„Mancherlei hast du versäumer:  
statt zu handeln, hast geträumer,  
statt zu danken, hast geschwiegen,  
solltest wandern, bliebest liegen! —  
Nein, ich habe nichts versäumer!  
Wißt ihr denn, was ich geträumer?  
Nun will ich zum Danke fliegen,  
nur mein Bündel bleibe liegen!“

Dieser Spruch und jener Epilog: das sind Goethes Prologe zu seiner letzten großen Reise, nach Persien.

Lange bevor er Italien sah, hat er begonnen, italisch zu dichten. Am Ende schien ihm das Land nur wie die Folge seines Tricbes, und vor allem, was er dort mit Körperaugen erblickte, vor Landschaft und Pflanzen, Menschen, Städten und Werken, stand er ohne Staunen: alles bestätigte ihm nur die Vision. 25 Jahre später war Goethe, ein Sechziger, im Fühlen und im Geist, ja selbst im Stile der Welt des Ostens zugewandert, doch nicht wie ein Wunschwoller, dem ihre Magie in Büchern und Bildnissen eingeprägt wurde, wie ehemals die italische, vielmehr wie ein Nachtwandler, unbekannt mit dem Ziel. Mit einer Unbefangenheit, wie sie, nach solcher Kultur des Bewußtseins, nur eine zweite Jugend erklärt, entwickelt er in sich völlig zwecklos, völlig schön, zwischen 60 und 65 alle Grundzüge eines östlichen Dichters.



Das Erste ist: sich endlich wieder rein als Dichter zu fühlen, der neben verringerten Pflichten und sehr verengten Interessen an Forschung und Kritik nur noch dem Einzigen, was seine Waffe und sein Schmuck zeitlebens war: dem Worte huldigen mag. In den tiefen Gedanken über Dichtkunst, die er nun in „Shakespeare und kein Ende“ niederlegt, weist er auf das Wort als das wahre Mittel, durch das allein der Dichter sein Gefühl den Hörern übertrage. Doch wie er solche Theorie noch eben aus dem wachsenden Wunsche nach Mitteilung, dem engeren Anschluß an die Welt schöpft, wie er, befreit von Theorien, endlich gegenwärtig wird: so strebt er wieder mit seiner Stimme vorwärts zu dringen, und weil er es erstrebt, muß es ihm glücken.

Es ist die Heiterkeit der Seele, die singen will, und wieder ist es Gesang, der solche Heiterkeiten steigern muß. Im Osten liegt dies alles vorgebildet, in jenen Teilen des Ostens, die, von uralter Weisheit schwer, doch nicht gedrückt von brahmanischer Stille, ein weltbewegtes Leben führen, weil sie das positivere Bekenntnis Mohammeds befreite. Spruchweisheit ist dort zu Hause, wo Weisheit sich in Sprüchen aufzulösen alt und jung genug ist, dort lebt Gesang, wo sich ein durchgekämpftes Volk in festen Grenzen seines Lebens freut, dort hängen die Waffen über dem Teppich, und der Diwan der Feldherrn und der Diwan der Wesire und der Diwan der Gelehrten versammeln sich auf bunten weichen Polstern, ohne an Schwungkraft Leibes oder Geistes zu verlieren. Reife ist das Zeichen von Arabien nach den Jahrhunderten seiner Kriege und Siege, Reife das Zeichen Goethes auf dem Scheitelpunkte eines durchkämpften Lebens. Dieser Länder Atem muß er in sich fühlen, noch eh' er ihre Bücher aufschlug.

Weisheit und Liebe, die Themen der Perser, erfüllen den verjüngten Dichter, bevor er Persien kennt. Ein Schwarm von Sprüchen faßt in diesen Jahren kritisch liebender Gedanken Gott, Gemüt und Welt, und auch, was sich an kleinen Liedern wieder regt, nähert sich den Sprüchen. Fern im Zwielficht der früheren Epoche schnaufte der Hexameter mühsam an sein vorgesetztes Ziel; nun aber kann es sogar geschehn, daß Goethe die neue italienische Übertragung des Homer um ihrer gehobenen Prosa willen preist und wohl begreift, warum eine junge Schauspielerin beim Vortrag von Vossens Homerversen immer wieder purzelt.

Leichtere Flügel heben nun Goethes Rhythmen. Seine Humore sind die Begleiter seiner Erotik. Stolpernd über das Sturzfeld, wandernd durch Täler, auf Berge steigend, fliegend durch den Raum: dicht beieinander wirken sie. Goethes reichste lyrische Jahre, den Jugendjahren weit überlegen, sind mit der Musik und mit der zweiten Jugend angebrochen.

Wann schreibt er jenes „Tagebuch“, die einzige Dichtung, die ihn in priapische Welt verlockt? Im Taumel, auf Reisen, in Abenteuern? Sechzigjährig sitzt er in Jena, griesgrämig und allein, noch frostig im April,

tut „fast nichts als Zeichnen und bin eben im Begriffe, mir Visitenbilletten zu . . radieren“, nennt sich hypochondrisch, hält unter Vorwänden seine Frau von Jena fern und schreibt an Schillers Witwe: „Denken Sie einmal, daß mir seit einiger Zeit nichts mehr Vergnügen macht, als Gedichte zu schreiben, die man nicht vorlesen kann! Das ist denn doch, wenn man's genau besieht, ein pathologischer Zustand, von dem man sich je eher je lieber befreien soll.“ Diese Gedichte sind nichts als die großwellig hinrauschenden Stanzas des „Tagebuches“, in denen die dumpfe Sexualität eines Reisenden an der zarten Melodik eines frischen Mädchens scheitert.

Aber im selben Jahr, ein paar Monate nach diesem aus den Ausgaben verbannten Gedichte, schreibt er eines Tages, beweglich wie in Straßburg und in versteckt Frankfurter Mundart, wie eine Flötenpassage dieses Lied:

„Zwischen Weizen und Korn,  
zwischen Hecken und Dorn,  
zwischen Bäumen und Gras,  
wo geht 's Liebchen? sag mir das . .“

Und gar noch zaghafter und jünger begleitet er an ein hübsches Mädchen so seine Blumen:

„Der Strauß, den ich gepflücket,  
grüße dich vieltausendmal.  
Ich hab' mich oft gebücket,  
ach wohl eintausendmal,  
und ihn ans Herz gedrückt  
wohl hunderttausendmal!“

Zugleich sprühen spitzere, geistigere Humore auf: „Katzenpastete“, „Offene Tafel“, „Totentanz“ klirren herein, und Goethe will einen komischen Roman schreiben, der heißt Der Egoist. So nah schwebt sein Geist schon um die Schwellen des Ostens und weiß es nicht.

Da erscheint in Wien die erste Übersetzung arabischer Gedichte. Fällt solch ein Werk unzeitgemäß in Napoleons Epoche?

Im Gegenteil, es wirkt modern. Denn grade er, wie er die Kontinente durcheinander schüttelt, hat Europa wieder nach Asien gewiesen, wohin er blickte, unter seinen Fahnen tauchen, mitten in Deutschland, Mohammedaner auf, sogar im protestantischen Gymnasium zu Weimar haben Gläubige die Suren des Koran hergemurmelt, Baschkiren haben ihre Andacht gesprochen vor staunenden Thüringern, ihr Mullah schritt mit Würde durch die engen Straßen, und im Theater hat man ihre Prinzen auf der Reise bewillkommenet.

Auch hat der Osten dem Dichter des Westens gehuldigt: mit schweigendem Staunen sahen sein Haus die schwermütigen Augen des Morgenlandes, sie haben ihm Pfeile und Bogen geschenkt, er hat sie über seinen

Kamin gehängt „zum ewigen Angedenken, deshalb Gott diesen lieben Gästen eine glückliche Heimkehr bestimmt hat“. Ja, bald nach der Völkerschlacht haben deutsche Soldaten, heimkehrend aus Spanien, Goethe ein Blättchen aus einem arabischen Kodex gebracht, und er, erst ehrfurchtsvoll vor dem Geheimnis, hat es schließlich doch einem Gelehrten zur Entzifferung geschickt.

Und so war es am Ende Napoleon, der Goethe den Osten zu persönlicher Anschauung brachte: noch nach seiner Niederlage war sein Geist stark genug, durch fremde Soldaten, die er angeworben, doch nie gesehn, aus irgendeinem spanischen Palaste, den er erobert, doch nie betreten hat, dem großen, dem stilleren Bruder ein solches Zeichen unbewußt zu senden, wie eine Rettung aus Europas Verwirrung, wie einen Talisman, wie einen Ruf. Den Helden hatte der Osten vernichtet, den Dichter macht er produktiv. Gleich nach Empfang des Blättchens tritt Goethe mit seinem ersten arabischen Gedicht im Osten ein.

Ein Fremder ist er nicht. Als Jüngling hat er Mahomed als Drama entworfen, das Hohe Lied übertragen, das Alte Testament durchaus und immer wieder studiert, im Tiefurter Journal hat er später eins jener arabischen Preislieder übertragen, die in der Moschee zu Mekka hängen, und vor 10 Jahren im „Abschied“ des Faust hat er gerufen: „Nach Osten sei der sichere Blick gewandt!“ Der Sakuntala verdankt er die Form zum Faust-Vorspiel auf dem Theater, Schelling und Hegel indische Theorien, einer indischen Legende den „Gott und die Bajadere“. Die Veden wollte er poetisch bearbeiten, suchte eine vollständige Übersetzung der Gita-Govinda, und als russische Adlige eine Gesellschaft für asiatische Kultur gründeten, holten sie sein Gutachten ein. Vor wenigen Jahren hat er Tausendundeine Nacht und gestern noch chinesische Geschichte studiert. So gerüstet tritt Goethe in Arabien ein.

Doch was wär' ihm alles Wissen, wenn ihm nicht, als einem echten Fürsten, der auf Formen hält, das fremde Land bis an die Grenze einen Herold huldigend entgegensehndete, der sich vor Goethe neigt wie seine vergangene Inkarnation! Es ist Hafis.

Aber auf seiner Fahrt nach Osten bleibt ihm, ferne glänzend, immer der Gipfel des Olymp im Auge, und wie er sich fort von ihm zum Morgenlande wendet, befestigt er im Rücken jene Höhe, die er einmal fürs ganze Leben erschaute, ragend auf der Grenze beider Bereiche. Goethe hat die hellenische Form nie mit der arabischen vertauscht, nur lächelnd hat er sich entfernt wie ein glücklicher Reisender, der eine Weile in ein Traumland fährt.

Denn im 65. Jahre braucht auch der ewig anschauend Bedingte, in dieser hohen Stimmung braucht auch Goethe nicht mehr zu sehn, was er im Herzen trägt. Deshalb ist diese Reise, die Goethe in keinem Reisewagen machte, die einzige, die ihm keine Enttäuschung bringt. Hat er zwei Jahre in Italien verweilt, lernend und ernst, sammelnd und sorgend, mühsam formend, gar nicht dichtend: nun wandert er, beinah ein Menschenalter

später, zwei Jahre lang durch Persien, durch Arabien, gebend wie nehmend, sammelnd wie streuend — und singend, immer singend, mit solcher Laune, solchem Feuer wie nie vorher in jener eruptiven Jugend, wie nie nachher in diesem betrachtsamen Alter.

„Ich habe mich gleich in Gesellschaft der persischen Dichter begeben, ihren Scherz und Ernst nachgebildet. Schiras, als den poetischen Mittelpunkt, hab' ich mir zum Aufenthalte gewählt, von da ich meine Streifzüge — nach Art jener unzähligen kleinen Dynasten, nur unschuldiger wie sie — nach allen Seiten ausdehne . . Nun will ich mich innerhalb der Grenzlinie der Eroberungen Timurs halten, weil ich dadurch an einem abermaligen Besuch im jugendlieben Palästina nicht gehindert werde. Wenig fehlt, daß ich noch Arabisch lerne, wenigstens soviel will ich mich in den Schreibezügen üben, daß ich die Amulette, Talismane, Abraxas und Siegel in der Urschrift nachbilden kann.“

Und Hafis, dem Goethe so voller Ehrfurcht begegnet? Diesem Dichter vergleicht er sich, der ein Gelehrter und auch ein Richter war, der als Derwisch, Sofi, Scheich in Schiras wirkte, indessen seine quellenden Lieder in herrlichem Widerspruche zu seiner Stellung, seinem Namen — denn Hafis heißt der Schriftgelehrte, der Koran-Feste —, nur Schülern, Zechern und Geliebten vertraut werden. Ja, er ist eine rechte arabische Exzellenz, dieser Hafis, wie er zwischen Amt und Phantasien in der humanistischen Stadt lebt, niemals reisend, und zwischen seinem weiten Hause, dem Diwan und der Akademie die wunderliche Legende seines benadeten eingeschränkten Lebens spinnt — wie jener Andere in Weimar zwischen seinem weiten Hause, dem Ministerium und der Akademie, ein halbes Jahrtausend später.

Und locker, ohne Titel, ohne Absicht, keineswegs auf eine Folge bedacht — anders als in den jüngst vergangenen Zeiten, wo ein einsam-elegischer Einfall gleich ins Schema einer neuen Suite von Elegien eingebaut wurde — wie ein Zecher, wie ein Jüngling wirft Goethe, indem er Hafis und Firdusi in ein paar thüringischen Sommerwochen studiert, halb alt, halb neu, diese Verse eines Tages aufs Papier:

„Auch in Locken hab' ich mich  
gar zu gern verfangen,  
und so, Hafis, wär's wie dir  
deinem Freund ergangen . .  
Wer sich aber wohl besann,  
läßt sich so nicht zwingen:  
schwere Ketten fürchtet man,  
rennt in leichte Schlingen“

und er nennt das Ganze „Gewarnt“ und legt's beiseite. Aber da fallen schon die Talismane aus ihrer östlichen Form gar westlich auf seine Bogen:

„Laßt mich nur auf meinem Sattel gelten,  
bleibt in euren Hütten, euren Zelten!  
Und ich reite froh in alle Ferne,  
über meiner Mütze nur die Sterne!“ . .

und andern Tags und immer wieder kommen kleine Sprüche, zarte Lieder angeflogen, und mit fester Schrift, fast ohne zu verbessern — so wie er's aus nachtwandlerischen Dämmerungen der Jugend berichtet, doch nun immer bei hellem Sommerlichte — schreibt er, und ist es fertig, so lautet eines:

„Voll Locken kraus ein Haupt so rund!  
Und darf ich dann in solchen reichen Haaren  
mit vollen Händen hin und wider fahren,  
da fühl' ich mich von Herzens Grund gesund.  
Und küß' ich Stirne, Bogen, Auge, Mund,  
dann bin ich frisch und immer wieder wund . .  
So hast du, Hafis, auch getan,  
wir fangen es von vornen an.“

Meist fallen ihm, so vertraut er's einem Schüler, diese Gedichte ganz ein; drum hüte er sich, auf Spaziergängen etwas auszudenken, dann fänd' er's hinterher nicht mehr zusammen: ein Unglück, wenn der Dichter träume, das sei meist ein Verlorenes!

Ist dies vielleicht ein Greis, der, ohne Frauen, in einem kleinen Badeort sich langweilt und eines längst vermoderten Dichters Verse braucht, um im Schlafrock Liebeslieder nachzustammeln? Es ist vielmehr ein neuer Jüngling, der, heut wie vor 40 Jahren, nach einem geheimen Gesetze seines Lebens, das, was er wünscht, mit frohem Wanderschritte kommen sieht — und wartet lächelnd, bis es da ist, und singt indes langsam dem Unbekannten entgegen.

Freilich folgt er östlichen Gedanken, doch alle ermüdenden Wiederholungen sind fort, und in feinen deutschen Reimen, gelenkig wie die zarten Knöchel flüchtigen Wildes, von Bildern durchhuscht und so auf eine wunderbare Weise neu, fließt dieses alten Abendländers junges Morgenlied, das er aus Schiras holte, von Berka nach Schiras zurück, den weisen und heiteren Bruder im Geiste zu grüßen.

„Diese Worte sind nicht alle in Sachsen  
noch auf meinem eignen Mist gewachsen;  
doch was für Samen die Fremde bringt,  
erzog ich im Lande gut gedüngt.“

So geschieht's, daß Goethe des Heiligen Ebusuud umständlich barocken Preisgesang des freien Tuns studiert, — dann aber greift er zur Feder und schreibt diese hochdeutschen Zeilen:

„Denn das wahre Leben ist des Handelns  
ew'ge Unschuld, die sich so erweist,  
daß sie niemand schadet als sich selber.  
Und so kann der alte Dichter hoffen,  
daß die Huris ihn im Paradiese  
als verklärten Jüngling wohl empfangen.“

Sagt man nur Engel statt Huri, so ist's ein protestantischer Psalm und klingt nach Dürer und Bach.

So stark wirkt dieser östliche Magnet, daß alle Dinge des Tages und der Zeit seinen Gewalten folgen. Da fällt dem Dichter ein Zeitungsblatt in die Hände, wo einer vom deutschen Dichter anno 1814 fordert, er solle sich politisieren, und Goethe ruft dem unsichtbaren Gegner diese Antwort zu:

„Hab' ich euch denn je geraten,  
wie ihr Kriege führen solltet?  
Schalt ich euch nach euren Taten,  
wenn ihr Friede schließen wolltet?  
Aber ihr wollt besser wissen,  
was ich weiß, der ich bedachte,  
was Natur, für mich beflissen,  
schon zu meinem Eigen machte . .“

Nun wird es Sommer, man spricht von Wiesbaden. An den Main, den Rhein, wo man seit beinah 20 Jahren nicht gewesen? Noch vor kurzem hatte er's abgelehnt, die Orte verändert wiederzusehn, die er biographisch brauchte. Jetzt läßt er sich in Hafis' Namen bewegen, das Alte neu zu sehen:

„Gutes zu empfangen, zu erweisen,  
Alter, geh auf Reisen!  
Meine Freunde . .  
haben nicht an mir gelitten,  
ich hab' ihnen nichts abzubitten;  
als Person komm' ich neu.  
Wir haben kein Konto miteinander,  
sind wie im Paradies selbänder.“

Kaum sitzt Goethe im Wagen, so beginnt der wache, geisteshelle Traum. Thüringische Sommerfarben blinken von draußen herein, doch dieser Reisende fragt sich:

„Sind es Zelte des Wesires,  
die er lieben Frauen baute?  
Sind es Teppiche des Festes,  
weil er sich der Liebsten traute? . .

Ja, es sind die bunten Mohne,  
die um Erfurt sich erstrecken  
und dem Kriegesgott zum Hohne  
Felder streifweis freundlich decken . .“

Da kommen ja auch die alten Frauen, ihn freundlich anzureden, denn einst haben sie ihn jung gesehen, und — was ist das nur heute mit ihnen? — auch die junge Bäckerstochter scheint entzückt von dem Alten:

„Und so wollen wir beständig,  
wettzueifern mit Hafisen,  
uns der Gegenwart erfreuen,  
das Vergangne mitgenießen.“

Was für ein heiterer Julitag — denkt der Reisende — und man fährt im eigenen Wagen mitten durch das alte Deutschland und kann sich alle Mühen sparen, die Arabien bedeuten! Da steigt durch milde Nebel ein Regenbogen auf, schwach, doch ein Bogen, und in der leisen Trunkenheit der Seele nimmt er's für ein Zeichen und singt mit Zuversicht:

„So sollst du, muntre Greis,  
dich nicht betrüben.  
Sind gleich die Haare weiß,  
doch wirst du lieben!“

Am Abend sind es sieben Gedichte, die er Hafis heute zu danken hatte! Wann ward das erlebt? denkt der biographische Teil seines Wesens. Und wenn wir seinem pedantischen Sinne folgen und vergleichen nur die Menge seiner Lyrik, so sind aus Straßburgs Gedichten nur 8 Seiten erhalten und doch nicht viele verloren, dann gibt es aus 4 Jahren der stärksten Leidenschaften 60 Seiten Gedichte, dann folgen in der ganzen mittleren Zeit, jedes Sprüchlein eingerechnet, 300 Seiten in drei Jahrzehnten. Jetzt aber schreibt er die Hälfte davon in zwei Jahren, und kann es auch so nicht weitergehn, so haben uns doch Goethes 25 Altersjahre mehr als doppelt so viele Gedichte gebracht wie Goethes 25 Jugendjahre von 16 bis 40.

Aber indem wir rechnen und wägen, hat sein Reisewagen schon wieder das Thüringische verlassen, und während er Truppen ziehen sieht, immer nach Osten, denn Paris ist längst gefallen, zwischen Signalen und Stimmen, ruft sich der sonst über die Zeit hin Grollende, immer Wollende, immer Bestimmende, als wie ein junger Musikant, der erst ins Leben fährt, getroste Worte zu, wie sie noch nie aus Goethes Seele kamen:

„Dichten ist ein Übermut,  
Niemand schelte mich!  
Habt getrost ein warmes Blut,  
froh und frei wie ich . .“

Und Menschenliebe taucht empor, und kleine Lieder gegen Haß sind beinahe schon Lieder für die Liebe. Es mag ihn einer im Wagen wunderbarlich betrachten, es mag ein Bettler an die Wirtstafel treten: kleine Sprüche, Lieder, zart wie der Atem eines schlafenden Kindes, sprießen ihm aus jeder Begegnung, und alle atmen Güte. Ein hübscher blonder Kellner in Wiesbaden, später ein kleiner Professorsohn werden ihm zu Hafis' Schenken, und mit ihnen preist er den Wein des Rheines, als wär' er am Euphrat gewachsen. Nun sammelt er auch schon die vielen Blätter zu einem Deutschen Diwan, und bald heißt's „Östlicher Diwan vom westlichen Verfasser“.

Sogar das alte Tagebuch hat sich verjüngt, und wo es sonst nur heiser ausrief: „Brief an den Kammer-Assessor von Goethe“ oder: „Kam Exzellenz Voigt“ oder: „Farben 14. Jahrhundert schematisiert“ oder: „Zum 44. Male gebadet“ — da singt es jetzt leise und nur etwas stockend mit: „Herrlicher Tag . . Wieder herrlicher Tag . . Erster Storch, erstes Kornschneiden . . Einfall, nach Rüdesheim zu gehen. Herrliche Nähe des Rheines. Reiner Sonnenaufgang . . Niemals genug zu schauende Aussicht“.

Selbst die stets umgangene, oft gescholtene Vaterstadt wird ihm nun, da er mit seiner Jugend Frieden geschlossen und da die deutsche Nation durch Lektüre seines Lebens den Frieden ratifiziert hat, ein freundlicher Ort. Allein streicht er am ersten Abende durch die Straßen, zum alten, längst verkauften Elternhause zieht es ihn, und wie er vorbeigeht, hört er drinnen die alte Uhr schlagen, die der neue Besitzer auf ihrem Platz gelassen hat, und ohne Wehmut schreibt er es seiner Frau. Überall duldsam, immer in Laune, besucht er die ältesten Verwandten, die er Jahrzehnte lang nicht mehr gesehen, und sagt, diesmal komme er gut durch die Welt, weil er von niemand was verlange, als was er geben wolle, nichts anbiete, als was dem Andern gemäß sei, „und so habe ich niemand in seiner Lebensweise irre gemacht“.

Denn alle Welt, die ihn sonst als einsamen oder stolzen Mann gemieden, sieht nun seinem Auge Glanz und Milde an, und auf der Wiesbadner Promenade wagen's sogar die Schulmädchen, ihn um einen Glückwunsch für den Lehrer zu bitten, den er gleich aufsetzt.

Nie war ein solcher Einklang zwischen Goethe und der Welt wie in diesen Sommern: er will ihr wohl, sie ihm. Ja, es geschieht das Unerhörte: die Frankfurter Oberpostamtszeitung nimmt zum ersten Male von ihres Mitbürgers Hiersein Notiz und teilt in der drolligsten Fassung mit, Goethe sei eingetroffen, „der größte und noch lebende älteste Heros unserer Literatur“.

Denn höchst Wunderliches trägt sich in diesen Jahren auch mit Goethes Ruhme zu, als nähme er an Goethes Erneuerung teil. Wirklich ist sein Name seit Werther nie so rasch und tief ins Volk gedrungen wie eben in diesen Jahren der politischen Befreiung, an der Goethe doch nur höchst kritisch teilgenommen hat. Die Nation, scheint es, da sie sich wieder fühl-



te, brauchte einen Führer im Geiste, aber es mußte ein alter sein, auf den man sich denn doch verlassen konnte. Der „Heros“ in jenem wunderlichen Willkommen ist ein völliges Novum in Deutschland. Werther lag 40 Jahre zurück und war doch unmodern geworden, Verse aus Hermann und Dorothea konnte kein Deutscher behalten. Götz war vergessen, die Stücke in Versen unverständlich, Faust nicht aufzuführen und nur den Geistigen bekannt, Meister recht wunderbarlich und Wahlverwandschaften unmoralisch und der Jugend verschlossen.

Dichtung und Wahrheit aber ging jedem ein, nachdenklich und idyllisch erschien es unendlich deutsch, und mit Staunen sah die Nation, die aus dem dichtenden Minister von Weimar einen Glücksritter hatte machen wollen, eine Ecke des Riesenkampfes, ein Fragment des großen Lebensernstes, durch den sich der Dichter gerettet. Auch rührte die Menge diese Bescheidenheit, mit der er nur auf seine Fehler wies. Zudem war eine Reihe von Liedern in leichter Vertonung allmählich ins Volk gedrungen. So griff man, da man ihn eben brauchte, grade in der Zeit der Erhebung auf Goethe zurück, während sein Geist in Arabien weilte — und immanente Gerechtigkeit bewährt sich in solchem scheinbaren Mißgriff.

War's Ursache oder Wirkung dieser rheinfrohen, weinfrohen Stimmung: gewiß ist, daß Goethe sich zum ersten Male wieder in deutsche Kunst vertieft. Zwei Brüder mit französischem Namen, im Bunde mit einem dritten Genossen, die sich urdeutsch fühlten, deutsche Bildnisse sammelten und den Kölner Dom zu beenden sich vorgesetzt hatten: die Boisserées in Heidelberg hatten Einen unter sich erwählt, einen ernsten, entschlossenen jungen Mann, um Goethe zu gewinnen. Hatte er's nicht als 20jähriger divinatorisch erfaßt, daß diese rheinische Gotik deutsche Baukunst sei, und dichterisch besungen? Aber dann war's ihm recht leid geworden, er sah es weder für deutsch an noch für schön und ließ die alte Rhapsodie sogar in seine gesammelten Werke nicht hinein. Als sich dann in den Jahren der Unterdrückung die vaterländische Stimmung der Deutschen plötzlich an diese Bogen, Pfeiler und Zwickel klammerte, wurde Goethe, dem alle Vermischung ästhetischer mit nationalen Werten zuwider war, vollends boshaft: „Am wunderbarsten kommt mir dabei der deutsche Patriotismus vor, der diese offenbar sarazenische Pflanze als aus seinem Grund und Boden entsprungen gern darstellen möchte.“ Erst Michelangelo habe die Baukunst aus diesem Raupen- und Puppenstande befreit.

Der junge Boisserée, der freilich die privaten Urteile Goethes nicht kannte, wagt den Versuch: mit guten Empfehlungen im Winter nach Weimar gelangt, breitet er Zeichnungen und Pläne vom Kölner Dom auf Goethes Tisch und beweist ihm ihre Deutschheit. Goethe brummt und murmelt, grollt und murrte „wie ein angeschossener Bär“, kämpft mit sich acht Tage: schließlich gibt er sich überzeugt und schließt sich — nach Art großer Charaktere — dem jungen Manne, der ihn schwach gesehn, nur herzlicher an, seinen Besuch versprechend.

Jetzt holt ihn der junge Sammler — der uns aus diesen Jahren die kostbarsten Gespräche kühl und zwingend echt überliefert hat — von Wiesbaden zu seinen Bildern ab, und Goethe sieht zum erstenmal eine bedeutende deutsche Sammlung, nachdem er 60 Jahre lang außer wenigen Dürers und Cranachs eigentlich nichts dergleichen studiert hatte. Da steht er vor dem Tode der Maria des Roger van der Weyden, schweigt lange, dann sagt er, als spräche er von Bach: „Aus dem schlägt uns ja die Wahrheit wie mit Fäusten entgegen!“ Doch nachdem er alles studiert und bewundert, zieht er den Schluß: „Das Höchste, was mir (auf der Reise) zu Teil geworden, sind einige Basreliefs von der Cella des Parthenons (in Gips), die Pallas Velletri, der unendlich schöne Rumpf einer Venus, sodann der Kopf eines venezianischen Pferdes“ — und bald wünscht er sich, in einem Statuensaale zu schlafen, um täglich unter griechischen Göttern zu erwachen.

Eines Tages kommt nach Wiesbaden ein alter Freund von Frankfurt zu Besuch. Es ist der Geheimrat von Willemer, ein großer, kräftiger, eleganter Mann von Mitte 50, klug, weltfreundlich und satirisch, mit Goethe seit 30 Jahren bekannt, als junger Erbe eines alten Bankhauses auf Goethes Bitte einst schon für Merck in seinen Nöten vermittelnd, diesem aber nur an geschäftlich-literarischer Mischung ähnlich, sonst weniger Abenteurer als Merck. Schon vor Vierzig zweimal Witwer und Vater mehrerer Kinder, hat er sich früh von den Geschäften getrennt, über Wirtschaft und Erziehung, auch ein paar Lustspiele geschrieben, dann lange Zeit das Frankfurter Theater in einem Komitee mitgeleitet und dabei wohl von Schauspielerinnen mehr verstanden als von der Tragödie.

Da hat er denn vor vielen Jahren ein Mädchen entdeckt, das in einer Truppe eben recht zigeunerhaft mit seiner armen Mutter aus Linz hereingekommen war und nun als kleine Tänzerin und Soubrette sang und sprang, aus einer Blume voltigierte, als Harlekin aus einem Ei hervorkroch und mit der Grazilität ihrer 15jährigen Beine alte Frankfurter Bankiers und junge Dichter entzückte. Dies Kind beschließt der reife Frauenkenner in seinem Hause aufzuziehn, indem er sie der Mutter recht eigentlich abkauft, und nun wächst Marianne Jung neben Rosine, Willemers Tochter, wie deren Schwester auf. Sie erheitert das Haus und den Pflegevater, sie singt, sie dichtet, zupft die Gitarre, flicht künstliche Kränze, ist gesellig und wird von einem Jahr zum andern reizender.

Und wie sie vollends schön, die Pflegeschwester verheiratet, Willemer älter geworden ist, so ist nichts natürlicher, als daß ihr Wohltäter um sie wirbt, sie erringt und nicht heiratet. Beide sind glücklich in diesem Bunde, allmählich gilt er nicht mehr für ihren Vater, er reist mit ihr, im Sommer wohnen sie vor der Stadt in einem alten, hochumrauschten Landhaus, ein heiteres Leben.

Jetzt steht Marianne, 30jährig, in ihrer lieblichsten Zeit, zart und voll,

sinnig und sinnlich, phantastisch, klug und neckend, wie die anmutigste Österreicherin, neben dem Freunde und reicht Goethen die Hand.

Der hat indes in seinem allgemeinen Liebeswunsche kurze Zeit mit einem Wiesbadener „Töchterchen“ vorlieb genommen, mit der er ausfährt, die er zeichnen lehrt, erzieht, bis sie ihm einmal auf einem Weinberg voranspringt — und er fällt. Nun heften sich Goethes Auge und Herz auf Marianne. Vergleicht er sie im stillen mit Christiane? Ihr Los ist ähnlich, auch war Christianens Gestalt ehemals zierlich wie diese, beide sind klein, Locken fallen um ihre Stirnen, doch scheint Marianne dunkler, feiner, ovaler, fragender, geistiger. Gern nimmt er Willemers Einladung auf seine „Gerbermühle“ bei Frankfurt an, und Goethe findet mit 65 Jahren zum erstenmal seit Jahrzehnten ein Haus, in dem er für ein paar Wochen Gast sein mag. Dort kommt ihm eine zweite hübsche Frau entgegen, Willemers jung verwitwete Tochter; die ist auch gleich von Goethe hingenommen, am ersten Tage schreibt sie:

„Welch ein Mann, und welche Gefühle bewegen mich! . . den ich mir als einen schroffen, unzugänglichen Tyrannen gedacht und in ihm ein liebenswürdiges, jedem Eindruck offenes Gemüt gefunden, einen Mann, den man kindlich lieben muß, dem man sich ganz vertrauen möchte . . Und wie wenig imponiert seine Nähe, wie wohlthätig freundlich kann man neben ihm stehen! Er ist ein glücklich von der Natur mit Gaben überschüttetes Wesen, das sie schön von sich strahlt und nicht stolz darauf ist, das Gefäß für solchen Inhalt zu sein. So gab er sich heute.“

Früh ist er selten zu sehn, aus seinem eigenen Silberbecher trinkt er vormittags den Wein, zu Tisch erscheint er im Frack, fährt oft in die Stadt, doch später, in seinem weißen Flanellrock, wird er gesellig, mit einem schönen Taschenmesser macht er sich an Blumen zu schaffen, und an den langen Septemberabenden erzählt und rezitiert er, liest und plaudert, sie spielen und singen Mozarts Arien, sie trinken und lachen auf der Terrasse, die gegen den Main sich wendet, Lichter und Boote sieht man vorübergleiten — und nur selten denkt Goethe der vielen Tage und Nächte, in denen er halbwach, fiebrig, gepeitscht an diesem alten Haus vorüber ritt und fuhr und lief: denn da windet sich ja der kleine Weg am Flusse, der nach Offenbach führt und zu Lili. Doch jetzt wird man nie unruhig werden: die Gerbermühle hat ihre eigene Freiheit, und manches von den ersten Schenkenliedern des Diwan, gestern entstanden, liest hier der Dichter beim Weine. Da kommen ihm — schreibt sein Schüler — zuweilen Tränen bei seinen Gedichten.

Was aber fühlt Marianne, während sie Goethes Lieder am Klaviere singt, bei offenen Fenstern, über Garten und Fluß hinaus? Kein Brief, keine Erinnerung gibt direktes Zeugnis von einer Bewegung des Herzens, die sich doch rasch auf unerwartete Art nach außen spiegeln wird. Hafis läßt nun den ersten allgemeinen Liebesliedern ein oder zwei neue folgen, in denen sich doch schon was mehr als nur der alte Lockentraum Christianens wiederfindet:

„Über meines Liebchens Äugeln  
stehn verwundert alle Leute;  
ich, der Wissende, dagegen  
weiß recht gut, was das bedeute . .“

Weiß es auch Willemer? Das ist ein Kenner der Frauen, gleich hat er die Gefahr erkannt, die ihm von diesem greisen Nebenbuhler droht. Das ganze Glück seiner heiter gefestigten Jahre, an das sich dennoch der Weltmann nicht ohne Nötigung binden würde — jetzt, da er der reizenden Geliebten kein Abenteuer mehr vorziehen würde, sieht er's in Frage gestellt. Sein Auge muß die Gefahr ihres Herzens rasch erkannt haben: denn 9 Tage, nachdem Goethe bei ihnen eingetroffen, macht Willemer Marianne, die seit so vielen Jahren die Seine ist, zu seiner legitimen Frau! Diese Eile, mit der sich der Hausherr die Freundin plötzlich sichert, ist gewiß der schnellste und unerwünschteste Erfolg, den Goethe je bei einer Frau errungen.

Nichts will er weniger, als diese Glücklichen stören, denn wahrhaft schätzt er den Freund und kann sich, in dieser traumesleichten Stimmung, noch ohne Kämpfe einer Neigung gegen die Frau erwehren. Ist er nicht Hafis von Schiras? Muß man Mariannen besitzen, um Suleika zu besingen? Leise wendet er das Steuer, um nach diesen leicht bewegten, hold geschürzten Wochen ohne Unruh heimzukehren. Alles schmilzt ihm in Symbole, Eros ist wieder ein Gott, Freude wieder ein Gleichnis, und die Vermählung der Liebenden, wie er sie träumte, kaum noch Begierde. Wieder taucht in seinem Geiste die Metamorphose empor, rasch verschwindet die Idylle, schnell verrauscht ihm die Novelle, und aus den zartesten und aus den tiefsten, schwermütig leichtesten, waffenlos schlummernden Stimmungen der Seele ersteht ihm nun das orphische Gedicht von Seliger Sehnsucht:

„. Nicht mehr bleibest du umfassen  
in der Finsternis Beschattung,  
und dich reißet neu Verlangen  
auf zu höherer Begattung.  
Keine Ferne macht dich schwierig,  
kommst geflogen und gebannt,  
und zuletzt, des Lichts begierig,  
bist du Schmetterling verbrannt . .“

Als er nach Weimar spät heimgekommen, es ist schon November, schickt er den zarten Dank an das gastliche Haus:

„Goldner glänzten stille Fluten  
von der Abendsonne Gluten,  
goldner blinkte Wein zum Schalle  
glockenähnlicher Kristalle . .“,

und auch Marianne will nichts als das ganze Haus vertreten, wenn sie nun mit diesen Verschen um ein Wort in das Gastbuch bittet:

„Doch in Demut schweige ich,  
des Gedichts erbarme dich.  
Geh, o Herr, nicht ins Gerichte  
mit dem armseligen Wichte . .“

In Jena und Weimar macht sich Goethe den Winter gefällig, und seit langem zum erstenmal erwartet er auf öffentlichem Balle das neue Jahr, das ihm Verheißung zuträgt. Mit Inbrunst wirft er sich in seine arabischen Träume, die Zeit vergessend. Was wollen sie nur mit ihrem Kongreß in Wien? Ist dies wirklich die Welt, die sie dort zu verteilen sich dünken? „Ich will gern an meinem Schnuppen laborieren, wenn ich nur keinem diplomatischen Diner in Wien beiwohnen darf, wo sich jedes über die neusten Greuel expektoriert . . Bald kann man den Traum vom Leben nicht unterscheiden. Wäre nicht noch das Losungswort Liebe und Anhänglichkeit.“

Und wäre nicht das Losungswort Hafis! Nun versteht er jene Flucht, die Hegire, nun flieht er selbst aus seiner Zeit, aus dieser Welt, die ihm barock erscheint, und während Europens Fürsten und ihre Diener monatelang beraten, wie man die alte Ordnung aufbauen soll, und während sie auseinanderfliegen, weil der gefährliche kleine Mann von seiner Insel wieder entsprang, schreibt Goethe an einem Wintertage die Verse:

„Nord und West und Süd zersplittern,  
Throne bersten, Reiche zittern:  
flüchte du, im reinen Osten  
Patriarchenluft zu kosten . .  
Wolltet ihr ihm dies beneiden  
oder etwa gar verleiden,  
wisset nur, daß Dichterworte  
um des Paradieses Pforte  
immer leise klopfend schweben,  
sich erbittend ew'ges Leben.“

Und während sich in der Wiener Hofburg die Minister noch um östliche Provinzen streiten, trotz Goethe, unbestechlich gegen die Zeit, in seiner Weimarer Stube:

„Gottes ist der Orient!  
Gottes ist der Okzident!  
Nord- und südliches Gelände  
ruht im Frieden seiner Hände.“

Schon im Sommer hat er Napoleons tragischen Winterzug in Timurs

Maske östlich nachgezeichnet. Nun wächst ihm ein „Buch des Unmuts“ heran, stärker steigt Abwehr gegen die Zeit in geschliffenen Versen empor:

„Wonach soll man am Ende trachten?  
Die Welt zu kennen und sie nicht verachten . .  
Hast du es so lange wie ich getrieben,  
versuche wie ich, das Leben zu lieben.“

Denn sogar die Xenien werden aus ihrem 20jährigen Schlafe geweckt, doch nun sind sie gar zahm geworden, sprühen kein Gift mehr auf Namen und Leute, lächeln von oben auf das Treiben nieder; aber in seinen Diwan läßt der Dichter sie doch nicht hinein, ob auch ihre lockern Reime sich besser als früher dem Ohre schmiegen:

„Wer in der Weltgeschichte lebt,  
dem Augenblick sollt' er sich richten?  
Wer in die Zeiten schaut und strebt,  
nur der ist wert, zu sprechen und zu dichten . .  
Fahrt nur fort nach eurer Weise  
die Welt zu überspinnen!  
Ich, in meinem lebendigen Kreise,  
weiß das Leben zu gewinnen.“

Suleika aber hält er fern und nah, und wenn er in diesem Winter Liebeslieder dichtet, so scheint's entfernt von allen Augenpunkten, nur in die Luft, nur aus dem Ost gesungen. Wie war es doch, als der realistische Goethe vor 3 Jahrzehnten den frühen Traum von Mignon in Veronas mühsamen Wirklichkeiten nachgesammelt und seiner Vision posthume Etiketten aufgenötigt hatte? Nun, da er in seinem thüringischen Zimmer sitzt, Marianne fern am Main, noch ferner Hafis' Geist in Schiras waltet, nun, da man ringsumher wirkliche Länder und Reiche verteilt, singt er, ganz Dichter, ganz Phantast, der Unbekannten, Wohlvertrauten dieses:

„Hätt' ich irgend wohl Bedenken,  
Balch, Bochara, Samarkand,  
süßes Liebchen, dir zu schenken,  
dieser Städte Rausch und Tand?  
Aber frag einmal den Kaiser,  
ob er dir die Städte gibt?  
Er ist herrlicher und weiser;  
doch er weiß nicht, wie man liebt.  
Herrscher, zu dergleichen Gaben  
nimmermehr bestimmst du dich!  
Solch ein Mädchen muß man haben  
und ein Bettler sein wie ich.“

Endlich wird es wieder wärmer, zwar die Welt ist voll Getümmel, denn von Elba ist man wieder plötzlich in Paris, und voll Schrecken stob der galante Kongreß auseinander. Goethe lächelt, denn seinen Weg nach Persien kann selbst die Alte Garde ihm nicht sperren. Freilich, Frankfurt liegt von der Grenze nicht weit: denn daß er diesen Sommer in die Gerbermühle zurückkehrt, daran ist nun kein Zweifel. Doch scheint er nichts mehr auf den Kaiser zu setzen, der ihm so lange Idol war.

Rasch läuft alles dem Abgrunde zu, von dem die Genien des Epimenides sprachen. Als Goethe im Juli wieder nach Wiesbaden kommt, jagt erst die Kunde vom verlorenen Ligny, schallt dann die Freude über das gewonnene Waterloo an den Main. Sachlich verzeichnet es Goethe. Was ist ihm heute selbst Napoleon! Sehr ferne weilt sein Geist, spielende Selbsttäuschung, selbstbewußtes Spiel nähert sich seiner Höhe: nun tragen die Liebenden östliche Namen, und Jussuph und Hatem, Suleika und Hafis heißen der Dichter und die Geliebte, doch immer noch leise, noch scheint's ein Traum, aus dem Lieder und Sprüche in den aufgetanen Korb des sterblichen Dichters fallen.

Mit kräftigen Schlägen fährt indes das wirkliche Schiff den Rhein hinab. Mit dem Freiherrn vom Stein trifft Goethe zusammen, lernt ihn nun besser kennen und schätzen, weil er der deutschen Sache aufgetaner lebt. Sein Held ist ja doch gefangen. Goethe preist Steins Vertrauen, dem er hellere Blicke in die nächste Welt verdanke, und wie er dann allein nach Köln fährt, um Boisserées Pläne mit Augen zu sehn, tritt hinter ihm in den Dom Stein, der ihm durch Zufall hierher gefolgt ist. Arndt geht mit Stein, und er berichtet, wie sie unter den strebenden Pfeilern mit einem Male Goethe erblicken, ein Dombild betrachtend. Zwei Jahre sind seit Goethes kalten Worten an den jungen Kämpfer und Dichter vergangen, für Arndt spricht die Gegenwart und gegen Goethe, doch schweigend bleibt der Jüngere stehn. Und wie nun einer aus ihrer Gruppe ein kritisch leises Wort erheben will, legt Stein den Finger auf den Mund, er sagt: „Still, Kinder, nur nichts Politisches! Das mag er nicht. Wir können ihn da freilich nicht loben, aber er ist doch zu groß.“

Nach 40 Jahren, seit hier der Jüngling schwärmte, spricht wieder der Dom zu Goethe, der ihn inzwischen verleugnet hatte, spricht zum erneuten Jüngling. Auch fühlt sich Goethe hier zum erstenmal außerhalb Weimars als Fachmann angerufen: ein Gutachten hat der preußische Minister erbeten zur Erhaltung deutscher Kunst am Rhein, wobei denn Goethe nicht Partei zu nehmen braucht. Staunend steht er zugleich vor der „fanatischen Aufnahme“, die er jetzt überall am Rheine findet und die er nirgends in der Welt gewohnt war: in Weimar war er zu bekannt, im Reich zu unbekannt, um als Person berühmt zu sein.

Sicher ist die volle Offenheit seiner Seele der Schlüssel zu allen Herzen gewesen. Nie war seine Menschenliebe so freundlich und groß. In Karlsbad schalt er noch vor ein paar Jahren, als sein Schreiber krank geworden; jetzt pflegt er seinen kranken Diener, beklagt mehr ihn als sich und

lächelt, daß man bei solcher Taille und bei solchen Jahren doch noch ohne Hilfe Strümpfe überziehen könne. Uralte Jugendfreunde läßt er zum Weine, jenen Riese, dem er vor 50 Jahren aus Leipzig wunderliche Briefe schrieb. Wie lang die Krebse an der Kurhaustafel sind, zeichnet er in Briefen seiner Frau auf und dem Sohne.

Zugleich lebt er nach rückwärts weiter, diktiert, sogar im Bade, an seiner Reise nach Neapel, und wie er zugleich mit Hafis weiterplaudert, spannt er seine Reiche, spannt seine Epochen: ungestört vermag Goethe die Dompfeiler von Köln, den Schwefel des Vesuv und das Geheimnis persischer Gewirke auf dem Tische des Lebens rein zu beschauen.

Mit steigendem Sommer steigt seine Ungeduld — und um Mitte August fährt er zur Mittagsstunde plötzlich an der Gerbermühle vor. Er bleibt 6 Wochen. Wieder entwickelt sich das heiterste Landleben, alles scheint Harmonie. Seltener fährt er nun zur Stadt, aus Frankfurt kommen zu ihm die Besucher. Einmal ist es ein Doktor Kestner, Sohn Lotte Buffs, mit dem das Gespräch in kühl abmessenden Erinnerungen schwankt. Ein andres Mal fährt am späten Abend ein Herzog vor und eine Herzogin, und wie sich Goethe im Hausportal verneigt, hat es Marianne gesehen und neckt ihn. Ein wunderlicher Arzt, der für bedeutende Männer, doch nur, wenn sie eine Torheit hinter sich haben, den „Orden der verrückten Hofräte“ gegründet hat, in den Goethe herzlich um Einlaß bittet, überreicht ein würdiges Diplom.

Wie sie ihn nun zum 66. Geburtstage mit einer Morgenmusik wecken, die auf dem Flusse heranzfährt, ist's ihm ein bißchen peinlich, doch dann findet er an fächerförmiger Tafel Gaben und Widmungen, ein lorbeerumkränzter Turban deutet den Schauplatz seiner Verse an, mit galanten Indiskretionen parodiert der wunderliche Arzt Dichtung und Wahrheit, und Willemer bringt sein Wohl in einem Weine aus, der vor 66 Jahren gekeltert wurde.

So heiter fließen im Weinlande die Wochen.

Aber mit unsichtbar steigenden Mächten werden Hafis und Suleika zueinander gezogen, in heftigeren Farben prangen nun Goethes Lieder, und wie mit Romeos Tönen singt er Mariannen ins Antlitz:

„Deinem Blick mich zu bequemen,  
deinem Munde, deiner Brust,  
deine Stimme zu vernehmen,  
war die letzt' und erste Lust.  
Eh' es Allah nicht gefällt,  
uns aufs neue zu vereinen,  
gibt mir Sonne, Mond und Welt  
nur Gelegenheit zum Weinen.“

Immer wieder schleiert er's ein, sucht sich in Klarheit zu fassen:



„Mitternachts weint' und schluchzt' ich,  
weil ich dein entbehrte.  
Da kamen Nachtgespenster,  
und ich schämte mich . .“

Noch sucht er's wegzubiegen, anfangs September zieht er auf eine Woche in die Stadt; nun sind sie getrennt, nun läßt sich klarer sprechen als im selben Hause, nun kommen Schrift und Verse eben recht. Dort im Gasthof nimmt er einen halben grünen Bogen, und mit ausgreifenden Zügen schreibt er darauf:

„Nicht Gelegenheit macht Diebe,  
sie ist selbst der größte Dieb;  
denn sie stahl den Rest der Liebe,  
die mir noch im Herzen blieb . .“

Wird sie erwidern? Hat sie nicht ehemals hübsche Verslein gemacht?

Andern Tags empfängt er ein Billett — und nach tausend Versen, die Goethe den Frauen zu Füßen gelegt hat: nun ist es zum erstenmal, daß die Geliebte ihm in Versen erwidert. Doch was ist mit ihr geschehn? Der immerwache Blick des Meisters muß in zwei Augenblicken erkennen, wie aus diesem anmutig-kleinen Talente die Liebe über Nacht eine wahre Dichterin entfaltet, denn sie erwidert:

„Hochbeglückt in deiner Liebe,  
schelt' ich nicht Gelegenheit;  
ward sie auch an dir zum Diebe,  
wie mich solch ein Raub erfreut!  
Und wozu denn auch berauben?  
Gib dich mir aus freier Wahl!  
Gar zu gerne möcht' ich glauben —  
Ja, ich bin's, die dich bestahl . .“

Und weiter rauscht in Goethes Stil und Atem, ja, zum Verwechseln, und ganz an Werte seinen Versen gleich, Mariannens Lied. War Goethes Macht über eine Frau jemals so groß, daß er von heut auf morgen sie zur Dichterin machte? Nun darf er freilich schreiben:

„Von euch Dichterinnen allen  
ist ihr eben keine gleich:  
denn sie singt, mir zu gefallen,  
und ihr singt und liebt nur euch!“

Stärker zieht es ihn zurück, auf magische Weise fühlt er Kunst und Neigung sich verschmelzen, wie er's kaum einmal ähnlich, in Coronas schöner Nähe, genoß.

Doch wie sie sich wieder entgegentreten, da schlägt aus Beiden die Flamme empor. Mitten im Hause des Frankfurter Patriziers, bei Bür-

gern und Sitten des 19. Jahrhunderts, schmilzt das östliche Spiel zur Leidenschaft, und unter geselligen Formen kann er vor ihrem Gatten, vor den Ihren alles verbergen, was er fühlt, wenn er sie abends unter ihren Liedern, im Gartensaal, mit einem Turban aus weißem Musseline schmückt. Suleika schweigend krönend.

Da beschließt er aufzubrechen. Soll ich noch einmal Wetzlar wiederholen? Wieder fühlt er sich, schuldig-schuldlos, eingedrungen in ein reines Verhältnis zwischen Menschen, die er liebt. Drohend sieht er vor sich das Goethe-Schicksal. Schon ist es Zeit, noch ist es Zeit. Es ist September und Vollmond. Der letzte Abend wird von Boisseree, der als sein Schüler für ein paar Tage aufs Land zu ihm gekommen, als heiter und reich an Scherzen geschildert. Als dann Marianne „Gott und die Bajadere“ singt, fürchtet Goethe, es möchte sie zu sehr ergreifen: das wäre ja fast ihr eignes Schicksal. Da singt sie Mozarts Arien und schließlich aus Don Juan. Goethe applaudiert und nennt sie selbst seinen kleinen Don Juan. Dann schmückt er sie mit Schal und Turban und liest die neuen Lieder an Suleika vor. Willemer schläft ein und wird von der Gesellschaft gefoppt.

Als man schlafen geht, will Goethe seinem Schüler die farbigen Schatten erklären, wie sie das Doppellicht des Mondes und der Kerze entwickelt, neben ihm tritt er mit einem Licht auf den Altan. Marianne kann nicht schlafen, sie lauscht, sie schaut aus ihrem Fenster — und plötzlich bricht das andere Element aus diesem meist heiteren, nur zuweilen aufglühenden Wesen hervor, und bei der Abfahrt andern Morgens gibt sie Goethe eine Zeichnung: da steht er mit einer Kerze im Mondschein, um den Vollmond besser zu sehn.

Aber vom gleichen letzten Tage verrät Goethes Tagebuch, was freilich Boisseree nicht wissen konnte, unter geselligen Notizen die entscheidenden Worte: „Entdeckung . . Scheinfahrt“. In solchem Zwiellichte der Stimmung, beklommen heiter, lauschend mit klopfenden Herzen, meist ins Gesellige zurückgeschlungen, stets in den Traum des Ostens eingewoben: so trennen sie sich, denn Goethe fährt mit seinem jungen Freunde nach Heidelberg — aber die andern versprechen, ihn in acht Tagen dort zu besuchen. War's ein plötzlicher Gedanke der Liebenden, die des Freundes Haus ehrten, sich am dritten Orte, unterm Schleier einer Reise zu treffen? War es vielleicht Bedingung, unter der sie ihn jetzt ziehen ließ? Gewiß ist nur, daß in den Tagen dieser Trennung in Beiden eine Leidenschaft emporbrach, wie sie Goethe seit Lilis Tagen nicht kannte.

Mariannens Ungeduld fliegt ihm zu, rascher zu reisen bestimmt sie den Gatten, und als nun Willemer überraschend früh an Boisserees Tafel erscheint, springt Goethe auf, eilt in sein Zimmer und bringt in seiner Verwirrung nur hervor: „Wir können doch nicht essen, während die Frauen im Gasthofe warten!“ Eilends holt man Marianne und die Tochter, dann kommt Goethe wieder.

Drei Tage im Heidelberger Herbst sind ihnen frei. Zaghaft mag sie

ihm ein Blatt in die Hände drücken, das sie auf der Fahrt hierher geschrieben, und Goethe liest:

„Was bedeutet die Bewegung?  
Bringt der Ost mir frohe Kunde?  
Seiner Schwingen frische Regung  
kühlt des Herzens tiefe Wunde . .  
Und mich soll sein leises Flüstern  
von dem Freunde lieblich grüßen,  
eh' noch diese Hügel düstern,  
sitz' ich still zu seinen Füßen . .“

Staunend hält der Dichter das Blatt, und wie er's später mit vier andern Gedichten Mariannens in seinen Diwan aufnahm, verschlechterte er sie an drei Stellen und hob sie nur an einer. Staunend steht er vor der herrenlosen Freiheit dieser still gewachsenen, nun aufgebrochenen Liebe. Alles scheint dem alten Jüngling in diesen drei Tagen möglich, alles wünschenswert, und wenn er ihres Namens Chiffren arabisch in den Sand malt, wenn er auf der Schloßterrasse in Versen die reifen Kastanien mit seinen Liedern vergleicht, wenn er des Gingobaumes Zwillingsschwert in das mystische Liebesspiel von Zwei und Eins verschlingt: plötzlich reißt ihn Leidenschaft aus dem Gewebe seines östlichen Spieles, und er schluchzt die Verse:

„Ist es möglich! Stern der Sterne,  
drück' ich wieder dich ans Herz!  
Ach, was ist die Nacht der Ferne  
für ein Abgrund, für ein Schmerz!  
Ja, du bist es, meiner Freuden  
süßer, lieber Widerpart;  
eingedenk vergangner Leiden  
schaudr' ich vor der Gegenwart . .“

Doch nun sänftigt sich das Feuer, aus goldroter Glut einer ersten Umarmung steigt es wie opalene Legende vom Ursprung der Welt, steigt aus Goethes Einsamkeit und dem tragischen Schweigen des Urseins. Aus den halb erhellten Gründen seiner Seele heben sich in der Mitte des Gedichtes Goethes panisch tiefste Visionen langsam, wie zögernd empor, und wenn er des Schöpfers und des Dichters Urgefühle als ähnliche ahnt und dann im ersten Regenbogen Klang und Farbe begrüßt: da erneut sich nach einem Menschenalter in höherer Kurve Tassos Aufklang aus leidender Brust. Doch mit einem Male mündet das Lied in die Liebeskraft seines Anfangs:

„So, mit morgenroten Flügeln,  
riß es mich an deinen Mund,  
und die Nacht mit tausend Siegeln  
kräftigt sternenhell den Bund . .“

Fast 50 Jahre sind es und er sang:

„Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,  
doch frisch und fröhlich war mein Mut:  
in meinen Adern welches Feuer,  
in meinem Herzen welche Glut!“

Seit jenem Morgenhymnus, mit dem der Straßburger Student werbend und siegend aus Friederikens Armen zu Pferde stieg, hat Goethe das strahlende Feuer der Leidenschaft nie ähnlich dargestellt, und da sein Genius ihn treu begleitete, so muß man schließen, daß auch dies Lebensfeuer in Jahrzehnten kaum je so emporschlug wie damals und heut. Es ist, als kehrte er nach titanischer Wanderung des Geistes in die Zonen aufspringender Jugend zurück, die er seit kurzem wieder zu lieben begonnen.

Dämon ist aufs neue vorgebrochen, das Spiel, der behutsame Sieg seines Geistes, seiner Jahre scheint gefährdet, Hafis' Freiheit und Suleikas heiteres Lächeln sind auf drohende Art in Frage gestellt — und noch einmal tritt an Goethes schlagendes Menschenherz die kühle Forderung der Vernunft: zu fliehn.

Nach 40 Jahren steht er auf demselben Punkte wie damals, als er Lotte und Kestner allein ließ, doch heut ist sein Kampf der schwerere. Damals wies ihn Lottes Nein in seine Grenzen, jetzt scheint's unmöglich, daß Marianne, Theaterblut, eben erst durch wunderliches Schicksal bürgerlich geworden, geblendet von dieser Erscheinung, gerührt von diesem Dienste, sich geweigert hätte, ihm zu folgen. Er aber fühlt sich zu fliegender Torheit nicht mehr jung genug, und auch Christianen in diesen Jahren noch zu entfernen, scheint ihm, 18 Jahre nach „Amyntas“, vollends unmöglich: er denkt an den Baum und den Efeu. Alles deutet an, daß Goethe es ist, der sich aufs neue zur Entsagung entschließt und nun als Greis dasselbe Schicksal auf sich nimmt, das ihn als Jüngling viermal rasend und zum Dichter machte.

Nach drei Tagen reißt er sich los, läßt sie mit ihrem Gatten in ihr schönes Haus heimziehen, in das er auf der Rückfahrt nochmals einzukehren verspricht. Marianne dichtet, am Tag als sie geschieden, ihren andern Meistergesang, an den Westwind: „Ach, um deine feuchten Schwingen, West, wie sehr ich dich beneide . .“ Goethe aber schreibt in denselben Tagen diese Verse auf ein Blatt:

„Locken, haltet mich gefangen  
in dem Kreise des Gesichts!  
Euch geliebten, braunen Schlangen  
zu erwidern hab' ich nichts.  
Nur dies Herz, es ist von Dauer,  
schwillt in jugendlichstem Flor;  
unter Schnee und Nebelschauer  
rast ein Ätna dir hervor.

Du beschämst wie Morgenröte  
jener Gipfel ernste Wand,  
und noch einmal fühlet Hatem  
Frühlingshauch und Sommerbrand.  
Schenke her! Noch eine Flasche!  
Diesen Becher bring' ich ihr!  
Findet sie ein Häufchen Asche,  
sagt sie: Der verbrannte mir!“

Mit einer Bewegung wie ein Gott zerdrückt Goethe die Flamme. Wunderbar fügsam ist sein Dämon geworden: ein Untertan, kein Herr! Raste er nicht ehemals in wochenlangen Briefen um Käthchen, um Lotte, um Lili? Ein Leben hat Goethe gebraucht, um diesen archimedischen Punkt zu finden.

Goethe steht an diesem Heidelberger Tage, da der Wagen ihm die Geliebte entführt — er fühlt: es ist für immer, und er muß glauben, daß es die letzte sei — endlich auf dem Punkt, an den ihn nur der Genius leiten konnte, und mit einem einzigen Worte enthüllt er sein wieder errungenes Spiel: mit einem Einfall wie von Mozart läßt er einmal den Reim ausweichen, und schweigend heißt er den Leser an die Stelle Hatems Goethes eigenen Namen setzen, der dorthin gedichtet war und vorgreifend welt-historisch gefühlt.

Ein paar Tage hält er sich munter, empfängt mit einiger Ironie den durchreisenden Herzog, verspricht ihn und die Jagemann in Mannheim zu treffen, vertraut dem jungen Boisserée auf einer Fahrt nach Karlsruhe manches an, fühlt sich auf der Spur architektonischer Geheimnisse, rühmt Willemers Klugheit, mit der er Mariannen aus der Tänzerwelt hob, — dann erinnert er sich wieder, wie grade vor 40 Jahren aus demselben Heidelberg derselbe Herzog ihn abholen ließ und wie nur entschiedene Menschen ihm Glück brächten, so der Herzog und so Napoleon.

Dann aber kommt er, wie immer, wenn sein Herz ergriffen ist, auf Lili zu sprechen, erzählt dem jungen Freunde Stücke aus seiner Geschichte mit ihr, hofft sie hier irgendwo zu treffen, doch bald scheint er den Begleiter zu vergessen, nur noch laut zu denken. Abends im Wagen kommt er auf Ehrfurcht vor dem Geheimnisvollen zu sprechen und nennt sie die Hauptgrundlage wahrer Weisheit. So fallen ihm die Wahlverwandschaften wieder ein, Boisserée berichtet:

„Die Sterne waren aufgegangen. Er sprach von seinem Verhältnis zur Ottilie, wie er sie lieb gehabt, und wie sie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt fast rätselhaft ahnungsvoll in seinen Reden. Dazwischen sagte er dann wohl einen heitern Vers. So kamen wir müde, gereizt, halb ahnungsvoll, halb schläfrig, im schönsten Sternenlichte bei scharfer Kälte nach Heidelberg.“

Plötzlich kommt der Zusammenbruch. Am nächsten Tage will Goe-

the fort, „er sagte mir: Ich mache mein Testament!“ Die jungen Leute wollen ihn zum Bleiben bereden, er fürchtet Krankheit, sagt dem Herzog seinen Besuch ab, schläft nicht, gibt Boisserée einen Teil seiner Gedichte zu lesen — sagt, er muß flüchten. „Traurig schwerer Abschied.“

Im Wagen, in dem ihn sein Schüler begleitet, erholt er sich allmählich: „Die Sicherheit, nicht mehr vom Herzog oder von der Jagemann erreicht zu werden, beruhigt ihn sichtbar.“ Abends liest er in einem kalten Gastzimmer orientalische Gedichte vor. Andern Tags zu Mittag in einem kleinen Ort. „Ein junges, frisches Mädchen bedient uns, ist nicht schön, hat aber verliebte Augen. Kuß. Abends im Dunkel nach Würzburg.“ Dann reist der junge Mann zurück, er kann sich Goethes Zustand nicht enträtseln.

Goethe hatte nach dem Abschiede 10 Tage ausgehalten, von innen scheint er zu glühn, wundersame Ideen verfolgen ihn, das lang und kurz Vergangene schiebt sich zusammen, Lili, Carl August, Minna. Doch an jenem Tage, wo er sich plötzlich bestimmt fühlt, sein Testament zu machen, rasch aufbricht und nun — zum sechstenmal im Leben — vor einer geliebten Frau flieht, schreibt er zwei Briefe, die alles erklären. Denn nicht um die Jagemann geht es ihm, es gilt Mariannen: an diesem Tag entschließt er sich kämpfend, rasch und von Grund aus zu entsagen. Ihr selber wagt er's nicht zu melden, daß er die Gerbermühle flieht, doch an Willemers Tochter schreibt er:

„Denken Sie, daß, bis gestern, ich hoffen konnte, Sie jeden Tag zu sehen, und nun nimmt mich's beim Schopfe und führt mich über Würzburg nach Hause.. Verzeihen Sie das Federspritzen und die Kleckschen, das sieht meinem Zustand ganz ähnlich. Adieu den Beiden! Mögen sie vereint bleiben! Und mir! G.“ Fast wörtlich wie mit 23 Jahren an Kestner und an Lotte. Heut ist er 66.

Doch männlich, mit wundervoller Fassung schreibt er zugleich an Willemers:

„Hundert Einbildungen hab' ich gehabt: wann, wie und wo ich Sie zum erstenmal wiedersehen würde.. Nun kommt's aber! und ich eile über Würzburg nach Hause, ganz allein dadurch beruhigt, daß ich, ohne Willkür und Widerstreben, den vorgezeichneten Weg wandle und um desto reiner meine Sehnsucht nach denen richten kann, die ich verlasse. Doch das ist schon zu viel für meine Lage, in der sich ein Zwiespalt nicht verleugnet, den ich auch nicht aufrege, sondern lieber schließe. Herzlichen Dank für alles Gute und Liebe. Doch dieser Dank wäre nicht der rechte, wenn er nicht eine Schmerzensform annähme. Das werden Sie, Herzenskündiger, zu vermitteln wissen. Wie denn billig diese Worte an die Zwei gerichtet sind, die man beneidenswert glücklich verbunden sieht.“

Am Tage der Heimkehr nach Weimar schickt er Mariannen, wie verabredet, einen Chiffrebrief, und mittels der gleichen Chiffren und Zahlen im selben arabischen Gedichtbuche enträtselt sie:

„Die Einsamkeit ist schön,  
sobald die Freundin meine Freundin ist.  
Aus meinem Kopfe geht  
die Sehnsucht deines Aufenthaltes nicht,  
weil dort das irre Herz  
des armen Fremdlings wie zu Hause ist . .“

Willemer widmet er ein arabisches Werk als dankbarer Gastfreund Hatem. Vaterstadt und Gerbermühle, den Freund und Marianne hat Goethe nie wiedergesehn.

Mitte Oktober ist es geworden, als in dem großen Hause Christiane ihn wieder herzlich begrüßt. Es ist schon kalt, der große Ofen soll die Sonne ersetzen. Langsam fügt er sich in das gewohnte, tätig betrachtende Leben.

Still sammelt er seine neuen Gedichte . . Wo war das nur? Am Neckar? Am Euphrat? Recht artige Stücke sind darunter, besonders die von ihr . . Man muß mit Riemer reden, wegen eines Schemas . .

## ELFTES KAPITEL / ENTSAGUNG

„Gedenken Sie an den Einsiedler,  
der, von seiner Klausen aus, das Meer  
doch immer tosen hört.“

Bis in die Kronen der alten Tannen ragt der gläserne Erker hervor, im Oberstock des Wirtshauses, über dem Flusse, vor der Stadt Jena. Es ist Februar, doch das Jahr ist milde, und hier, gegen Süden, kann ein alter Mann, der schon als junger mehr Wärme brauchte als seine Lands- genossen, im kargen Schein sich sonnend, den Frühling ahnen. Was tut er da oben, in der kleinen Gaststube, die er auf Spaziergängen oft neidisch betrachtet, nun über Tag gemietet hat, um sie schließlich auch des Nachts zu bewohnen? Träumt er? Dichtet er?

Er arbeitet. Doch zwischeninne läßt er den Blick auf Berg und Landschaft schweifen und trinkt das Kleine als Gleichnis des Großen ein. „Auf der Tanne lebe ich wie im Lande Gosen, heiter und klar, indes über dem Ninive-Jena die schwarze Wolke der Politik . . ruht.“ Durch den Brückenbogen zu seinen Füßen sieht er die Holzflößer geschickt und glücklich hinabfahren. „Ein Mann versieht das Amt hinreichend . . Die Scheite Brennholz dilettantisieren hinterdrein, einige kommen auch hinab, wo Gott will, andere werden in Wirbel umgetrieben . . Morgen wächst vielleicht das Wasser, hebt sie alle und führt sie meilenweit zu ihrer Bestimmung, zum Feuerherd. Du siehst, daß ich nicht nötig habe, mich mit den Tagesblättern abzugeben, da die vollkommensten Symbole vor meinen Augen sich eräugnen.“ Schließlich erzählt er, „daß heute auch in Kösen an der Saale der große Holzmarkt gefeiert wird, wo künftige Stadt- und Landgebäude zu Hunderten roh auf dem Wasser schweben. Gebe der Baumeister aller Welten ihnen und uns Ge- deihen. Auf der Saale-Zinne in Sturm und Regen . . Der Alte auf dem Tannenwipfel, geschaukelt wie ein horstender Rabe.“

Da ist die Grundstimmung der nächsten Jahre umrissen: getrost ent- sagend, ironisch betrachtsam, im engen Kreise makrokosmisch weise, und nur aus solcher Stimmung erklärt sich auch der wunderliche Ein- fall, dort draußen zu hausen. Seit er vor dreißig Jahren in Castel Gan- dolfo den hohen Sommer der Campagna einsog, hat Goethe nie mehr auf solche Art draußen gelebt, denn in den Bädern, die doch auch halbe Städte sind, wohnt er stets in Mietshäusern. Einmal, um die 50, hat er ein paar Sommerwochen lang das alte Gartenhaus im Park zu Weimar bewohnt, dort ordnete er alte Gedichte.

Auch jetzt ist's, wenn er sich überhaupt mit Versen abgibt, mehr ein



Ordnen als ein Dichten; wieder rückt das Musische ferner und wird diese Epoche — vom 67. bis zum 75. Jahre — nur wie von weitem mit Sprüchen begleiten, selten summt ein Nachklang jener reichsten Zeit in ihm, die eben versunken ist.

Wie weit! Sind wirklich erst zwei Jahre und ein Winter dahin, seit er in Heidelberg, von Wunsch und Leidenschaft geschüttelt, von Reife gemahnt, zum erstenmal aus gänzlich freiem Willen den tragischen Sieg über den Dämon errang? Zwar, weiter dichten konnte er noch im östlichen Gewande, und als er damals heimkam, gelang ihm noch ein vollkommenes Lied wie: „Herrin, sag, was heißt das Flüstern“ oder ein rührender „Nachklang“. Doch schon klingt auch eines — vom „Helios der Griechen“ — kälter und schwerer als jene Gesänge vom Neckar, er weiß es, nennt seine Sehnsucht zu den östlichen Regionen unaussprechlich und muß sich drein ergeben, die Rückkehr solcher Zeiten „wie die eines guten Weinjahres in Hoffnung und Demut zu erwarten“.

Indessen hat er die Geschenke des Genius sorgend gesammelt, alles in Bücher eingeteilt, gelehrte Noten dazugeschrieben: denn Goethe ist ja nicht nur Hafis der Sänger, er ist auch Hafis der Schriftgelehrte — nur mag er nicht wie jener die Zellen seines Innern trennen und die vom Zechertisch gefallen Lieder den Schülern erst zu posthumer Sammlung überlassen. Denn in Goethe war dies nur ein kurzer Dichterausbruch, und wie im Gleichnis einer kurzen Liebe, deren Töne und Bilder man erst später betrachtsam auseinanderlegt, so wächst, indem er selbst entsagend erwacht, sein studierender Wille zum Osten: zwar hat er nicht die schwere Sprache Arabiens, jedoch die schöne Schrift gelernt, stundenlang malt er jene geheimnisvollen Arabesken nach, glaubt diese technischen Versuche in seinen Versen selber mitwirkend zu empfinden, entzückt umschweift er die Trümmer eines zerfetzten Korans, beginnt auch wohl einen Brief an seine Herzogin mit orientalischer Anrufung und gibt in seinen „Noten zum Diwan“ nicht bloß Erklärungen, wie er sie früher beim Dichter verwarf, er gibt vor allem Kenntnisse einer Kultur, die er mehr durch Überfall erobert als regelmäßig erworben habe. Dann aber macht er Halt, und während auch nach dem Erscheinen des Buches noch einige Gedichte aus jener Quelle tropfen, wendet er sich vom östlichen Studium fort, „um nicht verführt zu werden“.

Und wie der alte Goethe mit Mäßigung die Provinzen seines beinah grenzenlosen Reiches als ein erfahrener Staatsmann unter Trennung der Gewalten sondert und immer nur durch die Personalunion seines Geistes verbunden hält: nur so vermag er sich auch des äußern Lebens dort zu erwehren, wo es als regierendes Schicksal in seine Kreise fährt. Vielleicht wird seine Systematik der Seele niemals deutlicher als in diesem wenig dichtenden, doch umso arbeitsameren Jahrzehnte — bis am Ende noch einmal der Dämon alle Lebenskunst zerwürfeln wird.

Christiane ist tot. Der oben auf dem Tannenhorste denkt und diktiert, ordnet und anordnet, ist allein und Witwer. Doch wenn es ihn im letzten Jahrzehnt aus seinem wohlbestellten Hause immer häufiger fortgetrieben hat, weil es von Fremden erfüllt war, so fehlt ihm jetzt, da es von neuen Menschen und Geräuschen summt, sogar die einzige Gestalt, die ihn sonst immer liebevoll zurückgezogen. Als eine Leidende hat Christiane, trotz mancher Staffel neuen Lebensmutes, ihr letztes Jahr verbracht, und wie sich grade dieses Jahr für Goethe zum reichsten, hellsten weitete, so mußte am Ende ihre innere Entfernung wachsen. Daß sie auch jetzt nicht zur Entfremdung wurde, daß Goethe seiner Frau die Trennung von Marianne nicht heimlich aufgerechnet hat, zeigt noch einmal die Gutheit beider Charaktere und einen Einklang, den weder Stand noch Gesellschaft, weder Klatsch noch Eifersucht, weder freie Ehe noch Heirat, weder der Ruhm noch der Geist — den doch zuletzt nur der Tod zerreißen konnte.

25 Jahre nach ihrer Vereinigung hatte Goethe ihr das Lied gewidmet: „Ich ging im Walde so für mich hin.“ Vergleicht man's aber mit seiner ersten Fassung, so vermag man die ganze Geschichte dieser Liebe plötzlich zu deuten. So wie er ihr das Lied geschenkt, wie es später in Worten und Tönen berühmt geworden, läßt er das Blümchen, auf das sein Auge fällt, nur fragen: „Soll ich zum Welken gebrochen sein?“, gräbt's mit den Wurzeln aus, pflanzt es am stillen Orte wieder ein: „Nun zweigt es immer und blüht so fort.“

Doch in der andern Fassung, die er ihr nicht schenkt, die nicht „Gefunden“ heißt, sondern „Im Vorübergehn“, läßt er das Blümchen ihm mehr vertraun und schließen:

„Ich kann nicht liebeln,  
ich kann nicht schranzen;  
mußt mich nicht brechen,  
mußt mich verpflanzen.“

Pause. Keine Antwort des Dichters, kein Verpflanzen. Das Blümchen bleibt stehn. Er aber wendet sich, geht weiter und schließt summend:

„Ich ging im Walde  
so vor mich hin;  
ich war so heiter,  
wollt' immer weiter —  
das war mein Sinn.“

Wie die holde Begegnung ihm ungewollt zum Schicksal geworden, hat Goethe nach 10 Jahren in der Elegie von Amyntas klagend und liebend, nach 25 in diesem Liede freier, kühner gestaltet; jedoch zu zart, um der Freundin durch diese Blume Wahrheiten des Schicksals zu eröffnen, legt er das Blatt beiseite — schreibt ihr das andere.

Als Christiane, zu vollblütig, zu dick, auch unvernünftig im Essen

und Trinken, ein Jahr vor dem Ende vom Schlage getroffen, rasch wieder aufkam, war Goethes Sorge und ihre Dankbarkeit nur noch gewachsen; rührender Worte voll sind ihre Briefe, doch auch er, wenngleich fester, entfernter, endet seinen Brief: „Lebe wohl, meine herzlich Geliebte.“ Auch Charlotte, ihre Feindin, kommt nun zuweilen zu Besuch, und Fritz von Stein, der sich sein Urteil stets selbständig erhielt, ist, als er nach Weimar kommt, Christianens vertrauter Gast. Dann trifft er bei Hofe mit August von Goethe zusammen — und auf dem Parkette des neuen Herzogsschlusses erkennen sich nach Jahren kaum die Söhne dieser beiden Frauen, die einander auf fatale Weise bei Goethe abgelöst haben.

An August hatte Christiane zuletzt viel Freude: die neue Hofuniform stand ihm gar zu gut. Sitzt sie am Fenster und sieht die Jagemann, Goethes Feindin, vierspännig nach der Schweiz abreisen, so wird sie wohl ein bißchen neidisch, doch das geht rasch vorüber. Nur daß Goethe auch in diesem Jahre fünf Monate weg ist, macht sie traurig, und wie sie indessen in Karlsbad sich erholen soll, kommt es ihr zwar amüsant, doch einsam vor, „denn ich bin nur glücklich durch dich und deine Liebe“.

Im nächsten Mai, als er in Jena sitzt, schreibt sie ihm, wie schön die Äpfel blühen und die Tulpen. Andern Tages trifft sie ein zweiter Schlag, er rät ihr einen Aderlaß, sie unterläßt's, fühlt sich bald wieder wohl und „alles ist frei und heiter, und nirgends ist mehr ein Druck oder betäubende Schwere zu bemerken.. Lebe nun wohl und gedenke mein.“ Bald aber erkrankt sie aufs neue schwer, er eilt herbei, erkrankt selber, die Dienerschaft erkrankt, alles geht durcheinander. Christiane stirbt, während Goethe sein Bett nicht verlassen kann.

Aus seiner Kammer blickt er hinaus, Junisonne kämpft gegen Gewölke, er nimmt ein Blatt und schreibt:

„Du versuchst, o Sonne, vergebens,  
durch die düstren Wolken zu scheinen!  
Der ganze Gewinn meines Lebens  
ist, ihren Verlust zu beweinen.“

Und wohl bald auch dieses:

„Eine Stelle suchte der Liebe Schmerz,  
wo es recht wüst und einsam wäre.  
Da fand er denn mein ödes Herz  
und nistete sich in das leere.“

„Leugnen will ich Ihnen nicht, — schreibt er zwei Wochen später einem Freunde — und warum sollte man großtun, daß mein Zustand an die Verzweiflung grenzt.“ Doch das dauert nur kurze Zeit. A. von Humboldt schickt ihm bald darauf eine neue Arbeit, Goethe erwidert:

„An Trauertagen  
gelangte zu mir dein herrlich Heft!  
Es schien zu sagen:  
Ermanne dich zu fröhlichem Geschäft! . .“

Doch wieder eines Tages, man weiß nicht wann, vielleicht viel später, vielleicht vor ihrem Bildnisse, läßt er die Freundin diesen rührend bescheidenen Epilog sprechen, in dem er alles, was ihn zuweilen an ihr unruhig machte, noch einmal dankend in ihren Ruhm verwandelt:

„Ein rascher Sinn, der keinen Zweifel hegt,  
stets denkt und tut und niemals überlegt;  
ein treues Herz, das, wie empfängt, so gibt,  
genießt und mitteilt, lebt, indem es liebt;  
froh glänzend Auge, Wange frisch und rot,  
nie schön gepriesen, hübsch bis in den Tod.

Da blickt' ich ihn noch manchmal freundlich an  
und habe leidend viel für ihn getan.  
Indes mein armes Herz im stillen brach,  
da sagt' ich mir: Bald folgst du ihnen nach!  
Ich trug des Hauses nun zu schwere Last,  
um seinetwillen nur ein Erdengast.“

Lange schon hatte dies Haus der alten Sorgfalt entbehrt, mit der es Christianens Jugend erfüllte. Was Beide im Lebenskampfe noch immer produktiv verband, war ihre kluge Art, die Dinge am Theater auszugleichen.

Nur zuletzt schien mit weichender Gesundheit Christianens Lust und Kraft auch hier zu erlahmen, und als kurz vor ihrem Tode Goethes Lieblingsschüler sich von einem neuen Intendanten nach Berlin entführen ließ, blieb die Goethe-Partei machtlos. Wie er Christiane wiederholt als letzte Brücke zur Bühnenwelt gerühmt hat, so hätte er mit ihrem Tode dem Theater entsagen sollen, das er schon lange nicht mehr und dessen Herr ihn dort schon lange nicht mehr liebte. Statt abzugehen, nimmt Goethe neuen Anlauf, schafft sich fürs Schauspiel neue Unumschränktheit, will die langsam abgespielte Bühne regenerieren. Warum?

Aus Herrschlust kann er nicht geblieben sein, denn eine 50jährige Beamtenbahn zeigt ihn zwar gegen Ende zuweilen autokratisch, doch nur wie alte Leute werden, die sich des rechten Weges wohl bewußt und darum viel bekämpft sind. Für eigene Produktion braucht er nicht zu sorgen, denn längst schreibt er nicht mehr für die Bühne. Vielleicht ist Goethe aus Trotz gegen seine Feinde geblieben, die seinen Abgang wünschten. Schon in der letzten Krisis, vor 10 Jahren, hat er das ihm sonst fremde Gleichnis vom Schachspiel gebraucht, in dem er noch

einige Züge frei sehe. Auch mag sein Bestreben mitgedrängt haben, sich mit Jugend zu umgeben, und wo fand er sie bunter als hier! Vor allem will er dem tatenlosen Sohn ein Gebiet des Wirkens bereiten, das ihm von Kindheit auf allzu vertraut gewesen.

Gewiß ist: ein halbes Jahr nach Christianens Tode, mit Neujahr läßt er August in seine Intendanz eintreten und spricht mit Worten und Taten den Entschluß aus, eine neue Epoche des Theaters zu inaugurieren: Erlasse, Berichte, Neuerungen häufen sich in den ersten Wochen, länger als ein Jahrzehnt hat Goethe dies Haus nicht so häufig betreten, nicht so lange konferiert, inspiziert, inszeniert.

Bemerkt er nicht, wie dieser Eifer seine Gegner kränkt? Hat er vergessen, daß jene Jagemann, die jetzt die Oper leitet, doch nun einmal seines Herzogs zweite Frau geworden ist? Als triebe ihn ein fremder Wille vorwärts, als würde er, wie in der Jugend, noch immer vom Schicksal gehämmert, damit er sich und die Welt noch gründlicher erkenne! „Ich habe die Sache wieder auf den Schultern, wie vor soviel Jahren, fange wieder an wie damals . . Sie steht wunderbar genug, für mich so günstig als möglich . . Ich fühlte mich verpflichtet, zur Erhaltung des morschen Gebäudes beizutragen . . und wenn ich bis Johannis fortfahre zu handeln wie diese drei Wochen, so kann ich in die weite Welt gehen und es soll dieser Anstalt besser geholfen sein als durch Solons Gesetze und Abschied den Atheniensern . . Dadurch, daß mein Sohn mir zugegeben ist, wird eine solche Führung in der bedenklichen Lage nur allein möglich. Doch eben das Bedenkliche gibt den wahren Reiz.“

Fühlt man das Zusammendrängen der Motive? Ohne eigene dramatische Stimmung, ohne neue Schauspieler oder wichtige Stücke, nur vom *genius loci* angetrieben, eilt er auf seine neuen alten Ziele zu — und merkt nicht, wie hinter seinem Rücken gestachelt wird und geplant. So geht es keine zehn Wochen lang, bis in den März.

Da tritt in Goethes Leben, das durch so viele Menschen mitgestaltet wurde, zum erstenmal ein Tier. Ein reisender Schauspieler fragt an, ob er nicht auch in Weimar seinen berühmten dressierten Pudel vorführen dürfe, in dem melodramatischen Akt „Der Hund des Aubry“. Goethe lehnt ab, nicht des Hundes, doch des Theaters wegen.

Zwar hat er wiederholt gegen das Kläffen der Hunde geschrieben und seit den Studentenjahren nicht mit ihnen gelebt, doch hat er sie so wenig gehaßt wie irgendeine Formung der Natur. Auch die Katze sah er gern im Hause und hat sie einmal eine heruntergekommene Prinzessin aus dem Löwengeschlechte genannt. Die zahme Ringelnatter, die ihm ein Pastor vorführt, versuchte er sich vertraulich zu machen. Hunde traf er beim Herzog immer, doch auch als August eine große englische Dogge heimbrachte, hat Goethe sie gern im Hause behalten. Je älter er wurde, um so freundlicher sah er die Tiere an; in ihre Seele freilich hat er sich wenig versenkt, er hat sie mehr bedauert.

Von der Bühne aber verbannt er das Tier — und niemand kann erstaunen. Doch der Schauspieler findet den Weg zum Herzog. Der wünscht den Hund zu sehn und läßt den Direktor Goethe ersuchen, das Auftreten nachträglich zu genehmigen. Goethe lehnt zum zweiten Mal ab, nun unter der boshaften Begründung, das Mitbringen von Hunden sei ja sogar im Zuschauerraum verboten. Der Herzog liest Goethes Bescheid.

In 40 Jahren hat er sich nie von ihm tyrannisieren lassen; denn Goethe war klug genug, nie zu frondieren. Wenn er zum Fürstenbunde riet, als Carl August nicht wollte; wenn er dann davon abriet, als es die Zeit nicht mehr war und nun wollte ihn Carl August; wenn er, nach Friedrichs Tode, vor der Verbindung mit Preußen und vor Übernahme einer preussischen Regimentsführung warnte, auf die Carl August brannte: immer ließ Goethe am Ende den Herzog aus Schaden klug werden. Nie hat er aufgehört, sich als erwählten Diener, ihn als erwählten Herrn zu empfinden, und nur den Nächsten, nur der eignen Seele zuweilen leise vorgeklagt, wie doch sein großer Aufwand nutzlos ward vertan. Nach jenem großen Versuche des ersten Jahrzehntes hat er es ein für allemal aufgegeben und seit 30 Jahren in diesem Staate nur die Kultur zu fördern gesucht, deren Anstalten er ziemlich unbeschränkt vorstand. Wohl konnte er die Akademie von Jena in dieser Form sein Werk nennen und sicher dies Theater, das lange Zeit für das erste Deutschlands galt.

Doch grade beim Theater hatte es von Anfang an Reibungen gegeben, die periodisch, stärker oder schwächer, wiederkamen. Als nach Schillers Tode Goethes Interesse sank, ließen die Favoriten der Favoritin das ihre um so höher wachsen. In diese Lage brachte der Hund die Krisis. Jetzt hatte Goethe sich neu etabliert, jetzt nachzugeben wäre Triumph der Gegner gewesen. Doch das gleiche fühlte in diesem Augenblicke der Herzog.

Weder hat Goethe für ein abstraktes Kunstideal, die Bretter dieser Bühne, gestritten, die ein Hund so wenig entweihen konnte wie die Kritik, noch hat der Herzog für ein Fürstenideal gestritten, das durch keinen Widerspruch eines Beamten, zum wenigsten durch Goethes Einwand zu erschüttern war. Ebenso lag dem Herzog nichts an dem Hunde, den er sich auch im Schlosse konnte vorführen lassen, und Goethe lag nichts an einer verlorenen Vorstellung, die er in keinem Sinne zu verantworten hatte. So gefällig sich also dies Gleichnis beider Naturen anbietet, daß schließlich um Jagd oder Kunst gestritten wurde, — diese Krisis führt tiefer.

Der große Groll, den, bei aller Freundschaft, seit einem Menschenalter beide Männer wider einander empfanden, tritt hier zum ersten-, doch zugleich zum letztenmal aus dem Kreise weniger Vertrauter hervor. Durch Sympathie naiv und rasch verbunden, hatten sich Beide nach wenigen Jahren in der großen Verschiedenheit ihres Wesens erkannt, und als bei diesem Erwachen Menschen und Dinge wie in heftiger Morgenklarheit

vor ihren Augen standen, erblickten sie mit einer Art von holdem Grauen, wie unauflöslich sie schon verkettet waren. Denn Goethe und Carl August lebten 50 Jahre nebeneinander wie in einer anfangs verliebten, dann gutwilligen, dann befremdeten Ehe, ganze Jahrzehnte ging jeder seinen Weg sehr fern vom andern, um im Alter durch Gewohnheit und Umstände, Werke und Freunde zu gutem Abschlusse vereint zu werden. Nie ist im Ernste dem Herzog der Gedanke gekommen, Goethe ganz zu entlassen, und diesem rieten alle praktischen und mehrere ideale Erwägungen, zu bleiben. Daß aber nach 40jähriger Freundschaft noch möglich war, was nun geschah, beweist aufs neue die Unvereinbarkeit ihrer Naturen, deren eine gestaltend und handelnd, die andre erraffend und zerstreud war.

Dem Herzog war es leicht, gegen Goethes doppeltes Veto den Hund aus der Kulisse springen zu lassen. Dennoch ist hier nicht bloß ein gewöhnlicher Autokrat zu sehn, der im Zorne befiehlt, was ihm auf dem Rechtswege mißlang. Es ist vielmehr ein großer Scheinbeweis von Kraft, den er sich gegen des Freundes anerkannte, darum oft lästige Überlegenheit geben will. Die Dämonie des Zweiten, der sich gegen den Ersten empört, muß den Herzog bei Goethes Ablehnung erfassen: Goethe glaubt er zu besiegen, wenn er nun den Hund heranruft. Man sieht: kein Hund, doch ein Gespenst ist da. Der Herzog befiehlt die Vorstellung.

Als andern Tages der Regisseur hiervon dienstliche Mitteilung macht, sagt Goethe: „Kommen Sie morgen wieder, dann wollen wir weiter sprechen.“

An diesem Abend wird auch Goethes Dämon wieder lebendig. Soll er dem Herzog eine Szene machen, Wahrheiten sagen, die er 40 Jahre verschwieg, — und dann von Weimar scheiden? Soll er sich schweigend fügen und die Vorstellung genehmigen? Wie oft hat zwischen solchem Ja und Nein Goethe vor den Frauen gestanden, am kritischen Tage, wo er ihr Schicksal sich verbinden oder ganz scheiden mußte! Durchdrungen von der Möglichkeit beider Entscheidungen, hat Goethe solche Krisen immer wieder auf eine einzige Art gelöst: er floh. Auch heute scheint ihm dies der einzige Weg, und trotz der Akkuratess, mit der er im Alter alles vorzubereiten pflegte, beschließt er nun in ein paar Stunden seine Flucht nach Jena, packt aber mehr als je zusammen, nimmt von seinen Handschriften, Zeichnungen und Apparaten genug mit, um vom März bis zum August ohne Unterbrechung wegzubleiben!

Als andern Tages der Regisseur erscheint, ist Goethe fort. Zugleich erhält der Herzog seine Meldung: er bitte der Vorstellung des Hundes fernbleiben zu dürfen. Das große Ereignis läuft durch die kleine Residenz, Frau von Stein und Frau von Schiller wollen durch Knebel vermitteln, Goethe gibt ungewissen Bescheid. In Jena sitzt er nicht etwa zurückgezogen, schreibend still, vielmehr betont er, visitierend und konferierend, grade jetzt den Kulturminister.

Der Herzog aber, ärgerlich, daß ihm der große Freund und Gegner

entwisch ist, hat nicht genug daran, vor Volk und Edlen auf seiner Hofbühne diesen Pudel zu sehn, der, wie jener andere, den Teufel im Leibe trägt. Er würde sich geschlagen fühlen, ließe er sich Goethes siegreiche Flucht gefallen. So tut er das Äußerste: am Tage nach der Vorstellung des Hundes spricht er Goethes Entlassung als Direktor aus: die ihm zugegangenen Äußerungen hätten ihn überzeugt, Goethe wünsche dispensiert zu werden. Indem er dies zugleich der Intendanz anzeigt, wird die Verfügung unwiderruflich!

Goethe aber macht in einem seiner klügsten Briefe, der so devot erscheint, wie er in Wahrheit boshaft und voll von Seitenhieben ist, vor dem Areopag des Geistes den Herzog zum Besiegten:

„Eure Königliche Hoheit kommen, wie schon so oft gnädigst geschehen, meinen Wünschen entgegen, ja zuvor. Ich glaubte sie nunmehr hegen zu dürfen. . . Nehmen Sie daher meinen verpflichteten Dank für alle Gnade und Nachsicht, die ich im Laufe des Geschäfts genossen, und auch in der Folge auf denjenigen Teil desselben einigen Einfluß zu haben, von welchem ich mir Kenntnis und Übung zutrauen darf, sei mir gnädig vergönnt.“ Auch der Sohn wünsche zurückzutreten, da „mein gegenwärtiges Verhältnis sich nur auf solche Fälle beziehen kann, in welchen Reife und ruhige Beratung gefordert wird“. In Jena sei seine Anwesenheit nützlich, „und ich darf mir deshalb verlängerten Urlaub erbitten. . . Euer Königlichen Hoheit untertänigster J. W. v. Goethe“.

Seines Sieges vermag der Herzog nicht zu genießen: er liebt ja diesen mächtigen Gegner! Zwei Wochen später fährt er nach Jena, es scheint, daß er Goethe an Knebels Familientisch überrascht hat, auch soll er ihn umarmt haben. Daß er Schritte tat, ihn wieder in das Amt zurückzuleiten, aus dem er ihn eben gestoßen, ist durch nichts erweisbar und überdies unpsychologisch.

Goethe entsagte schweigend. Warum — fragt man zum andern Mal — ist er in Stadt und Amt geblieben? Nicht mehr wie vor 30 Jahren, als er aus dem Süden in eine überwundene Tätigkeit heimkehrte, in einem entfremdeten Kreise blieb, können ihn jetzt praktische Erwägungen mitbestimmt haben. Berühmt, hochbesoldet und noch höher honoriert, Witwer und Vater nur eines Sohnes, war er jetzt völlig frei, nach jeder Richtung seines Vaterlandes und der bewohnten Erde seinen Schritt zu lenken. Zugleich mußte er den Unwillen voraussehen, der in den nächsten Wochen durch Deutschland ging, als man erfuhr, um eines Pudels willen sei Goethe seines Amtes entsetzt. Deutschland hätte ihm Recht gegeben, wenn er ging. Warum ist er geblieben?

Weil Goethe hier den Kreis erkannt hat, den seine Wirksamkeit erfüllt; weil praktisch zu wirken grade in dieser wenig musischen Epoche wieder sein notgedrungenes Bestreben, weil er an 68 Jahre alt war; weil er des Herzogs echtem Freundstone trotz allem vertrauen durfte; weil er das Flechtwerk dieses stummen Alterskampfes klar wie im Lebensabriß eines Abgeschiedenen vor sich sah: — weil er ein Weiser geworden war und



weil er bleibend siegte. Goethe glich ja nicht dem persischen Dichter, dessen Geschichte er grade jetzt in den Noten zum Diwan erzählte, jenem Firdusi, der, nach 30jähriger Arbeit, durch ein zu kleines Geschenk des Königs enttäuscht, den Hof verließ und grollend starb.

Indem er schwieg und blieb, verstärkte Goethe seine stumme Macht. Mehrere Schauspieler verlassen die Bühne wie zum Protest, besuchen ihn in Jena und lassen ihn durch vertrauliche Mitteilungen seine „Riesenkkräfte in brahmanischer Duldungs-Beharrlichkeit erkennen, die durch beinah 30 Jahre nötig waren, um aus Nichts Etwas zu machen. Und das Etwas war, bei allen seinen späteren Mängeln, doch so hübsch, daß ich mich ungern davon abwendete und nur mit Bedauern ausrief: *Rentre dans le néant dont je t'ai fait sortir!* Haides Vortrag und Erzählung, obgleich vorsichtig und klug genug, hat mich in den Pfuhl des Verderbens hineinschauen lassen, in welchem zunächst Alle verzweifeln werden. Wir haben das Getränk zuletzt wenigstens in der Essiggärung erhalten, nun aber tritt die Fäulnis mit Macht ein, deren Eilfertigkeit man kennt“.

Welche Mischung von Spott und Stolz, von Trauer, Kränkung und Schadenfreude: wie jung vibriert dies getroffene Herz! wie alt ergibt sich der reife Geist! Diese Szene: Goethe als Greis, als erster Minister und Frondeur seines Herzogs, an einem Sommerabende beim Weine mit den Schauspielern, die dem abgesetzten Direktor vom Durcheinander des neuen Regimes berichten — das scheint nicht vorgeahnt in seiner stetigen Entwicklung, das nähert sich Rembrandtischem Schicksale, das würde kein Besucher glauben, dem morgen Seine Exzellenz mit dem Stern gradrückig entgegentritt.

Auch tut er alles, um seine Gesinnungen zu verschweigen. Der Jagemann schreibt er noch im Sommer das artigste Billett, und es ist ein galanter Hochmut, den sie vielleicht gar nicht fühlen wird, wenn er sie darin „liebe schöne Freundin“ anredet. Seine Annalen aber nennen in diesem Jahre das Wort Theater nicht!

Entsagung überall! Jenem freiwilligen Verzichte, mit dem er eine erneute Jugend, Dichtung und Liebe abgeschlossen, waren nun diese beiden, vom Schicksal geforderten Entsagungen gefolgt. Die freundlich-braunen Augen der Gefährtin waren zu, aus denen ihn bis zum Ende nur Neigung angelächelt hatte, und der männlich-treue Blick des Herrn und Freundes hatte sich am Ende doch getrübt, diese Hand, die tausendmal, mit brüderlichem, längst nicht mehr erwidertem Du, den Freund der alten Treue versichert hatte, konnte doch ohne Zittern ein selbstherrliches Reskript unterschreiben, das denselben Freund als Greis aus seiner eignen Schöpfung jagte.

Von jenem Abschiedsabende mit Marianne, über den kranken Junitag bei Christianens Scheiden, bis zur Flucht vor dem Pudel sind keine anderthalb Jahre vergangen. In dieser Zeit hat Schadow die Maske vom

Gesichte des Entsagenden abgenommen. Und wirklich, wie in einem Wortspiel, hat hier einer dem Entsagenden die letzte Maske abgenommen. „Wenn sich in unseren Gesichtszügen die Spur überstandenen Leidens, durchgeführter Tätigkeit nicht auslöschen läßt, so ist es kein Wunder, wenn alles, was von uns und unserem Bestreben übrig bleibt, dieselbe Spur trägt und dem aufmerksamen Beobachter auf ein Dasein hindeutet, das in einer glücklichsten Entfaltung sowie in der notgedrungensten Beschränkung sich gleich zu bleiben und, wo nicht immer die Würde, doch wenigstens die Hartnäckigkeit des menschlichen Wesens durchzuführen trachtete.“

Von seinem eigenen Antlitze sagt Goethe diese Worte um diese Zeit, und zwar in öffentlichem Aufsatz über „Antik und Modern“; hier ist es auch, wo er den Eindruck erwähnt, den ein Diplomat von ihm gehabt und in die Worte gefaßt hat: „Voilà un homme qui a eu de grands chagrins“, was Goethe erweitert: „Das ist auch einer, der sich's hat sauer werden lassen.“

Niemals war dieser Zug der Entsagung aus Goethes Antlitz verschwunden, stets aber ward er abgewandelt: gebannt vom schauenden, beschränkt vom tätigen Wesen. Doch seit dieser Zug vor fast 50 Jahren den Wertherischen Goethe beherrschte, bestimmte er, selbst zur Zeit des einsamen 40jährigen, nie mehr allein diesen Kopf. Jetzt ist er aus der unerbittlichen Wahrheit der Maske bis in Schadows Büste gedrungen, in Jagemanns Profilbild, in ein paar matte Zeichnungen, auch in Rauchs Büste des 70jährigen, wo eine hohe Intuition durch die ganz ungoethische, künstliche Drehung des Kopfes gestört wird, um die Ungleichheit seiner Gesichtshälften auf Kosten seines graden Blicks zu verbergen.

Goethes Hand — etwa um diese Zeit abgegossen — ist im Verhältnis zum Körper klein und weder schön noch von der bei Künstlern sonst häufigen Schmalheit. Gedrungen, über feinem Skelette fleischig, wirkt sie dennoch etwas weiblich. Ihre breite Fläche, groß im Verhältnis zu den Fingern, drückt Willen aus, die Finger selbst wirken greifend, tüchtig, tätig. Da aber das Handgelenk auffallend schmal bleibt gegenüber dieser Handbreite, konnte die Bewegung so fein und zart werden, wie das bezeugt ist.

Entsagung, aus mannigfachen Elementen der Seele gefügt, bezeichnet die Grundstimmung des 70jährigen Goethe in wechselnden Phasen. Wo sie als Melancholie zutage tritt, sind es ganz neue Töne, die noch tiefer ergreifen, wenn man jünglinghafte Elegien aus einem so alten Herzen aufsteigen hört:

„Was wird mir jede Stunde so bang? —  
Das Leben ist kurz, der Tag ist lang.  
Und immer sehnt sich fort das Herz,  
ich weiß nicht recht, ob himmelwärts;

fort aber will es hin und hin  
und möchte vor sich selber fliehn.  
Und fliegt es an der Liebsten Brust,  
da ruht's im Himmel unbewußt;  
der Lebe-Strudel reißt es fort,  
und immer hängt's an Einem Ort.  
Was es gewollt, was es verlor,  
es bleibt zuletzt sein eigner Tor.“

Als ihm Werther wieder einmal in die Hände fällt, begreift er nicht, „wie es ein Mensch noch vierzig Jahre in einer Welt hat aushalten können, die ihm in früher Jugend schon so absurd vorkam. Ein Teil des Rätsels löst sich dadurch, daß jeder etwas Eigenes in sich hat, das er auszubilden gedenkt, indem er es immer fortwirken läßt. Dieses wunderliche Wesen hat uns nun tagtäglich zum besten, und so wird man alt, ohne daß man weiß, wie oder warum. Besch' ich es recht genau, so ist es ganz allein das Talent, das in mir steckt, was mir durch alle die Zustände durchhilft, die mir nicht gemäß sind und in die ich mich durch falsche Richtung, Zufall und Verschränkung verwickelt sehe“.

Solch enthüllende Selbstgespräche, die er beinah nur noch vor Zelter abhält und die heute mit anhören zu dürfen der Nachgeborene beschämt ist, verlieren nichts — sie gewinnen an Schwermut durch diese Ironie, die sie im Stile des Greises von den Bitterkeiten des Jünglings scheidet: damals war es hoffende Verzweiflung, jetzt ist es verzweifelter Spott.

Er hält ihn nicht geheim, denn nur durch die Haltung unterscheiden sich solche vertraulichsten Worte von Bekenntnissen, die sichtbar historisch werden wollen. Einem seiner ersten und liebsten Kommentatoren, Schubarth, schreibt Goethe einmal, „wie ich mein Leben aufgeben mußte, um zu sein; wie ich den Augenblick aufgeben mußte, um nach Jahren des Guten zu genießen, was der Mensch so gern täglich von Hand zu Mund nehmen möchte, der Zustimmung mein' ich, des Beifalls“. Ähnlich schildert er an einer dritten Stelle, wie er „bei unterschiedenen, von der Natur aufgedrungenen Anlagen erst dem Genius indulgiert, durchs Ungeschick sich durchgehalten, dann dem Geschick nachgeholfen und auf der wilden Woge des Lebens doch noch, ohne grade zu stranden, sich in irgend eine heilsame Bucht geworfen“.

Ja, es ist der 70jährige Goethe, der so redet, und zwar zu seinen ernstesten Freunden!

Mit wunderbarer Umkehrung hebt er in diesen drei Stellen das Wirken des Genius empor: in der ersten, um sich vor seinem Dämon zu schützen, in der zweiten, um sich vom Genuße abzuschneiden, in der dritten aber, offen und entschlossen, den Genius als wahren Lebensretter preisend.

Auch in Wilhelm Meisters Wanderjahren, die er nun systematischer

anlegt, läßt er eine ähnliche Stimmung durch Jarno kommentieren, der, ein abgewandelter Mephisto, Wilhelm cynische Wahrheiten zu sagen berufen ist und ihn nun dahin aufklärt: „Niemand fragt jemals, ob du glücklich oder unglücklich bist.“ Und so rauscht es aus den nachgebornen Liedern des Diwan wie in unvergänglichem Largo empor:

„Laßt mich weinen! umschränkt von Nacht  
in unendlicher Wüste.  
Kamele ruhn, die Treiber desgleichen,  
rechnend still wacht der Armenier;  
ich aber, neben ihm, berechne die Meilen,  
die mich von Suleika trennen, wiederhole  
die wegverlängernden, ärgerlichen Krümmungen.  
Laßt mich weinen . .“

Aus dem Zwielficht solcher Stimmung, die eben noch heiter genoß, doch gleich wieder entsagen soll, aus solchen kleinen Zeilen muß man in dieser Epoche, mangels eines großen gedichteten Spiegelbildes, dies Bild sich selbst gestalten und hinter vielen Masken immer wieder der einen Maske seines Antlitzes oder so unverhüllter Briefe und Verse gedenken — und doch ist's auch dann nur die Hälfte des Gefühls.

Denn eben, was die Waage der Entsagung im Gleichgewichte hält, ist auf der andern Schale jene männliche Getrostheit, die neben der Schwermut des Greises wacht, das nämliche Gefühl, das ihn als Jüngling alle Todesgedanken plötzlich fortwerfen ließ, „und ich beschloß zu leben“. Doch während sich des Jünglings Entsagung von einem Lebenspunkte zum andern in Begierde verwandelte, hebt sich nun des Greises Entsagung durch getrostes Fassen und Hoffen in reinere Sphäre menschlichen Verzichtes empor. So redet er von dem Talent, das Gott ihm anvertraute:

„Ich brauch' es zur Rechten und Linken,  
weiß nicht, was daraus kommt.  
Wenn's nicht mehr frommt,  
wird er schon winken.“

Oder er singt nur dies vor sich hin:

„Ich bin so guter Dinge,  
so heiter und rein,  
und wenn ich einen Fehler beginge,  
könnt's keiner sein.“

Erst jenseits von Enttäuschungen reifen solche kleinen goldnen Früchte.

Im 70. Jahre sagt Goethe, wenn er seltene Trefflichkeiten erblicke, könne er noch weinen, doch nicht mehr aus Mitleid oder Not, und jetzt

ist es auch, daß er in einem Dialog an der Pforte des Paradieses vor der unwillig prüfenden Huri sich mit den getrosten Dichterworten aufpflanz:

„Nicht so vieles Federlesen!  
Laßt mich immer nur herein:  
Denn ich bin ein Mensch gewesen,  
und das heißt ein Kämpfer sein.  
Schärfe deine kräft'gen Blicke!  
Hier durchschaue diese Brust,  
sieh der Lebenswunden Tücke,  
sieh der Liebeswunden Lust! . .  
Mit den Trefflichsten zusammen  
wirkt' ich, bis ich mir erlangt,  
daß mein Nam' in Liebesflammen  
von den schönsten Herzen prangt.“

So deutsch diese herrlich metallenen Worte vom Schilde der Muse dröhnen, ist es doch mehr als bloße Form, was auch dies abendländisch-protestantische Bekenntnis ins Morgenland versetzt. Solang' es geht, hält Goethe sich in diesen Jahren an den Geist des Ostens, hier sieht er alle Elemente, die der Dichtung eines Greises ziemen: „Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Überblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdentreibens, Liebe, Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend. Was will der Großpapa weiter?“

Mit einem Schlage dreht er durch die letzten fünf Worte dies ganze an Zelter gerichtete Bekenntnis ins Licht des Entsagens: vor alle Positiva setzt er plötzlich ein gemeinsames Minuszeichen. Doch wiederum plötzlich wendet er, wenn es ihm so gefällt und der Morgen ist klar und die Sonne wärmt Menschen und Bäume, das Ganze ins Positive zurück und schreibt die getrosten Worte jenseits der Entsagung nieder:

„Weite Welt und breites Leben,  
langer Jahre redlich Streben,  
stets geforscht und stets gegründet,  
nie geschlossen, oft geründet,  
Ältestes bewahrt mit Treue,  
freundlich aufgefaßtes Neue,  
heiteren Sinn und reine Zwecke —  
nun, man kommt wohl eine Strecke.“

In diesen gefährlichen Jahren, die eines gesicherten, poetischen Hafens entbehren, während die äußeren Stürme nicht abnehmen, fährt Goethe, wenn es nicht anders geht, auch unter falscher Flagge. Eine Menge hausbackener Sprüche hält er parat, die zeigt er jedem vor, der

Lebensweisheit ohne Kampf kaufen möchte. Bewußte Spiele mit den Leuten, Neckereien mit dem anonymen Leser sind es, mit denen Goethe aller Welt gefällt:

„Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,  
mußt dich ums Vergangne nicht bekümmern,  
das Wenigste muß dich verdrießen“ usw.

Auch cynisch aufgelockerte Bilder stammen aus solchen Stimmungen:

„Die Welt ist ein Sardellensalat,  
er schmeckt uns früh, er schmeckt uns spat . .“

Oder er maskiert sich in seine Ironie und nimmt gleich das nächste halbe Jahrhundert deutscher Lyrik in einem Gedicht vorweg, das anfängt:

„Wunderlichstes Buch der Bücher  
ist das Buch der Liebe.  
Aufmerksam hab' ich's gelesen:  
wenig Blätter Freuden,  
ganze Hefte Leiden;  
einen Abschnitt macht die Trennung . .“

Oder er hat die Laune, seine tiefsten Gedanken über Verwandlung zu persiflieren: er hoffe über den Tod hinaus auf die Sterne, „ich habe mir so einige ausersehen, auf denen ich meine Späße noch fortzutreiben gedenke“.

In dieser Epoche sind Goethes Nerven immer feiner, verletzbarer geworden, denn je mehr die kräftig-heitern Töne der vorigen verklingen, umso ungedeckter liegt das zarteste Gemüt im Winde der Welt und des Schicksals, und sein feinsten Beobachter muß einen Abend einen „seltenen“ nennen, weil Goethe „durchaus heiter, gemäßigt, mitteilend, lehrreich war, keine Pike, keine Ironie, nichts Leidenschaftliches oder Abstoßendes“.

Sehr fern von einer Harmonie, die er nur in den ersten 60er Jahren errungen hat, muß Goethe in diesem anfälligen Jahrzehnt alle hygienischen Maßnahmen verdoppeln, wie er sie schon als Jüngling versucht hat. Zelter ist auf dem Wege zu ihm, indessen stirbt seine Tochter; man bittet Goethe, dies dem Freunde bei der Ankunft mitzuteilen. Goethe, dem alle unfruchtbaren Erschütterungen unnötig erscheinen, weil er nur die notwendigen fruchtbar zu machen weiß, sagt seinem Freunde nichts, läßt ihm den Brief mit der Nachricht am ersten Abend auf sein Zimmer legen, von herzlich tröstenden Zeilen begleitet. Später nennt er das Ganze gegen einen Dritten ein „ärgerliches Ereignis“.

Auch die Phantasie wird ihm jetzt oft zum Schilde der Abwehr, und

während sie lange in ihm schläft, betrachtet er sie wieder mit dem innern Forscherblicke und weist, 20 Jahre nach seinen kargen, von Schiller herangeführten Kant-Studien, mit einemmal in einem Brief über Kant auf einen Hauptmangel hin, der ihm früher entgangen sei: die Phantasie als vierte Hauptkraft unseres geistigen Wesens, mit allen drei andern — Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft — innerst verbunden, müßte in Kants System die stärkste Lücke ausfüllen. Sehr fern ist freilich solche Konstruktion der Welt von jener andern, mit der er vor 20 Jahren reine Wahrheit suchte, — doch eben so fern scheint dieser Konstrukteur von der kurz vergangenen Epoche aktiver Phantasie, die, ihres Zweckes unbewußt, nur immer strömte!

Doch soll man ihn hören stärker beschwören. Das dreimal glühende Licht, die stärkste von seinen Künsten im Kampfe gegen Schwermut und Entsagung, die große Waffe gegen das Schicksal: heute wie vor 40 Jahren ist's immer noch die Tat. Zu ihr rettet sich der Greis, wie es der Mann am Ende der Jugend tat — und dennoch nicht wie dieser! Betrachtet man von außen das rastlos tätige Leben, in das der 70jährige für eine lange Reihe von Jahren aufs neue mündet, so fühlt man sich an jene unablässig handelnden Jahre erinnert, zu denen sich der 27jährige entschloß. Dies Aufbauen und Verwalten, Verbessern und Ordnen scheint auch an Menge jenen ersten Ministerjahren verwandter als den mittleren Jahren des Proteus, der seine Kräfte doch meist als Schriftsteller übte.

Von innen angeschaut erscheinen beide Epochen grundverschieden. Damals nährte sich der Entschluß zur Tat doch auch von Hoffnungen auf vorbildliche Wirkung, die von Weimar aus weite Wellenkreise ziehen könnte. Damals machte nur ein grandioser Verzicht auf Gaben und Forderungen des Genius den Dichter zum Staatsmann. Auch jetzt ist's ein Verzicht, der ihn leitet, — doch nicht auf Dichtungen, die von selber sonderbar zu stocken scheinen, vielmehr auf Wirkungen ins Weite, die der Greis nicht mehr erhofft, da er sogar die erste enge Wirkung trotz ungemessener Jünglingskräfte am Widerstande der stumpfen Welt einst scheitern sah. In der reichsten Epoche des Manneslebens hatte Goethe freiwillig der Produktion beinah entsagt, um sich im Wirklichen tätig zu üben; jetzt füllt er eine der unproduktivsten mit Tätigkeit aus, um nur zu leben.

Da muß ein Vorgefühl diese geduldige Seele bedeutet haben, zu warten. Wie anders ließe sich's erklären, daß Goethe, umgeben von Fragmenten und Versuchen, acht Greisenjahre fast ohne Dichtung verstreichen läßt — und atmet doch ohne Unruh fort! So naturhaft wächst noch immer dieser alte Baum, daß selbst die Pausen seines Wachstums produktiv werden: denn alles, was er jetzt als Minister und als Forscher tut, scheint nötig, um am Ende den Dichter wieder zu beleben.

„Und was die Menschen meinen,  
das ist mir einerlei;  
möchte mich mir selbst vereinen,  
allein wir sind zu zwei,  
und im lebend'gen Treiben  
sind wir ein Hier und Dort:  
der Eine liebt zu bleiben,  
der Andre möchte fort.  
Doch zu dem Selbst-Verständnis  
ist auch wohl noch ein Rat:  
nach fröhlichem Erkenntnis  
erfolge rasche Tat!“

Wieder, wie stets bis zu jenem kurzen Höhepunkte der Heiterkeit, häufen sich nun Zeichen, Worte und Gleichnisse seiner polaren Natur. Der weise Alte auf dem Tannenhorst ist nur Eine seiner jetzigen Formen; in andern Stimmungen bricht der alte Dämon durch die Schranken der Entsagung, wie nur je in der Jugend. Die Jahre des Hafis und der Suleika konnten dieser zwiespältigen, kämpfenden Natur keinen Endpunkt bedeuten, auch konnte auf dieser Höhe zu sterben nicht Bestimmung einer solchen Seele sein. Auf's neue wird er in den Widerspruch der Triebe geworfen, auf's neue scheint der Sieg hinausgeschoben. Erst wenn der Lebenskampf seiner Seele entschieden ist, — ja, dann wird er sterben! Nur in solchem Sinn ist des Greises neubelebter Drang nach Wirkung jenem ersten zu vergleichen, denn auch vor vierzig Jahren war's doch im Grunde ein Quietiv der Seele, das er als Tat erstrebte.

Von einem solchen hinbrausenden Goethe spricht die Erzählung einer Sommernacht, die er mit dem streitbaren Philologen Wolf und mit Meyer zubringt: den ewig opponierenden Wolf hat er damals „bestialisch“ abgewehrt. „Glücklicher oder unglücklicher Weise hatt' ich so viele Gläser Burgunder mehr als billig getrunken, und da hielt ich auch keine Maße. Meyer saß dabei, der immer gefaßt ist, und ihm war nicht wohl bei der Sache.“ Solches Unmaß aber — fügt er hinzu, und es klingt mehr nach eigner Warnung als nach Kritik — werde Wolf „zu Haus und Hof kommen“ wie Herder. „Untersuche dich ja, ob dir dergleichen Zeug in den Gliedern steckt, ich tu' es alle Tage.“

Gibt es Lärm im Hause, Streit oder Unfall, so pflegt Goethe gleich zu rufen: „Ruhig! Nur Ruhe!“ Doch daß er so auch ruft, wenn alle schon beruhigt sind, zeigt, wie er sich selbst zur Ruhe mahnen muß, und es ist ein 70jähriger, der diese gewitternden Zeilen niederschreibt:

„Was hast du denn? Unruhig bist du nicht,  
und auch nicht ruhig, machst mir ein Gesicht,  
als schwanktest du, magnetischen Schlaf zu ahnen. —



Der Alte schlummert wie das Kind,  
und wie wir eben Menschen sind,  
wir schlafen sämtlich auf Vulkanen.“

Ähnlich läßt er zur gleichen Zeit Wilhelm und Jarno einander begegnen: „Die meisten Menschen . . erreichen nicht jene herrliche Epoche, in der uns das Faßliche gemein und albern vorkommt. — Man kann sie wohl herrlich nennen, versetzte Jarno, denn es ist ein Mittelzustand zwischen Verzweiflung und Vergötterung.“

Immer wieder spricht Goethe nun, wie in früheren Jahren, von der Systole und Diastole, die sein polares Wesen ausmachen, er zerlegt sogar die Zustände seines Denkens nach diesem Schema. In einer der kleinen biographischen Skizzen, die als herrliche Torsi lange unbeachtet in einer verstaubten Ecke der sechzig Bände trauerten, faßt er das alte Problem aufs glücklichste in die neuen Worte: „Die Vernunft in uns wäre eine große Macht, wenn sie nur wüßte, wen sie zu bekämpfen hätte. Die Natur in uns nimmt immerfort eine neue Gestalt an, und jede neue Gestalt wird ein unerwarteter Feind für die gute, sich immer gleiche Vernunft.“

Bis in die Wolken trägt er, in immer neuen Gleichnissen, den alten Zwiespalt seiner Urnatur, wie er ihm diese Jahre wiederum erschüttert. In drei großen Stufen hat er die Wolkenarten immer höher in den Himmel geschichtet, aufwärts steigend mit rhythmisch-feierlichen Strophen, bis die zartesten da oben landen, und „so fließt zuletzt, was unten leicht entstand, dem Vater oben still in Schoß und Hand“. Doch plötzlich, nach diesem groß und leis' endenden Gloria in excelsis stürzt er sich mit einer vierten Wolkenart wieder herab:

„Nun laßt auch niederwärts, durch Erdgewalt  
herabgezogen, was sich hoch geballt,  
in Donnerwettern wütend sich ergehn,  
Heerscharen gleich entrollen und verwehn —  
Der Erde tätig-leidendes Geschick! . .“

Tätig erträgt der 70jährige Goethe das Erdengeschick, da er, nur leidend, es nicht zu tragen vermöchte. Zur Flucht ist wieder seine Wirkksamkeit geworden, die in ihren reinsten Jahren, zu Anfang der 30, um ihrer selbst willen da war, in sich ruhend. Mit Faustens Studierzimmer vergleicht er seine Stube in Jena: so mannigfach sind Papiere, Apparate, Modelle darin zerstreut, von wahrer Diktierwut spricht er, und kann sogar einmal in die bei Goethe aufs höchste erstaunlichen Worte sich ernstlich fassen: „Mein ganzes Dasein seit fünf Monaten steht auf dem Papier; du würdest dich verwundern, die grenzenlosen Faszikel zu sehen, die immerfort geheftet werden.“

Zwei Dinge kommen von außen auf Goethe zu, die seinen erneuten Trieb zur Wirksamkeit nähren: Weimar wird vom Wiener Kongresse zum Großherzogtum erhoben, an Gebiet fast verdoppelt; dann stirbt Voigt, Goethes nächster Amtsgenosse, und so vervierfacht sich der Kreis seiner Pflichten, obwohl er nur Kulturminister bleibt, der er war. Als Rangältester zum Ersten Minister ernannt, beschränkt er sich doch auf sein Ressort für Wissenschaften und Künste. Doch da ihn von jetzt an größere Staatsmittel in den Stand setzen, alte Pläne spät zu verwirklichen, kann nun die Tatkraft breite Flügel spannen.

Bibliothek, Münz-, Zeichnungs-, Altertums-Sammlungen, Zeicheninstitut in Weimar, dazu in Jena 7 naturwissenschaftliche Kabinette, Botanischer Garten, Arzneischule, Sternwarte, Chemische Anstalt und Bibliothek unterstehen von jetzt ab seiner alleinigen Verwaltung. Bald wird unter seiner Leitung die Sternwarte erneuert, Veterinäranstalt begründet, sämtliche Institute werden ausgebaut, Ausgrabungen fortgesetzt, Botanisches Museum begründet, Bibliothek unter den größten baulichen Schwierigkeiten neu placiert. Da man, bei Überführung des alten Etats in den neuen, den wichtigsten Rechnungsbeamten wegnimmt, muß Goethe alle alten Rechnungen selbst abschließen, neue aufstellen und könnte nach Lage der Sache keinen bessern Sachverständigen finden: denn er war ehemals Finanzminister.

Mit den Vorstehern der Institute bildet er eine Art formloser Akademie, beruft sie alle Quartale zur Konferenz, unterhält durch das ganze Jahrzehnt einen uferlosen, mühevollen Briefwechsel mit diesen 9 Professoren, die er nach ihren Persönlichkeiten gewinnen, beruhigen, ermuntern muß. Wieder geht wie in alten Zeiten seine Sorgfalt so weit, daß er u. a. den Entwurf zur Gittertüre für eine Abteilung der Bibliothek zeichnet, die Stücke bestimmt, die dafür in Weimar gemacht werden sollen, Holzart, Bronzierung auswählt. Bald gibt es auch wieder Enttäuschung und Ärger. Bei seiner zweideutigen Stellung zu den meisten Fachgelehrten hatte er 40 Jahre lang allen Verkehr mit den Professoren seinem Amtsgenossen überlassen; jetzt muß er Reibungen tragen, Verzicht leisten, Cliques, Vorurteile bekämpfen, „der Klang des Lebens wird immer wunderlicher, man verbraucht seine Kräfte in der Nähe, und es bleibt endlich zur Wirkung in die Ferne nichts mehr übrig“.

Dem Herzog — der nun 60jährig Großherzog wird — schlägt Goethe entschlossen ab, Kurator der Universität zu werden. Hier will er praktisch trennen, nicht verbinden; Kenner der Menschen, besonders der Gelehrten, hält er vielmehr die Institute klug auseinander und sagt voraus, nach seinem Tode werde man durch Vereinigung alles wieder verderben. Mit Scheingründen von Alter und Arbeit hat er sich um das Kuratorium gedrückt, aber in einem jener nicht abgesandten Konzepte, deren Auffindung dem Biographen unschätzbar wurde, wird mit dem wahren Grund auch alle Enttäuschung transparent: „Die Bitter-

keit der ersten Jahre muß er (der diese Stelle antritt) in Hoffnung auf die folgenden wenigstens erträglich finden. Was aber das Schlimmste ist, er soll . . nach Überzeugung, entschlossen, kräftig handeln in einem Falle, wo kein unbedingter Auftrag möglich ist.“ Goethes Abneigung gegen jede konstitutionell beschränkte Macht ist hier persönlich gedeutet.

Überhaupt hält er sich auch in diesen Zeiten von allen Illusionen fern, und wie ihn persönliche Macht niemals geblendet hat, so blickt er mit voller Kälte auch auf das verdoppelte Herzogtum. Als bei der ersten Huldigung der Stände im großen Saal des neuen Schlosses, das er selbst mitgebaut hat, Goethe neben dem Throne seines zur Königlichen Hoheit aufgestiegenen Herrn und Freundes steht, der Nächste zur Rechten, den alten Rücken zu steifer Haltung zwingend, Napoleons und des Zaren Orden auf dem gestickten Hofkleide, und in den Kreis der Edelleute und der Bürger blickt, die das Land zum erstenmal entsenden durfte: da ist im ganzen Saale keiner, der kühler bleibt als Goethe.

Wie fremd schauen ihren ersten und berühmten Minister diese Köpfe an, wie Wenigen ist er vertraut — wie ohne Folge im menschlichen Sinn ist doch im Grunde dies große weimarische Abenteuer ihm geblieben! Mit keinem Wort in all den intimen Briefen der Zeit erwähnt er ernstlich diese entscheidende Ausbreitung eines Staates, dem er seit 40 Jahren leitend diente, ohne Bewegung meldet er einigen Freunden jene Feier, ja, bei Besprechung eines geistigen Zusammenschlusses, wie Wilhelm Grimm ihn vorschlägt, gesteht er, er habe sich „in diesen heimischen Gauen nur als unsteter Wanderer von jeher umgetrieben, ohne mich irgendwo anzusiedeln“. Wie geistig-wörtlich er diese Wendung versteht, beweist nichts besser, als daß er diesen Satz aus dem Konzept nicht in den Brief hinübernahm, fürchtend, er könnte draußen zu viel verraten!

Freilich läßt sich dies Grundgefühl unbedingter Einsamkeit auch sachlich begründen. Goethe mißbilligt die neue Verfassung, die Carl August — beinah als einziger deutscher Fürst — gemäß den Versprechungen des Wiener Kongresses seinem Lande gibt. In ein Staats-Ministerium hat er das alte Geheime Conseil umgewandelt, in den Landständen hat er Bürgern und Bauern modernen Anteil an der Regierung gegeben.

Goethe ist gegen jede Entscheidung der Mehrheit. Mit wahrer Demut hat er, besonders in der Mittelzeit, die Freunde aufgerufen, ihm ins Innerste seiner Kunst zu folgen, von Herder, Schiller, Knebel, Wieland hat er für eines Verses Formung Rat erbeten, noch jetzt ruft er die nächsten Schüler zum Urteil, das er zuweilen nutzt, und hört nicht auf, sich dort, wo er von Anbeginn der Meister war, mit grauem Haar als Lernender zu fühlen. Wenn aber praktische Fragen, die er durchgedacht, von vielköpfigen Kollegien erst auseinandergefaltet und verschleppt wurden: das hat er nur mit größter Selbstbeherrschung ausgehalten, und manchen Seufzer oder Fluch privaten Zeilen anvertraut.

Nun soll er, der die Politik von je für eine Kunst gehalten, vor einem Bürger von Apolda, vor einem Kohlbauern aus Kochberg zittern, ob der ihm im Kulturretat so viel für griechische Abgüsse bewilligen werde, wie er ausgeworfen. „Die Menschen in Masse werden von jeher nur verbunden durch Vorurteile und aufgeregt durch Leidenschaften, selbst der beste Zweck wird somit immer getrübt und oft verschoben; aber — so fährt er ausdrücklich fort — dem ungeachtet wird das Trefflichste gewirkt, wenn auch nicht im Augenblick, doch in der Folge, wenn nicht unmittelbar, doch veranlaßt.“

Hier zeigt sich der Zwiespalt der Goethischen Stellung, ganz wie vor 25 Jahren in der Revolution. Als praktischer Staatsmann, als Kenner und Könnner, will er durchaus oligarchisch regieren, ja, Goethe hätte, als Fürst geboren, von seiner Macht nicht ein Stück hergegeben, sondern durchaus regiert wie Friedrich, vielleicht wie Joseph: dienend aus freiem Willen, wo er befehlen konnte. So hat er's am Theater gehalten, denn nur hier war er unbeschränkt. Als Denker aber und als Seher der Zukunft erkennt er an neuen Horizonten den Umriss der Demokratie. Den großen Rhythmus, in dem Goethes Leben zwischen Freiheit und Gebundenheit wechselt, überträgt er auch diesmal in die Welt, und was im folgenden als Widerspruch, als Illogik erscheinen könnte, ist wiederum nur Folge seiner polaren Natur, die in ewigem Wechsel fassen und lassen, fangen und hangen, weben und schweben will. Auch Goethes Altersstellung zwischen Reaktion und Freiheit ist nur aus den Ur-elementen seines Wesens zu begreifen, das ein Gegebenes zu erhalten suchte, um ein Geschautes zu entfalten.

„Hätte ich das Unglück — sagt der 73jährige — in der Opposition sein zu müssen, ich würde lieber Aufruhr und Revolution machen, als mich im finstern Kreise ewigen Tadelns des Bestehenden herumzutreiben. Ich habe mich nie im Leben gegen den übermächtigen Strom der Menge oder des herrschenden Prinzips in feindliche, nutzlose Opposition stellen mögen, lieber habe ich mich in mein eigenes Schneckenhaus zurückgezogen und da nach Belieben gehaust . . Es gibt ein Organ des Mißwollens, der Unzufriedenheit in uns . . Aus Verzweiflung suchen wir zuletzt den Grund alles Übels außer uns, statt es in unserer Verkehrtheit zu finden.“

Da springen sie hervor, alle Triebe und Bedenken des feurigen Greises, die ihn zur kompliziertesten, schwerverständlichen politischen Stellung drängen: Prometheus ist darin und Epimetheus, Sinnen und Begehren, deutsche Versenkung, persische Ergebung.

Nach außen wird dieser Zwiespalt vor allem an zwei Erscheinungen kund, die sein literarisches Reich berühren. Mit der Verfassung hatte Carl August seinem Land auch die Preßfreiheit gegeben, indessen rings um Sachsen Autokratie und Zensur herrschten. So mußte das kleine

Land der Freiheit kritische Köpfe herbeiziehen und zu den vielen anderen gesellen, an denen die Dichterstadt reicher war als an Dichtern, die Universität reicher als an Fachlehrern. Fünf neue Journale, die sogleich aus dem kleinen Jena emporstiegen, griffen die neue Verfassung, draußen als gefährliches Experiment verdächtigt, drinnen im Lande als Zerrbild der Freiheit an. Der Herzog wütet, er hatte es redlich gemeint. Den Professor, der die schärfste dieser Zeitschriften redigiert, will er entlassen, da er, ein paar Monate nach verliehnem Privilegium, nicht gleich sich selbst widersprechend die Zeitschrift verbieten mag.

Goethe rät das Umgekehrte: die Zeitschrift zu verbieten, den Herausgeber zu schonen. Nach allem, was er in 40 Jahren an Unverstand und Taktlosigkeit erlebt hat, kann er die Presse nur verachten: der Forscher aber bleibt ihm sakrosankt, selbst ein Verweis erscheint ihm unerlaubt! Nur weise und kräftige Diktatur könne die Anarchie der Presse brechen, denn, wenn man heute den Fürsten in seinem Staat angreift, morgen wird man's in seiner Familie wagen, „und wird man alsdann abermals zaudern, Einhalt zu tun, weil die griechischen Kaiser es für unwürdig gehalten haben, gegen sie gerichtete Beleidigungen zu bestrafen? . . Es ist männlicher, sich ein Bein abnehmen zu lassen, als am kalten Brande zu sterben.“ Und er notiert:

„O Freiheit süß der Presse!  
nun sind wir endlich froh:  
sie pocht von Messe zu Messe  
in dulci jubilo.  
Kommt, laßt uns alles drucken  
und walten für und für;  
nur sollte keiner mucken,  
der nicht so denkt wie wir.“

Mit solchem Spotte kann Goethe gegen die Freiheit des Wortes eifern. Es ist derselbe staatserhaltende Wille, der vor 30 Jahren die ersten Landsmannschaften unterdrückte.

Als in diesen Jahren — gleich einer Mahnung der Geschichte — von Goethes verlornem Prometheus plötzlich eine Abschrift auftaucht, die Lenz vor 50 Jahren erhalten oder genommen und die man nun nach seinem Tode aus den Papieren Goethen übermittelt: da geht Mephistos Schmunzeln über seine Züge. Wunderlich nennt er nun sein altes Fragment und modern-sansculottisch, er staunt, wie dies widerspenstige Feuer unter poetischer Asche ein halbes Jahrhundert fortglimmt, „bis es zuletzt, real entzündliche Materialien ergreifend, in verderbliche Flamme auszubrechen droht“, und er mahnt Zelter, der eine Abschrift genommen, sie vor dem Druck zu schützen. Der alte Goethe will keinen Lärm, und was er an politischen Spottversen reichlich nach beiden Richtungen fliegen läßt, das fängt er in seinen vier Wänden wieder ein und steckt es in den großen „Walpurgissack“.

Enttäuscht von allem, was statt der verheißenen Freiheit an Vormundschaft in Deutschland nach den Freiheitskriegen aufkommt, faßt die studierende Jugend wahren Haß gegen Österreichs und Rußlands Hegemonie — und eben dies war's, was Goethe vorausgewußt und was ihn in den Jubel über neue Zeiten nicht einstimmen ließ! Nur Epimenides, der Rausch und Trug verschlafen, konnte ohne Täuschung erwachen:

„So geht es wahrscheinlich mit meinem Bemühn,  
den lyrischen Siebensachen;  
Epimenides, denk' ich, wird in Berlin  
zu spät zu früh erwachen.“

Und als alle Welt sang:

„Gott Dank, daß uns so wohl geschah:  
der Tyrann sitzt auf St. Helena!“

da erwiderte Goethe:

„Doch ließ sich nur der Eine bannen —  
wir haben jetzo hundert Tyrannen.“

Darum spottet er, als sich die Studenten zu einer großen Burschenschaft zusammenschließen, über diese neue Innung, die man erlaube, während man die alten aufhebe, ja, die gesamte Entwicklung unserer Gewerkschaften sieht er voraus, denn „es kommt jetzt bloß auf einen einzigen kühnen Meister Maurer, Zimmermann, Bäcker und Fleischer an, so entstehen Korporationen, denen das neueste deutsche Reich nichts zu befehlen hat und vor denen der Bundestag sich entsetzen müßte“.

Als darum die Jenenser Studenten ihre Brüder aus ganz Deutschland zum letzten Oktobertag anno 1817 einladen, um Luthers 300jährigen Gedenktag auf seiner Wartburg zu feiern, warnt Goethe davor — und muß, indem er warnt, das Odium tragen, als stütze er die Reaktion. Aber der Herzog genehmigt, daß seine Professoren 500 deutsche Burschen aus Jena auf die Lutherburg führen, um die Freiheit zu feiern. Da rottet sich am Schluß ein Teil der jungen Leute zusammen, trägt Holz herbei und verbrennt unter haßerfüllten Reden die schlimmsten Schriften der Reaktion. Vom Hauch der Fama wird das kleine Auto-dafé zum Riesenbrande angefacht, Weimar und seine Regierung als Zentrum revolutionärer Ideen verdächtigt, Hardenberg kommt mit dem Gesandten Österreichs eigens angefahren, dahinter drohen Frankreichs und Rußlands Herrscher, den Aufruhr deutscher Geister für ihre Throne fürchtend. Zu einer Krisis des Staates wächst die Sache an! Fast scheint die Dynastie gefährdet, vergebens sucht sich Carl August den Anschein zu geben, als habe er nur „Geschmacklosigkeiten“ zu fürchten.

Goethe, der sich gegen die Freunde scharf genug über seinen Herrn äußert, nimmt diese Krisis sehr schwer, ja er gesteht, daß er um ihretwillen alle Gesellschaft meide.

Doch zugleich tritt er für die Jugend ein! Der Scheiterhaufen auf der Wartburg wärmt sein altes Herz, und daß da endlich auch seines Feindes Kotzebue politische Schriften mitverbrannten, der noch vor kurzem ein paar Häuser weiter hier in Weimar als russischer Agent residierte, das macht ihm doppeltes Behagen:

„Du hast es lange genug getrieben,  
niederträchtig vom Hohen geschrieben . .  
das hat denn deine Zeitgenossen,  
die Tüchtigen mein' ich, baß verdrossen;  
hast immer doch Ehr' und Glück genossen . .  
Daß du dein eignes Volk gescholten,  
die Jugend hat es dir vergolten:  
aller End' her kamen sie zusammen,  
dich haufenweise zu verdammen.  
Sankt Peter freut sich dieser Flammen.“

Die Folgen fürchtend, hatte er vor der Feier gewarnt; nun, da man über die Jugend richtet, verbündet er sich ihrem Idealismus: „Es ist ein allerliebstes Wesen, wie die Jugend überhaupt mit allen ihren Fehlern, von denen sie sich zeitig genug verbessert; wenn nur die Alten keine solchen Esel wären, denn die verderben eigentlich das Spiel.“ So schreibt er vertraulich dem Sohne. Nach außen spielt er den bedenklichen Minister, bleibt abweisend und stumm, als ein Hauptredner von der Wartburg ihn aufsucht. Doch kaum ist der Student hinaus, da erklärt Goethe, er habe sich zurückhalten müssen, ihm nicht um den Hals zu fallen und nicht zu sagen: „Lieber Junge, sei doch nicht so dumm!“ Da schwärmt er von diesen jungen Augen, die ihn angeblitzt hätten, doch jetzt müsse er niederschlagende Pulver anrühren, „damit meinen lieben Brauseköpfchen nichts geschieht!“

Klingt's nicht wie aus einer Schillerischen Szene: der Philosoph, der liebende Vater, und muß den kalten Weltmann spielen, um der Räson zu dienen? „Im Prinzip das Bestehende zu erhalten, Revolutionärem vorzubeugen, stimme ich ganz (mit den Monarchisten) überein, nur nicht in den Mitteln dazu: sie nämlich rufen die Dummheit und die Finsternis zu Hilfe, ich den Verstand und das Licht.“

Hatte der Lärm die Reaktion verschärft, so wird zwei Jahre später Kotzebues Ermordung vollends verhängnisvoll. Goethe, als Dichter gewohnt, auch im Politischen von Mensch zu Mensch zu urteilen, erklärt vertraulich Kotzebues Tod als notwendige Folge einer höheren Weltordnung, weil er über seine persönlichen Grenzen hinaus gefrevelt und gelogen habe. Doch kann er den Folgen nicht wehren. Jeder liberale Student und Professor wird von nun an verfolgt und bedroht, jener

radikale Herausgeber wird aus Jena entlassen, seine Zeitschrift verboten, doch es ist zu spät: Deutschland und Rußland verhängen die Acht über diese gefährliche Universität. Goethe aber, der dies Werk seiner aufbauenden Kräfte erschüttert, sich selbst von den Regierungen verdächtigt sieht, weil Jena als Feuerherd aufrührerischen Geistes gilt, muß sich zugleich von jungen frondierenden Feinden als Fürstenknecht verufen hören! Stumm wendet er das alte Antlitz von diesen Widersprüchen seines Rufes — und er entsagt auch hier, da er empfinden mag, wie dieser doppelt falsche Ruf mit höherer Gerechtigkeit seine inneren Widersprüche bestätigt, die ihn zu solcher Haltung führen mußten.

Denn was kann Europas Reaktion dem 70jährigen bedeuten, da sich sogar der 40jährige der Revolution selbst lange zu erwehren wußte! Sollte er wirklich mit pathetischer Geste das goldene Kreuz der Ehrenlegion abweisen, weil es ihm nun derselbe Achtzehnte Ludwig verleiht, dessen Ahn von der Revolution abgesetzt wurde und den Napoleon beerbte? Lächelnd nimmt Goethe vielmehr und mit devoten Schnörkeln die Würde aus Bourbonenhänden an, deren ersten Grad ihm der Bourbonenfeind verliehen hatte. Seinem Kaiser bleibt er dennoch treu, lehnt ab, ein Heft Karikaturen von ihm anzusehen, und in einem Glaskasten hat er zwischen antiken Götterbildern, Larven und Faunen einen kleinen goldnen Napoleon aufgestellt, wunderbarlich unter das Glockenende einer Barometerröhre, als wollte er das Weltwetter an ihm messen.

Als dann der Kaiser auf der Insel stirbt, übersetzt und deklamiert Goethe Manzoni's Ode auf seinen Tod in deutschen Versen und stellt ihn in burlesker Legende vor Gottes Thron:

„Der Teufel hielt ein großes Register  
gegen denselben und seine Geschwister,  
war ein wundersam verruchtes Wesen;  
Satan fing an, es abzulesen.“

Aber da urteilt der Höchste:

„Wiederhol's nicht vor göttlichen Ohren!  
Du sprichst wie die deutschen Professoren . .  
Getraust du dich, ihn anzugreifen,  
so magst du ihn nach der Hölle schleifen.“

Eingekeilt zwischen derlei nationale und politische Vorurteile, keiner Partei verschworen, von beiden mißtrauisch beobachtet, sucht der Entsagende auch über den Geist der Zeit betrachtend und vergleichend sich zu trösten. In mehreren Aufsätzen spricht er nun von den Umständen, die großen Künstlern erst Einfluß verliehen. Weder Lionardo noch Michelangelo wären dazu gekommen, ihre Kunst breit auszuwirken, „und so unser wiederholtes, aufrichtiges Bekenntnis, daß keiner Zeit



versagt sei, das schönste Talent hervorzubringen, daß aber nicht einer jeden gegeben ist, es vollkommen würdig zu entwickeln“.

Goethes Stellung zur Politik des Tages, seine schwere Erfahrung mit dem Herzog zeigen schon, wie sehr er diese Maxime auf sich selbst bezogen wissen will. Stärker beweist es die Art, wie er sich nun zum Hofe stellt, für den zu wirken ihm doch immer noch als Poeten-Amt und -Pflicht erscheint. Indem sein Wirken für Tag und Gelegenheit in dieser Epoche wächst, mag auch der Hof seinen Teil davon nehmen. Auch ist es nun leichter als früher, mit diesem Kreis zu leben: Freunde und Feinde sind rot oder alt, Erinnerung, Vergangenes verschönend, hat die Verhältnisse der handelnden Personen zart patiniert, schon wächst die dritte Generation heran, und zu Carl Augusts Enkeln wird Goethes Verhältnis so patriarchalisch, daß er gutmütig spottet, sie sähen in ihm ein altes Inventarstück des Hauses.

Immer denkt er sich Artigkeiten aus, um die in Bitterkeit gealterte Herzogin zu erfreuen, schafft ihr, als leidenschaftlicher Kaffeefeind, den feinsten Mokka zum Geschenk „aus dem Harem des Paschas von Ägypten, ausgelesen Korn vor Korn“. Winterlang erscheinen alle Woche einmal Herzog und Herzogin bei ihm, um interessante Novitäten oder Altertümer anzuschauen: Goethe wird ihnen ein Museum, das man in alten Tagen aufsucht, um manches zu ersetzen, zu vergessen.

Nach außen wird zugleich seine höfische Haltung immer zeremoniöser, es ist, als rächte er sich durch senile Steifheit für eine Devotion, die niemand von ihm fordert: „Hierauf ward mir das unerwartete Glück, Ihro des Großfürsten Nikolaus und Gemahlin Alexandra Kaiserliche Hoheit, in Geleit unserer gnädigsten Herrschaften, bei mir in Haus und Garten zu verehren. Der Frau Großfürstin Kaiserliche Hoheit vergönnten, einige poetische Zeilen in das zierlich-prächtige Album verehrend einzuzeichnen.“

Ja, einmal wird er noch Hofdichter — und was ihm nun im 70. Jahr gelingt, schlägt nach dem Eindruck der Freunde wie der Nachgeborenen alles, was er je zuvor an Maskenzügen geschaffen. Der Kaiserin-Mutter von Rußland als Gast ihrer Verwandten wird eine Art weimarischer Poetik vorgeführt, zu deren Abfassung sich der alte Herr lange Winterzeit zurückzieht. Freilich, wenn Goethe sich sechs Wochen plagt und selbst am Ende Bravo sagt, so muß es was Gescheites werden. Nicht weniger will dies Festspiel sein als ein Epilog auf Weimars klassische Zeit, an dessen Ende Goethe selbst wie Phorkyas von den Kothurnen tritt, um seinen Epilog zu kommentieren. Mit hold bewegten Versen, wie sie ihm nach dem Diwan nur selten gelangen, tritt Weimars Fluß, die Ilm auf, ankündigend, was sie in diesen Jahrzehnten hier gesehen:

„Wenn die Ilme still im Tale  
manchen goldnen Traum gegängelt,  
so erlaubt, daß hoch im Saale

sie den Feierzug durchschlängelt.  
Denn ich muß am besten wissen,  
wie das Rätsel sich entsiegelt;  
die sich solcher Kunst beflissen,  
haben sich in mir bespiegelt.  
Droben hoch an meiner Quelle  
ist so manches Lied entstanden,  
das ich mit bedächt'ger Schnelle  
hingefloßt nach allen Landen.“

Dann treten Allegorien auf, um Herder zu preisen, Wielands Gestalten kommen hervor, in Wielandischen Versen redend, aus Schillers Stücken erheben sich allbekannte Figuren — und wie die beifallsfrohe Ilm nun auch Goethe rühmen soll, den Einzigen, der überlebt und der sogar die Verse selber schreibt, da zieht der doppelt engagierte Dichter sich mit dem anmutigsten Takt aus der Verlegenheit, denn nun urteilt der Fluß über Goethe:

„Doch seid ihm gnädig, wohlgesinnt erduldet,  
wenn Seltsames vielleicht vor euch erscheint.  
Als Dichter hat er manches zwar verschuldet,  
im höhern Sinne war es gut gemeint.  
Ich sehe mich allein, die Andern fehlen,  
da nehm' ich mir ein Herz und will's erzählen.  
Weltverwirrung zu betrachten,  
Herzensirrung zu beachten,  
dazu war der Freund berufen,  
schaute von den vielen Stufen  
unsres Pyramidenlebens  
viel umher und nicht vergebens:  
denn von außen und von innen  
ist gar manches zu gewinnen . .“

Und Mahomed und Götz, Adelheid und Iphigenie kommen, Mephisto selbst und Faust, die doch noch nie hier aufgetreten, — und mit welcher höfischer Gebärde sagt nicht Mephisto auch diesem kleinen Hofe, wie später jenem kaiserlichen großen, verteufelte Wahrheit:

„Wie wag' ich's nur bei solcher Fackeln Schimmer!  
Man sagt mir nach, ich sei ein böser Geist.  
Doch glaubt es nicht! Fürwahr, ich bin nicht schlimmer  
als mancher, der sich hoch fürtrefflich preist.  
Verstellung, sagt man, sei ein großes Laster,  
doch von Verstellung leben wir;  
drum bin ich hier, ich hoffe, nicht verhaßter  
als andre Jene, vor und hinter mir . .“

Dann spricht er fibelartig, wohlwollend von Faust, bis er zuletzt zu den

Holckschen Jägern aus dem Wallensteinischen Lager mit brüderlichem Anruf tritt.

Und wie dann am festlichen Abende diese Gestalten an ihrem Dichter vorüberziehn, eigne und die der abgeschiednen Freunde, und er sitzt zwischen seinen Fürsten und schaut auf das Gedränge nieder und sieht in Götzens Maske Schillers Sohn, und August, seinen eigenen, als Mephisto: da mag er freilich sich wie seinen eigenen Geist empfinden.

Doch immer wieder ist es Wirksamkeit, mit der er Schatten bändigt, die ihn drängen. Zwischen phantastischen Erinnerungen und höfischen Pflichten schwankt sein Gemüt in diesen Wochen, denn nicht bloß die Vergangenheit: jedes Kostüm muß er begutachten und sich über einen Schleier ärgern, den Aurora, alias Gräfin Egloffstein, zu teuer bestellt hat. Als er nachher die Verse schön drucken läßt, sorgt er dafür, daß auf den in Weimar zu verteilenden Exemplaren die Worte „Stuttgart, in der Cottaischen Buchhandlung“ weggelassen werden, weil den höchsten Personen dadurch die traurigste Erinnerung erregt würde: die Königin von Württemberg, eine Verwandte, war kürzlich gestorben! So sagt der Dichter dem Hof Adieu, den zu einem neuen Ferrara umzuschaffen ihm keineswegs beschieden war, doch „die alte Ehre Weimars haben wir gerettet, ich aber, will's Gott, von solchen Eitelkeiten hiedurch für immer Abschied genommen“.

Auch in seinem Hause muß Goethe entsagen. Christianens Tod hat ihm die Gefährtin geraubt, ohne ihn von Unruhe zu befreien, durch die sie ihn oft aus dem Hause trieb, und während er in hohen Jahren nur noch mehr Pflege und Pedanterie haben und verbreiten will, wird ihm auch hier das alte Goethe-Schicksal: immer zu geben, selten zu empfangen.

Ein Jahr nach Christianens Tode verheiratet er den Sohn, und wie es mehr der Vater ist, der ihn zur Ehe treibt und die Braut aussucht, so ist es auch mehr der Vater, den die Braut meint, als sie den Sohn heiratet. Der ist nun Ende Zwanzig, zum Kammerrat avanciert, bei Neuordnung der Ämter dem Vater beigegeben. August ist schön geworden, man kann sogar von Goethes Augen etwas in den seinen finden. Weichheit und Rundheit von Kinn und Wangen stammen von der Mutter, doch an Gestalt übertrifft er Beide und hat, auch durch Übungen, die ihn der Vater lehrte, wahrhaft griechische Maße gewonnen. Doch heftig wächst in ihm ein unstetes Element empor, das weder durch Beruf noch Neigung sich sänftigen läßt, denn eigentlich fehlen ihm beide. Noch aber scheint er bildsam, und eben um ihn einem wirren, zuweilen rohen, dann wieder verzagten Leben zu entheben, versorgt ihn Goethe mit einer Frau und macht zuvor den Fehler, ihn — heißt es — von einer Geliebten zu trennen, statt solche Trennung des Unsteten abzuwarten.

Ottlie von Pogwisch, aus norddeutschem, mittellosem Adel, Tochter einer geschiedenen Hofdame, reizt wohl im ersten Anblick. Von feinen Zügen, biegsam und bleich, schwächlich, bewußt und begabt, gequält von einem unlöschbaren Durste nach Liebe und Abenteuern, doch alles sorglich unterm Schutze eines Hofes fordernd, sucht sie, indem sie Goethes innern Kreis betritt und auch räumlich das große Haus mit ihm teilt, weniger des Jungen Liebe oder des Alten Geist: sie sucht das große Haus und den großen Ruhm, um ihren Wünschen Relief, Mittel und Namen zu geben, und war sie sich dessen anfangs vielleicht nur halb bewußt, nach wenigen Jahren geht doch dahin ihr Weg. Für Goethe, dessen letzte 15 Jahre sie als Hausfrau begleitet, ist durch diese zuweilen reizende, dann wieder leidende, oft launische junge Frau wenig mehr gewonnen als zu Beginn ein „Töchterchen“, wie er sich's sonst natürlicher und weniger egoistisch auszusuchen pflegte.

Schüler, wie er sie grade jetzt in jungen Leuten sucht, hat er an August und Ottlie nicht, kaum Hörer. Kindlich und urteilslos klingt des Sohnes Bericht über eine erste Berliner Darstellung des Faust, und daß etwas von Goethes Dichtungen auf „August, den schwer zu bewegendem“ wirkte, erfährt man kaum zweimal in einem Jahrzehnte. Vielmehr ist es Kotzebue, der Beide rührt, und behaglich berichtet der Alte, wie seine Kinder gestern mit freudeglänzenden Gesichtern heimgekommen sind, da sie sich in der „Wonne der Tränen“ so recht satt geweint hätten. Ottlie empfindet wohl fein, doch um Goethes erstes weibliches Ohr zu bedeuten — das eben, was er immer sucht und nur in Frau von Stein gefunden hatte — dazu fehlt ihr Hingabe, Sammlung, Liebe. Sie sammelt lieber Erstausgaben Goethischer Werke, empfängt in seinem Hause den Hof und vertritt in Berlin vor den Hohenzollern die Dynastie Goethe.

Doch auch diese Dinge gelingen ihr nur, wenn sie bei Laune ist, barocke Sehnsüchte lassen sie zuweilen alle Gesellschaft verachten, die sie doch nicht entbehren kann, und Ordnung des Hauses, Vater, Gatten, Kinder einem schönen Elegant opfern, besonders wenn es ein Engländer ist. Alles, was Weimar einst der schutzlosen Christiane zu Unrecht nachgesagt hat, das hat Ottlie unter dem Schutze der Legitimität jahrelang gründlich genossen.

Doch wie wenig tut sie für den Vater von dem, was Christiane durch Jahrzehnte für den Gatten getan! Mit dieser Ehe hoffte Goethe sich noch in hohen Jahren gesellschaftlich im Hause zu bereiten, was seine formvoll gesellige Art oft schwer entbehrt hatte. Als Voigt mit über 70 zum zweiten Male heiratete, meinte Goethe, er hätte Ähnliches für sich erhofft, und bei Augusts Verlobung sagt er, er sehe sein Haus der Geselligkeit wiedergegeben.

Halb muß er auch hier verzichten. Nach kurzer Zeit wird Augusts Ehe unruhig, bald streiterfüllt, nach ein paar Jahren ganz unglücklich, und wie dies alles in Goethes Haus und allzu oft in seiner Gegenwart

spielt, bleibt wenig, wodurch die jungen Leute ihn erheitern, und bald fühlt er sich einsamer als zuvor: „Der treffliche Meyer ist gar nicht wohl, mein Sohn beschäftigt, sowie auch Riemer . . Fräulein Ulrike (v. Pogwisch) ist nach Berlin, meine Schwiegertochter bewegt sich in ihrem Kreise, und so steht man denn mitten in der Christenheit ganz allein.“ Wie viel verschweigt nicht diese stille Winterklage eines 72jährigen, wie viel Entsagung liegt in diesem „beschäftigt“, in diesem „bewegt sich in ihrem Kreise“!

Und wie die junge Frau das Haus mit ihren Leuten füllt, ihre Schwester monatelang, auch die Mutter oft zu Gaste wohnt, wie sich Interessen des Hofes, des Abenteuers und der Toilette, literarisch überhaucht, vor andere drängen, so tut Goethe, was er vor 20 Jahren tat, als Christiane ihre Leute in das vornehme Haus zog, deren Welt ihm im Grunde auch nicht fremder war: er geht nach Jena, um dort Monate, zweimal sogar halbe Jahre lang, zu leben! Wie ehemals, muß er dort in seinen zwei kargen Zimmern hausen — denn jenen Tannenhorst hat er nur einen Frühling lang bewohnt —, weil das Haus seiner Sammlung und seiner Sammlungen den jungen Leuten grade recht ist, um es zum Zentrum ihres Treibens zu machen.

Doch Goethe fordert nichts. Je näher ihm das Leben eines Mitmenschen rückt, um so unmöglicher wird's ihm, ihn für sein Wohlsein auszunützen. Selbst für sein Werk bedient er sich zur Hilfe fast nur entfernterer Personen, die er fördert, indem er sie benutzt. Vollends im Alter erwartet er von den Menschen nichts mehr, vielmehr macht steigende Enttäuschung ihn nur heiterer: durchsichtig tanzen sie an seinem großen Blick vorüber, und mit naturforschendem Behagen sieht er die Mechanik allzu menschlicher Motive in ihrem Innern auf und nieder gehn.

Ist der alte Herr fort, so ist er zu Haus auch vergessen. Immer wieder muß er von Jena aus den Sohn zur Besorgung seiner Wünsche ermahnen, den Sekretär aufs neue um das vom Sohne Vergessene ersuchen, auf Eßwaren dringen, denn drüben sorgt man schlecht für ihn. Schließlich schickt er eines Tages seinen Diener mit dem Wagen nach Weimar, läßt dort die Köchin aufpacken, und durch eine Art von Staatsstreich sichert er sich, was bisher die Kinder allein genossen. In andern Fällen fehlt's ihm an Möglichkeit, auswärtige Gelehrte aufzunehmen, weil man ihn von Weimar aus nicht versorgt, und er bemerkt nur schriftlich leise, sein Diener müsse sich hier „gar wunderlich durchdrücken und durchbetteln“. Will er dann einen vornehmen Besucher in seinem großen Hause eingeführt wissen, so muß er zuvor den Sekretär nach Weimar diplomatisch instruieren: „Finden Sie meine Kinder in der Disposition, ihn zu sehen, so wäre es mir sehr angenehm, er ist ein sehr feiner junger Mann.“ Als ihn in Jena Ottilie mitten in einer Krankheit verläßt, klingt es fast furchtsam gegen den Sohn: „Eigentlich wäre grade heute Ottiliens Gegenwart sehr wünschenswert gewesen, die Übel

haben sich zusammengenommen, um zu fliehen, aber leider durch die Augen, da man denn indessen garnichts sieht.“

Selbst wenn er schenkt, beschwert ihn die gedankenlose Jugend. Schickt er Ottilien von Jena eine Melone, so bittet er „inständig, die Kerne zurückzusenden und womöglich auch die vorigen, es ist bei guten Sorten den Gärtnern gar zu viel daran gelegen. Dich zu dieser kleinen Aufmerksamkeit, welche dir doch auch kommendes Jahr zu Gute kommen kann, noch dringender zu bewegen, vermelde, daß ein Viertelszentner Musikalien angekommen ist, welche als Gegengabe der gewünschten Kerne.. erfolgen sollen.“ Empfang sie Geschenke von seinen Freunden, so muß er sich entschuldigen, daß sie zu danken vergaß, muß Zelter bitten zu sorgen, daß Sohn und Tochter in Berlin die nötigen Besuche wirklich absolvieren, muß zweimal um das Maß der seidenen Strümpfe schreiben, die er ihr aus Böhmen mitbringen soll. So ist das Einzige, was er ihnen dankt, ein Paar von Enkelsöhnen.

In diesen Jahren erwirbt Goethe eine Art vielfacher Großvaterschaft, denn aus ganz Deutschland melden sich Menschen, um ihn auf Grund ferner Beziehungen zum Paten ihrer Kinder zu gewinnen, und wenn er dann gefragt wird, ob wohl der Knabe Wolfgang heißen dürfe, so bittet er: Wilhelm, denn so heiße Shakespeare. Zugleich wird er nun leiblicher Großvater, und war er schon mit 30 und 20 Jahren ein Liebender aller Kinder, die ihm begegneten, nun, 70jährig den kleinen Wesen nur inniger vertraut, gleicht er wirklich einem Kind und einem Weisen, der so mit seinen Enkeln spielt:

„Indessen beschäftigt mich die Erziehung meines Enkels, welche wohlbedächtig darin besteht, daß ich ihm allen Willen lasse, wodurch ich ihn denn, ehe die Eltern zurückkommen, auf die Beine zu bringen gedenke.. den ich mit großväterlicher Affenliebe.. für das allerliebste Geschöpf von der Welt halte und wirklich durch seine Gegenwart den leeren weitschichtigen Haus- und Gartenraum für völlig ausgefüllt halte. Die sämtlichen Beeren reifen für ihn, und meine Rückahnung, daß sie mir auch einmal schmeckten, verwandelt sich, wenn ich ihn kosten sehe, in das entschiedene Gefühl, als schmeckten sie mir noch.. Sein größter Spaß sind jetzt die Schlüssel und am Schloßblech damit herumzufahren.“

Dem ersten Enkel macht er zur Taufe ein mineralogisches Wiegenlied, das fängt so an:

„Singen sie Blumen der kindlichen Ruh',  
Käfer und Vögel und Tierchen dazu;  
aber du wachest, wir treten herein,  
bringen was Ruhiges, bringen den Stein.“

Und wie durch sieben Strophen der Stein am Leben symbolisiert worden, so endet das zarte und tiefe Lied:

„Nun, wie es Vater und Ahn dir erprobt,  
Gott und Natur und das All ist gelobt!  
Komme! der Stiftende führet dich ein,  
unserem Ringe willkommener Stein!“

Da er's aber anonym übergibt, findet das Gedicht in der Familie nur abfällige Kritik!

Und wenn nun, als sie größer werden, die Knaben mit zwei Freundinnen durchs Haus toben, dann schickt er ihnen Zuckerzeug — das er aus uraltem Kinderglauben noch immer aus Frankfurt kommen läßt! — damit sie's im Lotto verspielen und so für eine Weile Ruhe halten sollen. Fahren sie Schlitten im Garten, dann wirft er ihnen den Kuchen von oben zu und blickt lange hinunter.

Da seine Kinder großen Stils verbrauchen, was er verdient, so muß er sich wieder wie in alten Zeiten mehr um das Hauswesen kümmern, und Goethe, der im Leben kaum je gespart hat, muß 70jährig berechnen, es sei besser, noch in Jena zu bleiben, da August Hofdienst hat und Ottilie ja doch „in der Stadt herumspeist, so daß die Haushaltungskasse eine Pause macht“.

Genauigkeit tritt allerdings als Zug des Alters stärker vor: wie Goethe Greis wird, scheint sein Vater in ihm aufzuleben. Jetzt zitiert er ihn seinem eigenen Sohne mit der alten Warnung, zwar zu leihen, zu schenken und selbst zu borgen, doch nie sich zu verbürgen — und es war seit einem Menschenalter nur ganz selten in zahllosen Briefen, daß Goethe seines Vaters Namen wieder nannte. Die ganze Pedanterie dieses Vaters bricht nun in Goethe vollends durch, doch auch hier ist er nicht Diener, sondern Herr und Kenner seiner Schwäche, denn er sagt lächelnd:

„Das mach' ich mir denn zum reichen Gewinn,  
daß ich getrost ein Pedante bin!“

Immer peinlicher seine Papiere zu ordnen, wird ihm zur Leidenschaft, an seine Gehilfen verteilt er Ressorts zur Herausgabe des Nachlasses und findet von ihrer Hand, bei Rückkehr aus dem Bade, mit Freunden eine Repositur vor, die alles, was von seiner Hand gekommen, geordnet umfaßt. In wiederholten Eingaben an Behörden, um den Nachbarn einen Neubau neben Goethes Garten zu verleiden, wirkt die Ängstlichkeit geradezu senil, mit der er nur kleine, unter der Decke angebrachte Fenster jenem Nachbarn gönnen will, und tragikomisch, wie er am Ende doch Unrecht behält und die eigene Mauer erhöhen muß.

Einem jungen Musiker rät er auf die wunderlichste Art, auf Reisen nicht nur alles zu notieren, vielmehr auch, wenn ihm zu einem Gegen-

stande nichts einfiele, zu vermerken: „Hier sind Betrachtungen anzustellen“! Oder er geht, nach Karlsbad zurückgekehrt, die Hauptstraße entlang und freut sich, die Straßenschilder noch auswendig zu wissen. Wenn im Wagen ein Begleiter warnt, die Kutsche könnte auf schlechtem Wege kippen, so sagt er lächelnd, Napoleon hätte keinen bessern Leibkutscher haben können; führt er aber einen Bleispat bei sich, den ihm eben ein Verehrer schenkte, so ist er den ganzen Weg besorgt, dem Bleispat könnte im Wagen ein Unfall zustoßen.

In seinen Geldsachen wird er so diskret, daß er, der alles und jedes diktiert, die Abrechnung mit dem Verleger manchmal eigenhändig schreibt. Von Frankfurt, mit dem ihn keinerlei Gefühl verbindet, nimmt er sein ererbtes Vermögen mit der Begründung weg, die dortige Staatslast nicht mitzutragen, und gibt deshalb sogar sein Bürgerrecht auf! Da er 15 Jahre nach Antritt der Erbschaft zwei Drittel seines Erbes verbraucht zu haben bekennt, so darf man, in Verbindung mit früheren Andeutungen, vielleicht annehmen, daß er im Hinblick auf diese Erbschaft, die ihm ja erst mit 60 Jahren zufiel, früher Darlehen aufgenommen und dann damit bezahlt hat.

Denn neben sehr hohen Einnahmen als Schriftsteller bezieht er vom 67. Jahre ab — 40 Jahre nach seinem Dienstantritt — den doppelten Gehalt. Bei Neuordnung des Großherzogtums legt er in einer Eingabe von 7 Druckseiten dem Ministerium die Erhöhung seiner Bezüge ungeniert nahe und begründet diesen Anspruch geradezu mit seinem Ruhm: er sei „zu seiner sehr lebhaften Wirkung nach außen seit vielen Jahren genötigt. Weimar hat den Ruhm einer wissenschaftlichen und kunstreichen Bildung über Deutschland, ja über Europa verbreitet; dadurch ward herkömmlich, sich in zweifelhaften literarischen und artistischen Fällen hier guten Rats zu erholen.“ Da nun Herder, Schiller, Wieland und Andere tot seien, falle alles auf ihn, Zeitschriften und Theater brächten ihn mit Hunderten von Künstlern in Verbindung, „so daß ich nun von allen diesen Geistern keine posttägliche Ruhe habe und viele Zeit, wo nicht auf unentgeltliche Responsa, doch wenigstens auf ein freundliches Ablehnen verwenden muß. . . Da ich mich nun in solchen Verhältnissen wohl nicht mit Unrecht als öffentliche Person ansehen darf, so wird mir nicht verargt werden, wenn ich einige Erleichterung von Staatswegen in bescheiden gebetener Maße mir schmeicheln darf. Verzeihung erbittend wegen dieser dem Gegenstande nicht ganz fremden Erörterung, gehe ich auf das mir künftig untergebene, hoffende und zum Teil schmachtende Personal mit Zuversicht über.“

Auch dies ist der alte Goethe.

Der Herzog bewilligt ihm den damals ungewöhnlichen Jahresgehalt von 3000 Talern.

Er braucht das Geld für Sammlungen, Bequemlichkeiten, vor allem für seine Kinder, doch auch für das gesellige Haus, das er mit ihnen



zu führen wünscht. Einen Winter lang gibt es in diesem Hause fast alle Abende Gäste, jeden Dienstag größere Gesellschaft, und er scheint ein Stück seines geselligen Ideals jetzt im Leben jenes Onkels zu schildern, der in den „Wanderjahren“ je nach Stimmung Gäste heranzuziehen und wieder zu entfernen liebt, von einer Fahrküche speist, die ihm überall folgt, und von der neuen Erfindung schwärmt, daß man in Gasthäusern an kleinen Tischen speise.

Denn Goethe kommt am liebsten, wenn er gewiß ist, auch wieder gehn zu können. Bei förmlichen Empfängen pflegt er jetzt erst zu erscheinen, wenn alle Gäste, von Sohn und Tochter begrüßt, versammelt sind. Dann trägt er sich steif, mit Orden und Stern, spielt Exzellenz, um sich vertraulichen Verkehr nach Art des Gastes vorzubehalten. Wie er dabei meist steht, die Hände im Rücken, nennt er dies selbst eine Haltung, die das Gefühl vollkommener Sicherheit bezeichnet, zugleich den Raum zur Annäherung freiläßt und eigentlich nur dem Fürsten gezieme. Empfängt er in der Mittagsstunde Fremde, so reicht er ihnen zunächst nicht die Hand und auch beim Abschiede nur, wenn sie ihm gefielen.

Doch wen er aus Taten und Werken schätzt, den überrascht er mit voller Wärme. Ein Polizeirat in Eger, mit dem er aufs anspruchloseste umgegangen, erstaunt, daß Goethe, als zwei berühmte Professoren ihm aufzuwarten kommen, sich plötzlich zeremoniös bewegt. Tritt aber ein junger Naturforscher in sein Weimarer Haus ein, mit dem er fachliche Briefe gewechselt hat, den führt er gleich beim ersten Besuch in sein Zimmer und bricht, indem sie stehend zeichnen und messen, das Brot entzwei, das ihm der Diener bringt, um es kurzerhand mit dem Gaste zu teilen.

Aus Furcht und Ehrfurcht scheint, nach vielen Berichten, das Gefühl gemischt, das jeden verwirrt, der zum ersten Male die breite Treppe emporsteigt, und wie Homer Helenas Schönheit durch den Eindruck auf Trojas Greise mittelbar schildert, so kann man auf Goethes Persönlichkeit am besten aus den Eindrücken der Besucher schließen: entweder sie fürchten sich vorher vor ihm und werden unter seinem Blicke natürlich und zutraulich, oder sie schwören vorher, ihm Wahrheiten zu sagen, und schweigen nachher vor diesem großen Auge: Einmal jedenfalls hat sich jeder gefürchtet.

Auch diese Ungleichheit des Auftretens, deren man sich von ihm zu versehen hat, deutet in die Wurzeln seines Wesens zurück. „Ich habe eine besondere Eigenheit, — schreibt er mit 70 Jahren — die mich so glücklich als unglücklich geleitet hat, mehr oder weniger zu geben, als man wünscht, sehr selten aber das, was man eigentlich wünscht. Meine alten Freunde haben sich daran leidend erfreut und sich erfreuend gelitten.“

Von den wenigen alten Freunden verliert er schwer den Amtsge-  
nossen Voigt. Mit fiebernder, fast unleserlicher Hand schreibt ihm,  
einen Tag vor dem Tode, der alte Freund diese Worte: „... wollte  
Ihnen schon dies letzte Wort schreiben. Grausamer Gedanke, ein letz-  
tes Wort an Goethe. Ach lieber Goethe, wir wollen doch innig zusam-  
men leben . . bis ich einmal das Wort ganz über den Sternen sehe. Viel-  
leicht noch morgen in heiligen Formen! Ihr Voigt.“ Goethe denkt  
nicht daran, den Freund aufzusuchen, der zwei Straßen von ihm ent-  
fernt stirbt, schriftlich erwidert er:

„Verzeihen Sie, verehrtester Freund, wenn ich erst nach 24 Stunden  
Ihre köstlichen Zeilen erwidere. Daß sie in diesen heiligen Augenblik-  
ken von dem Freunde Ihres Lebens Abschied nehmen, ist edel und un-  
schätzbar. Ich aber kann Sie nicht loslassen! Wenn gegenwärtige Ge-  
liebteste sich auf eine Reise vorbereiten, die sie durch einen Umweg  
bald wieder zu uns führen soll, so stemmen wir uns dagegen. Sollten  
wir im ernstesten Falle nicht auch widerspenstig sein? Lassen Sie mir  
also die schönste Hoffnung . . Jetzt und für ewig treulichst verbunden  
. . J. W. Goethe.“

Unheimlich kalt dieser gezwungene Ton an einen Sterbenden, der  
mit schmelzender Stimme den Freund herbeisehnt! Goethe, der nie  
einen Menschen sterben sah und fast nie einen Friedhof besucht hat,  
meidet auch jetzt den Anblick, und als hätte er nie das Problem der  
Verwandlung umkreist, nimmt die Stimme, mit der er dem Freunde  
am letzten Lebenstage, wahrscheinlich zu spät, Mut und Liebe zu-  
spricht, die ganze metallene Kälte an, in die dies zarteste Herz sich  
hüllen muß. Wie wohlbedacht ist alles in diesem Briefe, kein Adjektiv  
kann anders stehen, und selbst die Unterschrift steht als Unikum zwi-  
schen Form und Vertrautheit, denn sonst hat er stets seinen einfachen  
Namen, oder, wenn es die Form galt, den Adel mit unterschrieben.

Wirklich, in solchen Augenblicken scheint es von Glas zu sein, Goe-  
thes Herz, kristallen, durchsichtig, klar — und doch ist es in andern  
Augenblicken noch im höchsten Alter ein heiß durchpulstes Menschen-  
herz. „Gewiß, — sagte er schon mit 60 Jahren — nur der am empfind-  
lichsten gewesen ist, kann der Kälteste und Härteste werden: er muß  
sich mit einem harten Panzer umgeben, um sich vor den unsanften Be-  
rührungen zu sichern, und oft wird ihm selbst dieser Panzer zur Last.“

Wunderbar beginnt sich das Verhältnis zu Frau von Stein zu ver-  
klären. Ihren Sohn, den er „Mein lieber Freund und Sohn“ anredet,  
auch Herders Sohn begrüßt jetzt Goethe als tüchtige Männer, wenn  
sich auch weder unter diesen noch unter Schillers und Wielands Erben  
einer genialisch entwickelt. Charlotte hatte noch einmal ihre Natur im  
Gegensatze zu Goethes erwiesen, als sie, auf Dichtung und Wahrheit,  
ihrem Sohne schrieb: „Ich könnte nicht gegen das Publikum so offen  
sein in seiner Stelle.“ Doch sie, die nach Christianens Tode eine gewisse  
Vertrautheit wiedergewinnt, — als hätte sie sie, um 20 Jahre älter,

durch ihr Überleben am Ende doch besiegt, — findet endlich das Wort, Goethe zu umfassen: „Ich möchte Sie den Gebenden benennen.“ Goethe aber hat ihr, dicht vor Christianens Tode, zum erstenmal seit einem Menschenalter wieder Verse gemacht — und wieder muß man die Klugheit durchhören, mit der er ohne Anlaß der Seinigen mitgedenkt, wenn er ihr zum Feste diese holden Zeilen schickt:

„Daß du zugleich mit dem heil'gen Christ  
an diesem Tage geboren bist  
und August auch, der werthe, schlanke,  
dafür ich Gott im Herzen danke,  
dies gibt in tiefer Winterszeit  
erwünschteste Gelegenheit,  
mit einigem Zucker dich zu grüßen,  
Abwesenheit mir zu versüßen,  
der ich, wie sonst, in Sonnenferne  
im stillen liebe, leide, lerne.“

Wie er sich schon seit dem vorigen Jahrzehnte die dämonische Erinnerung an sie in eine dichterische umzuschaffen trachtete, so hebt sich ihm nun auch aus diesem Stück des Jugendkampfes der reinste Teil empor, indes alle Leiden versinken. Als ein Philolog die wenigen kleinen Gedichte an Lida (Charlotte) für die zartesten von allen erklärt, stimmt Goethe lebhaft bei, aber er erkenne dies selbst erst jetzt.

Doch eines Tages geht er über solche Erinnerungen weit hinaus: die Frau, die er mit 30 geliebt, mit 40 geflohen hat, stellt er nun mit 70 neben sein Idol und faßt Beide so zusammen:

„Einer Einzigen angehören,  
einen Einzigen verehren,  
wie vereint es Herz und Sinn!  
Lida! Glück der nächsten Nähe,  
William! Stern der höchsten Höhe,  
euch verdank' ich, was ich bin.  
Tag' und Jahre sind verschwunden,  
und doch ruht auf jenen Stunden  
meines Wertes Vollgewinn.“

Unverbrüchlich, mit steigender Sorge, wenn sie erkrankten, hält er an Knebel, Meyer, Zelter fest, und wer als neuer Freund hinzutritt — besonders drei österreichische Grafen — bleibt hinter jenen doch ganz zurück. Neu gesellt sich für einige Zeit seinem nächsten Kreise ein Musiker und ein Philosoph: jener ein Knabe zu seiner Freude, dieser ein Jüngling zu Widerspruch und Anerkennung. Als Goethe traurig ist und einsam, von kargem Winterlicht und mancher Enttäuschung umschlossen, springt der 12jährige Felix Mendelssohn, den Zelter entdeckt hat, die große Treppe seines Hauses empor, und an dem schönen Kna-

ben, wie er auf dem Klavier phantasiert, kann Goethe sich nicht satt hören, ihn herzt er und verwöhnt er und nennt ihn seinen David, der ihm die bösen Träume scheuchen soll, wenn er krank wird.

Schopenhauer wird von Goethe sofort erkannt, obwohl sein misanthropisch-selbstbewußtes Wesen den Alten reizt. Lange vor seinem Hauptwerk, in großer Jugend nennt er ihn schon einen bedeutenden Kopf, später einen meist verkannten, aber auch schwer zu kennenden Menschen, lockt ihn in die Farbenlehre; doch als Schopenhauer in seinem großartigen „Versuch über das Sehen und die Farben“ über Goethe hinausgeht, notiert sich dieser verdrossen:

„Trüge gern noch länger des Lehrers Bürden,  
wenn Schüler nur nicht gleich Lehrer würden.“

Sein Hauptwerk voll aufzufassen, ist Goethe viel zu weit von dessen Welt entfernt; auch hat er sich über die Grundgedanken des Werkes nie ausgesprochen. Er hat sich aber, was er sehr selten tut, gleich bei Ankunft des Buches hingesetzt, es sorgsam in zwei Teile zerschnitten, dabei das ungraziöse Format getadelt und, da er das Glück hat, „immer gleich die bedeutendsten Stellen aufzuschlagen,“ schon nach einer Stunde der aufgeregten Schwester des Autors einen Zettel mit freundlichen Worten hinübergesandt. Dann liest er mehrere Tage eifrig, rühmt Klarheit der Darstellung und des Stiles, stimmt besonders den Stellen über Vorahnungen des Künstlers und über erworbenen Charakter zu, für die er freilich dem Autor das Vorbild war. Ihm selber hat er nicht mehr geschrieben, vielleicht von einem selbstbewußten Begleitbriefe verstimmt.

In einem einzigen Blatt ist wunderbar das Verständnis erhalten, das beide Geister verband: denn Schopenhauers ganze Person, seine Gefahren als Charakter und Philosoph sind in dem Spruch berührt, den Goethe ihm ins Stammbuch schrieb:

„Willst du dich deines Wertes freuen,  
so mußt der Welt du Wert verleihen.“

Schopenhauer aber erkannte diese Wahrheit Goethes und verehrte, über alle Verstimnungen hinweg, seine Gestalt so leidenschaftlich, daß er alle andern Blätter des Stammbuches herausriß, um bis an sein Ende dies eine zu bewahren.

Seine Schwester ist oft in Goethes Hause, sie ist artig, kann Schattenbilder schneiden und gehört zu dem halben Dutzend Töchterchen, die Goethe braucht. Denn, ob ihm auch nicht Frauen fehlen, so fehlt es ihm in dieser Epoche doch an Frauen. Entsagend, selten musisch oder musikalisch, ist seine Stimmung unerotisch; eigentlich ist's nur die junge Gräfin Egloffstein, nach deren Besuch er sich einmal beneidenswert nennt. Sie macht, wie alle diese Mädchen, wie auch Ottilie, Gedichte, sie malt auch, und Goethe scheint entschlossen, ihr Talent sogar öffentlich zu überschätzen. Alles, was ihre Mutter — seine Partnerin in jener verunglückten

Cour d'amour — am 50jährigen Menschenfeinde entbehrt hat, das kann die Tochter von dem zarten Greise an feinen Huldigungen des Herzens nehmen, und doch ist ihr Erfolg weniger in ihrem Wesen als in Goethes Entwicklung begründet.

Fern glänzt Suleikas Bildnis. Keiner Frau hat Goethe nach der Trennung so holde Regungen durch die Jahrzehnte bewahrt. Auch dies ist sein Verdienst: hat er nicht grade, um das Bild der beiden Freunde sich unverwirrt zu erhalten, damals verzichtet? Nun kann er seine Briefe an beide Gatten richten, und so gehen Gaben und Gedanken hin und her, gefällig, klar, östlich heiter.

Anfangs scheint er seiner nicht sicher. Im Oktober hatten sie sich getrennt — um Willemsers und um Christianens willen —, im Juni stirbt Christiane. Was soll nun aus seinem Sommer werden? Schon vorher war er seltsam unschlüssig, den Heidelberger Freunden sagt er zu und ab, er will mit Zelter reisen, will ihn treffen, schließlich entscheidet er sich für Baden, scheint Frankfurt meiden zu wollen, aber es bleibt ungewiß, ob ihn nicht doch das Herz nach der Gerbermühle, ob es nicht Marianne nach Baden ziehen wird. Unsicher reist er ab. Will er jetzt doch noch wagen, was ihm das Schicksal durch den Tod der Frau näher zu legen scheint?

Da bricht am Mittage des ersten Reisetages, an dem ihn Meyer begleitet, am Wagen die Achse, er kippt, Beide kommen zu Falle, Goethe bleibt heil, Meyer wird an der Stirne leicht verletzt, sie kehren nach Weimar zurück. Goethe aber nimmt auch dies als ein Zeichen, im stillen mag er's als Warnung empfunden haben: „Da es aber ein Geschehenes ist, welches man immer als eine Gottheit verehren muß, so möge das daraus Erfolgende heilsam werden!“ Es ist, als verwandelte ihn schon der Gedanke an jenen Zauberkreis wieder in Hafis, dessen Fatalismus er in dieser Briefstelle bis in den Stil hinein spiegelt.

Und wirklich scheint ihm das Fatum durch das Mittel einer brechenden Achse die hohe Zweiheit mit Suleika erhalten zu wollen: Marianne und Goethe sehen sich nicht mehr, und so vermögen sie sich bis ans Ende zu lieben. Wie er als Jüngling immer das ganze Haus mit der Geliebten mitverlor, da er's mitliebte, so kann er sich's nun rein erhalten, nach jedem in der Mühle fragen; von Vollmondnächten, in denen Liebende ihre Neigung gestärkt fühlen, kann er nun Willemer, dem Gatten schreiben, und wenn sie ihm zum Amulett verschlungen ihre Haare sendet, so dankt er ihm und ihr zugleich. Eine Schachtel, in der sie ihm Früchte aus ihrem Garten gesandt hat, schickt er mit der Medaille seines Kopfes und mit diesen ergreifenden Versen zurück:

„Eine Schachtel Mirabellen  
kam von Süden, zog nach Norden.

Als die Frucht gespeist geworden,  
eilt sich wieder einzustellen  
das Gehäus, woher es kommen.  
Bringet keine süßen Früchte,  
bringt vielmehr ein ernst Gesichte,  
das im Weiten und im Fernen  
nimmer will Entbehrung lernen.“

Fühlt man die zarte, leichte Melodie schwerer Gedanken aufs neue, die, wie zur Zeit des Diwan, den Druck der Seele überlächelt?

Vor 50 Jahren hatte er sein Bild an Lotte Buff mit den Worten begleitet:

„s'ist ungefähr das garst'ge Gesicht,  
aber meine Liebe siehst du nicht!“

In ungeheuren Kurven ist ein Dichterleben zwischen diesen beiden Widmungen emporgestiegen, doch während sich die schwermütige Jugend des Wertherischen Goethe in vielfaches Faltenwerk vertiefte, hat sich eine altklug schnippische Zeile des Rokoko zum ernstesten deutschen Meistervers verjüngt.

Marianne schweigt, und da er ihr das kostbare Schadowsche Original gegönnt hat, wird er unruhig, übergibt einen klaren Tadel für sie dem Gatten, als wäre sie eine Nichte oder Schülerin. Doch wenn sie sich bald mit Verworrenheit der Seele entschuldigt und der Gatte berichtet, daß sie nicht singen mag, schwermütig ist, in ein Bad geschickt wird: so weiß der späte Leser alles, und er begreift den Dichter, wie er ihr plötzlich — ein einziges Mal — mit dieser Anrede zuspricht: „Nein, allerliebste Marianne, ein Wort von mir sollst du in Baden nicht vermissen, da du deine Lippen wieder walten lässest und ein unerfreuliches Stillschweigen brechen magst . . So höre doppelt und dreifach die Versicherung, daß ich jedes deiner Gefühle herzlich und unablässig erwidre . . Wäre ich Hudhud, ich lief dir nicht über den Weg, sondern schnurstracks auf dich zu . .“

Doch wie ein Jüngling entschuldigt er sich bald bei Willemer für solchen allzu freien Ton, und als dieser einmal plötzlich in sein Weimarer Haus tritt, jedoch allein, verbirgt Goethe seine halbe Enttäuschung nicht. Dann erhält Marianne eines Tages ein kleines Paket, und wie sie's öffnet, liegt vor ihr der erste Diwan, und wie sie diesen öffnet, findet sie ihre eignen Verse darin. „Ich war mir selbst ein Rätsel — schreibt die Dichterin dem Dichter —, zugleich demütig und stolz, beschämt und entzückt, schien mir alles wie ein beseligender Traum, in dem man sein Bild verschönert, ja veredelt wiedererkennt . . daß man nichts tun kann, als es für eine Gabe des Himmels anzunehmen, wenn das Leben solche Silberblicke hat.“

Um diese Zeit notiert sich Goethe: „Hat ein Mann, wie in der Liebe geschieht, sein Inneres aufgeschlossen und sich hingegeben, so ist das

ein Geschenk, das er nicht zurücknehmen kann, und es würde unmöglich sein, ein ehemals geliebtes Wesen zu beschädigen oder ungeschützt zu lassen.“ Hier gibt er einen Umriss des Goethischen Eros: zuerst ganz weiblich, als Hingabe und Geschenk, dann ganz männlich, als Schutz und Hilfe. So hat Goethe sein Leben lang geliebt, werbend und dienend, huldigend und schützend, nie fordernd, nie eifernd, nie Herr. In diesem Sinn hat er Entsagung geübt wie keiner, dem sich die Frauen eröffneten, weil er sie verstand. Lange trägt er Züge und Lieder Suleikas in dem alten Herzen, und noch fünf Jahre nach dem Abschied resümiert er, von außen sei ihm seither viel Glück, von innen aber wenig Heil widerfahren.

Ohne innern Antrieb bleibt alles, was er in dieser Epoche literarisch hervorbringt, gelegentlich weiterführend, fragmentarisch oder abschließend. Vieles wird geschrieben, doch — sieht man von einzelnen Gedichten zunächst ab — nichts, was auch nur einem der vier Hauptwerke aus der vorigen Epoche an Wert vergleichbar wäre. Er fühlt es wohl: dies Vorwärtstreiben ist nur ein Interimistikum, eine Geduld, denn nicht aus freiem Willen entsagt er der Muse. „Andrang und Zersplitterung — klagt er einmal — vermehren sich in Jahren, wo Ruhe und Einigung das Nötigste wäre.“

Auf die Springflut des Diwan folgt nun eine lyrische Stille, in der nur ein paar einsam herrliche Gesänge dem Diwan nachzuklingen scheinen, auch wenn sie nicht Aufnahme darin finden, wie „Mai“ oder „Um Mitternacht“. Sonst aber werden selbst die wenigen Lieder dieser Zeit didaktisch, und so kommen in ein Wanderlied die getrosten Zeilen:

„Wo wir uns der Sonne freuen,  
sind wir jede Sorge los.  
Daß wir uns in ihr zerstreuen,  
darum ist die Welt so groß.“

Zum Spruch eilt all sein Dichten, als gereimte Weisheit muß diese Form in so antithesenreichen Jahren blühen, in ihr nimmt er gegen Welt und Zeit, Menschen und Werke rasche Stellung ein. „Kurz gefaßte Sprüche jeder Art — sagt er durch Wilhelms Mund — weiß ich zu ehren, besonders, wenn sie mich anregen, das Entgegengesetzte zu überschauen.“ Außerdem entstehen in diesen und dann in den letzten Jahren über tausend Sprüche in Prosa, die, später von den Gehilfen redigiert, untermischt mit Anekdoten und Zitaten aller Sprachen und Zeiten, das Bild mehr eines Weisen geben als eines Dichters.

Eines Abends sitzt er mit Ottilie allein zusammen und erzählt ihr „ein Geschichtchen, dergleichen ich verschiedene im Sinne habe; sie verlangt es zu lesen, ich muß ihr aber sagen, daß es nur in meiner Einbildungs-

kraft waltet. Die Zeit her hab' ich kaum daran gedacht . . Jetzt (ein Jahr später) komme ich nach Schleiz, etwas früh, und habe Langeweile, ziehe grade ein Buch Schreibpapier und einen leicht schreibenden Wiener Schwarzkreidestift aus meinem Portefeuille, fange an, die Geschichte zu schreiben.“ Als er sie dann diktiert, wird's eine Novelle, und wie er sie mit den vor 12 Jahren in den glücklichen Karlsbader Wochen rasch verfaßten Novellen zusammenhält, entsteht, bequem und gelegentlich, das Gefüge der ersten „Wanderjahre“, die der 72jährige Dichter herausgibt, nachdem der 47jährige Wilhelms letzte Lehrjahre beendete. Hätte er jenen den Untertitel „Die Verlangenden“ geben können, nun gibt er diesen das tiefe Beiwort „Die Entsagenden“.

Nur der erste Band gehört dieser Epoche an und nur die Gesamtstimmung, denn auch die herrliche Flucht aus Ägypten hat er 20 Jahre früher erfunden. Schon in diesem ersten Drittel wird ein Grundprinzip des Werkes deutlich: nicht das Realistische zu symbolisieren, vielmehr das Symbolische zu realisieren. Mehr als ein technisches Verfahren — ein höchst persönliches Zeichen Goethischen Charakters ist hierin zu erkennen, des unzerstörbaren: denn ganz so hatte er vor 50 Jahren, nach Mercks schlagendem Worte, Poesie aus der Wirklichkeit geholt, während die Andern das Wirkliche poetisierten, und ebenso hat er vor 40 Jahren, nach seinem eignen Worte, das Abenteuerliche natürlich machen wollen, während der Herzog das Natürliche nicht abenteuerlich genug haben konnte.

Was Weisheit ist in diesem Bande, geht über die Lehrjahre weit hinaus, an Kraft der Gestaltung kann er sie bei so gelegentlicher Raffung nirgends erreichen. Bis ins Gefüge dieses Werkes führen überdies die persönlichen Zeichen seines Alters: die umständliche Art, mit der dort Briefe und Manuskripte von den Personen aufgehoben und ausgetauscht werden, entspricht den pedantischen Registraturen, den skurrilen Tagebüchern des alten Goethe. Und doch muß man einer Widmung beistimmen, die er der ersten Ausgabe der *Wanderjahre* voranstellte:

„Und so heb' ich alte Schätze,  
wunderlichst in diesem Falle:  
wenn sie nicht zum Golde setze,  
sind's doch immerfort Metalle.“

Metalle aus alten Schätzen zu heben, ist Goethe noch immerfort auch im Rückblick bestrebt, doch auch die Stücke, die er selbst öffentlich als Teile „Aus meinem Leben“ bezeichnet — erste Hälfte der Italienischen Reise und Campagne in Frankreich — entbehren oft der Plastik, stets der Fülle, in der die früheren Teile seiner Biographie prangten. Nicht in der darzustellenden Epoche ist dies begründet, vielmehr in der Epoche der Darstellung: nur die erneute Jugend des Sechzigers barg noch die Kraft, seine Jugend zu schildern, des Siebzigers Entsagung muß sich an



Dokumente aus Italien und aus dem Felde klammern, um noch zu wirken. Dabei läßt Goethe sein Reisejournal meist bestehen, die zurück-erbetenen Original-Briefe aber — es sind besonders die an Charlotte — verstümmelt er dergestalt, schneidet sie in Streifen, durchstreicht mit Bleistift das Persönliche, mit Rotstift das Sachliche, das er „erledigt“ hat, mit solchem Furor, daß Jeden, der die wiederhergestellten in ihrer originalen Frische kennt, das späte Werk enttäuschen muß.

Frostig, senil wirken vollends die „Tag- und Jahreshefte“, in denen er nun die letzten 30 Jahre annalenhaft pointiert: kostbare Konfessionen und Maximen werden hier von Wolken von Langerweile umhüllt, fast alle Erlebnisse der Seele verschwiegen, die Werke nur gestreift, dagegen alle Fürsten und Herzoge namentlich aufgeführt, die in diesem oder jenem Jahre Goethes Weg gekreuzt haben. Wenn Christiane gestorben ist oder Herder, wenn der Herzog Goethe aus dem Theater entläßt, davon ist hier nichts zu finden. Dafür wird der gebrochene Arm der Herzogin beklagt.

Nirgends wird die Polar-Landschaft, als die sich schon damals viele Deutsche das Innere des alten Goethe vorstellten, greifbarer als in diesen öffentlichen Annalen, die eben beinahe nichts aussagen über die Seele dieses Greises. Indem sich sein Reich ins Grenzenlose dehnt, während die innere Kraft abnimmt, es vom Zentrum aus zu speisen, sendet Goethe an die äußersten Grenzen eiserne Männer, die schweigend, kalt wie Statuen, wachen sollen, daß niemand unbefugt ins Innere dringe.

Als solchen Frevel der Außenwelt betrachtet er schon das Verlangen „wunderlicher Menschen“ nach einer chronologischen Ausgabe seiner Werke. Hat er sich dazu ein Leben lang bemüht, alle poetischen Anregungen zu verschleiern? Hat er dazu Gedichte und Schriften seiner Epochen durcheinander geschüttelt, in anorganische Klassen gegliedert, was einst organisch wuchs, daß nun eine neugierige Nachwelt die ersten Boten sendet, um das peinlich Getrennte mühsam wieder zu verbinden? Ist das nicht ein Gleichnis, fast wie die geflickte Braut im Triumph der Empfindsamkeit? Und während er in ästhetischen Aufsätzen von nun an die Kenntnis seiner Biographie beim Leser voraussetzt und darauf zurückweist, während er nicht müde wird, von diesem Leben chronologische Rechenschaft zu geben, macht er sich nur stockend und sehr ungern an die „höchst mißliche und beschwerliche Arbeit“, für den Verlag das gleiche mit seinen Schriften zu tun!

So rächt sich aufs neue, wie in der Jugend, der übermenschliche Versuch, ein Menschenleben in Gesänge zu verwandeln, und durch die Schuld des Ruhmes muß der alte Goethe peinliche Stunden durchleben, um den Kampf seiner Jugend als Gesamtwerk darzustellen, wo unentschieden Genius und Dämon einander zu besiegen suchten. „Freilich — schreibt der resignierte Weise nun seinem Freunde — erfahren wir erst im Alter, was uns in der Jugend begegnete. Wir lernen und begreifen ein für allemal nichts.“

In besserer Stimmung faßt er sich so zusammen:

„Du hast getollt zu deiner Zeit mit wilden,  
dämonisch-genialen jungen Scharen.  
Dann sachte schlossest du von Jahr zu Jahren  
dich näher an die Weisen, Göttlich-Milden.“

Ist er aber vollends getrosten Mutes, so knüpft er Jugend und Alter —  
er knüpft das ganze Grundproblem seines Werdens in diese heiteren  
Verse:

„Wüßte kaum genau zu sagen,  
ob ich es noch selber bin.  
Will man mich im Ganzen fragen,  
sag' ich: Ja, so ist mein Sinn.  
Ist ein Sinn, der uns zuweilen  
bald geängstet, bald ergetzt  
und in so viel tausend Zeilen  
wieder sich ins Gleiche setzt.“

Auf die wunderbarste Art sucht Goethe in dieser Zeit sich selbst privatim seine Jugend zu verschönen, während er zugleich nach außen die frostigsten Auskünfte gibt. Für einen Philologen schreibt er einen hinterweltlichen Kommentar zu dem „abstrusen“ Gedichte „Harzreise im Winter“. Doch zugleich läßt er an seinem Tische jetzt auch diese sogenannten tollen Zeiten mit Behagen aufleben, und wenn er früher die ersten Weimarer Jahre stets verschloß, höchstens mit Reue davon sprach, nun erzählt er seinen Freunden von Ilmenau und Wilhelmsthal wie aus einer alten Legende und ruft am Ende wehmütig: „O, es waren nicht schlechte Zeiten!“ Wie lange hatte er nicht gebraucht, um das Scheitern seiner bildnerischen Leidenschaft zu verschmerzen! Jetzt schreibt er zu Blättern, die man nach seinen alten Zeichnungen radiert, sogar begleitende Verse, um sie interessanter zu machen.

Mit sonderbaren Komplimenten bedenkt er bei jedem Anlaß den alten Staatsrat von Klinger: „So schließt sich ein schönes, neues Verhältnis an das ältere und verjüngt uns Beide“, behauptet Goethe, weil die russische Kaiserin-Mutter von Petersburg nach Weimar und wieder zurückgereist ist. In Wahrheit hat er mit Klinger vor 50 Jahren in der Dachstube beim Burgunder gegessen und auf Leben und Tod dramatisiert. Dann hat er ihn rasch aus Weimar gedrängt und ein Menschenalter nicht gekannt. Aber so treibt er's jetzt, um wenigstens die Jugend zu retten.

Nur an einem Punkte hört jede Illusion auf: wenn eine jener verklärten Gestalten es wagt, als ihr eigenes Gespenst in Weimar zu erscheinen. Über 40 Jahre nach dem letzten Adieu von Wetzlar kommt eines Tages mit einer großen Tochter die verwitwete Hofrätin Kestner aus Hannover an: una poenitentium, sonst Lotte genannt. Goethe hat Gicht, entschuldigt sich, schickt ihr Karten für seine Loge, verschiebt dies ihm äußerst

peinliche Wiedersehn, solange er kann. Schließlich macht Lotte „eine neue Bekanntschaft mit einem alten Manne, welcher, wenn ich nicht wüßte, daß es Goethe wäre, und auch dennoch, keinen angenehmen Eindruck auf mich gemacht hat“. Und doch steht zwischen diesen beiden alten Leuten im Grunde nichts Schlimmeres als ein Buch, das ihren Namen über den Erdkreis trug.

Wenn der schöpferische Trieb in Goethe ruht, wächst der kritische. Jetzt gründet er sich in der Zeitschrift „Kunst und Altertum“ eine Art Altersheim für ästhetische Urteile; denn diese 6 Bände, die er in den letzten 16 Lebensjahren herausgibt, sind größtenteils von ihm geschrieben. Über zeitgenössische Literatur fast aller europäischen Länder, über bildende Kunst fast aller Zeiten, über Münzen und Gemmen, über Lieder, Sprachen, Biographien, über Recht und Politik berichtet er hier, meist aus Anlaß neuer Werke, doch immer so rasch ins Allgemeine gleitend, daß am Ende die gesamte Ästhetik des alten Goethe in diesen Bänden steht. Die ungeheure Dehnung dieser Studien ist es auch, die ihn fest macht gegen den Lärm des Zeitgeistes:

„Wer nicht von dreitausend Jahren  
sich weiß Rechenschaft zu geben,  
bleib' im Dunkeln unerfahren,  
mag von Tag zu Tage leben.“

Nach den Anregungen der vorigen Epoche ist auch deutsche Kunst vertreten; freilich, die Gegenwart verdrießt ihn, und er bekämpft zu Hause alles, was in Bild und Dichtung sich romantisch gebärdet, vor allem, was nazarenisch gemalt oder neu-katholisch gedichtet wird. Ein männlich abwehrendes, in Goethes Sinn und Auftrag von Meyer verfaßtes Manifest „Neudeutsche religios-patriotische Kunst“ trifft die Jungen, denn im 19. Jahrhundert will er kein Mittelalter dulden. Dagegen versenkt er sich öfter als früher in die Bilder jener Jahrhunderte, sammelt Stiche davon, läßt auch den Kölner Dombau nicht aus den Augen.

Aber sein Herz ist ferne. „Weil Albrecht Dürer, bei dem unvergleichlichen Talent, sich nie zur Idee des Ebenmaßes, der Schönheit . . . erheben konnte, sollen wir auch immer an der Erde kleben? . . . Löste sich doch in jeder italienischen Schule der Schmetterling aus der Puppe los! Sollen wir ewig als Raupen herumkriechen, weil einige nordische Künstler ihre Rechnung dabei finden?“ Klarheit, die dieser nordisch gebannte, südlich gewandte Geist in dieser Epoche der Unruh' und Gebundenheit mit stärkerer Leidenschaft suchen muß als Phantasie und Spiel, findet Goethe jetzt in deutscher Kunst nur noch bei Bach. Verse und Chöre, Fresken und Reliefs, Dramen und Statuen muß er mit doppelter Gewalt im Süden suchen und vor allem in der Antike, von der ihn selbst der Geist

des Ostens nicht hatte trennen können. „Diese Nation — sagt er mit einem persischen Gleichnis von den Griechen — hat verstanden, aus tausend Rosen ein Fläschchen Rosenöl auszuziehen.“

Doch sieht er sie, da er sich nun aus seiner Einsamkeit in andern Künstlern wiederfinden möchte, auf neue Weise: er sieht sie mystischer an als früher oder sucht sie doch lieber an ihren symbolischen Stellen auf.

Denn aus dem Innern seiner Seele erhebt sich jetzt zwischen Realismus und Symbol ein Mittelgefühl. So blickt sein 70jähriges Auge auf Leben und Kunst: „Wenn Künstler von Natur sprechen, subintelligieren sie immer die Idee, ohne sich's deutlich bewußt zu sein. Ebenso geht's allen, die ausschließlich die Erfahrung anpreisen: sie bedenken nicht, daß die Erfahrung nur die Hälfte der Erfahrung ist.“ Schweigend vergleicht er vor Tizians letzten Bildern seine eigenen Alterswerke, und er meint auch Goethe, wenn er sagt, Tizian habe zuletzt symbolisch gemalt, was er früher konkret malte: nicht mehr den Samt, nur noch die Idee des Samtes.

Mit neuer Leidenschaft und Sehnsucht wirft dieser dunkel sinnende Greis sich in die Antike, und nichts hat ihn in diesem Jahrzehnte höher erhoben als Ruf, Erwartung und Anblick des Parthenonfrieses, den Lord Elgin eben nach London brachte. Ungeduldig und schlau wie ein Jüngling bestellt Goethe für das Staatsmuseum rasch den Abguß eines Pferdekopfes, „damit es unmöglich sei, die dazugehörigen Heroen zu entbehren“! Ja, es geschieht das Unerhörte: der alte Herr, dessen Fahrten und Reisen peinlich auf die Stunde vorbereitet wurden, befiehlt eines Morgens dem Kutscher, der ihn spazieren fahren soll, gradenwegs und ohne Meldung nach Rudolstadt zu fahren, wo neue antike Abgüsse angekommen sind, „um mich, von meiner Leidenschaft überrascht . . für lange Zeit herzustellen.“

Als dann vom neuentdeckten Fries von Phigaleia die Zeichnungen in seine Klausur auf dem Tannenhof kommen, schreibt Goethe: „Es ist ein Abgrund von Weisheit und Kraft, man wird sogleich zweitausend Jahre jünger und besser . . Dieser blaue, reichbegabte Streifen nimmt sich auf der blaßgelben Wand meiner Zinne bei vollem Lichte gar herrlich aus und macht mich, was viel gesagt ist, glücklich!“ Unter solchen Eindrücken versucht er den Phaeton des Euripides aus den Fragmenten wiederherzustellen, nimmt er eine Darstellung der Ilias wieder auf, sagt er sich sogar von Wolfs Theorie der Homeriden los, um wieder einen einzigen Homer glauben zu können; ja, selbst das kleinste Pfand aus jener nie gesehenen andern Heimat ist ihm wie Iphigenien teuer: denn mit besonderm Blicke betrachtet er die Cikade, die ihm ein Jenenser Student von seiner Vaterinsel Chios kommen ließ.

Freiheit und Leichtigkeit in der Kunst allein zu wollen und zu fordern, wird in dieser schweren und resignierenden Jahreszeit seiner Seele ihm immer entschiedener Maxime, immer wieder fallen Mozarts und Raffaels Namen von diesen alten Lippen, als Griechen betrachtet er sie, obwohl er sie nirgends gräzisierend finden könne. Einmal gibt er in einem einzigen

Satz über dies Problem einen Aufschluß, der eigentlich Goethes ganze nord-südliche Polarität entwickelt. Von der Parodie (gegen Wieland) sei er langsam zum wahren Griechentume fortgeschritten: „Inzwischen fand ich noch manche Hindernisse und konnte meine nordische Natur nur nach und nach beschwichtigen, meine deutsche Gemütsart, die aus der Hand des Poeten alles für bar Geld nahm, was doch eigentlich nur als Einlösungs- und Antizipations-Schein anzusehen war.“

Zu den Werken der Epoche sind nun zum erstenmal auch Briefe und Gespräche im entschiedenen Sinne zu rechnen, durch Zahl und Wichtigkeit, vor allem als Formung kritischer Weisheit, die, meist im Gefühle späterer Publizierung, Sprüche und Aufsätze ergänzen. Etwa 300 Briefe diktiert der alte Goethe jedes Jahr, wovon mehr als ein Viertel bedeutende Gegenstände, Personen oder Zwecke behandelt. Manches liest er vor Absendung den Freunden vor. Freilich, im Winter gibt es zuweilen einsame Strecken: da kommt es vor, daß er ein altes Pergament von Hildesheim aus freier Hand faksimiliert oder einen alten Thomas Campanella von Druckfehlern reinigt. Bei solchen Wunderlichkeiten des Alters ist ihm dann seine Korrespondenz, die er früher verwünschte, recht interessant, um „auf die unschuldigste Weise zu beobachten, wie es im sittlichen und ästhetischen Sinne an vielen Ecken und Enden des lieben Vaterlandes aussieht“.

In geschäftlichen Briefen, besonders an den Herzog, hat er eine Technik von laufenden Nummern; wie aber manches Persönliche hineinfließt, so wird etwa in Nr. 1 ein neues Memoirenwerk beurteilt: „2tens. Eine Passionsblume steht vor mir . . Man ergötzt sich höchlich daran, indem sie die Gedanken verwirrt. 3tens. Auch nehme mir die Freiheit, eine Sendung von (Bankhaus) Frege beizulegen.“ An Gelehrte läßt er zuweilen als Urteil über ihre Bücher unverbunden die Notizen abschreiben, die er beim Lesen mit Bleistift aufsetzte, bis ein solcher Brief wie eine Sammlung von Maximen aussieht, an die man einen Gruß hängt. Teile aus Briefen, zuweilen den ganzen, sendet er gleichzeitig an mehrere, sogar ein gutes Gleichnis wiederholt er an drei Adressaten. Wie ein Erzieher schließt er jetzt gern mit belehrenden Verslein ab.

Seine intimen Briefe zu unterzeichnen, gewöhnt sich der 70jährige ein paar Formeln an, die umso tiefer ergreifen, je unvermittelter sie dem speziellen Inhalt folgen. „Und so fort und fort und für ewig der Ihre“: so winkt er im Scheiden dem Freunde zu — und immer ist es, als nähme er lächelnden Abschied fürs Leben. Aber das andere Wort, mit dem er in der Jugend immer, mit dem er auch noch in mittleren Jahren die Freunde abschließend beschwor, ist verschwunden, kaum daß es ein oder zwei Male noch an Knebel wiederkommt: „Liebe mich“ — ruft der Entsagende niemand mehr zu. Jetzt liebt er allgemeiner, den Einzelnen braucht er um Liebe nicht mehr zu bitten.

Am klarsten entfaltet sich der alte Goethe aus den Gesprächen, denn im Gespräch — so sagt Makariens Helferin in den Wanderjahren — ginge sonst vorüber, „was kein Buch enthält, und doch wieder das Beste, was Bücher jemals enthalten haben. Deshalb machte sie mir's zur Pflicht, einzelne gute Gedanken aufzubewahren.“ Goethe erlaubt Freunden und Gehilfen ein gleiches. Da jeder hört, was er im Herzen trägt, kann die einzelne Darstellung das Bild leicht verzeichnen, und was Fremde von ihm gehört haben wollen, muß mit psychologischen Maßen und Gewichten berechnet werden. Nur die Gesamtheit aller Gespräche macht die Gestalt, besonders wie sie die sechs bekanntesten Interlokutoren aufgezeichnet haben.

Von ihnen scheint der Legationsrat Falk besonders wegen seiner wunderlichen Klugheit unzuverlässig, die Goethes Gedanken gerne mit Falkischen Gedanken meliert. Boisserée und der Schweizer Soret, treu und feinsinnig, doch auf Gelegenheiten beschränkt. Eckermann sachlich meist echt, weil er beschränkt ist, doch störend durch seine breit gehaltenen Antworten, wesentlich berühmt durch die Stetigkeit seines Verkehrs und die Beglaubigung, die Goethe später selber einem Teil seiner Aufzeichnungen gegeben hat. Doch ist fast alles dem lebendigen Wort entrückt und im Ausdruck schädlich klassizistisch behandelt, der 3. Teil aber, den Eckermann 16 Jahre nach Goethes Tode und wesentlich nach Sorets französischen Niederschriften folgen ließ, vollends stilisiert, nicht selten sogar erweislich falsch wiedergegeben.

Neben gelegentlichen Besuchern — besonders dem Historiker Luden, der selbst ein großes Gespräch zu führen und überdies alles im Kopfe zu behalten fähig war — scheinen die einzigen, die Goethe im Gespräche tief begriffen und dargestellt haben, Riemer und der Kanzler von Müller: zwar jener misanthropisch, dieser skeptisch, doch beide umso besser geeignet, Goethes Masken zu durchschauen. Nur Riemer, Psycholog und hochgebildet, und Müller, hochgebildet und Weltmann, umreißen in ihren Memoiren die ganze Altersgestalt. Da aber Riemer in den letzten 15 Jahren Professor und nicht mehr Sekretär ist, überdies als ein von Stimmungen abhängiger Mensch Goethes Vertrauen nur bedingt und nicht immer empfängt, so bleibt schließlich der Kanzler der Mann, dem Goethes Hingabe tiefe Blicke in seine Seele erleichtert: ihm hat er zuweilen unter Handschlag Dinge anvertraut, die Müller mit ins Grab nahm, indem er nur das Thema mitteilte. Das Persönlichste haben am Ende doch Meyer und Zelter mündlich erfahren, weil Goethe wußte, daß sie ewig schwiegen.

Bei solcher Lage der Dinge und der Personen muß es erlaubt sein, Goethes gesprochenes Wort aus literarischen Umbildungen der Überlieferung zuweilen wieder in seinen Sprechstil zurückzuführen.

In dieser Epoche wird Goethe Praeceptor Germaniae. Da er erlebt,

daß man ihn historisch nimmt, und da er nichts erlebt, was er nicht historisch nähme, so vermag er sich mit voller Unbefangenheit einzuordnen. „Verharren Sie beim Studium meines Nachlasses — schreibt er an Schubarth, seinen Erklärer. Dies rate ich, nicht weil er von mir ist, sondern weil Sie darin einen Komplex besitzen von Gefühlen, Gedanken, Erfahrungen und Resultaten, die auf einander hinweisen . . Genügt Ihnen in der Folge diese abgeschlossene Region nicht mehr, so werden Sie von selbst sich daraus entfernen; führt Ihnen das Leben eine neue Wahlverwandtschaft zu, so werden Sie sich von Ihrem ersten Lehrer abgezogen fühlen und doch immer dasjenige schätzen, was Sie durch ihn gewonnen haben.“

Ungleich wird jetzt seine Stellung zur Jugend. Gegen feindliche Richtungen polemisiert er nur noch selten, bekämpft sogar Romantik und Frömmerei lieber in Epigrammen, die er nicht publiziert; Schubarth verhindert er, eine Schrift gegen die Goethe-Gegner zu schreiben. Als jemand eine Theorie über gewisse Einwanderungen ihm lebhaft entwickelt, die ihm fragwürdig vorkommt, erwidert er schließlich, scheinbar ernsthaft: „Bleiben Sie bei Ihrer Ansicht, denn sie macht Ihnen Vergnügen.“ Zu den neusten Dichtern verhält er sich, nach seinen Worten, nicht mehr ablehnend oder aufnehmend: „Ich bediene mich des eigentlichen Frauenrechtes. Da tut es gar wohl, wenn frische, sinnige Menschen, deren Vorstellung sich der unsrigen nähert, aussprechen, was wir fühlen.“

Im einzelnen kann ein junger Dichter den alten Dichter durch eine Stimmung, einen Vers, durch Blick und Auftreten einnehmen. Von bescheidenen, wohlherzogenen jungen Leuten können ihm Verse gefallen, die heute niemand mehr kennt; wenn aber Heinrich Heine als Student eintritt und ihm mitteilt, er schreibe an einem Faust, dann freilich entläßt ihn Goethe mit den Worten: „Haben Sie weiter in Weimar keine Geschäfte?“ Alle programmatische Dichtung ist ihm verhaßt:

„Willst du dich als Dichter beweisen,  
so mußt du nicht Helden noch Hirten preisen.  
Hier ist Rhodus! Tanze, du Wicht,  
und der Gelegenheit schaff ein Gedicht!“

Oft gibt er jungen Leuten Maximen mit, deren Mittelstärke er sorgfältig auswählt, und wenn sie ihn um dunkle Stellen in seinen Werken befragen, so sagt er wohl freundlich: Ein andermal, oder Nachdenken übe den Geist. Schlechte Handschriften lehnt er gleich ab und sagt von einem verworrenen Manuskript, ein Schriftsteller solle sich in acht nehmen, so klar zu zeigen, wie uneins er mit sich selber sei. Schließlich ergeht ein Formular an alle Literaten, worin mit Dank für das Vertrauen ihrer Sendung ein summarisches Urteil in „Kunst und Altertum“ angekündigt wird, das dann nie erfolgt.

Überhaupt meidet er noch vorsichtiger als zuvor die großen chaotischen Talente, zieht ihnen zarte Goethe-Epigonen vor, nicht weil sie ihn

nachahmen, sondern weil sie seiner Jugend unähnlicher sind als jene. Und doch findet sich plötzlich auch ein solches Wort: „Die höheren Forderungen sind an sich schon schätzbarer, auch unerfüllt, als niedrige ganz erfüllte.“ Das ist im Grunde nichts anderes als ein Wort aus den Frankfurter Kritiken, in denen es vor 50 Jahren hieß: „So ist's doch im Grunde besser, ein verworrenes Stück machen als ein kaltes.“

Am leichtesten haben es bei Goethe die Dichter des Auslandes: ihnen erlaubt er sogar romantisch zu sein, und von Ohlenschläger, für den er eingetreten war, als er noch dänisch dichtete, trennt er sich, wie er anfängt, im selben Stile deutsch zu dichten. In Deutschland nämlich wurde damals Romantik mit Katholizismus und Reaktion immer gefährlicher verbunden, draußen war's anders und kümmerte ihn nicht. Serbische Lieder, russische Dichtungen empfiehlt er in wiederholten Aufsätzen, Manzoni preist und übersetzt er, griechische Studenten führen ihm ihre modernen Heldenlieder zu, und während er diese öffentlich anzeigt, übersetzen sie seine Iphigenie ins Neugriechische.

Der Ruhm des Auslandes, der jetzt erst recht beginnt, ist ihm vor allem als Waffe gegen die Gegner erwünscht: Aufsätze, die draußen über ihn erscheinen, Übersetzungen und Bücher über Goethe aus Paris und London exzerpiert er in seiner Zeitschrift, um „meinen Freunden zu zeigen, daß nicht, wie man der Nation gern glauben machen möchte, eine wertlose Menge unvernünftigen Beifall zollte“.

Wirklich scheint dieser Ruhm von draußen seinen Namen im Vaterlande zu befestigen. Zwar, einzelne Werke sind es noch immer nicht, die durchschlagen, der Diwan gilt als zeitfremd und dunkel, und noch immer kränkt man Goethe, wie einst, mit einer Schätzung früherer Werke auf Kosten der neuen:

„Da loben sie den Faust,  
und was noch sunsten  
in meinen Schriften braust  
zu ihren Gunsten.  
Das alte Mick und Mack,  
das freut sie sehr.  
Es meint das Lumpenpack,  
man wär's nicht mehr!“

Auch was man im einzelnen von ihm auf der Bühne tragierte, ist doch mehr Liebhaberei. Als Prinz Radziwill im Berliner Schloßchen Monbijou eine erste Darstellung von Stücken aus Goethes Faust versucht, läßt er den Erdgeist in Goethes Maske auftreten!

Und doch, langsam wird Goethe, der in der vorigen Epoche wieder be-



rühmt geworden, jetzt der Weise der Nation. „Wundersam ist es, aber ganz natürlich, die Menschen spekulieren auf unsere letzte Zeit wie auf sibyllinische Bücher, da sie die vorhergehenden kalt und freventlich auf-lodern ließen.“ Jetzt erst gewinnt Goethe als Persönlichkeit das Vertrauen seines Volkes. Die sonderbarsten Anfragen ergehen an ihn von der Ferne, bei Heiraten, bei Geschäften wird er von Fremden um Rat gefragt, und lächelnd kann er sich Großpönitentiarus nennen. Fürsten und Forscher, Reisende und Liebhaber schicken ihm Steine und Münzen, es kommen Amethyste an, die aus Kamtschatka stammen, und wieder fühlt man sich in westöstliche Regionen versetzt; sogar altes Kirchengeräte wird dem Heiden von einem Sammler verehrt.

Zum 70. Geburtstage, den Goethe auf der Reise nach Karlsbad allein im Wagen verbringt, regt sich's nun doch in einigen Städten, es gibt Prologe, Medaillen, Ehrenmitgliedschaften, eine Pflanze wird durch seinen Namen geadelt — und doch ist eigentlich in diesen Tagen nichts besser als der Brief einer 85jährigen Tante, der Mutter Schwester, die ihrem Neffen Goethe wünscht, er möge in ihren Jahren noch ohne Brille Zeitung lesen und täglich drei Stunden spazieren gehen wie sie. Mit solchen Bürgerwünschen taucht nach einem halben Jahrhundert zum erstenmal in Goethes Briefwechsel der Name Textor auf, dem er denn auch aufs anmutigste begegnet.

In Frankfurt faßt man sich nun ein Herz und beschließt, (nachdem man Goethen sein Bürgerrecht hat aufgeben lassen, statt ihn im selben Augenblicke zum Ehrenbürger zu machen,) dem 70jährigen ein Denkmal zu bereiten. Er selbst wird in dieser Sache engagiert, von einem Comité befragt, ob er nicht zu Dannecker reisen wolle, zu einer Büste zu sitzen. Da ihm nichts an der Sache liegt, er bietet er sich nur, seine Maske hinzuschicken. Erst als ein Künstler vom Range Rauchs nach Jena kommt, um ihn zu modellieren, ändert er seine Politik, erklärt, jede falsche Scham zu entfernen und wie für einen Dritten getrost mitzuwirken. Nun findet er den für sein Denkmal gewählten Platz zu entlegen und zu feucht und schlägt statt dessen einen Saal der Bibliothek vor, wo außer ihm noch andere Männer aufgestellt werden mögen. Am Ende aber schreibt er sogar einen Aufsatz: „Betrachtungen über ein dem Dichter Goethe in seiner Vaterstadt zu errichtendes Denkmal“!

Auch dieser Aufsatz Goethes über sein Denkmal ist ein Gleichnis: sonderbarste Legierung von Objektivation und Selbstbewußtsein, von Pedanterie und Naivität.

Mehr Weiser als Dichter, mehr tätig als gestaltend, wie Goethe sich am Beginne der 70 entwickelt, wendet er seine stärksten Kräfte wieder an die Erforschung der Natur, der er sie in der vorigen Dichter-Epoche fast ganz entziehen mußte. Nirgends zeigt sich der vordringende Jünglingsschritt des Greises herrlicher: denn hier beginnt die letzte seiner Meta-

morphosen, die langsame Auftrennung dessen, worin er sein inneres Leben gehüllt, worin er alle Kräfte der Gestaltung versammelt hat: Auflösung der Persönlichkeit ins Allgemeine.

Schon in seinen 60er Jahren war er aus der Einzelforschung ins Allgemeine immer weiter vorgedrungen, doch da umging er das Problem, statt es zu lösen; denn indem er sich spezieller Forschung enthielt, war es leichter, sich generell zu fassen. Jetzt dringt er noch einmal experimentierend in ein halbes Dutzend Naturfächer ein und kann sich doch nicht mehr wie vor 20 Jahren mit bloßen Hinweisen aufs Allgemeine begnügen. Der große Kampf des Dichters mit dem Denker, der sein Dichten, sein Denken, sein Leben durch die Jahrzehnte erschüttert hat, als Gleichnis seiner polaren Natur, soll nun am Ende ausgetragen werden, und Goethe fühlt das Nahen der Entscheidung: „Meine ganze Aufmerksamkeit — schreibt der 73jährige — geht jetzt dahin, inwiefern besondere Individual-Richtung die Schauenden in der Ansicht und die Denkenden in Folgerungen trennt, und zwar solche, die sich in einer Sphäre sämtlich bewegen und als lebendige Wesen sich bald anziehen und abstoßen.“ Wieder projiziert er den inneren Streit aus seiner Brust auf die Welt, um ihn deutlicher zu erfassen.

Wie Lionardo hört Goethe im Alter nicht auf, das Einzelne erforschend zu ehren, weil er das Ganze anzuschauen sucht; wie jener arbeitet er, getreu dem demütigen Bestreben eines ganzen Menschenlebens, am Einzelnen geduldig fort, denn ob es Steine oder Farben, Pflanzen oder Wolken sind:

„Und es ist das ewig Eine,  
das sich vielfach offenbart:  
klein das Große, groß das Kleine,  
alles nach der eignen Art;  
immer wechselnd, fest sich haltend,  
nah und fern, und fern und nah,  
so gestaltend, umgestaltend —  
zum Erstaunen bin ich da.“

Hier ist ein Weiser, der nicht müde wird, durch immer neue Beobachtungen seine panischen Grundgefühle nachzuprüfen, doch nicht mehr aus realistischer Skepsis, eher aus einer Art von gläubiger Neugierde: wie ein Liebender, ohne zu zweifeln, dennoch die Geliebte prüft, um sich seines Besitzes nur herzlicher zu vergewissern. Polyhistorisch vom Vater erzogen, durch Talent und Streben zur Vielseitigkeit ein Leben lang aufgerufen, beginnt nun Goethe, als Greis, Lehrer, Erzieher in ungeheurem Umkreis wirkend zur Einseitigkeit zu ermahnen:

„Vielseitigkeit — läßt er Montan dem schweifenden Wilhelm raten — bereitet eigentlich nur das Element vor, worin der Einseitige wirken kann, dem eben jetzt genug Raum gegeben ist . . . Sich auf ein Handwerk zu beschränken, ist das Beste. Für den geringsten Kopf wird es immer ein

Handwerk, für den besseren eine Kunst, und der Beste, wenn er Eins tut, tut er Alles, oder, um weniger paradox zu sein: in dem Einen, was er recht tut, sieht er das Gleichnis von allem, was recht getan wird.“

Hier spricht nicht Überlegenheit des Einen, der im stillen zweifeln mag, ob beim rapiden Steigen der Naturforschung noch ein Zweiter nach ihm diesen Weg zurücklegen könne. Er selbst, entsagend im Leben und im Dichten, tritt mit getrostem Mut in neue Provinzen ein und forscht weiter in den alten. Eine eigene Zeitschrift „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie“, die er parallel mit „Kunst und Altertum“ begründet, nimmt von nun an Goethes Naturstudien auf: Physikalisches, Botanisches, Zoologisches, Geologisches, Mineralogisches, Barometrisches.

Eine neue Entdeckung zur Farbenlehre, die ihre eigenen Folgen findet, meldet er zuerst seinem Sohne mit Worten, jenen ähnlich, in denen er einst Herder die frische Entdeckung des Zwischenkiefers zuwarf. 30 Jahre liegen dazwischen, doch der Ton ist höchstens um ein Jahrzehnt gealtert: „... daß die moralische Weltordnung . . mich auf einmal, erhoffter, aber nicht erwarteter Weise, begünstigt hat, dadurch daß sie mich die Auflösung des Rätsels der entoptischen Farben, die mich so lange Zeit beschäftigt, seit 10 Wochen aber beunruhigt und geäfft haben, endlich finden ließ . . Ich hielt aber nicht einen Aal beim Schwanz, sondern einen Drachen am Kragen und würgte ihn so lange, bis er sich ergeben mußte.“

Wieder begegnet er — auf eine Art, deren symbolische Tiefe er nach dem Stande der Forschung selbst gar nicht ermessen kann — jenem fernen Geiste, der Goethe als Künstler, Gelehrter und Magier, als bildender und handelnder Mensch, als Weiser und als Liebender wunderbar vorausgeschritten scheint: Lionardos Erklärung der Bläue ferner Berge beschäftigt ihn nun und scheint seine Lehre zu bestätigen. Überhaupt faßt Goethe selbst sie jetzt symbolischer auf, denn „es war mir vollkommen vergönnt, das geheimnisvoll klare Licht als die höchste Energie ewig, einzig und unteilbar zu betrachten“.

Zugleich vermag er, wie in der vorigen Epoche, in reifen ironischen Stimmungen die Feindschaft der Gelehrten freundlicher zu erfassen:

„Priester werden Messe singen,  
und die Pfarrer werden pred'gen,  
jeder wird vor allen Dingen  
seiner Meinung sich entled'gen . .  
Und so lasset auch die Farben  
mich nach meiner Art verkünden . .“

Oder er erklärt einer jungen Schönen seine entoptischen Farben:

„Laß dir von den Spiegeleien  
unsrer Physiker erzählen,  
die am Phänomen sich freuen,  
mehr sich mit Gedanken quälen . .

Laß den Makrokosmos gelten,  
seine spenstischen Gestalten,  
da die lieben kleinen Welten  
wirklich Herrlichstes enthalten.“

Als in der Berliner Akademie ein Schüler Hegels für Goethes Farbenlehre ein eigenes Kabinett errichtet, teilt er das, innerlich erhoben, mehreren Freunden mit und hofft, „nach 30jähriger Nichtachtung durch eine frische Jugend endlich noch ein bedeutendes und gefährliches Spiel zu gewinnen“.

Neue geologische Studien fördern oder widerrufen die alten. Lange studiert er einen Berg in Böhmen, um ihn endlich nicht mehr wie früher vulkanisch zu erklären. Gleich dem Enkeladus (Antäus) bekennt er ein neuer Mensch zu werden, wenn er das Urgebirge berührt. Wie er vorher daran dachte, die Farbenlehre in einem Roman darzustellen, so schafft er jetzt in den Wanderjahren eine Geologengestalt: Montan wird zum Träger seiner Gefühle, — und schließlich glauben wir heute nicht Goethe selbst, wir glauben Montan zu sehn, wenn er den Wagen plötzlich halten läßt, auf einen unscheinbaren Stein am Wege zugeht und — nach dem Berichte seines Begleiters — schauend und klopfend, leise vor sich hinsagt: „Nun, wie kommst du denn da her?“

Forscher, aus Amerika heimkehrend, müssen Goethe die Verwandlung ferner Pflanzen bestätigen, Glasfabrikanten ihre Hütten deuten, und als er Ehrenmitglied der deutschen Archäologen wird, erklärt er's für vorteilhaft, in spätern Jahren, bei höherer Ausbildung in ein neues Fach berufen zu werden, sammelt alte Handschriften, die er nach eigenem Schema mit ihren ersten Drucken vergleichen läßt, und fängt antiquarische Debatten an. Als man die Knochen eines Urstieres im Weimarischen findet, nimmt es Goethe als Gunst des Schicksals, daß ihm, der ein Leben lang auf Urphänomene ausging, vergönnt wird, dies Gerippe aufzustellen.

Als neue Wissenschaft faßt er, nach dem Vorgang eines Engländers, die Barometrik an, ist nicht geniert, auch hier im Kleinen zu beginnen, was nur im Großen fruchtbar werden kann, legt sich von heut auf morgen ein „Wolkendiarium“ an, stellt Wolkenformen auf Tafeln dar, läßt im ganzen Lande die Türmer anweisen auf Meteore zu achten, gibt Tabellen für Beamte und Liebhaber heraus, ruft immer wieder in Briefen und öffentlich zur Beobachtung auf.

Anderes überläßt er der Jugend und hat in diesen entsagenden Jahren wohl die glücklichsten Stunden, wenn Fachleute seine „Jugendträume schön und glücklich auslegen . . In dieser letzten Zeit erlebte ich denn auch, was mir zu großer Beruhigung dient, die Verwandtschaft des Erdmagnetismus mit der galvanischen Erscheinung, die ich immer geglaubt, nunmehr den Sinnen dargestellt zu sehen: jetzt fehlt in der großen physischen Kette wohl kaum ein Glied mehr“. Auch rückwärts probiert er das lang Erprobte von neuem, und die symbolische Erfassung des ehemals

Konkreten — so wie er es an Tizians Samten wahrnahm — wird nirgends greifbarer als in seinem plötzlichen Erschrecken vor der Größe Linnés, den er früher nur bedingt anerkannte, und dem überrascht überraschenden Worte: „Ich habe unendlich viel von ihm gelernt, nur nicht Botanik! Außer Shakespeare und Spinoza wußt' ich nicht, daß irgend ein Abgeschiedener eine solche Wirkung auf mich getan.“

Bei so gleichnishaftem Begreifen des Sichtbaren kann es nicht verwundern, daß nun, gegen Ende, Forschung, Dichtung und Glaube lautlos ineinanderschmelzen und auch vom nachgeborenen Betrachter nur noch sacht getrennt werden können. Wie da das Dichten wahrhaft Mittler zwischen Forschen und Glauben wird, das gibt Goethe äußerlich kund, indem er seine tiefsten Gedichte von nun an den morphologischen Heften voranzustellen liebt, so daß man damals das Reifste, was der 70jährige schuf, auf dem innern Deckel seiner Naturstudien suchen mußte:

„Im Namen dessen, der sich selbst erschuf,  
von Ewigkeit in schaffendem Beruf . .  
So weit das Ohr, so weit das Auge reicht,  
du findest nur Bekanntes, das ihm gleicht,  
und deines Geistes höchster Feuerflug  
hat schon am Gleichnis, hat am Bild genug.“

Zuweilen tastet er auch für das philosophische Gedicht in heitere Formen zurück. Wie Goethe, der um Mitte 30 der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit nehmen sollte, durch 40 Jahre sich forschend gleichgeblieben, doch wie er sich dichtend zugleich völlig verwandelt hat: das sprechen ein paar Verse aus, in denen er den Gedanken jener „Zueignung“ aus ihren rollenden Rhythmen in die leichte Welt des Diwan hebt:

„Wenn ich auf dem Markte geh'  
durchs Gedränge  
und das hübsche Mädchen seh'  
in der Menge —  
geh' ich hier, sie kommt heran,  
aber drüben;  
niemand sieht uns beiden an,  
wie wir lieben.  
„Alter, hörst du noch nicht auf!  
Immer Mädchen!  
In dem jungen Lebenslauf  
war's ein Käthchen.  
Welche jetzt den Tag versüßt?  
sag's mit Klarheit!“  
Seht nur hin, wie sie mich grüßt —  
es ist die Wahrheit!“

Doch meist formt er seine gläubig forschenden Gedanken in metallere Verse, und so bildet er im 73. Jahre das übersinnliche Flüstern jener „Seligen Sehnsucht“ in diese gehämmerten Zeilen um:

„Im Grenzenlosen sich zu finden,  
wird gern der Einzelne verschwinden,  
da löst sich aller Überdruß . .  
Und umzuschaffen das Geschaffne,  
damit sich's nicht zum Starren waffne,  
wirkt ewiges, lebend'ges Tun.  
Und was nicht war, nun will es werden  
zu reinen Sonnen, farb'gen Erden,  
in keinem Falle darf es ruhn.  
Es soll sich regen, schaffend handeln,  
erst sich gestalten, dann verwandeln,  
nur scheinbar steht's Momente still.  
Das Ew'ge regt sich fort in Allen:  
denn Alles muß in Nichts zerfallen,  
wenn es im Sein beharren will.“

So hat er vor 7 Jahren in jenem mystischen Liebesliede vom „Stirb und Werde“, vor 20 in dem scheinbar geselligen Liede von der Weltseele gesprochen.

Dicht neben diesen männlich gefaßten Tönen leben alle weiblicheren Instinkte, lebt Phantasie und Gläubigkeit, und wenn er jetzt als Forscher nur noch sehen will, um sich zu bestätigen, so vermeidet er doch, sich das zu bestätigen, was er glaubt. Den Farbenkenner und wohl auch den Dichter entzückt das neu erfundene Kaleidoskop; als es ihm aber der Physiker erklären will, „interessierte es mich nicht mehr. Der liebe Gott könnte uns leicht in Verlegenheit setzen, wenn er uns die Geheimnisse der Natur sämtlich offenbarte, wir wüßten vor Unteilnahme und langer Weile nicht, was wir anfangen sollten“. So hält er auch, obwohl selber kurzsichtig, den, der durch Brillen sieht, für anmaßend, weil er mehr sieht, als er soll, und dadurch den äußern Sinn außer Gleichgewicht zum innern Urteil setzt. Als in den Wanderjahren Wilhelm die Jupitermonde durchs Fernrohr gesehen hat, wehrt er dem Astronomen, ihm noch mehr zu zeigen: es würde ihn ängstigen; auch dies Sternbild hätte er nicht so nah haben sollen.

Da ist er wieder, da ist er noch immer: Goethes Zwiespalt zwischen Wahrheit und Phantasie, und während er eifert, man solle nicht mit kunstvollen Gläsern zu tief ins Innere der Natur eindringen, lacht er die Nachbeter von Haller aus:

„Ins Innre der Natur'  
— o, du Philister! —  
,dringt kein erschaffner Geist!' —

Mich und Geschwister  
mögt ihr an solches Wort  
nur nicht erinnern!  
Wir denken: Ort für Ort  
sind wir im Innern . .  
Natur hat weder Kern noch Schale,  
alles ist sie mit einem Male.“

Und unter der drohenden Überschrift „Ultimatum“ wiederholt er bald darauf fast wörtlich die beiden letzten Zeilen! Dies Credo des 72jährigen ist ein halbes Jahrhundert alt: damals rief er, in der Kritik eines Buches über Schauspielkunst: „Jede Form . . ist ein für allemal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz der Menschen zum Feuerblick sammeln. Aber das Glas! Wem's nicht gegeben wird, wird's nicht erjagen: es ist, wie der geheimnisvolle Stein der Alchimisten, Gefäß und Materie, Feuer und Kühlbad.“

Mit diesem Zwiespalt zwischen Sinnlichkeit und Traum sind wir schon mitten in Goethes Glauben eingedrungen, nie ist er schwerer deutbar als in dieser vorletzten Epoche seines Lebens, wo ein Komplex von Motiven, von Kräften und Gegenkräften der Seele auch seine politische Stellung unklar zu machen drohte. Hier wie dort kann nur der stete Blick ins Zentrum seines Wesens Führer sein.

Güte ist nicht Religion, sie ist ein Stück Charakter, und doch scheint es grade Goethes Güte auf ihrem Höhepunkte, die das Bild seines Glaubens irritiert. Wenn Dankbarkeit und Verehrung, ihre Schwestern, in nie unterbrochener Folge Goethes Herz erfüllten, so hat er dagegen aktive Güte in manchen Epochen stärker bewiesen als in anderen. Tatkraft hat ihn nie hart gemacht, doch Menschenfeindschaft vorsichtig: nun muß Entsagung ohne Haß alle Hemmungen lösen. Niemand weiß alles, was der 70jährige Goethe bei aller Pedanterie und Zurückgezogenheit für Andre getan hat. Während er im Großen gegen Volksvertretung eifert, nimmt er sich seiner Leute und Beamten im Einzelnen mit Zähigkeit an. Während er draußen Volksfeind scheint, ist er im Innern Seelenarzt und Berater, Vertreter und Helfer des Bedrängten oder des Freundes. Hundert Briefe legen heute in der Folge dar, was damals nur stückweise der Einzelne erfuhr.

Seinen Beamten aller Art und jeden Ranges sucht er erhöhte Besoldung zu erwirken, kommt, wenn er abgewiesen wird, nach einem Vierteljahre wieder, schreibt an auswärtige Hofdamen, damit ihre Fürsten die Lehrer ihrer Kinder besser bezahlen. Den kleinsten Auftrag an seinen Sekretär überschreibt er „mein lieber“ oder „mein guter Kräuter“; wird ihm aber ein Brief zugespielt, in dem derselbe Kräuter über die Schwere des Bibliotheks-Dienstes klagt, so heißt es eigenhändig: „Was

sollen Vorgesetzte denken und erwarten, wenn junge Angestellte sich solche Unziemlichkeiten erlauben?“, und er unterschreibt nicht wie sonst sein G., sondern, mit der ganzen Macht des Klanges, seinen Namen. Andern Tags ist alles vergessen.

Beschwert sich ein Professor, daß ihm das Rentamt keinen Vorschuß zahle, so erwidert Goethe, während er das Verlangte bewilligt, der Beamte habe nach seinem Befehl gehandelt und verdiene volles Lob. In den Annalen nennt er jeden Subalternen mit Namen, der beim Umbau der Bibliothek mitwirkte, und so kommt der letzte Kanzlist, es kommt auch der Gärtner des Botanischen Gartens in Goethes Werke.

Ein Diener von der Bibliothek soll wegen Mißhandlung seiner Frau für 6 Wochen ins Gefängnis, Goethe tritt in einer Eingabe an den Herzog für den erprobten Menschen ein und bittet seinen Seelenzustand zu bedenken, den ein langes, kaum erträgliches Familienkreuz verbittert habe. Seinem Diener, seinen Sekretären borgt er Geld, das er aber zum Termine wiederfordert. Bestellt er nach einem Inserat bei einer fremden Witwe Spargel, so endet sein Auftrag: „das Beste wünschend Goethe“. Wird er auf Reisen ersucht, eine Schulprämie zu erteilen, so gibt er dem besten Schüler zugleich ein Goldstück, denn er hat erkundet, daß er eines Tagelöhners Sohn sei, und heißt ihn im weiteren Leben zu ihm kommen, wenn er etwas braucht. Einen Polizeirat, der ihm in Eger manches erleichtert und den er zur Geologie verlockt hat, überrascht er eines Tages in dessen eigenem Zimmer mit einem Schrank für Mineralien, den er während der Amtsstunden des Rates heimlich hat aufstellen lassen und selbst mit Steinen halb füllt. Für einen verkrüppelten Dichter, dessen Anblick ihn nur verstimmt hat, erbietet er sich zu einer Einleitung seiner Gedichte, „denn er ist in körperlicher Hinsicht ein äußerst bedauernswerter Mensch“.

Je weiser Goethe wird und je entsagender, umso gütiger entwirkt sich sein Herz, das ein Leben lang immer gegeben, selten genommen, nie gefordert hat. Derselbe, der in Geschäften und im Staate, für sein Werk und seine Leistung so viel verlangt wie niemand vor ihm, derselbe, der zu diesem Werke Menschen als Hilfskräfte verbraucht, die ihm taugen, zögert, von einem Freunde die Anstrengung einer Reise anzunehmen, tut in Amt und Familie alles für die Seinigen.

In diesem Punkt ist der alte Goethe Christ, jedoch in diesem Punkt ist's auch der junge gewesen. Und doch war er ein Heide und bleibt es bis zum Ende. Denn alles, was man als Symptome eines im Greisenalter bekehrten Gemütes ansprechen möchte, erweist sich nur als weltliches oder ästhetisches, als historisches oder pädagogisches Bekenntnis.

Beide Konfessionen fangen an, sich dem alten Ketzer zu nähern, denn man empfindet: diese Seele möchte schon der Mühe lohnen. Den Wert katholischer Art lernt Goethe erst mit 70 erkennen: naher Umgang mit



österreichischen Aristokraten, die aus Jesuiten Händen als kluge Männer hervorgegangen sind, mit böhmischen Prälaten, die vorzügliche Schulen leiten, legt Goethe, der in Deutschland wenig Katholisches, in Italien nur die Dekadenz gesehn, zum ersten Male das beste Bild und die echten Gründe so großen Wirkens klar, und in Missions-Reden, die man ihm in Karlsbad zuspielt, findet er „keine Spur von Mönchtum und Pfäfferei“.

Auch die Kunst des deutschen Mittelalters muß ihn der katholischen Vorstellung jetzt notwendig näher führen, er stiftet sogar für die schöne Kapelle in Bingen, von deren Fest er ein gar weltlich Lied gesungen, mit einigen Freunden ein Rochus-Bild, und der artige Begleitbrief ist wohl der einzige, den Goethe je an eine Kirchenbehörde adressierte.

Doch schon vor Martin Schöns Bildern, den er liebt, ruft er bedauernd: „Hätte der Unselige statt der detestablen Passion nur immer die Drei Könige wiederholt . . . 11000 hübsche Mädchen, das ist doch noch ein Element, worin der Künstler sich ergehen und fromm mit den Fröhlichen sein kann!“ Wenn er den Herrn auf dem Meere wandelnd, neben dem sinkenden Petrus, den Malern als Motiv empfiehlt, so tut er's in einem Atemzuge mit Thisbe, die an der gesprungenen Wand horcht! Benutzt er im Beginn der Wanderjahre die Legende der Evangelien, so eilt er immer, alles sinnlich aufzuklären. Als er von der katholischen Kunst spricht, rohe und degenerierende Völker zu bekehren: da braucht man „derbe Mittel, so daß sich eine Art heidnischen Judentums entwickelte, das bis auf den heutigen Tag lebt und webt“.

Bleibt also Goethe, wo er jetzt vereinzelt christliche Formen braucht oder empfiehlt, im rein Ästhetischen stehen, so treibt ihn, wenn er gegen die Nazarener eifert, eine mehr als ästhetische Leidenschaft. „Freilich — schreibt er mit Entzücken vor einer Danae aus der Zeit des Veronese — unsern Schülern, die sich in heiligen Familien wohlgefallen, ist dergleichen gewiß eine Torheit.“ Schellings Berufung nach Jena tritt er entgegen, von dessen Lehre und Wesen er immer mit Neigung sprach: nur weil er Katholik geworden und Goethe „das alte überwundene Zeug nicht wieder unter einer erneuten, mystisch-pantheistischen, abstrus-philosophischen, obgleich im stillen keineswegs zu verachtenden Form wieder eingeführt sehen“ will.

Aus einer einzigen Stelle, der Hunderte entgegenstehn, scheint zunächst ein freundlicheres Fühlen aufzusteigen. Als der Kanzler von Müller dem 72jährigen über den Gegensatz zwischen geoffenbarter und natürlicher Religion vorliest, ruft Goethe sehr heftig: „... Verdammte Rednerkünste sind das, die alles bemänteln! Was hat denn der christlichen Religion den Sieg über alle anderen verschafft, wodurch ist sie Herrin der Welt geworden und verdient es zu sein, als weil sie die Wahrheiten der natürlichen Religion in sich aufgenommen hat? Wo ist da der Gegensatz? Die Grenzen fließen ja ineinander!“ Liest man aber dies Gespräch zu Ende, in dem er übrigens noch immer mehr den natürlichen Glauben verteidigt, so sieht man ihn selbst hier für einen aufge-

klärten Geistlichen eintreten, denn „alle Geistlichen, die nicht wahre Rationalisten sind, betrügen sich selbst oder Andere“.

Näher fühlt er gewisse weltliche Gedanken der Protestanten, und eben daß er die Reformation als Befreiung rühmt, zeigt deutlich, wie fern er einer Bekehrung lebt: denn als geborner Protestant und noch dazu als Künstler und Mystiker könnte er, nach 50jährigem Heidentume, sich doch höchstens zur katholischen Form bekehren. Als die 300jährige Wiederkehr des Tags der Wittenberger Thesen näher rückt, erklärt sich Goethe für Luther und unterscheidet die beiden Testamente als Gesetz und Evangelium, als Notwendigkeit und Freiheit. Man sieht daraus, „wie das Luthertum mit dem Papsttum nie vereinigt werden kann, der reinen Vernunft aber nicht widerstrebt, sobald diese sich entschließt, die Bibel als Weltspiegel zu betrachten, welches ihr eigentlich nicht schwer fallen sollte“. Dies will er in einem Oratorium aussprechen — und niemand kann den Entwurf lesen, ohne seine Ausführung innigst zu vermissen: da hätte man das Schauspiel erlebt, wie ein „dezidierter Nichtchrist“ mit den Symbolen der Religion des Leidens einen Triumph des männlich wirkenden Strebens aufbaut!

Mit einem Donner auf Sinai, mit dem Du sollst! wollte Goethe beginnen, mit Christi Auferstehung aber, mit dem Du wirst! enden. In 6 Nummern sollte das Alte Testament symbolisch gestaltet, in einem kürzeren zweiten Teile von 5 Nummern Johannes, Drei Könige, Christus als Lehrer, Leiden und Auferstehung dargestellt werden, und schon hier fügt er die deutende Bemerkung ein, Nr. 1 und 5 würde er im Sonnenaufgang feiern. Schluß: Chöre der Engel, Wächter, Frauen und Jünger, „das Irdische fällt alles ab, das Geistige steigert sich bis zur Himmelfahrt und zur Unsterblichkeit“.

Bedarf es der Beweise noch, wie pantheistisch Goethe dies Oratorium empfand, so braucht man nur auf den Faustschluß vorzublicken. Was ihm das Ganze bedeutet, zeigen die nächsten Briefe, in denen sein Eifer abnimmt, um rasch ganz zu verlöschen. Nichts kommt zustande. Es freut ihn, daß Maler und Kupferstecher durch den Gedenktag verdienen; nur daß durch alle diese Festlichkeiten die Figuren zu sehr aus der Legende ins Klare treten werden, bedauert er, „denn, unter uns gesagt, ist an der ganzen Sache nichts interessant als Luthers Charakter, und es ist auch das Einzige, was der Menge eigentlich imponiert. Alles Übrige ist ein verworrener Quark, wie er uns noch täglich zur Last fällt. . . Und so werden Sie erleben, daß Wert und Würde unserer Ahnherrn rein und schön aus der eigenen Sprache hervortreten, denn es ist wahr, was Gott im Koran sagt: Wir haben keinem Volk einen Propheten geschickt als in seiner Sprache! Und so sind denn die Deutschen erst ein Volk durch Luthern geworden.“

Als Menschenkenner und Dramatiker, als zweiter Schöpfer seiner Sprache will Goethe Luthern feiern; vom Evangelium aber weiß er nichts Persönlicheres zu sagen, als daß der Islam und die Reformierten

in den Grundlagen jeder Religion: in Zuversicht und Ergebung unter einen höhern, ordnenden Willen einander am nächsten kommen. Überhaupt scheint der Monotheismus Mohammeds, den Goethe von seiner großen Fahrt nach Osten wie einen Talisman mitgebracht hat, eins jener Irrlichter zu sein, die manchem Auge christliche Wendungen im alten Goethe vorspiegeln wollen. Zum Feste der Reformation ist das Einzige, was er am Ende wirklich niederschreibt, dies trotzige Motto über sein Heft gegen die Nazarener:

„Dreihundert Jahre hat sich schon  
der Protestant erwiesen,  
daß ihn von Papst- und Türkenthron  
Befehle baß verdrießen.  
Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht,  
der Prediger steht zur Wache,  
und daß der Erbfeind nichts erreicht,  
ist aller Deutschen Sache.  
Auch ich soll gottgegebne Kraft  
nicht ungenützt verlieren  
und will in Kunst und Wissenschaft,  
wie immer, protestieren.“

Unter den Stimmen, die sich Goethe leise näherten, um kurz vor dem Ende diese Seele zu retten, drang eines Tages ein Freundeston an das Ohr des Greises: den hatte er durch beinahe 50 Jahre nicht mehr vernommen. Auguste Gräfin Stolberg hatte Goethe, den sie nie gesehn, freilich nicht vergessen. Aus den Jahren des regierenden Dämon, aus den Verwirrungen der Lili-Zeit bewahrt sie das unschätzbare Pfand: jene Brief-Tagebücher, die ihr der gequälte, gehämmerte, nun himmelstürmende, nun unterweltliche Goethe aus Frankfurt geschrieben hat. Ihr Bruder ist von ihm abgefallen, seit er frommer Katholik geworden, sie selbst ist eifrige Herrnhuterin. Neun Tage schreibt sie an ihrem reinen, schönen Bekehrungsbrief an Goethe.

Schnell scheint dieser geantwortet zu haben, aber er läßt den Brief liegen, weil einst ihr Bruder von einem ähnlichen sich verletzt gefühlt hat. Doch als er nach Monaten von schwerer Krankheit aufsteht, schickt er ihn ab — und nirgends wird man im Umkreise seiner Konfessionen, kaum wird man bei einem andern Geist so vornehme Duldung wiederfinden wie in diesem Brief des 73jährigen Goethe an eine ehemals in die Ferne himmlisch geliebte, edle Frau, die ihm zu helfen ausgezogen war. Stolz und Demut, innere Freiheit geben ihm diese zarten und entsagenden, dies- und jenseitigen Zeilen ein, aus denen es aufklingt:

„ . . Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und Andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch getan. Wirken wir also immerfort, so

lang es Tag für uns ist . . Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für Beide gesorgt sein; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzo abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue.“

Mit dieser zartesten Form der Isolierung tritt Goethe in sein Reich zurück, und wenn der 60jährige Dichter sich als Künstler Polytheist, als Forscher Pantheist nannte, so muß der 70jährige, weniger musische Forscher vollends pantheistisch erscheinen, wie jene Lehrgedichte erweisen, die er seinen Naturstudien vorausschickt.

Doch kräftiger als in den letzten Zeiten zieht Goethe die Grenze, und wohl auch im Bewußtsein seiner Höhe, zu der denn doch die besten Deutschen aufzublicken beginnen, trennt er sich von allen Sekten und Wundern, wie zur rationalen Großscophta-Zeit: wie den Mephisto warnt Goethe die feinste Nase vor allen mysteriösen Verführungen im Reiche des Greifbaren. „Ich bin nun einmal nicht dazu berufen“, schreibt er einem Naturforscher, ablehnend, seine Schrift über Magnetismus zu lesen, und übertreibt mit Absicht seine sinnlichen Motive: „Wo das Auge sich schließt und das Gehirn seine Herrschaft aufgibt, bin ich höchst erquickt, in einen natürlichen Schlaf zu fallen. Wenn ich bedenke, daß ich Freund von Lavatern war, der auf dieses Naturwunder religiösen Wert legte, so kommt es mir manchmal gar seltsam vor, daß ich nicht angezogen ward, sondern mich grade verhielt wie einer, der neben einem Flusse hergeht, ohne daß ihn die Lust zu baden ankäme. Es muß denn also doch naturgemäß gewesen sein, denn sonst hätte es nicht bis ins Alter fortgedauert . . (Wenn aber) auch etwas Unaussprechliches zur Sprache käme, so wollen wir es so genau nicht nehmen. Muß doch der Dichter, wenn er bescheiden sein will, bekennen, daß sein Zustand durchaus einen Wachschlaf darstelle, und im Grunde leugne ich nicht, daß mir gar manches traumartig vorkommt.“

Spürt man die ganz zarte Grenze? Diesen Gläubigen schreckt jedes Dogma, diesen Forscher, dessen Mystikum ins All gedrungen ist, wie er's dem All entnahm, soll niemand mit bestimmten Formeln aus seiner Natur ins Übersinnliche verlocken: um keinen Preis will Goethe im Alter sein Auge aufgeben und seine Vernunft, die ihm die Welt erschlossen hatten. Alles gibt Goethe den Menschen, was er erschaute, nur sollen die Menschen ihm nicht als Prinzip aufdrängen, was er als Ahnung besitzt.

Zwar kann er abergläubisch sein wie im vorigen Jahrzehnte, wo er entschiedene Verbindung spürt zwischen der Nachricht, Napoleon habe Elba verlassen, und einem Napoleonsringe, der Tags darauf, nach langem Suchen, ihm gebracht wird. Trotzdem durchprüft er die in der Trance aufgeschriebenen Worte eines indischen Gauklers, dessen Künste ihn entzückten, nachher mit einem Orientalisten, skeptisch wie ein

Kriminalrichter. Denn sich und Andern ruft er die gewichtige Mahnung zu:

„Suche nicht verborgne Weihe!  
Unterm Schleier laß das Starre!  
Willst du leben, guter Narre,  
sieh nur hinter dich ins Freie!“

Ganz deutlich tritt hier die Trennung zutage, die er gegen alle hastig Prätentösen zu ziehen wünscht, denn was er da erkannte, sagt er als Dichter niemand, nur den Weisen.

Ja, als ein Dichter schafft er grade jetzt die mystischste seiner Gestalten und läßt ihr als der höchsten seinen wandernden Wilhelm begegnen: Makarie ist Astrologin, und wie der Dichter die sittliche Welt vorausahnt, „ebenso sind, wie es scheinen will, Makarien die Verhältnisse unsres Sonnensystems von Anfang an, erst ruhend, sodann sich nach und nach entwickelnd, fernerhin sich immer deutlicher belebend, gründlich eingeboren. Erst litt sie an diesen Erscheinungen, dann vergnügte sie sich daran, und mit den Jahren wuchs das Entzücken.“

Als die „magische Handschrift einer Alchimisten-Familie“ aus Not verkauft werden muß, erwirbt sie Goethe um einen großen Preis für die Bibliothek und unterschreibt diese Meldung an seinen Kollegen, der ihn auslachen oder tadeln könnte, mit den ungewöhnlichen Worten: „Nachsicht! und Teilnahme!“ Mit Giordano Bruno, mit den Orphikern und ihren Kommentatoren beschäftigt er sich lange.

Und so schießen eines Oktobertages alle Elemente zusammen, aus Forschung und Ahnung, aus Erlebnissen des Schicksals und der Bildung in glücklicher Stunde: zu einem Gedicht. In diesen Strophen findet sich der Genius mit allen Wünschen, Erfahrungen, Zweifeln zusammen, die so lange das Zwielficht eines mystischen und doch mit Klarheit Umschau haltenden Glaubens erzeugten. In einem kalten, geistigen Rausche sind sie geschrieben und enthalten, wie Goethe später bekennt, „vielleicht das Abstruseste der modernen Philosophie. Ich werde selbst fast des Glaubens, daß es der Dichtkunst vielleicht allein gelingen könne, solche Geheimnisse gewissermaßen auszudrücken, die in Prosa gewöhnlich absurd erscheinen, weil sie sich nur in Widersprüchen ausdrücken lassen, welche dem Menschenverstande nicht einwillen. Leider ist bei solchen Dingen das Wollen dem Vollbringen nicht sehr förderlich, es sind Gaben und Gunsten des Augenblicks, die zuletzt, nach langer Vorbereitung, zufällig, ungefordert erscheinen.“

Uralte Wundersprüche über Menschen-Schicksale nennt er diese Urworte, die er unter die Namen orphischer Geheimbegriffe faßt und dann kühl an den Eingang eines neuen morphologischen Aufsatzes stellt — Strophen, die tiefer und zugleich klarer als irgend ein anderes Bekenntnis den Glauben des alten Goethe enthüllen, so wie jene Rhapsodie an die Natur den Glauben des mittleren Goethe umschrieb.

### ΔΑΙΜΩΝ, D ä m o n

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,  
die Sonne stand zum Gruße der Planeten,  
bist alsobald und fort und fort gediehen  
nach dem Gesetz, wonach du angetreten.  
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,  
so sagten schon Sibyllen, so Propheten;  
und keine Zeit und keine Macht zerstückelt  
geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

### ΤΥΧΗ, d a s Z u f ä l l i g e

Die strenge Grenze doch umgeht gefällig  
ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;  
nicht einsam bleibst du, bildest dich gesellig,  
und handelst wohl so wie ein andrer handelt.  
Im Leben ist's bald hin- bald widerfällig,  
es ist ein Tand und wird so durchgetandelt.  
Schon hat sich still der Jahre Kreis geründet:  
die Lampe harrt der Flamme, die entzündet.

### ΕΡΩΣ, L i e b e

Die bleibt nicht aus! — Er stürzt vom Himmel nieder,  
wohin er sich aus alter Öde schwang,  
er schwebt heran auf luftigem Gefieder  
um Stirn und Brust den Frühlingstag entlang,  
scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder:  
da wird ein Wohl im Weh, so süß und bang.  
Gar manches Herz verschwebt im Allgemeinen,  
doch widmet sich das edelste dem Einen.

### ΑΝΑΓΚΗ, N ö t i g u n g

Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:  
Bedingung und Gesetz; und aller Wille  
ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,  
und vor dem Willen schweigt die Willkür stille;  
das Liebste wird vom Herzen weggescholten,  
dem harten Muß bequemt sich Will' und Grille.  
So sind wir scheinfrei denn, nach manchen Jahren  
nur enger dran, als wir am Anfang waren.

### ΕΛΠΙΣ, H o f f n u n g

Doch solcher Grenze, solcher ehrnen Mauer  
höchst widerwärt'ge Pforte wird entriegelt,  
sie stehe nur mit alter Felsendauer!  
Ein Wesen regt sich leicht und ungezügelt:  
aus Wolkendecke, Nebel, Regenschauer  
erhebt sie uns, mit ihr, durch sie beflügelt —

ihr kennt sie wohl, sie schwärmt durch alle Zonen —  
ein Flügelschlag! und hinter uns Äonen.

Wie diese Wundersprüche aus Gabe und Gunst des Augenblicks entstanden sind, so sollten sie, nach Goethes Warnung, durch Kommentare nicht verwirrt werden, wie es leider später durch ihn selbst geschehn ist, und wie Goethe die Zerteilung des göttlichen Lichtes haßte, um es als ein Einziges zu verehren, so sollen auch diese magisch hell- und dunklen Sprüche nur aus sich selber leuchten.

Als Goethe sie niederschrieb, war ihm bei aller Kraft der Ahnung kaum bewußt, daß ihm nach wenigen Jahren noch ein Geschenk und eine Prüfung des Lebens bevorständen, die alle fünf Urkräfte in neuen Wirbel reißen sollte. Und doch stehen am Ende dieser entsagenden Epoche zwei Erscheinungen auf, die Tyche sendet, die Dämon erfaßt, die Eros zum Glühen bringt, Ananke bald entführt — und die, indem sie fliehn, dem Greise nur übersinnliche Hoffnung lassen. Goethe begegnet im 74. Jahre auf schicksalsvolle Art einem Jüngling und einem Mädchen, die ihn verwirren, anziehen und die er rasch verliert.

Als der 70jährige in tätiger Entsagung einsam im engen Kreis von Weimar und Jena wirkte, forschte und schrieb, da rannte der 30jährige Lord Byron durch die Welt. Zum erstenmal seit langem erlebte das alte Europa das Schauspiel eines Künstlers, den sein Leben berühmter machte als sein Werk, obwohl dies Werk nicht minder genial war als dies Leben. Mit der verzehrenden Schnelle einer entzückten Flamme verbrannte dies Leben sich selbst in Dämonie, Genuß und Schwermut und gab — in ungeheurer Übertragung — tatsächlich ein Beispiel jener Verse, die Goethe, genau zur Zeit von Byrons Geburt, in Rom aus seinem Traum auf Faust abwälzte:

„So tauml’ ich von Begierde zu Genuß,  
und im Genuß verschmacht’ ich nach Begierde!“

Unbegrenzte Genialität zerstörte sich hier, weil sie ein adäquates Material vergebens suchte, denn auch seine Dichtung war nur wie ein Schrei. Napoleon hat mir den ersten Platz weggenommen, hat Byron damals geklagt, der zugleich mit ihm aufstieg, — und so frech dies Wort zuerst klingen mag, so tiefe Wahrheit trägt es dennoch in sich. Lord und Peer von England, schön, kühn und hochgebildet, doch kompromittiert durch unselige Ehe, aus seinem Lande verjagt, in Bann und Acht bei der Gesellschaft, aus der er stammte, die er als höchste der Welt empfand, die seine Dichtungen verschlang und ihn verachtete: so taumelte er ein Jahrzehnt lang im Süden Europas umher, Liebhaber der schönsten und edelsten Frauen Italiens, Freund der stärksten Geister und reichsten Künstler, weltberühmt wegen der Leidenschaft und Melancholie seiner

Verse, die sich immer glichen, immer nach Widerständen, nach Aufgaben verlangend, immer tatenwillig und tatenlos — Sinnbild eines kampflos dämonischen Menschen, der zu keinem Zügel greift, am wenigsten zu dem des Genius. Ja, dies ist wahrhaft die Formel seines Lebens geworden: Dämon, der den Genius zerstört.

In allem war Goethes Leben sein Widerspiel: Dämon, vom Genius überwunden, das Dasein ein Kampf mit sich selber, kunstvolle Konstruktion von Wällen gegen die Welt, Ergreifung jeder Tätigkeit, um sich vor sich zu retten, bewußte Zentrierung im engen Raum, alles nach innen wendend — und so in 80jährigem Kurven-Fluge mit höchster Geduld langsam um eines Berges Höhe den Sternen angenähert. Kein Gegenspieler hätte Goethe aus der Fassung gebracht, denn die es anders anfangen als er, waren kleiner oder stolperten bald.

Mit gegen 70 begegnet Goethe zum ersten Male dem gleichgewachsenen Dichter: wie muß es ihn entzünden, wenn er ihn in unbegrenzter Bahn hinrollen fühlt, dort, wo er selbst nie heimisch gewesen, in Formen, die er immer fern gehalten — und doch im größten Stil ein Dichterleben sich vollenden sieht, das, Goethe mag sich stellen wie er will, auf eine Art die Welt besiegt. Aus diesem spät hinflutenden Blicke des entsagenden Greises auf den genießenden Jüngling, aus einem tiefen Ressentiment, das er sich nie eingestehen würde: aus dem überlegenen Neide eines tragischen Siegers auf den glänzenderen Besiegten ist Goethes Leidenschaft für Lord Byron zu begreifen.

Von Anfang ist es seine Persönlichkeit, die ihn mehr fesselt als seine Dichtung. Erst nach und nach gewöhnt er sich an diese, „da er mich früher durch hypochondrische Leidenschaft und heftigen Selbsthaß abgestoßen und, wenn ich mich seiner großen Persönlichkeit zu nähern wünschte, von seiner Muse mich völlig zu entfernen drohte“. Was wirkte also auf Goethe, der mit dem Titel einer großen Persönlichkeit zu Zeitgenossen doch sehr zu sparen pflegte und der ihn — alles in allem — am Ende nur Napoleon zugeschrieben hatte? Gesehn, gesprochen hat er Lord Byron nie, so ging ihm der Hauptreiz dieser Gestalt verloren; an Taten konnte Byron auch nichts vorweisen, und was er dichtete, hat Goethe anfangs mehr gereizt als überzeugt.

Nichts als der grundgeniale Zug dieses Lebens hat ihn hingerissen, das apokalyptisch Wilde dieses Menschen, wie zahllose Anekdoten ihn schilderten, dies Tempo, dieser Furor, Leidenschaft und Weltschmerz, wie sie den jungen Goethe einst mit gleicher Gewalt geschüttelt hatten. Die Dimensionen dieser Abenteuer, Reisen und Liebschaften, in denen sich, mangels einer Armee oder eines Thrones, der englische Dichter ermüdete: die Maße waren es, denn wenn er ihre Jugend verglich, so stand ihm Goethe nur durch Enge seines Vaterhauses nach, durch Beschränktheit einer Frankfurter Advokatur, durch Kanten und Ecken einer Bankiers-Familie aus Offenbach, durch Winkel und Tore eines Kammergerichts, einer Verlobung, einer lokalen Zeitung.



An Weltgefühlen — das wußte der rückschauende Goethe — war dieser fremde junge Dichter seiner eigenen Jugend nicht überlegen, aber an Lordschaft, aber an Reichtum, aber an Frauen, Duellen, Ritten, Reisen: es war die volle Anarchie dieses schimmernden Dichterlebens, die Goethe entzückte, weil sie, amoralisch und fordernd, napoleonischen Stil annahm, so wie Napoleons Tyrannenleben alle Goethischen Grundgefühle von Ordnung und Legitimität durch seine Größe überrannte. Hier wie dort war es, neben dem Erfolge, die Stärke der Persönlichkeit, die Goethe unter den Zeitgenossen ein Leben lang vermißte und der er bei sich selbst nur nach innen zu wachsen gestattete. Dasselbe Dichtergenie, als deutscher Bürger geboren, hätte denselben alten Goethe kalt gelassen. Die volle, eingestandene Einheit aber von Leben und Dichtung läßt ihn an Byron beides bewundern, weil nach seinem eigenen Streben eins das andere zu steigern berufen ist.

Doch zugleich erkennt Goethes Blick in Byrons Herz alle Dunkelheiten, alle Übertreibungen und Unwahrheiten, alles sich selbst anfeuernde Pathos; er nennt ihn ein zu eigener Qual geborenes Talent, seine „Lebens- und Dichtungsweise erlaubt kaum eine gerechte Beurteilung. Er hat oft genug bekannt, was ihn quält . . und kaum hat irgend jemand Mitleid mit seinem unerträglichen Schmerz, mit dem er sich, wiederkäuend, immer herumarbeitet“. Auch über Byrons Manfred, der doch bewußt den Faust variiert, geht Goethe, bei allgemeiner Bewunderung, in der Kritik so weit, „daß uns die düstere Glut einer grenzenlosen, reichen Verzweiflung am Ende lästig wird“. Ja, er sagt sogar noch spät zum Kanzler, in einem halben Jahre werde er sich vielleicht gegen Byron erklären!

Statt dessen nimmt sein Dichter-Urteil ziemlich plötzlich eine leidenschaftliche Wendung zugunsten des Dichters, und da dessen letzte Werke sich kaum entschieden über die vorigen erheben, muß man die Gründe wieder in Byrons Haltung suchen. Bei wachsenden Nachrichten über sein phantastisches Leben wird Goethes Bewunderung auch für seine begleitenden Dichtungen reiner, besonders als sich jener mit einer Widmung ihm nähert. Nie hatte ein solcher Schritt Goethes Urteil bestochen, kaum die Form seines Dankes beeinflußt.

Jetzt fühlt er sich von der Verehrung des jungen Lords auf die wunderlichste Weise gehoben, in öffentlichem Aufsatze hat er schon vorher die romantische Anekdote von der Ermordung einer Florentiner Geliebten Byrons als Motiv seines Verfolgungswahns erzählt, hat überhaupt, gegen alle skeptische Gewohnheit, den Ton der Legende übernommen, die Europa um dies tolle Leben spann: „Welch ein verwundetes Herz muß der Dichter haben, — ruft Goethe zur Geschichte eines spartanischen Königs in diesem Aufsatz aus — der sich eine solche Begebenheit aus der Vorwelt heraussucht und sein tragisches Ebenbild damit belastet!“ Dann spricht er von diesem „seltenen Leben und Dichten in aller seiner Exzentrizität, die freilich um desto auffallender sein mußte, als ihres-

gleichen in vergangenen Jahrhunderten nicht wohl zu entdecken gewesen und uns die Elemente zu Berechnung einer solchen Bahn völlig abgingen“. Schließlich urteilt er in Superlativen, wie sie sich in keiner Goethischen Kritik jemals gefunden haben, über Cain und über Don Juan, schreibt von dem „grenzenlos genialen Werke“, vom „Dichter ohnegleichen“ und daß er ihn nicht anders haben wolle, als er ist.

Privatim spricht er robuster, nennt Don Juan verrückter und grandioser als alles Vorige, doch ermüdend durch ewige Wiederholungen. Wäre Byron Maler, — fügt er hinzu, und man erkennt, wie weltlich er diesen Dichter erfaßt — so würde man seine Bilder mit Gold aufwiegen.

Als nun Byron seinen Sardanapal Goethe widmen will, ihm dies sagen läßt, dann aber die Widmung fortfällt, läßt Goethe diese Widmung, deren eigenhändige Skizze er auf abenteuerliche Art leihweis erhält, lithographieren und schickt die Nachbildung an seine Freunde. Als schließlich das nächste Werk ihm wirklich gewidmet wird, erklärt sich Goethe für fast außer Stande, würdig zu danken!

Da bietet Byron selbst Gelegenheit, sein Leben begründeter zu verehren: er rüstet sich, nach Griechenland zu segeln, um mit etwas Geld und einigen Leuten, vor allem mit Pathos und Willen zur Tat den Griechen im Kampfe gegen die Türken beizustehn. Byron steht im 36. Jahre, Goethe ist doppelt so alt. Er sieht einen jungen ritterlichen Lord, der sein Geschlecht auf Thor, den Donnergott, zurückzuführen liebt, zum Kampfe für die hellenische Freiheit sich bereiten, einen Dichter aus Leidenschaft für das Ideal sich in Gefahren stürzen, er fühlt den großen Stil der Tat, wie sie seinem eigenen Leben stets gefehlt hat — und von diesem Tag ab hat Goethe, der eben „seines Kaisers“ Tod erleben mußte, aufs neue einen Helden. Weiß er nicht, daß der Dichter mehr aus Ermüdung und Überdruß, aus Wunsch nach unerhörten Dingen, mit einem Vorgefühl des fünften Lebens-Aktes, ganz als ein Abenteuerer jenen Plan gefaßt, daß er schon zwei Jahre zuvor mit dem Gedanken gespielt und ihn einem Freunde hingeworfen hat, wie die Idee zu einer Reise? Und wenn er auch dies alles durchspürt, so will er's nicht spüren.

Da kommt aus Genua, wo Byron sich einschiffen will, ein artiges Billett, in dem er den Überbringer, einen Freund, an Goethe empfiehlt. Nun zittern alle Pulse des alten Dichters für den jungen Helden, vor seiner Ausfahrt eilt er ihn zu begrüßen, faßt, indem er ihn zu segnen scheint, zugleich dessen ganzes Geschick und Wesen, samt allem Genie und allen Torheiten, in wenige Verse zart zusammen und legt ihm seine tiefste Dichter-Lehre mit diesem Schluß an das zuckende Herz:

„Wohl sei ihm doch, wenn er sich selbst empfindet!  
Er wage selbst sich hochbeglückt zu nennen,  
wenn Musenkraft die Schmerzen überwindet,  
und wie ich ihn erkannt, mög' er sich kennen!“

Im letzten Augenblicke kommen Goethes Verse zu Byron. Wird er

in Versen, in kostbarer Prosa antworten? Ein Formular, eilig hingeschrieben, nur von sich und seiner Ausreise redend, dankt für „Ihre durch meinen Freund mir zugeschickten Verse“ und läßt nur in einer Wendung die Wirrnis seiner Stimmung durchblicken: Goethes Worte nehme er für ein gutes Zeichen und hoffe heimgekehrt ihn zu besuchen.

Goethe aber, erregt von dem Gedanken, daß es einem Dichter an Zeit gebrechen kann, weil er auf einem Schiff nach Hellas fahren muß, wird von dem Brief gerührt, erklärt sich hochgeehrt, daß Byron Zeit gefunden, „mit einer ganz vollgeschriebenen Seite zu antworten, welche der Besitzer unter seinen köstlichsten Papieren als das würdigste Zeugnis der bestehenden Verbindung aufbewahrt hat“. Byron reist ab, ein Jahr lang hört man beinah nichts von ihm.

In einem Brief über Byron hat Goethe vom Alter gesprochen, das schriftlicher Zeugnisse bedarf, deren Kraft der Jüngere vielleicht nicht ertragen hätte. Hier ist ein Teil des Problems geklärt: die Jahre sind es nicht allein, doch sind sie's auch, die Goethes Haltung bedingen. Vor allem aber mag ihm Ahnung sagen: daß ihm in dieser Gestalt noch einmal ein Stoff zur Dichtung heranwächst. Könnte sonst so ungewöhnliche Erregung das Gleichmaß dieser Altersjahre ohne produktiven Zweck erschüttern? Bald wird's hervortreten.

Jenen nervösen Brief Lord Byrons, den Goethe, wie im Vorgefühl, als letzten Gruß des Moriturs so pathetisch nimmt, entfaltet er an einem Marienbader Sommertage, in der aufgeregtesten Stimmung. Er liebt, und die er liebt, ist 19 Jahre. Er selbst ist 74.

Dies ist das dritte Jahr, daß Goethe als Mieter bei der Familie einer Frau von Levetzow wohnt, der er vor 15 Jahren in Karlsbad den Hof gemacht, die er Pandoren verglichen hat. Damals schied sie sich eben von ihrem Gatten, sie war von drei Kindern begleitet, deren ältestes vier Jahre haben mochte. Inzwischen ist sie ein zweites Mal Gattin und Witwe und nun die Freundin eines Dritten geworden, eines österreichischen Grafen, der sie, als Katholik, nicht heiraten kann. Dieser Graf hat in dem neuen Marienbad auf Spekulation ein Mietshaus gebaut, das ihm die Mutter seiner ungetrauten Gefährtin, eine norddeutsche Adelige führt, und so sind am Ende diese Menschen alle dort versammelt, um zu verdienen.

In ihrem Kreise fühlt Goethe sich wohl, und wenn er der zweiten Generation im Hause nicht mehr den Hof macht, so ist er doch nun alt genug, um die dritte zu wählen. Denn Frau von Levetzows Töchter sind herangewachsen: im ersten Sommer ist Ulrike, die älteste, 17 Jahr. Er spielt und lacht mit ihr, erzieht sie ein wenig, und wie er ihr die neuen Wanderjahre gibt und sie fragt ihn nach dem Voraufgegangenen, da setzt er sich zu ihr auf die Bank und erzählt ihr Wilhelm Meisters Lehrjahre, denn dies Buch dürfe sie noch nicht lesen.

Im zweiten Sommer verliebt er sich. „Es geht mir schlecht, — hat er ein paar Wochen vorher in Weimar ausgerufen — denn ich bin weder verliebt, noch ist jemand in mich verliebt.“ Schon dies erste erotische Wort, das sieben Jahre nach Suleikas Abschied von Goethes Lippen fällt, zeigt allgemeine Sehnsucht mehr als bestimmte Leidenschaft. So, scheint es, fällt sein Blick auch auf Ulrike mehr, weil sie zur rechten Stunde vor seine Blicke tritt, als weil ihr Anblick ihm die rechte Stunde schlüge. Als er damals, vor 15 Jahren, nach Böhmen fuhr, hatten die leidenschaftlich entsagenden Tage mit Minna Herzlieb ihn für jene Frauen und Mädchen vorbereitet, denen er dann sein Herz zuwarf, und wie er später an den Main fuhr, dichtete er sich Mariannen entgegen. Ja, diese reizend behende, klug graziöse, hochbegabte und schließlich leidenschaftliche Frau von 30 Jahren vereinte alle Mittel, um Goethes Ahnung glänzend auszufüllen.

Ulrike aber scheint unter allen Frauen, die Goethe verehrte, am wenigsten Persönlichkeit, scheint mehr den allgemeinen Hauch von Jugend, Tanz und Reiz ihm zu bedeuten, mehr Typus, mehr Allegorie, und wie sie die Letzte ist, zu der dies alte Herz hinblüht, scheint auch sie ein Gleichnis für die Verflüchtigung seiner Persönlichkeit ins Allgemeine: der Greis verlangt ein Mädchen — und nun ist's grade dieses Fräulein von Levetzow.

Freilich ist sie reizend, mit ihren braunen Locken, worin sie Mariannen und Christianen ähnelt, mit ihren sehr blauen Augen, — Sanftheit, Schlankheit, eine ganz verschlossene frühe Blüte, die an den sonderbar halbdunklen Zuständen der Ihren keinen Teil hat. Doch ist sie nichts als sein Töchterchen, dieser Titel macht sie stolz, weil es ein guter Vater ist, der ihn ihr gibt, ein sehr berühmter Mann, dessen Werke man zwar noch nicht lesen darf, die aber wohl einst umso schöner sein werden. Nichts deutet an, daß sie, durch die Magie der Neigung, als halbes Kind in die Götterwelt des Greises den Feuerblick geworfen hätte, wie dies doch einigen Jünglingen gelang.

Goethe weiß es. Nirgends versucht er als Dichter sie bildhaft darzustellen, in seinen Versen klingt sie nur als holder Ton. In „Äolsharfen“ läßt er scheidend eine sanft rieselnde Sehnsucht strömen, und was in diesem gehauchten Dialoge seine Stimme singt, ist Goethes allgemeiner Liebesschmerz; ihr aber legt er nur ein jugendlich hoffendes Trösten in den Mund:

E r :

„Ich dacht', ich habe keinen Schmerz;  
und doch war mir so bang ums Herz,  
mir war's gebunden vor der Stirn  
und hohl im innersten Gehirn —  
bis endlich Trän' auf Träne fließt,  
verhaltne Lebewohl ergießt.

Ihr Lebewohl war heitre Ruh —  
sie weint wohl jetztund auch wie du . .  
Der Tag ist mir zum Überdruß,  
langweilig ist's, wenn Nächte sich befeuern;  
mir bleibt der einzige Genuß,  
dein holdes Bild mir ewig zu erneuern.  
Und fühltest du den Wunsch nach diesem Segen,  
du kämest mir auf halbem Weg entgegen.“

S i e:

„Du trauerst, daß ich nicht erscheine,  
vielleicht entfernt so treu nicht meine,  
sonst wär' mein Geist im Bilde da.  
Schmückt Iris wohl des Himmels Bläue?  
Laß regnen — gleich erscheint die neue.  
Du weinst! Schon bin ich wieder da.“

Ist's nicht ein schmelzender Jüngling, der so klagt und neidvoll auf die Frische seines herb gefaßten Mädchens blickt?

Doch hütet er sich, ihr solche Verse zu senden, nachdem er ihr nur ein paar lakonische Sprüche gegeben, und auch als er ihr nach einem halben Jahr aus Weimar schreibt, ist so sein abgewogener Ton: „Ihr holder Brief, meine Teure, hat mir das größte Vergnügen gewährt . . Wenn auch der liebende Papa seiner treuen, schönen Tochter immer gedenkt, so war doch seit einiger Zeit Ihre willkommene Gestalt lebendiger und klarer vor dem innern Sinne als je. Nun aber entwickelt sich's! Es sind gerade die Tage und Stunden, da Sie mein auch in einem höheren Grade gedachten und Neigung fühlten, es auch aus der Ferne auszusprechen . .“ Dann läßt er die gute Mutter grüßen, deren er als eines Sternes in früheren Epochen gar gern gedenke, „und also, meine Liebste, nehm' ich Ihre töchterlichen Gesinnungen auch für die nächste Zeit in Anspruch. Treu anhänglich J. W. v. Goethe.“

Hört man dies Schwanken eines unruhig liebenden Vaters? Diese Wendung, die für Verwirrung schon früher bei ihm typisch wurde: nun aber kommt es, nun entwickelt sich's! Diese schlaue Galanterie gegen die Jugend, die gute Mutter ausdrücklich auf das tote Gleis der Vergangenheit abzuschieben — und doch immer dies brave Papa und Töchterchen! Indem er solche leis aushorchenden Zeilen hoffend schreibt, weiß er nicht, daß dicht hinter ihm der Tod steht: — gleich wird er hervortreten.

Denn plötzlich fällt Goethe im Februar in schwere Schüttelfröste, das Fieber wächst, Augenübel treten hinzu, er phantasiert, acht Tage und Nächte verbringt er im Lehnstuhl, zwei Ärzte glauben, daß er sterben müsse, jedoch er kämpft. „Treibt nur eure Künste, ihr werdet mich doch wohl nicht retten! . . Der Tod steht in allen Ecken um mich her-

um . . Ich bin verloren . .“ In besseren Stunden singt er dem Enkel ein Liedchen vor, fragt nach den Besuchern und: „Mischt sich der Großherzog noch immer in meine Kur? . . Es wird ihm wohl zu langweilig werden!“ Wenn aber Ottilie und ihre Schwester ein Glas reichen, etwas holen, dann lächelt er und sagt: „Nun, ihr Seidenhäschchen, wie schleicht ihr so leise herbei?“

Am zehnten Tage wird er heftig, weil ihm die Ärzte den Kreuzbrunnen verweigern, an den er glaubt, böse ruft er ihnen zu: „Wenn ich nun doch sterben soll, so will ich auf meine eigene Weise sterben!“ Er erzwingt sich den Brunnen, andern Tags bessert sich sein Zustand, bald schilt er schon, weil man sein Tagebuch nicht fortgeführt hat, nach wenig Tagen spricht er von seiner Krankheit wie von abgeschlossener Sache. Keiner von den Berichtenden weiß ein Wort von Weisheit und Entsagung, von Reife und Müdigkeit mitzuteilen; Lebenswille tritt überall hervor, Kraft, Ärger, Diesseitigkeit.

Denn nur weil Goethe leben will, nicht weil er Kreuzbrunnen trinkt, wird er der schweren Krise Herr. Ein letztes Mal will Goethe sich verjüngen.

Und so betritt er im Juni zum drittenmal das Haus der Freunde in Marienbad: verjüngt an Lebenskraft erklärt er, sich wohler zu befinden als seit Jahren; an Nerven ist er reizbarer als je. Musik bringt ihn zu Tränen, und selbst Militär-Musik faltet ihn, wie er sagt, auseinander, wie man eine Faust freundlich flach läßt. Denn in diesen Sommerwochen wächst seine Unruh mit der Neigung — und nun muß auch das Mädchen aufgewacht sein. Liebesbriefe freilich findet man nicht, mit großer Vorsicht hütet sich der Vielbeobachtete — und kann doch nicht verhindern, daß seine Artigkeiten gegen Ulrike bis in den Polizeibericht eines Wiener Spitzels, in Metternichs Kreise gelangen. Zelter aber, mit dem er später intime Gespräche gepflogen, bezeugt, daß Goethes Neigung von dem Mädchen erwidert wurde.

Immerhin spielt alles in gesellschaftlichem Umriß, meist zusammen mit den Schwestern; zwischen die Kristalle, die sie studieren sollen, steckt er ihnen Schokolade, schaut ihren Tänzen zu, kommt oft erst mitternachts nach Hause. Doch als es Mitte August zu vorläufigem Adieu kommt, da die Familie nach Karlsbad reisen, Goethe dort wieder treffen will, beleuchtet selbst das behutsame Tagebuch die ganze Situation mit diesen Stichworten: „Den Schwestern begegnet. Lustige Einholung des Wagens . . Auf der Terrasse Augenblick und im Zimmer. Erleuchteter Vorsaal . . Das Vergangene bedacht. Das Nächste überlegt . . Ruhige Nacht. Konziliante Träume.“

Auch die kleinen Gedichte, mit denen er das Mädchen zart umwirbt, schlagen nun leidenschaftlichere Töne an, die er gewaltsam ins Heitere zurückzubiegen trachtet:

„Du gingst vorüber? Wie! ich sah dich nicht;  
du kamst zurück, dich hab' ich nicht gesehen.  
Verlorner, unglücksel'ger Augenblick!  
Bin ich denn blind? Wie soll mir das geschehen?  
doch tröst' ich mich, und du verzeihst mir gern,  
Entschuldigung wirst du mit Freude finden:  
ich sehe dich, bist du auch noch so fern!  
und in der Nähe kannst du mir verschwinden.“

Das nächste, was er überlegt, ist Heirat.

Als er vor 15 Jahren ihrer Mutter Artigkeiten sagte, war er ein Mann am Ende der 50, gesünder und schöner, heiterer und weltlicher als je, Herr des Lebens, der zwischen einem halben Dutzend Frauen hin und wider fuhr und schwebte, der Silvien mit Pauline, Marianne von Eybenberg mit Dorothea von Knabenau, wo nicht betrog, doch wechselte. War er damals frei, er hätte wohl geheiratet, denn auf die Dauer konnte Goethe, der nie zwei Frauen gleichzeitig geliebt hat, an solchem Favoriten-Dasein keinen Gefallen finden. Vielleicht hätte er damals die reizende Silvie zur Frau genommen, die mit einigen 20 noch ein Menschenalter jünger war als er. Jetzt trennen ihn zwei Menschenalter von Ulrike.

Und wieder erfüllt sich das Goethe-Schicksal. Damals lebte Christiane, und je mehr sich sein Instinkt von ihr entfernte, umso gewisser hielt Güte und Gewohnheit an ihr fest. Jetzt, da es in jedem Sinne zu spät ist, könnte er mit Freiheit entscheiden. Ringsum erotische Luft, wie um ihn zu verführen: Carl August, der auch von der Partie ist, der Herzog von Leuchtenberg, einige Wiener Grafen haben sich schöner Frauen mehr oder weniger bemächtigt, den Exkönig von Holland hindert sein leidender Zustand kaum, ein gleiches zu tun. Wie vor 15 Jahren rauscht es um Goethe von Welt und von Frauen. Er hält eine Konferenz mit seinem Arzte ab, und da ihn der nicht hindert, wächst seine Unruh.

Bilder eines späten, phantastischen Glückes erregen ihn — doch zugleich muß er an Sohn und Tochter denken, zugleich an Ruf und Ansehn. Soll er am Schluß eines langen, immer nach innen wachsenden, nach außen wenig auffallenden Lebens das Paradoxe, Unerhörte wagen? Jetzt, als Praeceptor Germaniae, als Greis die 19jährige heimführen, vor den Spöttern von Weimar, vor der Jugend Deutschlands, er, Goethe, vor der Welt?

Aber wozu dieser Ruhm, dies schwererrungene Leben, wenn ein 60jähriger Widerspruch der Seele gegen die Welt nicht endlich einmal frei und trotzig nach außen treten soll! Hat jener Lord und Dichter sich nicht jede Freiheit angemäßt und durch maßlos zugreifende Begierde Europa nur umso entschiedener gewonnen? Ja, Byron, dem Goethe in diesem Frühling in Versen gehuldigt hat, über den Gespräch und Mitteil ung niemals versiegte, der vollends jetzt auf seinem heroisierenden Zuge nach Hellas von Freund und Feinden kritisch und feurig begleitet

wird —: der Blick auf diesen Antipoden muß Goethe in so leidenschaftlichen Tagen zu seinen Entschlüssen nur heftiger getrieben haben; und doch verwirrt er ihn wieder.

Denn jetzt empfängt er mit Ottiliens Briefe die fliegenden Zeilen des aus Livorno abseglenden Dichters, und Goethe, der ihr eben noch in galanten Wendungen über Ulrike vorsichtig vortastende, ins Heitere eingeschlungene Bekenntnisse gemacht hat, fährt nun fort:

„In diesem Augenblicke langt . . Byrons Brief an. Da muß ich, um zu erwidern, andere Saiten aufziehen. In wenig Tagen ist das hiesige Märchen ausgespielt . . Soviel für diesmal. Was noch zu sagen wäre, muß auf eine mündliche, vielleicht wieder einmal mitternächtige Unterhaltung aufgespart werden“ . . „Denke nun zwischendurch vieles Würdige, das man erst erkennt, wenn es vorüber ist: so begreifst du das Bittersüße des Kelchs, den ich bis auf die Neige getrunken und ausgeschlürft habe. Wie ernst und groß Lord Byrons Abschied in solchen Augenblicken mir erschienen, fühlst du mit: es war, als wenn man auf einer Maskerade das Wichtigste, was nur aufs Leben einwirken möchte, unvermutet erführe . . Das konnte nur eine dämonische Jugend bewirken, die etwas Frohes und Freundliches bezweckt und selbst mehr, als sie will und weiß, am Ende zu ihrem eigenen Erstaunen zu vollbringen berufen ist . . Verzeihung! — Aber das Zusammensein so guter, verständiger und geistreicher Menschen, als wir sind, war mitunter so stockend als möglich, zu meiner Verzweiflung: es fehlte ein Drittes oder Viertes, um den Kreis abzuschließen . . Möge das alles werden, wie ich's denke und wünsche . . Im schönsten Sinne dein liebender Vater G.“

Ein Brief wie aus den Wahlverwandtschaften: voller Hintergründe, Aufblicke und Bitten, Rücksicht und Werbung, wundervolle Überschätzung der Jugend, weise Entsagung in die Grenzen des Alters — und doch! wie ehemals der Liebe fordernde, einsam verlangende Jüngling, der sich in diesem Briefe zum ersten Male Vater unterzeichnet!

Doch wie er Kleider und Hüte in den Koffern um sich her verschwinden sieht und fürchtet, die Terrasse werde nun bald wieder vollständig wüste sein, tritt eine andre Frau vor seine Augen und sogleich ins Zentrum seines Herzens. Das ist nun eine Frau im Anfang der 30 wie damals Marianne, Künstlerin wie diese, aber noch viel schöner, ja — neben Lili, neben Corona, die beinahe 50 Jahre hinter diesen Tagen zurückliegen — ist sie die Schönste, die Goethe jemals liebte. Schlank, beweglich, voll Phantasie und doch höchst natürlich, so nennt sie später ein Kenner; der Aufschlag ihrer Augen, fügt er hinzu, hat etwas Zauberisches und Kindliches zugleich.

Es ist die Polin Maria Szymanowska, mit der sich Goethe rasch auf einem Regen-Spaziergang findet. Doch wie sie Gattin ist und Mutter von Kindern und Geschwistern, für die sie sorgen muß, wie sie ätherisch hold und schwärmerisch sich ganz in Tönen auszusprechen scheint, wird sie, durch ihre Töne, ihre Züge, ihr Geschick dem Liebenden gleich zum



Idole, das man nicht begehrt. Seine Byron-Stimmung wächst, indem er sich einem wachsend erotischen Strom anvertraut, denn neben der polnischen Pianistin steht eine reizende Schwester und eine deutsche Sängerin — und Goethe, während ihm Ulrike entschwindet und er nur ihren Handschuh behält, wie Faust den Schleier, wirft sich, ein neuer Werther, in Musik und Tränen.

Weich im Ausdruck, leicht gerührt und weinend, etwas unsicher in den Bewegungen findet ihn in diesen Tagen Humboldts Frau. Die schöne Polin kann er nicht oft, nicht lange genug am Flügel hören und sehn. Wenn die Musik der Liebe Nahrung ist, spielt weiter! Und wie sie nach wenigen Tagen scheidet, wirft sich der Impuls in einem ersten Katarakt in Verse, die beginnen:

„Die Leidenschaft bringt Leiden! Wer beschwichtigt,  
beklommnes Herz, dich, das soviel verloren?  
Wo sind die Stunden, überschnell verflüchtigt?  
Vergebens war das Schönste dir erkoren!  
Trüb ist der Geist, verworren das Beginnen;  
die hehre Welt, wie schwindet sie den Sinnen!

Ein neuer Ton dringt in die alte Lyrik dieses Dichters: es ist Lord Byrons Ton, denn hier und bald noch einmal stoßen diese stärksten Begegnungen des ältesten Goethe in seiner Seele zusammen. Weil er solcher Stimmung entgegenging, liebte er Byron; weil er ihn liebte, wirkte die Stimmung doppelt auf ihn.

Als er dann zum Studium der Gesteine eine Wanderung unternimmt und sein Bergfreund will aus zwei Stellen, die Tonschiefer tragen, auf die Struktur des ganzen Bergstockes schließen, streitet ihm Goethe diesen übereilten Schluß mit dem Vergleiche ab: „Auch wäre nicht richtig, weil mich das Mädchen den ersten und dritten Tag geküßt hat, daß sie den zweiten Tag nicht einen anderen geküßt haben kann.“ Dann springt er auf „wie ein Jüngling“, um selbst nachzuforschen. Solche Gedanken gehn heute durch den Kopf dieses Montan! Während er Steine abklopft, hört er sein altes Herz schlagen.

Am Abend vor seinem Geburtstage sieht er in Karlsbad, wo er dann bald die Levetzows wieder aufsucht, den Mädchen beim Tanze zu, bis „zu der Schluß-Polonaise mich eine polnische Dame zum Tanz aufforderte, den ich mit ihr herumschlich, und mir nach und nach beim Damenwechsel die meisten hübschen Kinder in die Hand kamen“. So tanzt Goethe, das erwählte Mädchen an seine Brust gedrückt, ins 75. Lebensjahr. Und während er andern Tages einen Becher leert, den ihm die drei Schwestern mit ihren Namenszügen gewidmet haben, bringen auf dem Marktplatz zu Jena die Studenten seinem Geburtstag ein politisches Pereat zu. September und die Trennung rücken näher, alles drängt zur Entscheidung.

Da vertraut sich Goethe seinem Herzog, der ihn in früheren Zeiten für so viele Liebeshändel als Beichtiger, auch als Vermittler angerufen. Mit Genugtuung und einiger Schadenfreude mag nun Carl August, dem seine amoureuse Jugend manchen stummen Vorwurf Goethes eingebracht, dessen Auftrag entgegengenommen und ihm zugeredet haben. In aller Form hält der Großherzog von Sachsen-Weimar und Eisenach für seinen ersten Staatsminister, den Geheimderat von Goethe, Exzellenz, bei Frau von Levetzow um die Hand ihrer ältesten Tochter an, und da man dort die Werbung zunächst nicht annahm, fragt man sich, wer dagegen war, Mutter oder Tochter?

Im höchsten Alter hat Ulrike behauptet, sie habe Goethe stets nur für einen liebenden Vater angesehen und vollends, da er die Seinen im Hause und also eine Frau nicht nötig hatte, ein Jawort nie ernstlich erwogen. 60 oder 70 Jahre später gesprochen — sollten diese Konfessionen nicht Konstruktionen sein, nachdem eine immer erneute Erwägung der unvermählt Gebliebenen, nachdem ein Leben dazwischen lag? Hätt' es die Mutter gewünscht, — hat denn auch ein andermal die greise Ulrike behauptet — so hätte sie eingewilligt. Dies scheint schon glaubwürdiger, nachdem sie — wie Goethes Verse und Zelters Notizen bezeugen — nicht etwa die gebrechliche Bitte eines Greises aus der opera buffa, vielmehr den Feuerkuß eines Jünglings erfahren hatte!

Gewiß ist, daß die Mutter den Herzog um Aufschub bat. Mit diesem unsicheren Bescheide läßt man Goethe abfahren. Da bricht, wie er dem Mädchen den Rücken wendet, die Leidenschaft durch alle Gehege, und an einem Reisetage im Wagen schreibt er das stärkste seiner Alters-Gedichte nieder: jene Marienbader Elegie, für die er selbst wie für einen Spätgeborenen immer Neigung bewahrt, für die er auch den Einfluß Byrons eingeräumt hat. Jetzt fühlt er sich selbst als Tasso und setzt aus seinen Tassoversen ein Bekenntnis als Motto über die 23 Strophen, in denen diese Ströme rauschen:

„Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen,  
von dieses Tages noch geschloßner Blüte?  
das Paradies, die Hölle steht dir offen;  
wie wankelsinnig regt sich's im Gemüte! —  
Kein Zweifeln mehr! Sie tritt ans Himmelstor,  
zu ihren Armen hebt sie dich empor . .

Der Kuß, der letzte, grausam süß, zerschneidend  
ein herrliches Geflecht verschlungner Minnen —  
nun eilt, nun stockt der Fuß, die Schwelle meidend,  
als trieb' ein Cherub flammend ihn von hinnen;  
das Auge starrt auf düstrem Pfad verdrossen,  
es blickt zurück: die Pforte steht verschlossen . .

Ist denn die Welt nicht übrig? Felsenwände,  
sind sie nicht mehr gekrönt von heiligen Schatten?  
die Ernte, reift sie nicht? Ein grün Gelände,  
zieht sich's nicht hin am Fluß durch Busch und Matten?  
Und wölbt sich nicht das überweltlich Große,  
Gestaltenreiche, bald Gestaltenlose? . .

Wie zum Empfang sie an den Pforten weilte  
und mich von dannauf stufenweis beglückte,  
selbst nach dem letzten Kuß mich noch ereilte,  
den letztesten mir auf die Lippen drückte:  
so klar beweglich bleibt das Bild der Lieben  
mit Flammenschrift ins treue Herz geschrieben . .

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,  
sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten  
aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,  
enträtselnd sich den ewig Ungenannten;  
wir heißen's: fromm sein! — Solcher seligen Höhe  
fühl' ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe . .

,Drum tu wie ich und schaue, froh verständig,  
dem Augenblick ins Auge! Kein Verschieben!  
begegn' ihm schnell, wohlwollend wie lebendig,  
im Handeln sei's, zur Freude, sei's dem Lieben!  
nur wo du bist, sei alles, immer kindlich,  
so bist du alles, bist unüberwindlich.'

Du hast gut reden, dacht' ich: zum Geleite  
gab dir ein Gott die Gunst des Augenblickes,  
und jeder fühlt an deiner holden Seite  
sich augenblicks den Günstling des Geschickes;  
mich schreckt der Wink, von dir mich zu entfernen —  
was hilft es mir, so hohe Weisheit lernen!

Nun bin ich fern! Der jetzigen Minute,  
was ziemt denn der? Ich wüßt' es nicht zu sagen.  
Sie bietet mir zum Schönen manches Gute;  
das lastet nur, ich muß mich ihm ent schlagen.  
Mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen,  
da bleibt kein Rat als grenzenlose Tränen.

So quellt denn fort und fließet unaufhaltsam —  
doch nie geläng's, die innre Glut zu dämpfen!  
schon rast's und reißt in meiner Brust gewaltsam,  
wo Tod und Leben grausend sich bekämpfen.  
Wohl Kräuter gäb's, des Körpers Qual zu stillen;  
allein dem Geist fehlt's am Entschluß und Willen . .

Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,  
der ich noch erst den Göttern Liebling war;  
sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,  
so reich an Gütern, reicher an Gefahr;  
sie drängten mich zum gabeseligen Munde,  
sie trennen mich — und richten mich zu Grunde.“

Wann hat, seit einem halben Jahrhundert, seit Werther, Goethe solche Töne aus der Seele entlassen? Wo schwoll der Kampf des unstillbar dürstenden Dämons so hoch und reißend auf? Unsäglich stürmt dies ewig nach dem Augenblicke verlangende Herz — ewig um seine Gegenwart und um sein Glück betrogen! — in Flut und Ebbe auf und nieder wie das Meer und findet dennoch nicht den stummen Grund, um mit der tiefsten Woge sich zu säntigen. Man mag den Reisetag, an dem sich dies entlud, für Ausnahme, für seltene Stimmung halten und auf die Legion gemessener Sprüche der Weisheit deuten, die ihr entgegensteht.

Nur bricht an einem solchen Tage das Tiefste eben empor, um sich endlich in Licht, in Luft zu heben und durch gewaltig wiederholte Klage sich zu stillen: denn am Ende war es doch immer Eros, in dem Goethes Wesen am faßbarsten sich enthüllte. Doch daß es jetzt ein 74jähriger ist, der in den Tönen der Lili-Zeit, nur in gebundenerer Form, den ungestillten Wunsch herausweint nach Glück, nach Jugend, nach Besitz der Frauen, nach jenem Gleichgewichte der Seele, das er in den Erschütterungen Suleikas so rasch als Hafis wiederfand: das eben tut ergreifend kund, wie auch übermenschliche Erziehung zum Ausgleich doch nur Erziehung bleibt, das heißt ein Seil von Bast, das im entscheidenden Augenblicke reißt.

Nach Wanderungen, wie sie nicht leicht ein zweiter Mensch gewagt, scheint er an seinen Ursprung heimzukehren, vergessen scheinen alle Harmonien Arabiens, alle Linien Griechenlands: in seiner psychischen Substanz, so scheint es, hat Goethe sich vom Jüngling bis zum Greise nicht verändert.

Bald, auf der Heimfahrt, fällt ihm Marianne ein, wie ihm nach der Trennung von Marianne Lili eingefallen war, und still andeutende Zeilen an sie unterschreibt er, statt mit seinem Namen, mit den Worten: „Neigung, Friede.“ Am selben Tage schreibt er an Ulriks Mutter: „Ich schiebe alles Ihrem lieben Gemüte zu . . doch da sie selbst (die Tochter) mit Worten nicht freigebig sein mag, so verzeiht sie mir wohl, wenn ich diesmal auch zurückhalte. Doch wenn mein Liebling — wofür zu gelten sie nun einmal nicht ablehnen kann — sich manchmal wiederholen will, was sie auswendig weiß, das heißt das Innerste meiner Gesinnung, so wird sie sich alles besser sagen, als ich in meinem jetzigen Zustand vermöchte. Dabei, hoff' ich, wird sie nicht ableugnen, daß es eine hübsche Sache sei, geliebt zu werden, wenn auch der Freund manchmal

unbequem fallen möchte . . Auch möcht' ich noch sagen, daß ich sie immer lieber gewonnen, je mehr ich sie kennen gelernt; daß ich sie aber kenne und weiß, was ihr gefällt und mißfällt, wünscht' ich ihr persönlich zu beweisen, in Hoffnung glücklichen Gelingens . .“

Dies ist Goethe, 74jährig, mit aller Kunst des weltmännischen Dichters um die Gunst einer Mutter werbend, von deren Entscheidung er ein neues Lebensglück datieren will.

Dem Mädchen selber will er an diesem Tage keinen Brief schreiben und zwingt sich in die Form eines Billetts:

„Am heißen Quell verbringst du deine Tage,  
das regt mich auf zu innerm Zwist:  
denn wie ich dich so ganz im Herzen trage,  
begreif' ich nicht, wie du wo anders bist.“

Das ist die zierliche Form, in der er seiner Leidenschaft gestattet, schriftlich gegen sie laut zu werden: ein Rokoko-Verschen, nachdem die große Elegie eben lang hinhallend aus seiner Seele strömte — aber im Portefeuille verborgen blieb. Doch eh' er kuvertiert, drängt's ihn, in Prosa mehr zu verraten: „Näher betrachtet hätt' ich denn doch besser getan, noch ein Blatt anzufangen, denn gar mancherlei macht sich zum Abschluß nötig; oder vielmehr es ergibt sich, daß man gar nicht abschließen kann.“ Und noch ein solches Kärtchen ähnlichen Inhaltes und wieder eines, und so werden es sechs bis zum Abend, die er wohl numeriert an sie absendet, denn morgen wird er von Böhmen scheidend heimreisen.

Nach Weimar ist indes aus den Bädern der Ruf gedrungen: Goethe will heiraten. Bei seiner Rückkehr ins Goethe-Haus folgt eine Szene: das Härteste, was Goethe in 80 Lebensjahren von Menschen zu tragen hatte.

Wenn in der Jugend drei Mädchen ihm Körbe gaben, so waren Bindungen oder Umstände, die sie bedrängten, für Goethe zwar nicht Trost, doch Erklärung. Wenn sich von ihm, der liebeswillig aus Italien heimkehrte, Freunde und Freundin wandten und neuen Größen huldigten, die ihm Feind waren, so sah er in der Wandlung seines Wesens seine Mitschuld voll begründet. Wenn ihn das Vaterland vergaß und junge Leute ihn zu verkleinern suchten, so fühlte er das Zeitliche solcher Mode und half sich mit Salz und Spotte. Wenn ihn der Herzog nach 40 Jahren aus dem Theater schickte, das er zur ersten deutschen Bühne emporgehoben, trat eine eingeborene Macht doch nur in alte Rechte.

Jetzt aber tritt der eigene Sohn, der ihm doch alles: Existenz, Rang, Geltung schuldet, dem 74jährigen Vater gegenüber: wütend, daß er es wagen will, die Vorherrschaft im Haus und — so darf man ergänzen

— sein Erbe ihn mit einer Fremden teilen zu lassen. „Die rohe und lieblose Sinnesweise seines Sohnes — schreibt damals der Kanzler als bester Zeuge — und Ulrikens (von Pogwisch) schroffe Einseitigkeit und gehaltlose Naivetät sind freilich nicht gemacht, eine solche Krisis sanft und schonend vorüberzuführen . . Vom Sohne her droht alles Übel.“ Ebenso bezeugt Charlotte Schiller, Ottilie zwar liege krank und rede nicht mit, doch ihre Schwester, die sich in Goethes Hause ganz daheim fühle, hetze noch den Sohn, der ohnedies viel trinke und dem Vater drohe, nach Berlin zu ziehen.

Und zwischen diesen Gestalten steht, eine Weile ratlos, bittend, werdend der alte Goethe, zum Herrscher nicht geboren, zum Herrschen vollends jetzt nicht gestimmt, nur bemüht, durch deutliche Worte gegen übereilte Ehen den Gerüchten zu steuern. Zugleich läßt er sich aber von einem Händler solche Medaillen senden, die auf Glück und Gelingen, und eine größere, die auf Ehe-Verbindung hindeutet! Das freilich erfährt nur der Schreiber. Dem Kanzler sagt Goethe nur ein Stück der Wahrheit:

„Die Staël hat einst ganz richtig zu mir gesagt: *Il vous faut de la séduction!* Ja, ich bin heiter heimgekehrt, drei Monate hab' ich mich glücklich gefühlt . . Jetzt muß ich mich den Winter durch in meine Höhle vergraben und zusehn, wie ich mich durchflicke! . . Es ist absurd, daß Julie (Egloffstein) diesen Winter nicht hier ist! Sie weiß gar nicht, wieviel sie mir entzieht, so wenig als sie weiß, wie ich sie liebe! Ihnen kann ich das wohl sagen, obgleich wir in diesem Punkte Rivals sind . . Glaub mir nur, daß der alte Merlin in seiner Dachshöhle sich manche stille Stunde mit solchen Abwesenden beschäftigt!“

Dann rühmt er das Landleben, wo man frei ist; er sei ein Gärtner, der seiner vielen schönen Blumen erst dann gewahr und froh wird, wenn jemand einen Strauß von ihm fordert. Plötzlich fängt er an, von der Polin zu schwärmen, sie sei wie die Luft so umfließend, leicht und körperlos, ihre Stimme rege so sehr auf, daß man immer wünsche, sie möge wieder spielen; ihre Handschrift holt er herbei, erklärt daran ihren Charakter und liest mit höchstem Pathos seine Verse an sie dem Kanzler vor.

Bald darauf wünscht er einen täglichen Jour einzurichten, alle Abende sollte das Haus bereit sein, Gäste zu empfangen, man läse, schwatzte, machte Musik, nach Laune, er selber käme und ginge nach Belieben: „So wäre ein ewiger Tee organisiert, wie die ewige Lampe in gewissen Kapellen brennt.“ Plötzlich vertraut er dem Kanzler etwas von der Kränkung an, die er im Haus erfährt, schilt auch auf Ottilie, teilt ihm Stücke seiner Liebesgeschichte mit: „Es ist eben ein Hang, der mir noch viel zu schaffen machen wird, aber ich werde darüber hinauskommen. Iffland könnte ein charmantes Stück daraus machen: ein alter Onkel, der seine junge Nichte allzu heftig liebt.“

Dann zeigt er der Gesellschaft Landschaften, wie er sie noch vor

einem Jahrzehnte malte, klagt, jetzt fehle ihm diese Form, scherzt über Mützenbänder, die den Mädchen herunterhängen, schwärmt für den Lord: „Byron allein lasse ich neben mir gelten!“ Er preist die Perser, die nur sieben Dichter gelten ließen, und doch seien unter den Verworfenen einige Canaillen gewesen, die besser waren als er selbst. Als jemand schläfrig wird, ergrimmt er, weil er seine persische Literaturgeschichte an das junge Volk verschwende, und jagt „mit komischer Heftigkeit“ alle fort.

Nach drei Tagen entdeckt der Kanzler, der auf den ewigen Tee zurückkommt, daß Goethe diesen Plan vergessen hat, und wieder nach einer Woche findet er ihn in leidender Stimmung, „in einem unbefriedigten großartigen Streben, einer gewissen inneren Desperation“.

In diese herzzerrissen zuckenden Stimmungen, die immerfort entsagen sollen, immerfort Ersatz suchen, sanfte Neigung, freundliche Mienen, Güte, Geduld — in diese ungeheure Einsamkeit der Seele strahlt, im selben Herbste, das milde Feuer der Szymanowska. Mit ihrer Schwester ist sie plötzlich da, in Braun mit weißen Spitzen gekleidet, Rosen auf der Mütze. Einige Tage lang ist sie bei Goethe, um mittags und abends zu spielen, er lädt Gesellschaft ein, geht aufgeregt umher, den Beifall für sie sammelnd, läßt ein Konzert ansetzen, und wie man ihn fragt, ob sie so gut wie Hummel spiele, sagt er: „Sie müssen bedenken, sie ist zugleich ein schönes Weib!“

Nach dem Konzert bringt man in Goethes Hause beim Mahl ein Glas auf die Erinnerung aus. „Ich statuieren keine Erinnerung in eurem Sinne — ruft heftig Goethe dagegen. Was uns irgend Großes, Schönes, Bedeutendes begegnet, muß nicht erst von außen her wieder erinnert werden, es muß sich vielmehr gleich von Anfang her in unser Inneres verweben . . . Es gibt kein Vergangenes, das man zurücksehnen dürfte . . . Die echte Sehnsucht muß stets produktiv sein, ein neues Besseres erschaffen. Haben wir das nicht Alle in diesen Tagen erfahren? Diese lebenswürdige, edle Erscheinung . . . lebt in uns, mit uns fort, und fange sie's an, wie sie wolle, mir zu entfliehen, ich halte sie immerdar fest in mir!“

Andern Tages, als sie scheiden will, sucht Goethe sich heiter zu geben, doch sieht der Kanzler Blicke des tiefsten Abschieds-Schmerzes: unentschieden geht er hin und her, geht fort, kommt wieder. Daß die Polin in Schwarz ist, macht ihn vollends unruhig. Wie sie fort ist, bittet er aufs dringlichste den Kanzler, sie noch einmal kommen zu heißen; schließlich umarmt er sie und ihre Schwester mit stummen Tränen, und sein Blick begleitet sie lange, als sie durch die offenen Türen der Zimmer entwinden. „Dieser holden Frau — sagt er später — habe ich viel zu danken, ihre Bekanntschaft und ihr Talent haben mich zuerst mir selber wiedergegeben.“ So tief empfindet er selber das Wechselspiel der Neigungen, das Allgemeine seines Liebeswunsches — und man zweifelt, ob Ulrike, wäre sie statt jener in diesen Herbsttagen selbst gekommen, ihn hätte glücklicher machen können.

Kaum ist die Polin fort, so sinkt Goethe aufs neue in eine Krankheit, fast so schwer am Ende des Jahres, wie jene am Anfang war. Niemand pflegt ihn, Ottilie ist verreist, der Sohn mißmutig und dumpf, auch die andere Ulrike unsichtbar — bis überraschend Zelter kommt und mit Schrecken die Verwaistheit seines Freundes bemerkt. Indem er fühlt, daß Goethe eines wahren Vertrauten entbehrt, schwört er, zu bleiben, bis der Freund gesunde, und setzt es durch. „Was finde ich? Einen der aussieht, als hätte er Liebe, die ganze Liebe mit aller Qual der Jugend im Leibe!“

In langen Erzählungen vertraut ihm Goethe die Geschichte seines Herzens, läßt sich wiederholt von Zelters mächtiger Stimme seine große Elegie vortragen, die er selbst schön abgeschrieben und in dem Becher von Karlsbad verwahrt hat. Wie ein Heilmittel führt er sie immer bei sich! So sitzen die beiden Alten allein im Krankenzimmer beisammen und lesen einander das Liebesgedicht vor.

Als aber das Jahr zu Ende geht und pünktlich hängt Goethe einen neuen Kalender an die Wand, da tritt aus allen Protagonisten dieser Neigung doch wieder das Mädchen selbst vor seinen Blick, und er schreibt ihrer Mutter diese ergreifenden, sinnlich belebten Sätze:

„. . Wenn ein schlankes, liebes Kind sich niederbeugt und meiner gedenkend ein Steinchen aufhebt, so ist das zu den hundert Stellungen, in denen ich sie vor mir sehe, wieder ein neuer Gewinn.“ Dann spricht er wiederholt von der glücklichen zweiten Ehe eines älteren, kinderreichen Hofrates, die damals Aufsehen machte, und betont, wie gut die junge Frau mit den Stiefkindern lebe. „Zu gleicher Zeit aber steht der neue Wandkalender von 1824 vor mir, wo die zwölf Monate zwar reinlich, aber auch vollkommen gleichgültig aussehen. Vergebens forsch' ich, welche Tage sich für mich rot, welche düster sich färben werden; die ganze Tafel ist noch in Blanko, indessen Wünsche und Hoffnungen hin- und widerschwärmen. Mögen die meinen den Ihrigen begegnen! Möge sich dem Erfüllen und Gelingen nichts! nichts! entgegensetzen! . . Mit Sehnsucht hoffend und erwartend . .“

Doch während er hofft und erwartet, fängt er schon an, zu entsagen. Der Druck seines Hauses, die drohende Stimmung des wilden Sohnes, das Zögern des Mädchens und ihrer Mutter — denn daß sie ihn nach diesem Neujahrs-Briefe endgültig abgelehnt habe, steht nirgends fest — vor allem aber bringt ihn Eines zum Verzichten, das ist das Verebben dieser letzten großen Flut des Herzens, da Goethe, als er Ulriken umwarb, die Frauen, die Jugend, das Leben meinte. Nirgends wird dies Zwielficht in seiner Seele, die dort noch hofft, wo sie doch schon entsagte, lebendiger als in dem Gedichte, das er im nächsten März, mit der Jubiläums-Ausgabe des Romanes nach 50 Jahren, an Werther richtet:

„. . Zum Bleiben ich, zum Scheiden du erkoren,  
gingst du voran — und hast nicht viel verloren . .



Da kämpft sogleich verworrene Bestrebung  
bald mit uns selbst und bald mit der Umgebung . .  
Ein glänzend Außres deckt ein trüber Blick,  
da steht es nah — und man verkennt das Glück.

Nun glauben wir's zu kennen! Mit Gewalt  
ergreift uns Liebreiz weiblicher Gestalt . .  
Doch erst zu früh und dann zu spät gewarnt,  
fühlt er den Flug gehemmt, fühlt sich umgarnt.  
Das Wiedersehn ist froh, das Scheiden schwer,  
das Wieder-Wiedersehn beglückt noch mehr,  
und Jahre sind im Augenblick ersetzt;  
doch tückisch harrt das Lebewohl zuletzt.

Du lächelst, Freund, gefühlvoll, wie sich ziemt:  
ein gräßlich Scheiden machte dich berühmt;  
wir feierten dein kläglich Mißgeschick,  
du ließest uns zu Wohl und Weh zurück.  
Dann zog uns wieder ungewisse Bahn  
der Leidenschaften labyrinthisch an . .

Verstrickt in solche Qualen, halb verschuldet,  
geb' ihm ein Gott, zu sagen, was er duldet.“

So tief ist Goethe in Pessimismus zurückgesunken, entsagend wie im Beginne dieser Epoche, doch von getrosten Tönen des Herzens nicht mehr bewegt, nur noch durchrauscht von Trauer. Und als wollte das Schicksal sein Siegel darauf drücken, daß selbst der letzte Hinüberblick zur Jugend von nun an verhüllt sein solle, stirbt Byron, zur Zeit dieser Verse an Werther, in Griechenland und wächst durch diesen Tod vollends ins Mystische, in dem ihn der Alte schon bei Lebzeiten empfinden wollte. Mit allen Symptomen scheint Goethes Lebenskurve sich wieder tiefer zu senken.

Wenn Goethe jetzt, nach diesem halb neidvollen Nachruf an Werther, 74jährig starb, dann hatte er den großen Lebenskampf verloren! Eine letzte Stufe aufwärts mußte noch einmal das Bild seiner Seele verwandeln.

Wer solche Verse schrieb, muß aber jeder letzten Möglichkeit naiven Glückes entsagen: als bald darauf die Levetzows ihm schreiben, ob er sie nicht im Sommer wieder treffen wolle, da sagt er ab und sieht sie niemals wieder.

## ZWÖLFTES KAPITEL / PHÖNIX

„Immer höher muß ich steigen,  
immer weiter muß ich schaun!“

Durch die grünen Läden des kleinen Fensters zwängt sich das erste Licht in ein schmales Zimmer, um die Augen des Greises zu öffnen. Aus kurzem, traumlosem Schlaf erwacht er, und indem er sich auf sich besinnt, beginnt er gleich durchzudenken, was heute zu tun sei. Dann steht er auf, zieht den weißen flanellenen Schlafrock über, öffnet Fenster und Läden. Es ist kühl, obwohl wir schon Juni schreiben, denn es ist erst Vier. Wie er den Kopf zurückzieht, fällt sein Blick auf die Scheibe, die sein Antlitz spiegelt. Dies Antlitz ist sein Lebenswerk.

Greisenhaft liegt, leidend, entsagend der Mund in tiefer Grube gebettet, zwischen knöchigem Kinn und gewaltiger Nase, denn hinter den schmalen, gefalteten Lippen sind Zähne ausgefallen, und wie vollends die Fülle von Wangen und Hals einer runzligen Haut gewichen ist, unter der die Backenknochen vortreten: umso machtvoller bezwingt darüber der schwarze Strahl zweier Herrscheraugen und wieder darüber die Herrlichkeit der immer höher gekuppelten Stirn, im Heiligenscheine weißer kurzer Locken. 80 Jahre lang waren diese Augen die Mittler zwischen dieser Stirn und der Welt, unermüdet suchten sie aus den Formen ziehen der Wolken und der Lage ruhender Steine, aus dem Geäder des Blattes und dem Kiefer des Urstieres, aus der Brechung des Lichtes und dem Blick eines liebenden Mädchens immerfort das Gleichnis Gottes zu erspähen. Boten sandten sie aus in das Innere dieser königlichen Kuppel, um das Gesehene zu ordnen und die Formung wieder herzustellen. Denn ein geheimnisvoller Zusammenhang, vom ersten Hauch an wirkend, hat dem Innern dieses Wesens eine Vorschau, ein Vorwissen eingegeben, und nur weil alles, was er sah und lernte, Bestätigung des Vorgefühlten war, konnt' es sich so rasch, so voll zu neuer Einheit schließen.

Jetzt fröstelt ihn, er tritt in die Nebenstube, an den großen Ofen, aus Gewohnheit, als wäre da noch geheizt, mit kleinen Schritten schiebt er sich schlüpfend vorwärts. Schmucklos wie jener Schlafraum, in dem es außer Bett und Waschtisch nur einen großen, fast nie benutzten Sessel gibt, ist dieser Arbeitsraum, den zwei Fenster erhellen. Auf dem Tisch in der Mitte ist alles weggeräumt: nur Tinte und Feder, die steten Kammerdiener dieses Lebens, warten schweigend; hart und streng sehen die Holzstühle aus, die den Tisch umschließen. Drüben auf dem Pulte reihen sich einfach gebundene Bücher, von der Tür her fordert eine Tabelle über

Tonlehre zum Lernen von Zahlen auf, ein paar kleine Apparate stehn an der Wand, kein Bild beunruhigt den Raum, kein Sessel oder Sofa lädt zur Ruhe: alles ruft auf zu tätiger Sammlung.

Beim großen Ofen hält ein simples Stehpult im Aktendeckel weiße Bogen bereit. Goethe tritt heran, öffnet, liest das Gestrige, schreibt. Jetzt ist er in der „Klassischen Walpurgisnacht“, manches notiert er, um es später auszuführen, mit klarer Schrift schreibt er anderes hin. Zwei Stunden vergehn in diesem Zwiegespräche zwischen dem einsamen Greise und seinen Gestalten, zuweilen geht er auf und nieder, blickt hinunter in den erfrischten Garten, ein erster Ton von draußen schwebt herauf, eine Vogelstimme, ein Hufschlag, und als er die Bogen wieder schließt, ist kaum eine Seite geschrieben.

Das Haus fängt an zu erwachen, Friedrich kommt, der Diener, wünscht Seiner Exzellenz einen schweigsamen Gutenmorgen, bringt ein behagliches Frühstück. Zeitungen sind gekommen, aus Berlin, Paris, Mailand; uneröffnet legt sie der Alte fort, doch greift er nach den Briefen. Was gibt's? Wieder ein junger Mann, der um ein Urteil über seine Verse bittet; eine Zeitschrift, die gegen jedes Honorar um Mitarbeit ersucht; eine Malerin, die ihn zeichnen möchte; ein Dankbrief für die Neue Melusine aus den Wanderjahren. Aber da leuchtet ja Zelters männliche Hand: was wird er alles erzählen, der Unermüdliche, der Liebende?

Und während Goethe liest und lacht über Berliner Kunst- und Hofklatsch und wie sich die Professoren über das neueste Heft von Kunst und Altertum geärgert haben, ist ein Knabe hereingesprungen, Wölfchen, wild-flüchtig hat er den Großvater umarmt, jetzt zieht er im Schreibtisch seine Schublade auf, die er sich angemast hat, um auf alle Fälle auch hier drüben ein paar Spielsachen zu halten, und wie er die Dominosteine zusammenschiebt, beobachtet der Alte mit schweigendem Behagen, daß nun auch die vierte Generation ihre Sachen hübsch symmetrisch ordnet, genau wie vor hundert Jahren sein eigener Vater in Frankfurt getan. Dann schmeichelt der Knabe sich eine Handvoll Kirschen ab, die der Großvater für solche Fälle verschlossen hält — und fort ist er, und man hört ihn nur noch laut und lachend Herrn John, den Sekretär, begrüßen, der eben ungemeldet eintritt.

Inzwischen zieht sich der alte Herr nebenan um, Friedrich hilft, und wie er dann dem Sekretär Gutenmorgen bietet, ist er von einem langen, braunen Überrock eingehüllt, unter dem hohe Stiefel sichtbar werden.

Während Friedrich abräumt, hat John den steilen Stuhl am Tisch eingenommen, Bogen ausgebreitet, Goethe sitzt gegenüber, legt die Arme auf ein Kissen und fängt mit einem noch immer sonoren Basse, den er zu feinsten Weichheit modellieren kann, in Versen zu diktieren an, was er vorhin entworfen. Dann steht er auf, beginnt den kleinen Raum auf und ab zu schreiten, die Hände auf dem Rücken, und ohne Pause diktiert er zuerst das Tagebuch von gestern, dann die Bestellung einer Gänseleber, dann einen Aufsatz über die französische Goethe-Übersetzung mit Auszügen

aus den Urteilen der Pariser Journale, dann eine Skizze über neugriechische Heldenlieder.

Mittendrinn läßt sich ein Fremder melden, durch nichts empfohlen als durch den fernen Ort, den seine Karte als Wohnsitz nennt. Goethe wägt, indem der Diener wartet, die Karte in den Händen, überdenkt den sichern Verlust an Zeit, den möglichen Gewinn an Wissen, dann läßt er bitten, geht über ein paar Stufen nach den Vorderzimmern und tritt in einen großen, hellen, etwas zu niedrigen Raum, während durch die gespannten Türen zweier weiterer Zimmer ihm ein junger Mann befangen entgegentritt.

Der Greis, nun erst mit bewußter Kraft aufgerichtet, steht, die Hände unbeweglich auf dem Rücken, mitten im Raum, läßt den Fremden herankommen, und während der junge Herr ein paar verlegene Sätze stammelt, hilft ihm der Alte nicht, sondern benutzt die Augenblicke, um mit einer Konzentration, als gälte es durch ein Wort das Schicksal eines Verses zu entscheiden, dem Fremden aus Zügen und Blicken, Gestalt und Haltung, Kleidung und Worten sein Geheimnis zu entreißen oder ein Stück davon. In diesen Sekunden ist er im höchsten Grade produktiv.

Dann bietet er mit steifem Nicken einen Stuhl an, setzt sich, und wie der Gast, erschrocken über die Stummheit seines Wirtes, über die kalten Pfeile aus seinen Augen, es nun mit einem Kompliment versucht, tönt es aus der Tiefe der Kehle, die bisher keinen Laut vorgebracht hat: Hm! — aber es klingt so drohend, daß der Gast vollends verstummt. Jetzt beginnt Goethe ohne Übergang ein Verhör über die Zustände der fernen Stadt, des fremden Landes, und wie sich nun der Besucher entwickelt, kenntnisreich von interessanten Dingen redet, da rückt der alte Herr näher, fragt kreuz und quer; der Fremde, an Natürlichkeit gewinnend, bemerkt geschmeichelt, daß er Goethen was erklären darf, und ist überrascht, als ihm sein Wirt aufstehend die Hand auf die Schulter legt und ihn für zwei Uhr zu Tische lädt, denn noch mancherlei wünsche er von ihm zu erfahren.

Zwei Augenblicke später, als Goethe seine Arbeitsstube betreten und zweimal durchschritten hat, fährt er beim letzten Worte fort an seinem Aufsatz zu diktieren, ohne sich das schon Geschriebene vorlesen zu lassen.

Als er nach zwei Stunden zur Mittagstafel tritt, kommt Otilie auf ihn zu, er küßt sie auf die Stirne, fragt freundlich nach ihrem Kopfweh, kraut den Enkelsöhnchen die Locken, reicht dem Sohne die Hand. Der fängt an, laut und mit Emphase den neuesten Stadtklatsch zu erzählen; schweigend trägt's der Alte, Otilie sucht ihren Mann abzulenken, er gibt ihr einen feindlichen Blick. Goethe sieht alles und schweigt. Wie es Ulriken geht, ihrer Schwester? Sie zuckt die Achseln. Der Fremde kommt, wird vorgestellt, Goethe fährt bei Tische fort, ihn auszufragen, genau an der Stelle, wo er vormittags abgebrochen. Zum Glück hat sich der junge Mann in der Geologie seines Landes umgetan und für alle Fälle dem großen Mann ein paar Steine mitgebracht. Wie er sie nun hervorzieht und

Goethe erkennt seltene Stücke, hat der Fremde sein Herz gewonnen, sieht sich bevorzugt vom Wirt, der ihm selbst den Wein einschenkt, doch wenn er abweicht, um auf Augustens zerstreute Fragen zu erwidern, wird er vom Alten immer wieder sacht zu seiner Ordnung gerufen.

Währenddessen ißt Goethe sehr viel von einem kräftigen, schmackhaften Menu, zerlegt selbst ein schwieriges Geflügel, leert die Flasche Rotwein, die vor seinem wie vor jedem Gedeck steht, allein; er nötigt zum Trinken nie anders als durch sein Beispiel, dann macht er Ottilien geheimnisvoll kund, Artischocken seien angekommen, wer sich freundlich verhalte, dürfe davon haben, läßt einen Korb hereinbringen, der heute von Mariannen aus Frankfurt kam, und wie er die stachlige Frucht anfängt aufzublättern, schweigt er eine Weile, vertieft in den Bau der Pflanze. Jetzt wird er über die Metamorphose sprechen, denkt der Fremde — doch Goethe legt sie wortlos fort.

Nach Tische läßt er eine Mappe bringen und zeigt an Humboldts geologischen Karten dem Gaste, wo und wie die mitgebrachten Steine in seiner Heimat wachsen. Inzwischen ist Doktor Eckermann gekommen, die Familie ist gegangen. Um 4 Uhr wird der Gast aufs freundlichste entlassen, und da er sich zuvor mit der üblichen Bitte hinter Ottilien gesteckt hat, so wird ihm beim Gehen ein kleiner Zettel überreicht, auf dem in Goethes Handschrift ein paar Verse lithographiert stehn, die in diesem häufigen Falle ein Autogramm ersetzen sollen.

Der Wagen ist vorgefahren, und da niemand im Hause sich drängt, den alten Herrn zu begleiten, wird auch heut Eckermann entboten, der mit offenem Herzen und Ohr bald an Goethes linker Seite sitzt, und wie sie gegen Belvedere hinausfahren — der Alte mit einer blauen Tuchmütze, den hellgrauen Mantel über die Knie gelegt — fängt Goethe an, von alten Zeiten zu erzählen, vom Herzog und von Herder, alles verklärt, denn in der Junisonne ist man heiter, und da man überdies weiß, daß all dies heut abend vom treuen Schüler aufgeschrieben wird, so heißt es klug zu Werke gehn, nichts Tieferes sagen, als was er faßt, und nicht mehr, als die Nachwelt wissen soll.

Wie sie heimkommen, geht Goethe durchs Haus nach dem Hintergarten, mit einem Käppchen schützt er gegen das Licht die empfindlichen, wiederholt erkrankten Augen. Hat Eckermann nicht vorhin vom Bogenschießen gesprochen? Und er läßt die hohen Baschkiren-Bogen bringen, ein Geschenk, das lange ungenützt hing, und wie der junge Schüler und Poet gewandt nach oben schießt und es dem Alten zeigt, da nimmt der 80jährige zum erstenmal im Leben einen Bogen zur Hand, gegen die untergehende Sonne gewendet steht er da und spannt und schießt nach oben, aber der alte Arm treibt den Pfeil nur noch wenige Fuß hoch. Beneidet der Greis den jungen Schützen um seine Muskeln? Er geht in seine Malven-Allee und freut sich der Farben.

Wie Meyer in den Garten tritt, wortkarg wie immer, setzt er sich mit ihm in die Abendsonne, läßt sich von den Eingängen zur nächsten Bilder-

Konkurrenz berichten: dann sitzen sie schweigend nebeneinander, denkend, fühlend, zwei Greise, die nicht mehr zu einander reden müssen.

Um 6 fängt Goethe wieder an, auf seiner Stube zu diktieren, einen langen Brief über Barometrik, mit neuen Ideen, geformt wie ein Kunstwerk. Dann kommt Riemer, der ist nun auch Hofrat geworden. Wie die Zeit rennt: ist denn schon wieder Mittwoch? Er bringt einen Band vom Briefwechsel mit Zelter zurück, den er peinlich geprüft hat; nun beraten sie über Streichungen, Änderungen. Zugleich fällt Goethe ein, wie eine Differenz mit Cotta zu regeln sei, er notiert sich für morgen Stichworte zu einem Brief an Boisserée, seinen Gesandten für Süddeutschland, der das vermitteln soll. Ähnliches zu einem Brief an Zelter, den Berliner Gesandten, der mit Rauch über eine Medaille verhandelt.

Plötzlich klappert's auf dem Gange, Knabenstimmen dringen ein, geräuschvoll sagen die Enkel Gutenacht, neckend, bettelnd. Gleich darauf läßt sich der Kanzler melden. Welt bringt er mit, Spott und Urteil und nach ein paar Augenblicken Widerspruch. Riemer, enger, schweigsamer, aber nicht minder menschenfeindlich und fast so klug wie der Kanzler, unterstützt manches seiner Worte gegen Goethe. So steigern sich die Drei in kämpferischer Stimmung aneinander. Goethe sagt Wahrheiten, erst über Vergangenes, Personen, Dinge und Werke, beißend, scharf, dann allgemeiner über seine Jugend, seine Fehler, gegen seine Feinde, gegen den Ruhm.

Als Müller weg ist, bittet Goethe, nun wieder im Schlafrock, Riemer möge fortfahren mit seinen Vorschlägen, und wie sich's in die Länge zieht und der Diener stellt die Lichter auf, läßt er für seinen Gast ein Abendbrot an den Arbeitstisch bringen, er selbst ißt selten zu Abend, trinkt aber ein paar Gläser mit. Alle zehn Minuten nimmt er die Lichtschere, denn er läßt nicht zu, daß ein Anderer die Lichter putze.

Dann liest Goethe, spät, allein, einen Teil von Niebuhrs neuer Römischer Geschichte. Ein Poltern schreckt ihn auf, einen Augenblick horcht er: oben, in Augusts Wohnung, hat der angetrunken heimgekehrte Sohn mit Ottilien eine Szene. Goethe steht auf, öffnet das Fenster, sucht den Orion, berechnet, wann Mars sich Venus wieder nähern wird, dann läutet er. Friedrich hilft ihm beim Auskleiden. Aber er ist noch lange nicht müde. Er nimmt einen Zettel und schreibt:

„Nachts, wann gute Geister schweifen,  
Schlaf dir von der Stirne streifen,  
Mondenlicht und Sternensflimmern  
dich mit ewigem All umschimmern,  
scheinst du dir entkörper't schon,  
wagst dich an Gottes Thron.“

Es ist Nacht. Er geht in die Kammer, legt sich zu Bette, löscht das Licht und denkt an die Verse, mit denen morgen in der ersten Frühe Thales in der Walpurgisnacht fortfahren soll.

So etwa vergeht Goethes Tag in den letzten 8 Jahren seines Lebens. In den beiden kleinen Stuben arbeitet der Greis, in den stattlichen Vorderzimmern empfängt und plaudert er, geht weder zu Hof noch in Gesellschaft noch ins Theater, Weimar verläßt er nur noch ganz selten und kurz, Thüringen nie. Zuweilen wagt er einen kleinen Ausflug im Wagen, dann sitzt er auf der Ecke eines Steinhaufens an der Chaussee, hebt aus altem Lederfutterale behutsam eine kleine biegsam-goldene Schale, die er mit Wein gefüllt zum Munde führt.

Ist dieser engste Kreis, in dem sich Goethe vollenden soll, freundlich von Liebe erhellt? Erreicht er am Ende, was er von Anfang erstrebt und eine Weile, in der Mitte seines Lebens, leidlich erfüllt sah?

Das ist ein düstres Haus geworden, das er damals im reinsten begründet hat: zerrüttet, unfroh, tatenlos der einzige Sohn im obern Stockwerke, ihm fremd und feindlich dessen Frau, die in abenteuernder Liebe und in Gesellschaft ihre Sehnsüchte zu stillen sucht, die begabt und haltlos dahinlebt, weder Haus noch Wirtschaft zu ordnen weiß, und zwischen ihnen wachsen zwei Knaben auf und dann noch ein Mädchen, fast ohne Erziehung, Vorbild, Streben. Dunkel, wie dem 20jährigen im Elternhause, färbt sich das familiäre Leben des 75jährigen im eignen, doch er, der einst nach Ehe und Kindern, nach Menschenglück und Stille innig strebte, tut es nun von sich, hält es, wo er kann, in ironischer Ferne, und wenn die Kinder, meist einzeln, verreisen, so ist es dem Alten im Grunde lieb:

„Otilie wes't nun in Berlin und wird es von Stunde zu Stunde treiben, bis sie von Zeit zu Zeit pausieren muß . . eine Hast, ohne die man sie freilich nicht denken kann . . Das Beste kann freilich nicht ohne Aufregung ihres aufgeregten Wesens geschehen . . Otilie, an Galatagen sich grenzenloser Hüte befließigend . .“ Indem ihre Verschwendung den peinlichen alten Mann in ernste Sorge setzt, ist sie zugleich so wenig fähig, das Haus zu führen, daß er selbst um Kleinigkeiten sich bekümmern, zuletzt sogar einen jungen Vulpius, Christianens Neffen, als eine Art Verwalter einsetzen muß, um nur frei zu werden!

Auch geistig muß er ihr Vorspann leisten, denn eines Tages beschließt sie, durch eine private Zeitschrift sich zu zerstreuen, die für Weimars Gesellschaft gedruckt werden soll, und — da muß der Meister dabei sein. Nachdem Goethe 80 Jahre gebraucht hat, um sein eingebornes Chaos in Kunst und Ordnung zu bändigen, muß er am Schlusse für ein Journal schreiben, das seine eigene Schwiegertochter „Chaos“ tauft, als wäre Goethes Leben nicht einmal für die Seinen Vorbild und Mahnung gewesen. Nirgends tritt die fremde, tiefe Einsamkeit seines Geistes im eigenen Hause klarer an den Tag als in dem Titel von Otiliens Zeitschrift, den Goethe gelassen ironisiert, von Zeit zu Zeit zu verändern heiter vorschlägt.

Hatte die kleine, heitere Christiane in den Hinterstuben ihre Verwandtschaft wohnen, so breitet sich Otilie mit den Ihren im ganzen

Hause so gewaltig aus, daß Goethes innigster Freund, daß Zelter beim Besuch in diesem Haus von 30 Zimmern keinen Raum findet und im Gasthaus nebenan wohnen muß. Dagegen wohnt Ottiliens Schwester ganze Winter lang im Hause. Dann fegen sie durch die Weimaraner Geselligkeit, bringen dem Alten ihre flüchtigen Urteile aus dem Theater heim, Ottilie stürzt vom Pferde, zerschlägt sich Gesicht und Rippen, Ulrike, die Schwester, fällt beim Tanze so schwer, daß eine Gehirnerschütterung jahrelang ihren Geist stört und man ihr Ende zugleich hofft und fürchtet.

Zuweilen klagt der Alte dem Kanzler bitter vor, die häusliche Ruhe sei gestört, und vertraut ihm Dinge an, die dieser selbst seinen Tagebüchern verschweigt. Manchmal tut der Hausherr, was er von je getan, wenn ihn die Seinen bedrängten: er flieht, und sei's nur nach dem nahen Gartenhause. Da will er's denn mit einer Studentenwirtschaft versuchen, doch für zu vieles muß er sorgen, muß schriftlich mahnen, daß man den jungen Palmen im Hause Wasser gebe; zu viel ist auch, was er in solchen Sommerwochen nachbringen läßt, an Bildern, Karten, Akten.

Aber hier ist ihm heimlich, hier ist er doch allein, hier geht die Arbeit an den Wanderjahren plötzlich rasch vorwärts, hier verklärt er sich Erinnerung alter Zeiten, da er zarte Bäumchen pflanzte, zu deren fünfzigjährigen Kronen er jetzt emporblickt, und es ist, als spräche er zu sich, wenn er zu einer Weide die leis ergreifenden Worte spricht:

„Dieser alte Weidenbaum  
steht und wächst als wie im Traum,  
sah des Fürstendaches Gluten,  
sieht der Ilme leises Fluten.“

Ja, wenn man Einsiedler wäre! — und tiefer als sonst fühlt Goethe in solchen Stunden das Mißliche, das ihm die kleine Stadt ein Leben lang aufgedrungen, wo man weder als Weltmann noch als Weltflüchtiger und nur mit immer neuen Opfern einsam, mit immer neuer Entsagung gesellig leben konnte. Wie er Lord Byron immer wieder um sein weites wildes Leben beneidet, das er selbst doch nie hätte führen mögen, so scheint ihm andererseits Carlyles Leben vorbildlich, der hinten in den schottischen Bergen studiert und schreibt und dessen eheliches Landleben er „inniger und geschlossener“ nennt als das seine.

Doch wie weit ist im Grunde seine Seele von Vergleichen, die nur den rückschauenden Geist zuweilen ärgern! Jetzt scheint er entschlossen, an keinem äußeren Dinge mehr sich bildend zu ermüden, da er die letzten Kräfte braucht, um alles Innere bildend zu gestalten. In schicksalsvollem Ausgleich fallen von dem ältesten Goethe die nächsten Liebesbande ab, und wenn ihm die Kinder wenig geben, so gibt er ihnen nicht viel mehr.

Da sind zwei Knaben, die einzigen Enkel dieses blutgläubigen Mannes, der fünf eheliche Kinder zeugte: müßten sie nicht ein Stück Vermächtnis von ihm erben? Niemand erzieht sie, und er verzieht sie nur. Das späte Töchterchen, das dann den alten Fluch der Goethischen Familie erfüllen



soll, jung zu sterben, bewundert er, denn sie ist schön, und da es kaum Goethisches Blut in seinen zarten Adern hat (wie sich aus Ottiliens Briefen erweisen ließe), lächelt der Alte und deutet's dem Freunde mit der behaglich-ironischen Wendung an, das Kind erinnere an „ausländische sowie inländische Freunde“.

Walter übt Klavier, macht Besuche, ist zerstreut, in Wölfchens Auge glaubt der Alte wohl einmal einen Dichter vorzuahnen, auch ist er ordentlich, aber „er dürfte nicht geborner Pair von England sein, so würde er sich sehr unartig gebärden, so aber wird er sich wohl zu einer mittleren Bildung bequemen . . Sogar weiß er mit der größten Artigkeit mich zu nötigen, daß ich vor dem Schlafengehen entweder Charte oder Dorl mit ihm spielen muß“. Und klettert er auf ihm herum und will es ihm ein Gast verweisen, so ruft der Knabe, das habe nichts zu sagen: wenn er später schlafen wird, dann hat der Großpapa Zeit, sich auszuruhen. Der aber lächelt nur, läßt ihn ziehn und zausen und faßt sich zu dem Gaste in das erhabene ironische Wort: „Sie sehen, daß die Liebe immer ein wenig impertinenter Natur ist.“ Klagt der Hauslehrer, die Knaben seien nicht zum Frühaufstehen zu bewegen, so vermeidet der Alte einzugreifen: „Sagen Sie ihnen, der Großvater will es.“ Nach ein paar Tagen kommt der Lehrer wieder. „Haben Sie's ihnen gesagt?“ — Ja, aber es hat nichts geholfen, Exzellenz. — „Hm“ sagt Goethe, und das Gespräch ist zu Ende.

Dies Gespräch hat in Goethes letzten Jahren stattgefunden. Schwerste Enttäuschung lag noch vor diesem Punkte: der Zusammenbruch des einzigen Sohnes.

Denn August ist wahrhaft an seinem Vater zu Grunde gegangen. „Furchtbare Gunst dem Knaben!“ mag Goethe zuweilen gedacht haben, wie Faust es Paris, dem Hirten, zuruft, aber er sagte nur vertraulich: „Es ist meines Sohnes Unglück, daß er nie den kategorischen Imperativ vernommen!“ Er hätte sagen können: daß ihm der Vater den Imperativ nie warnend vorgehalten. Denn während August nur in äußerster Stille, behutsam und nur durch Goethes ausgewählte Diener erzogen werden mußte, fern von dieser Sonne, die ihm Verbrennung drohte, ist er zwischen Frauen, Hof und Komödie aufgewachsen, dann ungeliebt vermählt worden und blieb, ohne auch nur durch Reisen sich bilden zu dürfen, an der Seite des Vaters, in Dienst und Tätigkeit ihn adjutantenhaft begleitend. Grade die Goethischen Elemente in August mußten ein solches Leben zerstören, und wie er sich nun, in seinen dreißiger Jahren vollends aufzehrt, das wäre aus Abstammung, Anlagen, Erziehung beinahe abzulesen.

„Lieber sollen sie sagen, Goethes Sohn ist ein dummer Kerl, als daß sie von mir sagen: er will den jungen Goethe spielen!“ Dieses und andre Geständnisse, die er in den letzten Jahren seinem Freunde Holtei machte, deuten das Schicksal des Erben an. Als Barbar wolle er erscheinen, nur

nichts von Kunst wissen und sagen — und sich vergessen, weil er ein Leben vor sich sieht, das, falsch begonnen, schief geführt, im Unfruchtbaren enden muß. Nicht weil Mutter und Vater gern und tüchtig tranken, wobei sie nie ein Mensch betrunken sah: weil sich der Sohn vergessen will, läßt er einer vererbten Anlage den Lauf und wird zum Trinker.

Als dämonischer Mensch durchaus enthüllt sich zuletzt Goethes Sohn, und blickt man ihm in die Seele, so hat man ein Goethe-Schicksal vor sich, wie es werden konnte, wären nicht dieses gigantischen Willens Kräfte durch acht Jahrzehnte als Korrektive tätig gewesen. Denn nur eines von den Mitteln, nicht das einzige, war Goethes Genius, um ihn aus den Gefahren eingeborner Dämonie zu retten! Ist August liederlich, tobt er und flucht in betrunkenen Stunden: in seinem Zimmer hält er doch mit Goethischer Pedanterie Papiere, Bilder, Münzen, Steine, die ihn interessieren, systematisch zusammen. Draußen gibt er sich glatt, hofmännisch, elegant, und selbst wenn er tobt, fällt er oft wieder in ergreifend ritterliche Manieren, ja zuweilen erinnert er — ganz wider Willen — mit feierlicher Steifheit an den Vater, wie ein Gespenst.

Spricht ihn ein Fremder auf den Vater an, so weicht er unhöflich aus, erzählt unanständige Berliner Witze, affektiert Roheit. Über Goethes Dichtung spricht er nie, ja er scheint Schiller vorzuziehn. Als der Alte aus dem zweiten Faust die neue Szene vom Papiergeld eben vorgelesen, tritt der Junge herein, klagt über den Wert der preußischen Tresorscheine — und der Alte lächelt. Am liebsten läßt sich dieser Gemütskranke durch komische Geschichten das Herz erleichtern, aber in den tollsten Briefen, in weltfrohen Gesprächen zucken plötzlich Blitze der Verzweiflung auf, das taedium vitae enthüllend.

Den Vater muß er hassen. Warum hindert er ihn, in die Welt zu gehn? Und August, der im geheimen dichtet, schreibt diese schlechten, ahnungs-vollen Verse nieder:

„Ich will nicht mehr am Gängelbände  
wie sonst geleitet sein  
und lieber an des Abgrunds Rande  
von jeder Fessel mich befreien . .  
Zerrißnes Herz ist nimmer herzustellen,  
sein Untergang ist sichres Los . .  
Drum stürme fort in deinem Schlagen,  
bis auch der letzte Schlag verschwand.  
Ich geh' entgegen bessern Tagen,  
gelöst ist hier nun jedes Band.“

Ist dies nicht ein Entschluß zur Flucht? Aber er bleibt, er, der es wagte, scheltend und drohend den alten Vater an einer zweiten Heirat zu verhindern, hat nicht den Mut, sein eignes Schicksal wider des Vaters Wünsche zu ertrotzen. Dieser, der seine Wünsche vom Sohne stören ließ, hält ihn in dämonischer Umklammerung, wenn es des Sohns Entschlüsse gilt:

so schicksalsvoll sind beide Menschen in Haß und Liebe verbunden. Vor dem tobenden Sohn ist Goethe zurückgewichen, als es sein eigenes Glück im Alter galt; vor dem forschenden Vaterauge weicht der Sohn zurück, statt sich zu empören.

Alles vertraut er dem Vater an außer seinen Versen, Dinge, die der Freund als Einziger von ihm zu wissen glaubte, weiß der Vater aus des Sohnes Munde. Als Holtei beim Abschiede von Weimar unter tiefstem Geheimnis Augustens Schutz seine Geliebte empfohlen hat, klopft dieser mitten in der Nacht an seinem Gasthof nochmals an, tritt ein, rot vom Weine, fragt, ob er auch gegen seinen Vater schweigen müsse, — und zieht darauf sein Versprechen zurück, umarmt den Freund, scheidet, dreht sich nochmals um: „Sie glauben, ich bin betrunken? Ich bin's nie, wenn ich's nicht scheinen will! Überhaupt, ihr kennt mich alle nicht! Für einen wilden, oberflächlichen Gesellen haltet ihr mich — aber hier drinnen, da ist es so tief! Wenn Sie einen Stein hinabwürfen, Sie könnten lange lauschen, bis Sie ihn fallen hörten!“

Diktion des jungen Goethe, dies wilde Wort mit diesem großen, tief erlebten Bilde!

Um dieser Grundstimmung Farbe zu geben, hat sich August mit kindischer Tollheit auf die Vergötterung Napoleons geworfen, voll von Bildern hängen seine Wände, des Kaisers, seiner Pferde, Waffen, Hüte; jeder Gegenstand, Petschaft, Flakon ist napoleonisiert. Als Holtei ein kleines Stück spielen läßt, in dem ein Grenadier der alten Garde als Bettler auftritt, verläßt August wütend die Loge und bleibt über Jahre dem Freunde fern. Wie aber der Vater ihm schließlich die Ehrenlegion schenkt, die er vom Kaiser empfangen hat, da wird August völlig verrückt. Den Kaiser läßt er sich im Traum erscheinen und ihm das Band persönlich überreichen:

„So nimm von mir der Anerkennung Zeichen,  
das manchem schon die treue Brust geziert.  
Du hast's verdient, durch Nimmer-Weichen  
vom Großen, wenn es auch den Schein verliert . .  
Nichts konnte deine Liebe zu mir beugen,  
das hat mich innig, hat mich oft gerührt . .  
So trage dies von mir zum Angedenken,  
es ist das Größte, was ich dir kann schenken.“

Als er die Verse dem Freunde vorliest, scheint er in Andacht so versunken, daß der Zuhörer Angst bekommt: Verse und Szene dicht an der Grenze des Wahnsinns.

Goethe hat nur ein oder das andere Mal über Augusts Eigensinn laut geklagt, sonst alles in sein Herz verschlossen. Doch hat er alles gewußt, und als er ihn im 81. Jahre nach Italien entläßt, gibt er ihn verloren.

Da sitzt er nun im engen Raum, der Greis, und während er aus erschöpflichem Brunnen Eimer auf Eimer zum Lichte zieht, ist keiner, der vor ihm einmal das gleiche täte. Die Humboldts kommen wohl einmal, oder Wolf, der Philolog; sonst treten doch nur Männer ein, die Nachrichten aus fremden Ländern, die Fakta aus fremden Gebieten des Wissens ihm zutragen: niemand, der Goethes am Gespräche wachsendes Denken zu reizen wüßte. Riemer und Eckermann, der kluge Arzt Vogel, der feine Genfer Soret, schweigsam der alte Meyer, der Kanzler vor allem, als bedeutendster von Goethes Hausfreunden: beinah täglich empfangen sie unschätzbare Güter, die später freilich zu einem Teil der Nachwelt, doch nicht damals der lebenden Mitwelt zuteil werden. Wie muß der Alte sich in seiner Enge fühlen, denkt er jener viel bewegten Kreise, in denen der alte Voltaire, der uralte Tizian sich täglich verjüngen konnte! Da sitzt er am Pfingsttag in Hemdsärmeln, trinkend mit Riemer und Müller, und wie die Gräfin Egloffstein gemeldet wird, läßt er sie bitten abends zu kommen, „nicht, wenn Freunde da sind, mit denen ich tiefsinnig oder erhaben bin!“

Hundert unersetzbare Stunden verschwendet er an Eckermann, der bei allem guten Willen doch immer den Wagner spielt, lange Monate fern bleibt, weil er sich einmal beleidigt fühlt, und, wie er wiederkommt, im Grunde doch nicht viel mehr ist als anständig und diskret, wodurch er die Nebenrolle des Vermittlers in der Familie gut zu Ende spielt. Auch hat er, neben registrierenden, korrigierenden Arbeiten, das Dezernat für Engländer, die deutsche Literatur lernen wollen. Ihn freilich beherrscht Goethe vollkommen, ihn hat er nach dem ersten Besuche wahrhaft wie Mephisto verführt, gleich in Weimar zu bleiben, weil er seine Beamten-Tugenden sofort erkannte, und verlockt, ohne Sicherheiten zu bieten. Riemer, den er zum Beamten und Lehrer gemacht hat, ist ihm seit 30 Jahren ohnehin verfallen.

Schwerer ist mit dem Kanzler umzugehn, mit dem er den kleinen Rest von Amtsgeschäften behandelt: denn schließlich hat, nach über 40 Dienstjahren, der Herzog seinen Freund doch faktisch pensioniert, ohne ihm Stellung und Macht formell zu nehmen. Auch mit dem befreundeten Kanzler gibt es Spannungen: dann ersucht ihn Goethe plötzlich um schriftlichen Amtsverkehr und um Anmeldung seiner Besuche.

Goethes Herzen bleiben diese Männer, die unablässig seinen Geist genießen, doch immer ferne. Knebel, Meyer, Zelter: sie allein sind und bleiben die letzten Freunde.

Im 79. Jahre sitzt Goethe zum letztenmal an Knebels altem Tisch in Jena. Stumm ist der 83jährige ihm entgegengewankt, hat ihn umarmt, dann aber führen sie keinen geistreichen Disput mehr, sie sitzen nur heiter und freuen sich aneinander. Vielleicht gedenken sie einmal der ersten Dämmerstunde, in der vor über 50 Jahren der literarische Hauptmann aus Weimar in die Frankfurter Dachstube des Dichters trat.

Oder gehn ganz andere Gedanken durch Knebels Kopf? Hat ihm der

große Freund bei aller durch Widerspruch oft unterbrochenen Neigung nicht doch auch das Licht verstellt? Dichter wollte Knebel sein, doch Goethe ließ ihn nur als Übersetzer gelten und zögerte nicht, dies Urteil allgemein zu machen. Jahrelang haben sie sich sacht gemieden, ohne sich je zu entzweien, in der Mittelzeit hat Knebel zuweilen zu Herder gehalten, der Goethes Gegner war. Dunkel und stumm scheint im Tempel ihrer Neigung ein Block liegen geblieben, an den man nicht stoßen durfte: von Knebels Seite her könnte man es höher geartete Eifersucht nennen, und wie er sich Goethe nie ganz ergeben hat, das hat wieder diesen zuweilen beunruhigt.

Sehr selten sehen sich die Beiden im letzten Jahrzehnt, obwohl nur ein paar Wagenstunden sie trennen. Zuweilen schreibt ihm Goethe, plötzlich ganz wunderlich fremd: „Teuerster Herr und Freund“ und unterschreibt sich mit vollem Adelsnamen! Dann wieder überschreibt er ein kleines Gedicht mit dem bei Goethe einzigartigen Worte „Dem teuren Lebensgenossen von Knebel“. Eine allgemeine Neigung, getränkt mit Erinnerungen, fühlt Goethe in seinen reinsten Stunden zu dem Freunde schlagen, und wie er an seinem goldenen Amts-Jubiläum beim Festmahl, selbst abwesend, die Dankrede von August halten läßt und alle Welt wartet, auf wen nun dieser, im Namen des Vaters, sein Glas leeren werde: da wird es zu allgemein gerührtem Staunen Knebel, „dem ältesten, überlebenden Freunde“, dargebracht — und während die beiden Alten in ihren warmen Zimmern in Weimar und Jena sitzen, zieht durch den steifen Festsaal dieser wundervolle Ausklang einer Freundschaft, die Selbstüberwindung von beiden Teilen gefordert hat.

Ja, überblickt man Alle, so erscheint vielleicht Knebel als der Mensch, der in Goethes Seele die längste Zeit die tiefsten Blicke getan hat.

Wenn Meyer erkrankt ist, der nach dem Tode seiner Frau wieder allein lebt, so schickt Goethe seinen ihm sonst unentbehrlichen Sekretär zu ihm, damit er dort helfe. „Die beiden Alten — schreibt dieser — hatten sich zuletzt so ineinander verschmolzen . . Oft saßen sie stundenlang bei einander, ohne ein Wort zu sprechen, schon von ihrem Beisammensein befriedigt“, und Goethe erklärt diktatorisch: „Den Tod dieses Mannes wünsche ich nicht zu überleben!“ oder er klagt: „Soll ich verdammt sein, ihn verschwinden zu sehn?“

Das reichste Verhältnis bleibt das zu Zelter, seine Briefe sind es, die Goethe immer wieder erfrischen. Ihm gehen im höchsten Vertrauen Goethes Bekenntnisse zu, immer wieder, gegen ihn allein spricht er so hüllenlos, daß es ihn manchmal halb reut, denn „da man nicht einmal sagen mag, wie man denkt, wie fällt's einem ein, so zu schreiben“ — und schickt es schnell fort, um's nicht zurückzuhalten! Zelters getroste Seele, diese immer tatkräftige Natur, wirkend in der Kunst, das ist genau, was Goethe um sich braucht.

Dabei wird ihr Briefwechsel auf die kurioseste Art zugleich vor- und rückwärts geführt. Es ist nicht ein toter Freund wie Schiller, dessen

vergiltbte Briefe Goethe nun ordnet: es ist derselbe, dem er alle Wochen schreibt — und doch verlangt er von ihm zugleich in Raten von 5 zu 5 Jahren seine eigenen Briefe zurück, um sie abschreiben zu lassen und eine 6bändige Ausgabe vorzubereiten, über die er für seine und Zelters Erben mit ihm Verträge abschließt. Ohne eine Spur von Selbstgefälligkeit, doch ganz historisch, ganz naiv kann Goethe ihm schreiben: „Ich bearbeite eben jetzt die Epoche von Anfang des Jahrhunderts bis zum Tode Schillers . . . Sende nur gleich 10 Jahre, damit die Arbeit hintereinander weggehe,“ und bittet ihn dann im Januar eines neuen Jahres schon um die Briefe des alten, um gleich „die Codices“ fortzusetzen! So schnell läßt Goethe am Ende seinen Geist petrifizieren.

Auch Herzog und Herzogin sind jetzt über 70 Jahre. Carl August, der nach einer langen, stumpferen Mittelzeit wieder so viel an Streben gewann, wie er in erster Jugend besaß, pflegt nun zu Goethe das Verhältnis von Gatten, die sich nach langer Entfremdung am Ende freundschaftlich entsagend wiederfinden. Über Krieg und Truppen, über Politik und Verwaltung wird zwischen Beiden schon lange nicht mehr gestritten, denn Goethe ist praktisch so gut wie außer Amt, und Carl August läßt schließlich die Dinge gehn. Was sie verbindet, ist vornehmlich Naturforschung, für die der Herzog mit steigenden Jahrzehnten sein Interesse vertieft, und suchte ihn Goethe in der Jugend durch Briefe über Miesel und Sternennächte zu unterhalten, später über Rekruten und Chausseen, dann über Professoren und Regisseure: jetzt schreibt er ihm über Erdwärme, Dampfschiffe oder über den Ursprung der Blattläuse.

Nur über seine Werke sagt er ihm nach wie vor beinah nichts, ja, die „Helena“ muß der Herzog so sehr mißverstanden haben, daß Goethe — der doch zuletzt höchste Vorsicht walten läßt, um alles historisch so vorzubereiten, wie er's von der Nachwelt gesehen haben will — hierbei gegen den Kanzler bedauert, „daß dieser großsinnige Fürst auf der Stufe französischer materieller Bildung in Rücksicht auf Poesie stehen geblieben ist“. So lautet — ein Jahr vor des Herzogs Tode — des deutschen Dichters Epilog auf das Verständnis seines Fürsten und Schülers. Auch das letzte, was Goethe, dicht vor Carl Augusts Ende, von ihm sagt, faßt seine tiefsten Vorwürfe gegen dies nach Abenteuern durstige Leben noch einmal bitter zusammen: der Herzog ergötze sich am Treiben eines gefährlichen Demagogen, den er gewähren lasse, „um sich wieder einmal an einer Gefahr zu laben und einen zahmen Wolf zu haben, der unter seinen Hunden und Schafen herumrenommeiere“.

Trotzdem ist persönliche Neigung zwischen ihnen wieder gewachsen. Der Herzog, der zu Goethes Gartentür einen Schlüssel hat, um immer ungemeldet einzutreten, läßt, wenn er kommt — sein größtes Opfer — die Pfeife ausgehn, was er früher nicht zu tun pflegte, auch sagt er ihm vor Anderen Sie, um nicht als der „Höhere“ zu erscheinen. Bei Carl

Augusts Jubiläum erwartet ihn der 76jährige Goethe um 6 Uhr früh, hinter den Festons versteckt, um als erster Gratulant zur Stelle zu sein, und als am Abend in Goethes Hause das Fest gefeiert wird und nun der Herzog mit Händedruck bei ihm eintritt, da hört man Goethe leise, in Rührung sagen: „— Bis zum letzten Hauch beisammen . .“ Der Herzog aber, rascher gefaßt, sieht ihn lächelnd an und sagt wie ein Dichter: „Ach, 18 Jahr — und Ilmenau —!“

Je artiger der immer verjüngte Hof gegen den Alten wird, umso steifer wird Goethe. Auch hier haben alle Pflichten aufgehört; höchstens bittet noch das Hofstallamt den alten Hofdichter, für die neugebornen Fohlen Namen zu erfinden, — oder das Hofmarschallamt fragt höflichst an, ob sich Seine Exzellenz nicht vielleicht entsinnen könnten, ob gewisse Garderobenstücke einem Legationsrat übergeben worden seien oder nicht, vor 54 Jahren. Ist ein guter Teppich über Goethes Hausschwelle gelegt, so wissen die Weimaraner: heut sind die Prinzessinnen bei ihm zu Besuch. Gratuliert eine dem Greise zum Geburtstage, so lautet seine kuriale Antwort: „Durch das gnädigste Handschreiben . . wie geblendet, habe bis jetzt noch keine schickliche Äußerung meines verpflichteten Dankes finden können“, und wie die fürstliche Familie einen Zuwachs bekommt, behauptet Goethe, durch diese Nachricht „ganz an das höchste Ziel menschlicher Glückseligkeit“ versetzt zu sein!

Als aber schließlich der junge Bayernkönig Ludwig überraschend zum Geburtstage kommt, schreibt Goethe in einem Bericht an die Freunde, er sei dem Ereignis kaum gewachsen. Ohne allen innern Zusammenhang widmet er ihm den Briefwechsel mit Schiller, und Goethe, der nur ein einziges Mal dergleichen getan hatte, verletzt sogar in dieser Widmung mittelbar einen andern Fürsten, der öffentlich dagegen reklamieren läßt, — alles, um sein Dankgefühl für solche Ehrung auszusprechen. In einer Masse von Briefen häuft er Hyperbeln über das Ereignis, und als dann der Hofmaler Stieler ankommt, um Goethe für den König zu verewigen, läßt er dessen Verse in seiner Hand mitmalen und drückt die Hoffnung aus, der Künstler möge den Ausdruck dankbarster Verehrung in seinen Zügen treffen!

Hat ihn der König so bezwungen, hat er, ein neuer Byron, Goethes altes Herz erobert? Er hat ihn, wie er später vertraulich erzählt, bei seinem Besuch unter anderm gebeten, ihm doch die wahren Anlässe zu den Römischen Elegien zu erzählen. Aber Goethe erklärt den König für genial, seine schlechten Verse für vortrefflich, und ebenso die beiden jungen Preußen-Prinzen, die später König und Kaiser werden, und so kehrt er einen eigenhändigen Brief des Papstes, den ihm ein Besucher zeigt, verehrend um und um. Ist Goethe, der keinem Fürsten je geschmeichelt hat, im Alter der Vollendung zum Fürstenknechte geworden?

Es ist vielmehr die Auflösung alles Persönlichen, die ihn zu solchen

Formeln treibt, wie sie aus vielen Zügen dieses letzten Seelenbildes sprechen wird. Fürst ist ihm schließlich Legitimität, ist Ordnung und Gesetz und wird bedingungslos anerkannt, so wie er einst, grollend über Carl Augusts Wünsche, zu Schiller sagte, er „habe sie zu verehren“. Je entschlossener der älteste Goethe vom Einzelnen zum Typus, vom Typus zum Symbol aufrückt, um so mehr ist er geneigt, gesetzte Macht wie Natur-Gesetztes aufzunehmen. Da sich aber Goethes wie jeder Alters-Stil zu Formeln furcht, so entstehen solche burleske Unterwürfigkeiten, hinter denen in Wahrheit Symbolisierung, Kurialität und der entschiedene Wille des innerst aufgeregten, vom Genius bedrängten Meisters steckt, sich, bei abnehmender Zeit, mit den Mächten dieser Welt lieber nur noch auf eine kalte Art zu verständigen, als wie früher auf eine heiße zu streiten.

Aus solchen inneren Gründen, aber auch aus sehr wandelbaren Stimmungen, schließlich aus der Persönlichkeit des Fremden folgt die ganz verschiedene Art, wie Goethe heute Besucher empfängt oder morgen. In guter Laune schreibt er wohl unter das Bild seines Hauses:

„Warum stehen sie davor?  
Ist nicht Türe da und Tor?  
Kämen sie getrost herein,  
würden wohl empfangen sein!“

Und doch hat sich mancher gar nicht wohl empfangen gefühlt und noch der Nachwelt über die eisige Exzellenz vorgeklagt, statt die Gründe in sich selbst zu suchen. Die sogenannten stummen Audienzen, in denen Goethe überhaupt nicht spricht, sind in Wahrheit nur Folgen der Langlebigkeit oder des Ungeschicks von Besuchern, denen Goethe sofort die Neugier als Motiv ansieht und die Unfruchtbarkeit als Schicksal ihres Gespräches.

Freilich hat er im höchsten Alter keine Lust mehr, dem Fremden wie früher zu helfen: er will am Ende nicht mehr Herzen gewinnen, sondern nur noch Wissen, und so bewirbt er sich höchstens noch um eine schöne Frau; sonst legt er nur etwa diese Platitüde hin: „Wie gefällt es Ihnen in Weimar? Nicht wahr, es stinkt viel Bildung in dem Orte. Wir haben denn wohl auch das Unsere dazu getan.“

Oder ein humoristischer Schriftsteller berichtet von seinem ersten Besuch, gewiß nicht erfunden: „Ein alter, eiskalter, steifer Reichsstadt-Syndikus trat mir entgegen, in einem Schlafrock, winkte mir wie der steinerne Gast, mich niederzusetzen, blieb tonlos an allen Saiten, die ich anschlagen wollte . . und brach dann in die Worte aus: ‚Gewiß haben Sie auch in Ihrem Ansbacher Bezirk eine Brand-Versicherungs-Anstalt?‘“ und lädt ihn ein, alles genau zu erzählen. Der Gast macht auf den Unterschied aufmerksam, wenn der Brand gelöscht werde, oder wenn der Ort abbrenne. „Wollen wir, wenn ich bitten darf, den Ort ganz und gar abbrennen lassen.“ Folgt Beschreibung. „Ich danke Ihnen. Wie stark ist



die Menschenzahl in einem Kreis bei Ihnen?“ — Eine halbe Million. — „So, so. Das ist schon etwas.“ Wahrscheinlich hatte Goethe an diesem Morgen eine Feuerlösch-Frage gestreift, wie sie ihn von jeher interessierten. Was soll er mit dem Fremden anfangen? Über humoristische Literatur reden? Lieber fragt er ihn nach der Ansbacher Feuerwehr und kehrt nachher befriedigter zurück in sein Zimmer als der Gast in sein Gasthaus.

Will er höflich empfangen, so läßt er zuvor eine Mappe herauslegen, Abgüsse, Münzen, Silhouetten, die er dann vorzeigt; besondere Schaustücke wie seine Korrespondenz mit Byron werden auf östliche Art aus seidenen Hüllen gehoben, dargestellt und wieder eingeschlagen. Mit Engländern in ihrer Sprache zu reden, lehnt er ab, weil er nicht unvollkommen erscheinen will; sprechen aber Polen zu ihm gebrochenes Deutsch, so erwidert er französisch, um sie zu ehren.

Wer etwas bringt, der sieht sich staunend mit antiker Gastlichkeit empfangen. Mit beiden Händen begrüßt er junge Leute, von denen er ein gutes Buch, ein schönes Blatt geschn hat. Gelehrte und Künstler, wenn sie ihm gefallen, werden für die ganze Dauer ihres Besuches zu allen Mittagtagen eingeladen. Reisende bittet er dann beim zweiten Mittagstische, genau dort fortzufahren, wo sie gestern angelangt waren. Sitzend müssen junge Leute eine halbe Stunde lang Zeichnungen ansehen, die er ihnen stehend nacheinander reicht.

Für solche Gäste gibt es Ehrungen aller Grade: eine gute Bemerkung teilt er der ganzen Tafel mit, um sie zu allgemeinem Beifall zu nötigen; gibt aber der Gast eine Anekdote zum allgemeinen Besten, so wartet die Tafel wohl, ob Goethe Beifall spenden will. Trinkt er Cornelius, dem Maler, zu, so tun alle ein gleiches, und selbst der alte Meyer, dem solche Nazarener herzlich zuwider sind, muß folgen, denn hierin steckt Kunstpolitik.

Dann schickt Goethe seinen interessanten Gästen den Hausmaler ins Gasthaus, damit er sie für seine Sammlung zeichne. Schließlich wird der Goethische Hausorden verliehen, in 3 Klassen: es ist Goethes Medaille in Kupfer — von Bovy oder von Rauch —, die er im letzten Jahrzehnt so allgemein als Anerkennung verleiht, daß er seinen Botschaftern mehrere Stücke zur freien Verteilung an Würdige übersendet. In Silber bekommen sie nur wenige Intime, in Gold kaum drei. Hat Goethe keine Lust, Tieck den Clavigo vorlesen zu hören, so verleiht dafür Ottilie an Tiecks Töchter Nadeln mit Goethes Bildnis. Ganz fürstlich gibt er am Abend von Carl Augusts Jubiläum sein Haus frei: daß jeder bei ihm eintreten und Wein und Kuchen haben kann.

Zeremoniell empfängt er Gesellschaft abends zum Tee. Wenn alle versammelt und von Ottilie und August begrüßt sind, erscheint er im Frack mit dem Stern, sorgsam frisiert — noch immer läßt er sich jeden zweiten Tag das Haar brennen —, durch Willenskraft sich kerzengrade haltend, und spricht wie ein Monarch die Gäste einzeln an. Dann reden

die Gruppen leiser miteinander, und Hausfreunde erwarten vom Augenblicke, wo er wieder gehn wird, einen unbefangenen Ton zurück.

Diese wunderliche Steifheit, wie derselbe Alte, der gestern gemächlich beim Wein oder im Garten saß, sich als ein Souverain zu gebärden scheint, dies Auftreten, dessen Legende das Bild des alten Goethe noch durch ein Jahrhundert zur Burleske verzerren konnte, ist in Wahrheit nur Verlegenheit. Bedeutenden Gästen, denen er Enttäuschung darüber ansah, hat Goethes feinster Kenner, der Kanzler, diese Seelenstimmung des Greises klargelegt, und was wir sonst von seiner Haltung wissen, bestätigt solche Deutung. Er hätte, wär' es anders, weltgewandt, glänzend, geistvoll wirken können, und doch bemerken grade Menschenkenner, wie er sich offiziell stets unbequem und ohne Laune fühlt. Steifheit, wie sie schon dem Leipziger Studenten, schon dem Knaben nachgespottet wurde, ist nun, als Mittel das Alter zu verbergen, zur Manier geworden, Skepsis ist zur Menschenfeindschaft gestiegen — und dies, mit immerwährender Präokkupation verbunden, da er mit Zeit als mit dem höchsten Gute geizte, hat viele Besucher — und hat noch die Nachwelt getäuscht.

Ein junger Maler küßt Goethe bewegt beim Abschiede die Hand: da legt ihm der Alte die Hände aufs Haupt, um ihn zur Reise zu segnen.

Grillparzer hat Goethes Haltung in drei Tagen erlebt. Enttäuscht, daß sich sein Ideal wie ein spanischer König bewegte, wollte er andern Tages am liebsten ausbleiben. Doch wie erstaunt er, als ihn nun der alte Herr an seiner Hand zu Tische führt, gerührt gerät er in Tränen, die Goethe rasch zu verdecken weiß. Bei Tische krümelt er in seinem Brot herum und bemerkt lange nicht, wie Goethe neben ihm, jeden Krümel einzeln mit dem Finger auftippend, sie zu einem Häufchen vereint. Am dritten Tage besucht er ihn im Garten, hier geht er im Hausrock mit seinem Schirmkäppchen umher: da nennt der junge Dichter den alten „unendlich rührend. Er sah halb wie ein König aus und halb wie ein Vater.“

Eines Tages kommen zwei russische Grafen, Brüder, in Goethes Haus, Leute von Welt, wie sie hier selten erscheinen, und wie der eine, gebildeter Kavalier und Reisender, Lebemann, Kunstfreund und sonst nichts, das sonderbare Haus beschreibt, treten neue Seiten ins Licht. Der geistige Hochmut dieser engen, meist um sich selbst kreisenden Gesellschaft kommt ihm affektiert vor, und wie man nun bei einem großen Empfange diese adligen Russen, die in der Krim Goethes Werke verehrten, wie bunte Vögel anschaut und über Leibeigenschaft nicht sehr taktvoll ausfragt, und Goethe schweigt daneben und freut sich ihrer Verlegenheit: da dreht der Russe die Karte um und fängt an, auffallend laut an ihn direkt die allgemeinsten Fragen über seine Schriften zu richten, ihre Entstehung und Bedeutung, mitten in der erschrockenen Gesellschaft. Statt Goethe erwidert lang und breit ein auswärtiger Gelehrter, und als

der verärgerte Russe diesen bittet, französisch zu sprechen, und der Professor meint, das sei nur deutsch verständlich, erwidert der Russe mit spitzen Worten: er glaube mit Byron, Goethe werde nirgends so mißverstanden wie hier. Goethe lenkt dies heikle Gespräch ab, indem er zum Souper bittet. Steif und wortkarg gegen den Russen, schickt er ihm doch ein paar verstohlene Blicke zu, die keinen Groll zeigen.

Andern Morgens sieht sich der Graf überrascht vom Dichter zu einer Spazierfahrt eingeladen. „Sie haben gestern — sagt Goethe im Wagen — manche kostbaren Dinge fallen lassen, die mich auf Ihre nähere Bekanntschaft neugierig machten, denn ich bin im Falle Voltaires, der nichts heißer erstrebte als das Lob derer, die ihm ihren Beifall versagten.“ Dann macht er ihm Konfessionen über den Unwert des Ruhmes, das Rein-Menschliche als Sinn seiner Werke, Byron habe ihn weit besser verstanden als die Deutschen, nur habe er leider nicht viel Näheres über Byrons Urteil vernommen. Der Russe, der bemerkt, was Goethe von ihm will, war in der Tat mit Byron in Venedig oft zusammen, und zwar als Bonvivant und Abenteurer.

Jetzt teilt er Goethen vielerlei Privata mit, die dieser mit größter Teilnahme aufnimmt, hütet sich aber, ihm alle Glossen Byrons über Goethe zu verraten: denn Byron — so berichtet uns der Russe — sprach oft von Goethes Heuchelei mit vielem Humor aber wenig Ehrerbietung und sagte einst von ihm, er sei ein alter Fuchs, der nicht aus seinem Bau herausgeht und von da recht anständig predigt. Werther und Wahlverwandtschaften nannte Byron Persiflagen der Ehe, wie sie Mephisto selbst nicht besser schreiben könnte, beide Romane schlossen mit höchster Ironie. Statt dieser Bosheiten gibt der Russe nur die echte, allgemeine Bewunderung Byrons für Goethes Leistung an diesen weiter. Der aber, sehr aufmerkend, kündigt dem erstaunten Russen an, vieles davon stehe im zweiten Faust — weshalb ihn dereinst die Deutschen für sein langweiligstes Werk erklären würden.

Hier ist die ganze Enge, in der Goethes äußeres Leben zuletzt verläuft, zum tragikomischen Ausdruck gekommen: denn was ist grotesker als die Werbung des ältesten Goethe um das Vertrauen eines adligen Weltenbummlers, der nichts zu geben hat als ein paar Worte Byrons über Goethe, einst ihm zugeworfen zwischen Weibern und Wein im Karneval von Venedig, und das vorsichtige Ausweichen des Kavaliers, der den alten Herrn doch nicht verletzen möchte! Nach Herder und Schiller hat Goethe vielleicht nie mehr mit solchem Anteil auf ein Urteil hingehorcht als bei dieser Morgenfahrt an der Seite eines fremden, unerheblichen Grafen aus der Krim: denn nicht diesen hat er gemeint, sondern Lord Byron, als er Voltaires Ehrgeiz zitierte.

Was kann ihm Ruhm noch bedeuten! In der Jugend hat er ihn nicht geblendet, in der Mittelzeit hat ihn sein Fehlen zuweilen verbittert, im

ersten Alter hat er ihn wie ein streng erworbenes Gut in die Sammlung seiner Güter eingereiht; jetzt ist er nur ein Faktor, mit dem zu rechnen, wenn nötig zu operieren ist.

Ja, er hat wieder Weltruhm, dieser Greis, so wie er ihn seit seinem 25. Jahre nicht mehr erlebt hatte, und freilich ist es erst jetzt ein wahrhaft errungener, auf Jahrhunderte fundierter Ruhm! Das junge Frankreich pilgert nach Weimar, bringt Übersetzungen, Huldigungen dar, Carlyle erbittet ein Zeugnis des Deutschen Goethe, um seine Professur an der schottischen Universität zu befördern, aus England kommt ein Brief, adressiert „An seine Durchlaucht, den Fürsten Goethe“, und der junge Berlioz, wie er ihm seine Szenen aus Faust widmet, radiert das Wort Monsieur im Briefe aus, um zu verbessern: Monseigneur! Ein Stein wird von den Geologen Goethit genannt, ein deutscher König schenkt Goethe den Abguß seiner neu erworbenen Antike, ein anderer den eines eben ausgegrabenen Jupiters, ein dritter Fürst die alte Standuhr, die einst in seinem Elternhause schlug.

Mit großen Festen ehrt Weimar die 50. Wiederkehr des Tages, an dem der junge Dichter zum ersten Male durch die Stadttor fuhr, die Stadt gibt seinen Nachkommen für alle Zeiten das Bürgerrecht, und der siebenjährige Enkel muß das Diplom in die kleinen Hände nehmen und sich vor dem Bürgermeister verbeugen; ein Übermaß von schlechten Versen und meist gedankenarmen Reden fegt über den Jubilar dahin, aber die Universität Jena findet in einem horazisch gefaßten Gedichte die schönen Worte:

„Quae vota Goethi, quas Tibi debitas  
Laudes feremus, quem Superis parem  
Bis quinque lustra gloriamur  
Indigitum coluisse Divum?“

Man beginnt Kollegien über ihn zu lesen, und wenn ihm ein Buch zugeht, in dem man seine Epochen abwägt, so lächelt er wohl und erwidert dem Autor ganz wie Mephisto: „Nun zuletzt stellt man mich gar mir selbst als Plus und Minus entgegen, zum Versuch, ob es nicht angehe, Eines durch das Andere aufzuheben und in Zero zu verwandeln.“

Denn unbestechlich, mitten in so vielen Huldigungen, bleibt er gegen die Verführungen des Ruhmes: zu deutlich hatte er durch die Jahrzehnte seine zweifelhaften Gründe erkannt!

„Sie wollten dir keinen Beifall gönnen,  
du warst niemals nach ihrem Sinn! —  
Hätten sie mich beurteilen können,  
so wär' ich nicht, was ich bin.“

Als unruhige Spätgierde verspottet er dies Treiben, in vielen ver-

traulichen Mitteilungen hat er Verachtung des Publikums, Klagen über Unverständnis seines Volkes, Spott gegen Feinde bis in die letzten Wochen seines Lebens gehäuft:

„Man war im Grunde nie mit mir zufrieden . . Hatte ich mich Jahr und Tag gemüht mit einem Werke, so verlangte die Welt, ich sollte mich obendrein bei ihr bedanken, daß sie es erträglich fand. Lobte man mich, so sollte ich das nicht mit Selbstgefühl als Tribut hinnehmen, sondern man erwartete eine ablehnend bescheidene Phrase. Da ich nun aber stark genug war, mich in ganzer Wahrheit so zu zeigen, wie ich fühlte, so galt ich für stolz und gelt' es noch bis auf den heutigen Tag! . . Von meinen Liedern was lebt denn? Es wird wohl eins oder das andere einmal von einem hübschen Mädchen am Klavier gesungen, aber im eigentlichen Volke ist Alles stille . . Ich will Ihnen etwas vertrauen: meine Sachen können nie populär werden . . sie sind nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind.“

Auch die Künstler, die sich nun drängen, imponieren ihm keineswegs:

„Sibyllinisch mit meinem Gesicht  
soll ich im Alter prahlen.  
Je mehr es ihm an Fülle gebricht,  
desto öfter wollen sie's malen.“

Bettinas barocken Entwurf eines „impassiblen Götzen“, dessen nacktem Genius man nach seinem Wunsche ein paar Läppchen umhängen müßte, belächelt er als recht neckischen Einfall; dagegen sitzt er dem Porzellanmaler Sebbes zu seinem schönen Bildnis über zomal und sorgt auch bei Rauchs Statuette so sehr fürs Detail, daß er über die Schmalheit seiner Taille streitet und die Maße vergleichen läßt. Als David d'Angers aus Paris kommt, sitzt er ihm zunächst mehr als Abgesandtem Frankreichs, und als nach einem Jahr der geniale Kolossal-Kopf in Marmor eintrifft und alle Welt bewundert oder streitet, hält Goethe sich lächelnd still: er habe schon mit dem kleineren Original genug zu tun.

Auch das Kostbarste, was noch entsteht, ist beinah gegen seinen Willen entstanden: dem Stecher Schwerdgeburth, der ihn in seinen letzten Monaten zeichnen will, verweigert er's, er mag nicht mehr. Doch während er diese Ablehnung begründet, frißt ihn der Künstler mit den Augen auf, läuft nach Hause, zeichnet ihn aus dem Kopfe, bringt Ottilien das Blatt, die zeigt's dem Vater — und nun, von solcher Skizze überwunden, er bietet sich der Alte, so oft zu sitzen, wie der Künstler mag. Noch in seinen letzten Tagen hat er sich eifrig nach dem Fortschritte des Stiches erkundigt. So, scheint es, will Goethe auf die Nachwelt kommen. Als aber das Frankfurter Denkmal nicht errichtet wird, über das er selbst schon geschrieben, zeichnet er das stolz-ironische Xenion auf:

„Zu Goethes Denkmal was zahlst du jetzt?  
fragt dieser, jener und der.  
Hätt' ich mir nicht selbst ein Denkmal gesetzt,  
das Denkmal, wo käm' es denn her?“

Dies eigene Denkmal zu vollenden, sein Werk zu runden, zu schützen, wird Goethes letzte Passion, und soweit sich diese Aufgabe mit dem Treiben der Welt kreuzt, zeigt sie den 75jährigen noch einmal in stärkster weltlicher Bewegung.

Denn jetzt erfaßt er seine Arbeiten, die er — als „Lebensspuren“ — erst unbewußt, dann nur stückweis gesammelt, auf langer Wanderung zurückließ, zum erstenmal als ein Gesamtwerk; und wie ihm zuletzt alles Persönliche zerfließt, wie Menschen und Liebe, Vergangenheit und Gegenwart ihm nur noch allgemein und gleichnishaft vor dem fernhin gerichteten Blicke schweben — nun erst geschieht, was Künstlern sonst von Anfang oder doch in der Mitte des Lebens geschah: Goethe fängt an, sein Leben zu vergessen, aus dessen immer wachsender Krone ihm seine Werke als Früchte zugefallen sind, — und er entdeckt, daß, wenn der Stamm verdorrt, dennoch die Früchte dauern werden, weil es Äpfel aus Hesperien sind.

Mit höchster Energie, mit Ungeduld, Nervosität und Leidenschaft, als gälte es erst jetzt das große Resultat zu retten, macht er sich nun an eine letzte, in solchem Stile niemals dagewesene Sammlung seiner Werke. Eine Gruppe von fünf Männern, mit Riemer und Eckermann, schart er um sich, verteilt unter sie die kritisch-grammatische Durchsicht aller Texte für 60 Bände, von denen 20 erst nach dem Tode erscheinen sollen, stellt seine Zeitschriften ein, setzt alle Kräfte an zu immer neuer Ordnung und treibt diese Tätigkeit, wie früher seine Arbeiten als Minister, quer durch alle neuen Werke — vier Jahre lang!

Was aber wird am Ende gewonnen? Hätten nicht die deutschen Philologen beinah dasselbe leisten können, wenn Goethe selber Zeit und Kräfte für neue Produktionen sparte? Ist es nicht nur eine feinste Form seiner Pedanterie? „Es wäre doch recht hübsch, wenn wir die 40 Bände auf dem Repositorium zusammen stehen sähen.“ Und was wird schließlich mit dieser immer peinlicheren Zerstäubung in Formen, mit dieser Zerreißung des historisch Gewordenen erreicht als ein Triumph des Greises, das heiß Erlebte bis zur Unkenntlichkeit von Zeit und Anlaß ästhetisch abgekühlt zu haben! Macht es ihn wirklich glücklich, zwei Aufsätze über deutsche Baukunst in einem Bändchen beisammen zu sehn, deren einen er mit 23, den andern mit etwa 73 niederschrieb?

Nein, es ist mehr! Es ist ein dämonischer Wille, das uferlos Erstrebte, formlos Wallende mit eigenen Händen noch einmal ordnend zu gestalten und so aus hundert einzelnen Werken durch den Zusammenschluß

ein Neues, ein Einzelnes: das Gesamtwerk auszuformen. Auch hat man dieser Nötigung, dem Drängen des Setzers, von dem er oft mit leiser Koketterie spricht, tatsächlich den Abschluß des Wilhelm Meister zu danken.

Andre Motive treten hinzu: eine Art zünftigen Ehrgeizes, vermischt mit Ärger über frühere Verluste, treibt ihn, sein Werk nach außen vor Nachdruck zu schützen. Vor allem aber will er durch dieses Werk sein Haus im großen Stile bestellen: sein Sohn steht hinter ihm und treibt den Greis, solange die Augen offen stehn, noch rasch den Erben ein Vermögen zu sichern.

Deshalb beginnt Goethe damit, Alles, was er an Machthabern kennt, Könige und Herzoge, Gesandte, Minister und Edelleute anzuspannen, damit ihm Reich und Fürsten durch ein Privilegium auf 50 Jahre, fast auf zwei Generationen, seine Werke schützen. Von „unauslöschlichem, lebenslangem Danke“ sind diese immer neuen Briefe erfüllt, den König von Dänemark läßt er für Schleswig, den König von Holland für Luxemburg sein Privilegium verleihen, hochpolitisch wird die Frage der Freien Städte erwogen, Frankfurt selbst, dessen Bürgerrecht er vor einem Jahrzehnt aufgegeben, wird nun mit artigen Worten angefaßt, zur Deutschen Bundesversammlung spricht er von einem „für die ganze deutsche Literatur bedeutenden Geschäfte“: es ist, liest man die Akten dieser Verhandlungen, als sollte das deutsche Reich durch Staatsverträge endlich geeinigt werden!

Wirklich ist's ein völliges Novum, das niemand außer Goethe, und auch er nur mit seinen mächtigen Verbindungen damals durchsetzen konnte, und als schließlich das Privilegium aus Wien ankommt, staunt er in größter Aufregung das Wunder an, „auf Pergament mit dem großen Siegel, von Ihro Majestät selbst unterzeichnet . . . Es ist vielleicht das wunderbarste Dokument, das die Literar-Geschichte aufzuweisen hat!“

Nun aber, im Besitze dieses Zauberschlüssels, wird er von den Seinen nur immer heftiger gedrängt, das große Geschäft abzuschließen, und obwohl ihn alles treibt, seinen Vertrag mit Cotta zu erneuern, verhandelt er nach einem halben Dutzend Seiten, denn mancher große Verlag tritt an ihn heran, man bietet große Summen. Goethe verweist gradezu auf das vereitelte Denkmal und bittet statt dessen „die schon angeregte Nation eine Unternehmung zu begünstigen, aus meinen eigenen Materialien mir ein bleibendes Denkmal wohlmeinend zu errichten“. Auch spricht er vom Schlußertrag seines ganzen schriftstellerischen Lebens, das sein Sohn höher einschätze, als er selbst je auf seine Arbeiten gehalten habe.

In endlos-unheimlichen Verhandlungen, bei denen Goethe selbst „im Auftrage meines Vaters“ Vorschläge diktiert und diese dann von August unterschreiben läßt, um sich auf das Drängen seiner Erben zu beziehen, kommt es zu Spannungen mit Cotta, in denen aber Goethe als der Aufgeregte, halb Bittende, halb Warnende erscheint, dem Ver-

leger gegenüber, der weltmännisch-ruhig laviert. Das grade ist die Geste, die Goethe imponiert, und wenn er heute boshaft dem vermittelnden Freunde schreibt: „Unser unermüdeter Herr von Cotta befährt mit Dampfschiffen den Bodensee und möchte darüber wohl die Angelegenheit eines englischen Autors, geschweige eines deutschen vergessen“, so wird er doch bald wieder anknüpfen und, nachdem er monatelang 100000 Taler gefordert hat, am Ende 70000 annehmen.

Über diesen Abschluß äußert sich Goethe weit glücklicher als der Verleger, und er läßt zwei völlig exaltierte, eigenhändige Briefe an Boisseree als Vermittler dicht aufeinander folgen: er komme ihm vor wie Herkules, der dem Prometheus zu Hilfe kam, und schließt daran die eruptiven Worte: „Wüßten Sie, was ich dieses Jahr gelitten habe, Sie würden solche Bildlichkeiten nicht übertrieben finden!“ Noch einmal klingt hier das Drängen verständnisloser Erben nach, die aus dem Hinterhalte den alten Dichter hetzten.

Schließlich werden alle Bekannten von Goethe selbst auf Subskription hingewiesen, Anzeigen werden überwacht, er läßt sogar für zwei Weimaraner, Regisseur und Registrator, die zusammen 10 Exemplare zeichnen, die Bände, die immer zu fünft erscheinen, an sich selber senden, zieht das Geld von den Leuten ein und schreibt es dem Verleger gut. Als er von einer jungen Schauspielerin liest, die in Berlin in Hosenrollen gefällt, schickt er ein vor Zeiten von ihm bearbeitetes Stück von Kotzebue an Zelter, der es einreichen soll: „Schon die barocke Inschrift: Der Schutzgeist, ein Schauspiel von Goethe nach Kotzebue, müßte ein großes Publikum anlocken, wie ein anderes Wundertier auch. . Wird es mit Glück gegeben, so bedinge mir ein Frühstück-Service, meiner Schwiegertochter zu verehren, das die Direktion alsdann nach Verhältnis zu schätzen die Freiheit hat.“

Mit solcher Leidenschaft richtet der Alte vorwärts den Blick auf die Erfassung seines Werkes. Mit gleicher Monomanie umschließt sein Rückblick nun das eigene Leben fast nur noch als Mittel und Weg zu diesem Werke: so nimmt Goethes Urteil über seine Jugend, das sich aus langer Skepsis zur ernst-ironischen Biographie entwickelt hatte, am Ende noch einmal eine Wendung, die vor- und rückwärts wichtigen Aufschluß gibt.

Für einzelne Werke kann er sich, wie schon in den letzten Jahrzehnten, garnicht mehr interessieren, lehnt ab, einen großen Schauspieler als Orest zu sehn, klagt, wenn er Tasso auf englisch durchprüfen muß, obwohl man den Entwurf der Übersetzung für Goethe zur Durchsicht eigens und besonders hübsch drucken ließ, schiebt diese „vergangenen Schmerzen“ ironisch beiseite. Um so schärfer wacht er über alle Zeichen vergangener Umstände, die er nur noch als Anregung oder Hemmung zum Werke lobt oder tadelt. Früheste Briefe aus seinen



Leipziger Jahren, die man ihm bringt, verbrennt er, weil sie ihm „ohne Trost“ erscheinen. Wohl rühmt er zuweilen den Vorteil, als Zeuge großer Welt-Ereignisse sich aus der Anschauung selbst ein Urteil gebildet zu haben; auch daß er in bedeutenden Verhältnissen nicht alles Menschliche, doch aber das Analoge erlebte „und vielleicht Einiges, was ohne Beispiel war“.

Meist aber ist er kritisch gegen seinen Lebenslauf, oft bitter, manchmal aufgebracht. Heftig und ungerecht übersieht er dann, was ihm sein Weltleben doch auch brachte, grollt nur über verfehlte Richtungen und verlorene Zeit: „Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dieses durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt und gehindert! Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geschäftlichen Wirken und Treiben zurückgehalten und mehr in der Einsamkeit leben können, ich wäre glücklicher gewesen und würde als Dichter weit mehr gemacht haben. So aber sollte sich bald nach meinem Götz und Werther an mir das Wort eines Weisen bewähren: Wenn man der Welt etwas zu Liebe getan, so weiß sie zu sorgen, daß man's nicht zum zweiten Male tut.“

Sieht er das Riesenwerk des Lope de Vega an, so bereut er, sich nicht mehr an sein Metier gehalten zu haben. Wär' er im Gartenhause geblieben, so hätte er seine Naturstudien mit innigeren Blicken weitergeführt. Hätte ihn Schiller nicht zu ästhetischen Versuchen verlockt, so wäre mehr Positives herausgekommen. Und seien seine ersten Werke, rein aus der Ahnung, ohne Kenntnisse geschrieben, nicht Beweis genug, daß man nicht auf die Welt zu warten brauche, um sie darzustellen?

In solchen Gedanken klagt Goethe über verlorene Jugend, dann vergleicht er besonders auch den Körper des Jünglings, der ein Alliiertes des Wirkenden sei, mit dem des Alten als einem Gegner. Zwar lebt er bei genauester Kenntnis seiner Gesetze sehr diät, wechselt von Zeit zu Zeit Speisen und Getränke, um sich immer unabhängig zu halten, meidet scharfe Gewürze, sorgt für Schlaf und Wein als produktive Kräfte und bleibt so dauernd gesund, bis auf Entzündungen, die seine Netzhaut im Verfolg von Naharbeit und Kurzsichtigkeit wiederholt reizen. Was er aushält, zeigt seine Ausdauer bei einem herbstlichen Feste der Armbrust-Schützen, wo der 78jährige die jungen Leute um sich her vom Weine matt werden sieht. Vom 80. Jahr ab wird er auch hierin mäßiger und begnügt sich mit einem Glas Madeira und einer Flasche leichten Würzburgers täglich. Aber

„Ich neide nichts, ich lass' es gehn  
und kann mich immer Manchem gleich erhalten.  
Zahnreihen aber, junge, neidlos anzusehn,  
das ist die größte Prüfung mein, des Alten!“

Zuweilen faßt er sich in behaglicher Alterslaune auch in Worte wie diese:

„Wie ist heut mir doch zu Mute,  
so vergnüglich und so klar,  
da bei frischem Knabenblute  
mir so wild, so düster war.  
Doch wenn mich die Jahre zwacken,  
wie auch wohlgemut ich sei,  
denk' ich jene roten Backen —  
und ich wünsche sie herbei.“

Doch in andern Stimmungen hebt er den Rückblick auf Streben und Hindernisse tief aus dem Grunde seiner Seele empor. Auf ein paar eigenhändigen Blättern, Fragmenten ohne Thema und Folge, hat er — wahrscheinlich erst in dieser Epoche — in strenger Fassung so zu sich selbst gesprochen:

„Ich habe niemals einen präsumptuosern Menschen gekannt als mich selbst . . Niemals glaubte ich, daß etwas zu erreichen wäre, immer dacht' ich, ich hätt' es schon. Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht, das verstehe sich von selbst. Und doch war ich grade dadurch nur ein Mensch wie andere. Aber daß ich das über meine Kräfte Ergriffene durchzuarbeiten, das über mein Verdienst Erhaltene zu verdienen suchte, dadurch unterschied ich mich bloß von einem wahrhaft Wahnsinnigen. Erst war ich den Menschen unbequem durch meinen Irrtum, dann durch meinen Ernst; ich mochte mich stellen, wie ich wollte, so war ich allein.“

„Ich war mir edler, großer Zwecke bewußt, konnte aber niemals die Bedingungen begreifen, unter denen ich wirkte. Was mir mangelte, merkt' ich wohl, was an mir zu viel sei, gleichfalls; deshalb unterließ ich nicht, mich zu bilden, nach außen und von innen. Und doch blieb es beim Alten. Ich verfolgte jeden Zweck mit Ernst, Gewalt und Treue; dabei gelang mir oft, widerspenstige Bedingungen vollkommen zu überwinden, oft aber auch scheiterte ich daran, weil ich nachgeben und umgehen nicht lernen konnte. Und so ging mein Leben hin unter Tun und Genießen, Leiden und Widerstreben, unter Liebe, Zufriedenheit, Haß und Mißfallen Anderer. Hieran spiegele sich, dem das gleiche Schicksal geworden.“

In diesen riesigen Sätzen, mit denen er, wie mit einem Largo auf der Orgel seines Tempels, sich selbst den Nachruf hält, als spräche er im Namen des Schicksals, faßt Goethe Streben und Grenzen seines Wesens mit unbestechlich kaltem Blick zusammen — aber jenes „Und doch“, das aus der Mitte jedes dieser Blätter aufklingt, läßt alle Wärme menschlich reiner Entsagung über diese friedlos dunklen Erkenntnisse rinnen.

Aus solchen milderen Gefühlen quillt auch zuweilen noch Farbe in

den greisen Rückblick auf die Frauen seines Lebens. Allgemein faßt er sich freilich auch hier unpersönlich zusammen, und man will kaum glauben, den unermüdlichen Diener der Frauen zu hören, wenn er schließt: „Die Frauen sind silberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen. Meine Idee von den Frauen ist nicht von den Erscheinungen der Wirklichkeit abstrahiert, sondern sie ist mir angeboren oder in mir entstanden, Gott weiß wie. Meine Frauen-Charaktere sind daher auch alle gut weggekommen, sie sind alle besser, als sie in der Wirklichkeit anzutreffen sind.“ Dies kalte Wort stammt wohl auch aus dem Ärger über ewige Neugier nach den Urbildern seiner Dichtungen, denn bei besserer Laune faßt er sich in das Zwiegespräch zusammen:

„In deinem Liede walten gar manche schöne Namen! —  
Sind mancherlei Gestalten, doch nur Ein Rahmen. —  
Nun aber die Schöne, die dich am Herzen hegte? —  
Jede kennt die Töne, die sie erregte.“

Zu den Einzelnen fehlt fast aller Zusammenhang. Freundlich, Mißverständnisse aufzuklären, schreibt er bald nach der Trennung ein paar mal an Ulrikens Mutter, immer nach der ganzen Familie fragend. Als er Minna Herzlieb 20 Jahre nach der Trennung wiedersieht, nennt er's eine seltsame Empfindung und spricht von ihrem artigen und niedlichen Betragen; jetzt gibt er auch erst das letzte der Sonette öffentlich preis, jene Charade, die ihren Namen enthüllt. Ob er Lotte Kestners Tod überhaupt erfahren, wissen wir nicht.

Als Frau von Stein ihm in ihrem 84. Jahre zum letzten Male gratuliert, erwidert er mit einem allgemeinen Vers und endet: „Beiliegendes Gedicht, meine Teuerste, sollte eigentlich schließen: Neigung aber und Liebe unmittelbar nachbarlich angeschlossen Lebender durch so viele Zeiten sich erhalten zu sehen, ist das Allerhöchste, was dem Menschen gewährt sein kann. Und so für und für! Goethe.“ Ergreifend, wie er dieser Frau, die er am längsten umkreist hat, nur noch in wunderlich umständlicher Prosa zu sagen weiß, was sich in ihm längst ins Allgemeine verklärt hat!

Ihr Leichenzug, so hat sie schonend bestimmt, soll nicht am Goethehaus vorübergehn; dennoch geschieht es. Goethe liest am Tage ihres Todes Victor Hugo und über Mongolische Jagden. Als aber dann eine Zeugin ihres Todes ihn besucht, bricht er in Tränen aus und ärgert sich darüber. Mit Fritz von Stein, den er seit einigen Jahren nicht mehr Sohn, Freund und Du, sondern plötzlich formell anredet, gibt es — wie ein Nachklang alter Streitigkeiten — noch eine leise Kontroverse wegen Zeichnungen, die Goethe aus dem Nachlaß wiederhaben will.

Nur Marianne erhält er sich lebendig: weil er sie nie widersah. Bis zu Ende bleibt sie ihm das Gleichnis reiner Heiterkeit und einer Leidenschaft, die sich allein durch Kunst verklären konnte. Ihr schreibt er

öfter und eigenhändig, während im selben Kuvert die herzlichen Briefe an Willemer diktiert sind. Eine ganze Menge kleiner Widmungen läßt er zu ihr hinüberfließen. Gaben und Grüße kommen zurück, immer hat Goethe zu danken. „Ihr liebes Herz tut sich wieder auf, Ihr holder Blick wendet sich zu mir“, heißt es, wenn sie zu lange schwieg. Deutlich gibt er zu verstehen, wie seine Verse ihre Neigung spiegeln, und wenn er auf einer Ausfahrt ein paar Zweige bricht, so schickt er sie ihr mit den Worten:

„Myrt' und Lorbeer hatten sich verbunden.  
Mögen sie vielleicht getrennt erscheinen,  
wollen sie, gedenkend sel'ger Stunden,  
hoffnungsvoll sich abermals vereinen.“

Auch seinen überlebten Freunden nähert sich nur noch selten der Geist: fast nie ist von Lavater, mehr von Merck und Jacobi die Rede, am häufigsten von Herder, weil er mit dem nie fertig geworden war, und wenn Eckermann, der Dichtung und Wahrheit auswendig kann, mit Goethe von diesen Männern und auch von den Frauen der Goethischen Jugend ganz geläufig wie von historischen Personen mitspricht, so klingt's gespenstisch, daß jener Alte, der dort vom großen Ofen her Antwort gibt, noch immer die selbige Person sei.

Schiller beschäftigt ihn lange: ein großes Dokument über ihre Werke verbindet ihn für immer mit dem Freunde, und so, als Kronzeugen seiner eigenen Mittelzeit, rückt er ihn immer wieder ans Licht. Als er dies Dokument, ihren Briefwechsel, redigiert, empfindet er selbst den größeren Gedankenwert der Schillerischen Briefe und wägt sie wie völlig fremde Dinge gegen einander ab. Ohne Gefühle, rein historisch sieht er die Wirkung voraus: „Es wird eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen den Menschen geboten wird. Zwei Freunde der Art, die sich immer wechselseitig steigern, indem sie sich augenblicklich expektorieren.“ Aber nach diesem literarischen Zeremoniell fährt er an Zelter privatissime fort: „Doch ist eigentlich das Lehrreichste der Zustand, in welchem zwei Menschen, die ihre Zwecke gleichsam par force hetzen, durch innere Übertätigkeit, durch äußere Anregung und Störung ihre Zeit zersplittern; so daß doch im Grunde nichts der Kräfte, der Anlagen, der Absichten völlig Wertes herauskommt.“ So experimentell betrachtet er am Ende selber dies vielgedeutete Jahrzehnt seiner Arbeit.

Indes hat man beschlossen, Schillers Gebeine aus würdeloser Umgebung fortzutragen, Goethe leitet die Ausgrabung; es kommt der Augenblick, wo man ihm Schillers Schädel bringt, damit er ihn rekognosziere. Und Goethe erkennt nicht nur in der Fratze den Genius, er wagt's, ihn zu besingen! In herrlichem Aufschwung entzündet sich der Dichtergeist am Forscherblick:

„... Wie mich geheimnisvoll die Form entzückte!  
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!  
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,  
das flutend strömt gesteigerte Gestalten.  
Geheim Gefäß! Orakelsprüche spendend!  
Wie bin ich wert, dich in der Hand zu halten,  
dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend  
und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,  
zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend?  
Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,  
als daß sich Gott-Natur ihm offenbare:  
wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,  
wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.“

Wann hat ein Forscher mit begnadeterem Auge in den Trümmern des Lebens die Spuren der Verwandlung erspürt? Wann hat ein Künstler sie glühender besungen, den kalten Schädel in der Hand? Wann hat ein Freund sich aller Zartheit und Erinnerung mutiger entschlagen und nur das ewig Wirkende dort gefühlt, wo sonst der Überlebende weint oder schaudert? Nirgends dringt belebender als hier der heiße Strom aus Goethes letzten Allgemein-Gefühlen über das Eis seines unpersönlichen Denkens.

Und während er diese strahlenden Verse schreibt, nimmt er Teil an der Arbeit der Anatomen, die Schillers Knochen zusammensuchen, läßt eine Art von kleiner Kapelle zeichnen, in der er, neben der Fürstengruft, mit Schiller bestattet sein will, — doch noch unterschreibt er den Brief, der dies einem Freunde meldet: „Wirket, so lange es Tag ist!“

An Schiller mahnt ihn ein Rückblick auf das Theater, von einem Brand geweckt: genau 7 Jahre vor Goethes Tode brennt das Theater ab, in dem er zwei Jahrzehnte herrschte. Jahrelang war er nicht mehr hineingegangen, Drama und Schauspielkunst waren ihm so fremd geworden, daß er's in seiner klassischen Provinz der Wanderjahre sogar verbietet, um keinen Schüler zur Unwahrheit zu nötigen; alle Ausstattung hat ihn gedrückt, er mußte sich, wenn er denn einmal zusah, Oper und Kulisse „im Geist in die Zartheit Poussinscher Landschaften“ verwandeln.

Dennoch schrecken den Greis diese Flammen. Gleichnishaft sieht er zugrunde gehn, was er so lange hegte, und wundersam fühlt er sich ergriffen, als ihm ein paar halbverbrannte Blätter aus dem Schutte gebracht werden, auf denen er selbst einige Stellen des Tasso redigiert hat und worauf er noch lesen kann:

„Wenn ganz was Unerwartetes begegnet,  
wenn unser Blick was Ungeheures sieht,  
steht unser Geist auf eine Weile still . .“

Noch stärker vom Gefühl durchdrungen ist Goethes letzter Rückblick nach Italien. Entschlossen scheint er, jene zwei Reisejahre als Höhepunkt seines Lebens historisch zu machen, „ja, ich kann sagen, daß ich nur in Rom empfunden habe, was eigentlich ein Mensch sei. Zu dieser Höhe, zu diesem Glück der Empfindung bin ich später nie wieder gekommen. Ich bin, mit meinem Zustande in Rom verglichen, eigentlich nachher nie wieder froh geworden.“ Fühlt er, daß es nicht Rom allein, daß es vor allem Freiheit war, die diesen Zustand einzigartig machte? Gewiß ist, daß er sich jener Landschaft und Wärme noch im höchsten Alter verwandt weiß. In hohem Lobgesange schwärmt er nun durch Faustens Mund von Griechenland und meint zugleich Italien:

„Wir staunen drob; noch immer bleibt die Frage,  
ob's Götter, ob es Menschen sind.  
So war Apoll den Hirten zugestaltet,  
daß ihm der schönsten einer glich.  
Denn wo Natur im reinen Kreise waltet,  
ergreifen alle Welten sich.“

Mit 80 Jahren läßt er junge Akazien pflanzen, gepfropft mit herabhängenden Zweigen, weil sie ihn an Orangen erinnern; und sein ganzes nord-südliches Schweben scheint sich in der kleinen Bewegung zu verdichten, mit der dieser Greis dem Gärtner in Jena Körner zum Pflanzen gibt, die er vor 40 Jahren aus sizilischen Ähren zog. Hier — ruft nun Faust, in der zweiten Walpurgisnacht erwachend —:

„Hier, durch ein Wunder, hier in Griechenland!  
Ich fühlte gleich den Boden, wo ich stand;  
wie mich, den Schläfer, frisch ein Geist durchglühte,  
so steh' ich, ein Antäus an Gemüte.“

Solchem Rückblick ist der Vorblick des Greises auf sein Jahrhundert ganz analog: dem Besondern sieht er kritisch nach, das Allgemeine schaut er kritisch vor. Was sich an Tatkraft öffnet, muß den Uermüdlischen, was Völker verbindet, den Übernationalen reizen. Dampfschiffe und beschleunigte Posten begeistern ihn, den Versuch eines Telegraphen vervollständigt er, in den Wanderjahren, gleich dahin, Tag und Nacht den Lauf der Stunden überallhin zu drahten: denn für die Zeit als höchste Gabe Gottes fordert er größten Respekt. Von seinen Wanderern schickt er am Schlusse die meisten nach Amerika, dessen frische, damals naive Jugend er bewundert:

„Amerika, du hast es besser  
als unser Kontinent, der alte,  
hast keine verfallene Schlösser  
und keine Basalte . .

Benutzt die Gegenwart mit Glück!  
Und wenn nun eure Kinder dichten,  
bewahre sie ein gut Geschick  
vor Ritter-, Räuber- und Gespenster-Geschichten.“

Insoweit begrüßt er das 19. Jahrhundert, wie es aus romantischem Geiste zur wirkenden Tatkraft vorzuschreiten scheint.

Doch während er an völkerverbindenden und sozialistischen Gedanken das 20. vorwegzunehmen anfängt, warnt Goethe zugleich vor den Gefahren, die Zahl, Geld und Schnelligkeit, Maschine und Mechanisierung drohend bereiten. Er nennt es gern das veloziferische Jahrhundert, möchte in einer „so durchaus gemachten Zeit“ nicht jung sein, schilt Reichtum und Schnelligkeit als Verführer der heutigen Jugend und als Unterstützung des Mittelmäßigen: „Für das größte Unheil unserer Zeit, die nichts reif werden läßt, muß ich halten, daß man im nächsten Augenblick den vorhergehenden verspeist, den Tag im Tage vertut und so immer aus der Hand in den Mund lebt, ohne irgend etwas vor sich zu bringen. Haben wir doch schon Blätter für sämtliche Tageszeiten! . . . Dadurch wird alles, was ein jeder tut, treibt, dichtet, ja, was er vorhat, ins Öffentliche geschleppt. Niemand darf sich freuen oder leiden als zum Zeitvertreib der Übrigen; und so springt's von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Reich zu Reich, und zuletzt von Weltteil zu Weltteil, alles veloziferisch.“

In solchem Anblick muß er sich freilich vorzeitig erscheinen und beschließt ähnliche Klagen an Zelter mit den stolzen Propheten-Worten: „Laß uns so viel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen, wir werden mit vielleicht noch Wenigen die Letzten sein einer Epoche, die so bald nicht wiederkehrt.“ Immer gleichgültiger wird ihm das Ereignis des Tages, nur das Wichtigste läßt er sich noch erzählen, und als eines Morgens die ersten Nachrichten von der Pariser Juli-Revolution nach Weimar gelangen, Alles in Aufregung setzen und Soret zu Goethe eilt, um seine Meinung zu vernehmen, kommt ihm dieser in lebhaftester Bewegung entgegen:

„Nun, was sagen Sie zu dieser großen Begebenheit! Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen, alles steht in Flammen, und es ist nicht fern eine Verhandlung bei geschlossenen Türen!“

„Furchtbar — sagt Soret —, aber was ließ sich bei solchem Ministerium anderes erwarten!“

„Ministerium? — fragt Goethe. — Ich rede von dem großen Streit über die Urpflanze, der endlich zur Entscheidung kommt! Wissen Sie nicht, daß am 19., in der Pariser Akademie, Cuvier und Geoffroy St. Hilaire gegeneinander aufgetreten sind?“

Goethes riesenhafte Arbeit in den letzten acht Lebensjahren ist fast nur noch die eines Schriftstellers, als der er sich am Ende wieder fühlt. Bearbeitung des Fertigen, Vollendung des Angefangenen stellen nur einen Bruchteil dar. Aus Amt und Ruhm erwachsen ihm nicht mehr viel Pflichten, und was davon zu tun ist, geschieht in Form von Briefen. Mit den Gesprächen sind sie in dieser Epoche durchaus zu den Werken zu zählen: jährlich sind es 3—400.

Hier hält er es so wie mit den Besuchern: nur wer ihm Förderliches mitteilt, bekommt gleich seine Antwort. Dabei wird es ihm doch zuweilen schwerer als früher, er wünscht, sie möchten gleich nach dem Diktat abgehn, denn wenn er andern Tags die Reinschrift liest, so gefällt es ihm oft nicht mehr: dann läßt er sie wochenlang liegen. Am Ende des Bogens bricht er manchmal ab, mitten im Satz, ja im Wort, und schließt mit dem Versprechen der Fortsetzung, die dann nach Wochen beim selben Worte beginnt. So kann's geschehen, daß Goethe jemand bittet, ihm doch einen alten Freund zu versöhnen, von dem er den letzten, vor 23 Jahren empfangenen Brief beim Ordnen soeben unerledigt gefunden habe!

Denn an rein geschäftliche Briefe mag er sich nicht gewöhnen. Im Anblick eines Kirchenfürsten, der ihm einst seine leeren, bedeutend scheinenden Antworten lächelnd vorzeigte, hat er sich zugeschworen, dergleichen nie zu tun, und so bleibt, trotz aller Pedanterie, vieles liegen, aber nichts wird formularisch erledigt. Für wichtige Briefe, die manchmal viele Druckseiten füllen, holt er sogar Riemers grammatisch-rhetorischen Rat ein, denn weder Interpunktion noch eigentliche Orthographie hat Goethe je ganz beherrschen gelernt; auch schreibt er, wenn er einmal selbst die Feder eintaucht, in der Rechtschreibung des Rokoko.

Die Unterschrift wird steif, es gibt sogar „hochachtungsvoll ergebenst“, am Schlusse steht, auch an gute Bekannte, fast immer der volle Name. Aber für die wenigen Freunde findet sich doch meist noch ein besonderer Aufschwung am Ende; es lautet nicht mehr „Liebe mich“, es klingt so allgemein, wie er fühlt: „Und so fortan“ oder „for ever and ever“; ganz selten schließt er mit dem Anruf eines Jünglings: „Nachsicht! Anteil! Wohlwollen!“

Durch alle Gebiete des Wissens streifen diese Briefe, und hält man sie mit Studien und Aufsätzen zusammen, die auch jetzt wieder neue Bände zur Kunst- und Naturwissenschaft füllen, so erscheint Goethe am Ende wie ein Komponist, der im Alter in wohlgelaunter Abendstunde über die Themen seiner Werke am Klavier phantasiert.

Während er Scott, Manzoni, Victor Hugo in den Originalen liest; während er Studien über die Molltonleiter macht und sie wie ein Jüngling versiegelt, bis Zelter ihm die seinigen schickt, um sie dann zu vergleichen; während er zugleich täglich im Durchschnitt einen Oktavband durchliest — schreibt er über serbische Volksdichtung, fragt, an wel-



cher Stelle Vitruv sich über Wandverzierungen beschwere, streitet über den Kopf des Antinous von Mondragone, über den Unterschied der Form des Heiligenscheines auf den Wandgemälden von Pompeji und in den Katakomben, berichtet auf Anfrage über die Gesteinsart, auf die ein altrömisches Kastell in Böhmen aufgebaut ist, und findet, nach einem Besuch aus Jamaika, seine Kenntnisse von dieser Insel „angenehm aufgefrischt“. Zugleich schreibt er über Wassernüsse, Mangosamen, baltische Pflanzen, über mexikanische Bergwerke, Helgoländer Granit und Stearinsäure, über den Ruß der Pflanzen, den Schleim der Irrlichter und die Eingeweide des Känguruh.

Die Dichtung selbst wird am Ende von Goethe wieder in ihren drei Hauptformen angefaßt: Gedichte, Wanderjahre und der zweite Faust sind die letzten Denksteine des 80jährigen Dichters.

Reife Weisheit fordert vor allem die Form des Spruches, und so bilden Hunderte von Zahmen Xenien ein Hauptwerk des letzten Jahrzehntes. In dieser ihm bequemen Form räsoniert er über Gott, Gemüt und Welt, über Kunst und Politik, über Feinde, Werke und Generationen. Ihnen reihen sich wieder Hunderte von kleinen Sprüchen an, die er an Personen richtet, und mit gewisser Wunderlichkeit auch an Gegenstände, die ihn umgeben: Teppiche, Bilder macht er immer wieder zu Motiven neuer Verse.

Ganz selten schimmert zwischen diesen Fackeln des Geistes das stille Planetenlicht eines lyrischen Gedichtes, beinahe fehlt es ganz. Nur ein einziges Mal — wenigstens bis zum 80. Jahre — erscheint wie durch ein Wunder solch ein Stern, den höchsten Schöpfungen seiner Gedichte ebenbürtig, und am Ende klingt das altmodische „Luna“ noch einmal auf, als winkte der uralte Dichter am Ende seinem Anfang zu:

„Dämmerung senkte sich von oben,  
schon ist alle Nähe fern;  
doch zuerst emporgehoben  
holden Lichts der Abendstern!  
Alles schwankt ins Ungewisse;  
Nebel schleichen in die Höh',  
schwarzvertiefte Finsternisse  
widerspiegelnd ruht der See.  
Nun im östlichen Bereiche  
ahn' ich Mondenglanz und -Glut,  
schlanker Weiden Haargezweige  
scherzen auf der nächsten Flut.  
Durch bewegter Schatten Spiele  
zittert Lunas Zauberschein,  
und durchs Auge schleicht die Kühle  
sänftigend ins Herz hinein.“

Doch auch viele Dinge aus dem zweiten Faust möchte man zu seinen letzten Gedichten zählen, Chöre der Gärtnerinnen, Nymphen, Nereiden, Euphorions Wechselgesänge, Lynkeus' erste Rede, am Schlusse die Hymnen.

Dagegen zeigen die beiden letzten Bände von Wilhelm Meisters Wanderjahren alle Wunderlichkeiten des Alters. Tiefste Prophetie über soziale und pädagogische Fragen, Goldregen von Spruchweisheiten sind hier mitten in Handlungen gefallen, die entweder zu langweilig sind oder zu verworren, um an sich zu fesseln. Geschichten werden eingeflochten, aus deren Rahmen die Gestalten in das Durcheinander der Romanfiguren treten, Handlung setzt an und verrinnt, Szenen werden auf-, aber nicht abgebaut, und mehr Wahrheit, als ihm lieb ist, steckt in dem anmutigen Worte des Dichters, er habe diese höchst verschiedenen Kapitel als unerzogene Kinder anzusehen, mit denen man sich liebend umgibt, um sie heranzubilden.

Der Verleger, der auf diese Bände tatsächlich wartet, um sie in die Ausgabe letzter Hand einzureihen, hat uns im Grunde die kostbarsten Stücke verschafft, denn als sich zeigte, daß der auf 3 Bände veranschlagte Roman infolge ungewöhnlich weiter Handschrift des Abschreibers nur 2 zu füllen vermochte, wurde Eckermann von Goethe beauftragt, aus seinen bisher nicht ausgebeuteten Vorräten von Maximen die Bände aufzufüllen —: so entstanden die „Betrachtungen im Sinne der Wanderer“ und „Makariens Archiv“.

Liest man neben diesem Roman die vollkommene „Novelle“, die gleichzeitig entstand — ihr Motiv war 30 Jahre vorher nur durch glückliche Zufälle dem Hexameter entschlüpft —, so zeigt sich, daß nicht etwa schwindende Gestaltungskraft der tiefste Grund für diese Dekomposition der Wanderjahre ist.

Vielmehr hat Goethe dies Werk als die große Speisekammer seines Alters betrachtet und Dinge hineingepreßt, die sonst in Zeitschriften oder Briefen organisch unterkamen. Mitten im Getriebe des Romanes scheint sich der Autor privatim wegen gewisser Urteile zu rechtfertigen, plötzlich folgen junge Künstler Mignons Spuren, als ob sie die Lehrjahre gelesen hätten — doch plötzlich ergreift uns wieder ein solcher Kapitel-Anfang des Greises: „Unter den Papieren, die uns zur Redaktion vorliegen, finden wir einen Schwank, den wir ohne weitere Vorbereitung hier einschalten, weil unsre Angelegenheiten immer ernsthafter werden und wir für dergleichen Unregelmäßigkeiten fernerhin keine Stelle finden möchten.“

Und wiederum plötzlich bricht das Ganze mit einem kurzen Kapitel so herrlich ab, daß man sich fragt, ob dies nicht heimliche Verse sind. Am Schlusse aber steht in einer vielsagenden Klammer, wie ein unbeugsamer Gruß: „Ist fortzusetzen.“

Vor einer solchen Klammer am Ende fürchtet sich Goethe beim Faust. Zwar, das Motiv zum Meister lebt fast so lange in ihm wie das zum Faust, doch er fühlt: jenes ist mehr ein Spiel, dieses ein Gleichnis; und darum wendet er die letzte, höchste Kraft an dies Gedicht, das ihm vor beinahe 60 Jahren aufgestiegen.

„In goldnen Frühlings-Sonnen-Stunden  
lag ich gebunden  
an dies Gesicht.  
In holder Dunkelheit der Sinnen  
konnt' ich wohl diesen Traum beginnen —  
vollenden nicht.“

Je mehr er fühlt, daß hier allein sein Hauptwerk möglich wird, umso heftiger wünscht er's dem Zustand eines Fragmentes zu entreißen, als welches er den ersten Teil durchaus begreifen muß — und doch ist's, als fürchtete er diese Handschrift. Wenn er vor 30 Jahren, unter Schillers Einfluß, versuchte darin fortzufahren, nach wenigen Schritten aber anhielt: jetzt traut er sich nicht einmal an den Versuch. Es ist, als wartete der Genius auf einen Anstoß von außen, der ihm die alte starre Masse noch Einmal in Bewegung setze.

Da stirbt Lord Byron.

Goethe, ohnehin vom griechischen Feldzuge des Dichters entflammt, gerät in neue Erregung über diese ihm einfach inkommensurable Gestalt und fällt, zwischen Kritik und Hingabe, in ein Netz von Widersprüchen. Über niemand hat er im Alter so viel gesprochen und wohl auch nachgedacht — Schiller ausgenommen — wie über Napoleon und Byron: mit Beiden wird er nicht fertig, und zwar spricht er selten über ihre Taten und Werke, meist über ihre Gestalt und Bahn. Schon vor Byrons Tode hat er die wahren Motive der Verzweiflung in dessen griechischer Fahrt erkannt, die er zuerst rein heroisch ansah, hat sie sogar als Zeitvertreib bezeichnet, da sich ein Genie nach solchen Werken notwendig ennuyieren müsse; und als er seinen Tod erfährt, erschrickt er nicht, sondern erklärt ihn als rechtzeitig für ihn und für die Dichtkunst.

Doch tot wie lebend läßt ihn die Gestalt nicht schlafen: zu tief hat er in ihr die andre Möglichkeit des Dichterlebens erspürt, die ihm sein erwähltes Schicksal versperrte. Nach ein paar Monaten sieht er Byron wieder leuchtend und ohne Fehl, einen „neuen Lykurg oder Solon“, wenn er gelebt hätte, und schließt ein Gedicht auf seinen Tod mit den heftigen Worten:

„Laßt ihn der Historia,  
bändigt euer Sehnen!  
Ewig bleibt ihm Gloria,  
bleiben uns die Tränen.“

Bald darauf tadelt er wieder die Zügellosigkeit, an der Byron zugrunde gegangen sei; zugleich liest er englische Schriften über den griechischen Krieg und Byrons Ende.

Um diese Zeit, ein Jahr nach dem Tode, spricht er einmal im Februar den ganzen Abend über den abenteuernden Dichter. Nun wirft er die Schuld am Ende auf den hohen Stand, flicht Anekdoten ein und ist über ihn „unerschöpflich“.

Und in denselben Februar-Tagen löst Goethe, im 76. Lebensjahre, die Schnur wieder auf, mit der er seine Faust-Handschrift im 52. verknötet hatte. Durch Byron ist ihm jene Helena, die er vor beinahe 30 Jahren entworfen und mit ein paar hundert Versen begonnen hatte, auf einmal wieder lebendig geworden — und dies, daß er die Geister wieder rief, war Wunsch und Mittel seines Genius, ihm nun, mit einem Schlage, das ganze Werk auf einmal zu beleben! Er hatte — sagt er später — der Helena einen ganz anderen Schluß zugedacht, aber „dann brachte mir die Zeit dieses mit Lord Byron und Missolonghi, und ich ließ gern alles Übrige fahren . . Und dann, Byron ist nicht antik und nicht romantisch, sondern er ist wie der gegenwärtige Tag selbst: einen solchen mußte ich haben. Übrigens paßte er ganz wegen seines unbefriedigten Naturells und seiner kriegerischen Tendenz.“

Von Byron sprach Goethe — so berichtet ein Besucher — fast wie ein Vater von dem Sohn. Jetzt macht er ihn dazu: er wird Euphorion, Faustens Sohn mit Helena. Das ist die höchste Stelle, die Goethe zu vergeben hat. Es ist der einzige Weg für Goethe, mit der Erscheinung fertig zu werden. Mag man im Euphorion romantisches und klassisches Wesen vereinigt finden, so weisen Zeichen doch weiter hinaus:

„Nackt, ein Genius ohne Flügel,  
faunenartig ohne Tierheit,  
springt er auf den festen Boden . .“

Und wie ihn die Eltern mahnen, nur zu springen, nicht zu fliegen, da lacht der Knabe:

„Das leicht Errungene,  
das widert mir,  
nur das Erzwungene  
ergetzt mich schier . .  
Immer höher muß ich steigen,  
immer weiter muß ich schaun! . .“

und fliegt zum Kampfe, fällt und stirbt, wie Byron.

Noch deutlicher spricht Goethe als Plutus-Faust zu Byron als dem Wagenlenker im ersten Akte — beneidenswertester Nachruf, den je ein Dichter fand!

„Wenn's nötig ist, daß ich dir Zeugnis leiste,  
so sag' ich gern: Bist Geist von meinem Geiste.  
Du handelst stets nach meinem Sinn,  
bist reicher, als ich selber bin . .  
Ein wahres Wort verkünd' ich allen:  
mein lieber Sohn, an dir hab' ich Gefallen.“

Mit diesem Wort hatte Goethe in seinem Leben nur noch einmal einen Menschen geadelt: — das war der Landwirt Batty, von dem er als 30jähriger Ökonomie gelernt hat. Der Knabe Byron aber darf Goethen erwidern:

„So acht' ich mich als werten Abgesandten,  
so lieb' ich dich als nächsten Anverwandten.  
Wo du verweilst, ist Fülle. Wo ich bin,  
fühlt jeder sich im herrlichsten Gewinn . .  
Bin der Poet, der sich vollendet,  
wenn er sein eigenst Gut verschwendet.“

Von Trojas Untergang bis zur Einnahme von Missolonghi, sagt Goethe, reicht jetzt der zweite Faust, — und doch, während er scherzen kann: „Es wäre doch zu toll, wenn ich's erlebte!“ weicht nicht das unheimliche Gefühl von ihm, er könnte ihn nicht vollenden. Als er aufs neue an die Arbeit geht, schreibt er zuerst den lange entworfenen Schluß nieder, sodann die Helena, bisher nur Zwischenspiel. Eine Ankündigung dieser Helena, in der er dann sein Geheimnis lüften und die Übergänge klar legen wollte, hält er im letzten Augenblick zurück und läßt diesen Teil selbständig, als Überraschung, in der ersten Lieferung seiner Werke erscheinen. Mit jenen hohen Bäumen am alten Garten- hause vergleicht er dies Stück Dichtung, die von ihm, später als die Konzeption des Faust, gepflanzt, nun wie unwirklich ihre Schatten auf ihn werfen: denn tatsächlich liegt Helena, die ja schon im Puppenspiel und Volksdrama vom Doktor Faust erscheint, durchaus in der Linie der ersten Erfindung; wie auch die eine oder andere Lösung der Wette zwischen Faust und Mephisto am Schlusse.

Der Beifall, den das Bruchstück findet, erfrischt den 78jährigen, mit viel Verständnis nicht verwöhnten Dichter so sehr, daß er nun in dem Werke vor- und rückwärts langsam weiterwandert. Nach seiner Art läßt er das Fertige heften, das Fehlende mit Papier durchschießen, um sich sinnlich zur Vollendung anzureizen. Jetzt zum ersten Male gilt ihm Sommer und Winter gleich, unermüdet schreibt er am vierten und ersten Akte — aber nun muß er klagen, daß er, gegen 80, nicht mehr aus solcher Fülle schaffen könne wie vor 50 Jahren und wie zur Diwan- Zeit: jetzt „kann ich nur in den frühen Stunden des Tages arbeiten, wo ich mich vom Schlaf erquickt fühle und die Fratzen des täglichen Le-

bens mich noch nicht verwirrt haben. Und doch, was ist es, das ich ausführe! Im allerglücklichsten Fall eine geschriebene Seite, in der Regel aber nur so viel, als man auf den Raum einer Handbreite schreiben könnte, und oft, bei unproduktiver Stimmung, noch weniger.“ Und wieder wünscht er sich — wie vor 30 Jahren beim Tell — gewaltsam auf eine Burg gebracht zu werden: dann wollte er mit Faust in einem Vierteljahre fertig sein!

Neben allem andern ist dieser zweite Faust Theaterstück von stärkerer Wirkung als alles, was Goethe nach den Jugenddramen geschrieben hat. Das hat er gewußt und gewollt und wiederholt den Schluß als Oper bezeichnet. Auch als ästhetisches Vermächtnis ist er wichtig, über die Form des Dramas, mit dem sich Goethe freund-feindlich ein Leben lang herumschlug, ohne es zu vollenden.

Denn keineswegs ist er anfangs Dramatiker, später Epiker, am Ende Lyriker gewesen: Diwan und zweiter Faust erweisen vielmehr die große Kurve, in der er am Ende wieder über seinen Anfängen zu schweben scheint. Nachdem er jahrzehntelang das Theater verachtet und seine eigenen dramatischen Versuche bewußt von ihm abgelöst hat, erklärt er im 80. Jahre, er wolle ein heiteres und ein tragisches Stück, jedes in 8 Tagen, diktieren, wenn ein paar tüchtige Schauspieler in Weimar blieben, „denn ein Stück auf dem Papiere ist garnichts. Der Dichter muß die Mittel kennen, mit denen er wirken will, und er muß seine Rollen den Figuren auf den Leib schreiben, die sie spielen sollen.“ Das aber hat grade Goethe nie getan, und selbst bei der einzigen scheinbaren Ausnahme, bei Iphigenie, läßt sich nicht sicher sagen, wie weit er sie der schönen Corona vor- oder nachgezeichnet hat.

Eine tragische Wendung seines Lebens, die jetzt am Ende in verschiedenen Formen deutlich wird, tritt hier an der ästhetischen zutage. In Tasso und Iphigenie, sagt er nun, konnte er mit jugendlicher Sinnlichkeit das Ideelle des Stoffes durchdringen, jetzt wähle er lieber Stoffe, die — wie die bunte Welt des zweiten Faust — eine gewisse Sinnlichkeit schon in sich tragen, und wiederholt bedauert er jetzt, in seinen zwanziger Jahren nicht ein halbes Dutzend Stücke wie Clavigo geschrieben zu haben. Denn erst spät — und für sein Glück zu spät! — erkennt Goethe, wie sich die Fülle seiner Jugend hätte steigern, ausbeuten, auskosten lassen; wie Schwere und Schwermut, Dumpfheit und Dämonie ihn auch als Dichter um den Augenblick betrogen haben, der doch nie wiederkehrte. Vom Erkennen der rechten Kriegführung spricht er nun, die einem erst nach beendetem Feldzug aufgehe.

Jetzt erst, am Ende, kehrt Goethe zur unbedingten Anbetung des unbewußten, unschuldig-nachtwandlerischen Schaffens zurück, aus dem er sich in Klarheit und Bewußtsein, in Licht und Bildung retten mußte, „um nur zu leben“! Nachdem er so lange um Helle und Heiterkeit auch

für die musische Stimmung gekämpft und gar oft im Verfolg mancher Theorien die Poesie kommandiert hat, preist Goethe am Ende das dunkel-dichterisch Erfühlte, die Gunst der Stunde, lehnt alles Suchen nach der „Idee“ im Faust, im Tasso ab, wünscht dabei volle Sinnlichkeit und scheint diese Synthese, die er tatsächlich nur zuletzt, nämlich im zweiten Faust erreicht, mit den Worten zu umschreiben, die er grade auf dieses opernartige Stück braucht: „Je inkommensurabler und mit dem Verstand unfäßlicher eine Dichtung, desto besser!“

Schon hierin, wie in der Verehrung von Byrons Dichtung oder in dem Wunsche, Faust im Charakter des Don Juan komponiert zu hören, zeigt sich, wie weit von absoluter Harmonie Goethes letzte Ästhetik sich entfernt. Auch widersprüche solche seiner letzten Natur-Anschauung, nach der er sie doch immer wieder bildet: „Ich glaube keineswegs, . . daß die Natur in allen ihren Äußerungen schön sei. Ihre Intention ist zwar immer gut, aber die Bedingungen sind es nicht, die dazu gehören, sie stets vollkommen zur Erscheinung gelangen zu lassen.“ In großer Ferne schweben ihm nun Mozart und Raffael, die er, weniger als unerreichbare Meister, mehr als ewig fremde Gestirne, um eine andre Sonne ferne kreisen fühlt. Seine Muster sind sie nicht mehr.

Der aber, dem Goethe, seit dem Götz, das heißt seit beinah 60 Jahren, mit seinen hochstilisierten Dramen nichts mehr zu danken hat: Shakespeare gilt ihm zuletzt als einziger Lehrer, und wenn er sich ihm immer wieder unterordnet, so tut er's mehr unter den Menschen-Umfasser als unter den Menschen-Gestalter: es ist Shakespeares greifender Blick, den er bewundert, und dicht dabei der seiner Vettern, Calderon und Molière.

Unerschüttert ragen auf der andern Seite vor seinem Blicke die Götterbilder Griechenlands — doch wie lange versucht er schon nicht mehr sie nachzuahmen oder ihre Dichter fortzusetzen! Einen geflochtenen Binsenkorb, den er aus Böhmen mitbrachte, um Brot und Früchte auf Wagenfahrten drin mitzunehmen, zweihenkelig, flach zusammenzulegen: den nennt er antik, weil er zweckmäßig und vernünftig, zugleich einfach und gefällig sei, „so daß man sagen kann, er steht auf dem höchsten Punkte der Vollendung“.

Denn, wie wir nun zum letzten Male das ganze, schwer enträtselbare Bild seiner Seele betrachten, so ist's nichts weniger als Harmonie, was aus den Zügen des sich Vollendenden aufsteigt. Fern ist der älteste Goethe vom heitern Gleichmaß aus den Jahren des Diwan, fern von der tätigen Enge der Schiller-Zeit, fern vom unmusischen Bestreben im Nächsten zu wirken wie in den ersten Weimaraner Epochen, fern von dem liebenden Drange des Jünglings, nur das gestaltlos Brausende der eigenen Seele zu gestalten. Weder liebend noch heiter, weder still schauend noch weise vergebend ist dieser Goethe des letzten Jahrzehns

tes, Zeus und Apollon gleicherweise fremd: ein kämpfender Jüngling, ein rastloser Mann, ein entsagender Greis steht nun vor uns, der aber nur noch dichtend, schreibend — und der doch nur noch allgemein wirken will. Nur auf behutsamen Wegen ist der organische Zusammenhang von Kräften und Gegenkräften noch einmal zu entwirren.

Tatkraft ist das Erste. 20 Jahre hat Faust in ihm geschlafen, und als er ihn im Anfang des zweiten Teils von Geistern wecken läßt, springt der Erquickte mit dem ersten Wort empor: „Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig!“ Mit diesem Wort scheint Goethes letzte Epoche gleichnishaft anzuheben, denn ob er auch ein Leben lang tätig war, so ist es um die 30 eine weltliche, um 40 und 70 eine mehr zuwartende, um 50 eine vielseitige — doch nur um 60 eine so reine, kühne Dichterkraft gewesen, wie sie nun am Ende wieder aus ihm bricht.

So viele Gestalten und Ideen, die alle leben wollen, entfesselt allein das Faustwerk in seiner Seele, daß dieser 80jährige dem halb so alten Carlyle seine Sammlung und Stille mit Recht beneiden und dagegen sein eigenes, äußerlich fast unbewegtes Leben als einen „wahren Hexen-Tumultkreis“ bezeichnen kann. Wie ein Jüngling wirft sich Goethe aufs neue in die Vollendung seiner Werke, denn als ein Greis fühlt er den Tod mit jedem neuen Tage nahn. Für diesen letzten Aufschwung seiner Tatkraft ist nicht nur, was entsteht, ein Zeuge, auch was er Herrliches darüber demütig-stolz den nächsten Freunden vertraut:

„Jeder Morgen ruft uns zu, das Gehörige zu tun und das Mögliche zu erwarten . . Da mich Gott und seine Natur so viele Jahre mir selbst gelassen haben, so weiß ich nichts Besseres zu tun, als meine dankbare Anerkennung durch jugendliche Tätigkeit auszudrücken. Ich will des mir gegönnten Glückes . . mich würdig erzeigen, und ich verwende Tag und Nacht auf Denken und Tun, wie und damit es möglich sei. Tag und Nacht ist keine Phrase, denn gar manche nächtliche Stunde, die dem Schicksale meines Alters gemäß ich schlaflos zubringe, widme ich nicht Sagen und allgemeinen Gedanken, sondern ich betrachte genau, was den nächsten Tag zu tun . . Und so tu' ich vielleicht mehr und vollende sinnig in zugemessenen Tagen, was man zu einer Zeit versäumt, wo man das Recht hat zu glauben und zu wähnen, es gebe noch Wiedermorgen und Immermorgen.“ Und als er im Stammbuch seines Enkels einen sentimental Satz über das Leben liest, das in Minuten von Lächeln, Seufzen und Leiden zerfalle, da greift er zur Feder und mahnt den Knaben:

„Ihrer sechzig hat die Stunde,  
über tausend hat der Tag.  
Söhnchen, werde dir die Kunde,  
was man alles leisten mag!“

So eingepanzert sitzt noch der Alte in Tätigkeiten, daß er sich einmal die „beiden größten Fehler“, Versäumen und Übereilen vorwerfen, ein andermal seinen Brief mit den Worten schließen kann: „Beschäftigt bis



zum Irrewerden.“ Jetzt findet er auch das Stichwort von der „Forderung des Tages“, das seit 50 Jahren die Form seines Wirkens bezeichnen könnte, und jetzt erst faßt er die ganze Frage, wie Forschen und Leben abzustimmen sei, entschlossen in dem großartigen Satze zusammen: „Die größte Kunst im Lehr- und Welt-Leben besteht darin, das Problem in ein Postulat zu verwandeln: damit kommt man durch.“ Wann hat ein Mann der Tat in der Mitte des Lebens kräftiger zugefaßt als dieser greise Dichter mit so granitnem Satze!

Als Schriftsteller entwickelt und bezeichnet er sich am Ende ganz. Sein großer Versuch, sich tätig in die Welt zu wagen, der doch im höchsten Sinn unfruchtbar enden mußte; sein höchst fruchtbarer Versuch, sich Stücke der Natur forschend zu erschließen, den er am Ende nur noch selten mit Hingabe an das Einzelne erneut; endlich was ihn an Theorie und Praxis in der ebenso tätigen Schillerzeit zerstreute: fast all dies wird nun vom Arbeitstisch entfernt, wo einzig sein innerstes Werk der Vollendung entgegenblüht.

Mit solchem männlich festen Blicke, positiv und ohne Entsagung, schaut der älteste Goethe auf Eros.

„Und ringsum ist alles vom Feuer umronnen;  
so herrsche denn Eros, der alles begonnen!“

Mit dem gewaltigen Chor der Sirenen senkt sich die große Cäsar in den zweiten Faust, und hier dröhnt das hallende Urwort seines Lebens noch einmal auf. Doch auch in bürgerlichen Gedanken fegt er entschlossen alles fort, was Herkommen und Vorurteil an die Genüsse der Liebe hängen, und formt zweimal diese libertine Strophe:

„Betrogen bist du zum Erbarmen,  
nun läßt sie dich allein!  
Und war es nur ein Schein, —  
sie lag in meinen Armen.  
War sie drum weniger mein?“

Alles muß jetzt, auch Eros, nur noch dem einen Zwecke dienen: seine Fähigkeiten zu steigern; ein Wort, das in den letzten Jahren immer wiederkehrt.

Nur noch gesund, sinnlich, natürlich läßt er Eros erscheinen, nennt die Ehe, die man um der Ordnung willen schützen müsse, „eigentlich unnatürlich“, spottet in Bewunderung einer Danae über die Heutigen, denen jede Heilige Familie gefalle. Jetzt schilt er, endlich, auf seine letzte Bearbeitung des Götz, d. h. er vermißt darin Adelheids Leidenschaft, die den Urgötz hinreißend machte. Faust läßt er am Peneios an „gesunden, jungen Frauengliedern“ sich entzücken, in den letzten Xenien braucht er

eine Menge von Kraftworten, die der Druck nur durch Punkte wiedergeben kann, und führt eines Tages sogar diesen trockenen Dialog mit sich:

„Wie bist du so ausgeartet?  
Sonst warst du am Abend so herrlich und hehr! —  
Wenn man kein Schätzchen erwartet,  
gibt's keine Nacht mehr.“

In solcher Erkenntnis versucht er nirgends mehr die Liebe zu schildern, und ergreifend umgeht der Meister der Liebesszenen am Ende in den Wanderjahren eine solche, aus Furcht, „hier möchte uns die jugendliche Glut ermangeln“.

Den neuen Faust führt er, als einen Liebenden, auf kalte Art mit Helena zusammen. Kann er's aber ins Allgemeine wenden, so baut der alte, noch immer übersinnliche Freier die ganze Skala des Eros auf:

Mephisto (zu den Engeln):

„Es ist mir so behaglich, so natürlich,  
als hätt' ich euch schon tausendmal gesehn,  
so heimlich-kätzchenhaft begierlich,  
mit jedem Blick aufs neue schöner schön . .  
Doch möcht' ich euch nur einmal lächeln sehn!  
Das wäre mir ein ewiges Entzücken.  
Ich meine so, wie wenn Verliebte blicken:  
ein kleiner Zug am Mund, so ist's getan . .“

Doch dicht daneben: Pater Ecstaticus:

„Ewiger Wonnebrand,  
glühendes Liebeband,  
siedender Schmerz der Brust,  
schäumende Gotteslust.  
Pfeile, durchdringet mich,  
Lanzen, bezwinget mich,  
Keulen, zerschmettert mich,  
Blitze, durchwettert mich!“

Und wiederum dicht darauf: Pater Profundus:

„Verquält in stumpfer Sinne Schranken,  
scharfangeschloßnem Kettenschmerz —  
o Gott, beschwichtige die Gedanken,  
erleuchte mein bedürftig Herz!“

Zum Schutze der Tatkraft baut Goethe seine praktische Hygiene, die er vor 60 Jahren begonnen, jetzt, da sich alles um seine Arbeit dreht, vollends zum System aus. Was produktiv macht, wird gepflegt; was hemmt,

wird ferngehalten. Auf Bücher: „Das Büchlein wird schwerlich meine Grenzwachen überlisten.“ Oder auf Menschen: „Alte Freunde muß man nicht wiedersehen . . Wem es Ernst ist um seine innere Kultur, der hüte sich davor, denn der Mißklang kann nur störend wirken, und man trübt sich das Bild des frühern Verhältnisses.“ Oder auf eigene Werke: „Wie wollte ich mir — so lehnt er die Anregung ab, die Natürliche Tochter zu vollenden — das Ungeheure, was da grade bevorsteht, wieder ins Gedächtnis rufen?“ Oder zur Erhaltung der Freunde: er gehe nicht zu seinen Rezitationen, erklärt er dem Dichter Holtei, denn wenn sie ihm mißfielen, so gäb' es einen Mißton, würde er aber von Holteis neuer Art überzeugt, so müßte er aufs neue darüber nachdenken, „und das würde mich stören, denn wir haben noch viel zu tun“.

Unheil zu sehn oder zu besprechen, lehnt er ab. Als das alte Theater niederbrennt, hält er sich alle Menschen vom Leibe, deren unfruchtbare Klagen ihm unerträglich wären, und befaßt sich sofort mit Plänen zum Neubau! Als Ottilie, vom Pferde gestürzt, ins Haus getragen wird, sucht er sie nicht auf, bis ihr zerschundenes Gesicht geheilt ist. Als man ihm einen guten Bekannten beschreiben will, der beide Beine gebrochen hat, ruft er: „Verderben Sie mir nicht die Phantasie! Er steht in seiner vollen Kraft und Tätigkeit vor mir!“ Als ein alter Schauspieler stirbt, läßt Goethe dessen Sohn zu sich bitten, kommt ins Zimmer, sagt: „Ich habe einen alten Getreuen, du hast einen trefflichen Vater verloren. Genug!“, drückt ihm die Hand, verschwindet wieder. Als Zelter, dessen Stiefsohn sich einst umbrachte, nun wieder einen Sohn verliert, dreht Goethe sogar dies noch auf die positive Seite: „Ein gleiches Unheil schloß uns aufs engste zusammen . . Gegenwärtiges Unglück läßt uns, wie wir sind, und das ist schon viel.“

Aus Tatkraft und aus Auflösung des Persönlichen erbaut sich Goethes letzte politische Stellung. Immer deutlicher erweist und entwickelt sich am Ende sein konservatorischer Geist, als Bekenntnis nicht nur zur Ordnung, sondern vor allem zur Macht. Hat er in ersten Mannesjahren sich zu freieren Formen der Staatsführung bekannt, dann jene große Doppelstellung für und gegen die Revolution eingenommen, später aus Menschenfeindschaft und Erfahrung gegen Volksvertretungen gesprochen: jetzt, fern vom Getriebe, verallgemeinert er auch dies zur schicksalsvollen Gegenwart, und er, der im Advokatensohne den Kaiser verehrte, weil er sich solcher Legitimität erdreistet hatte, verehrt nun am Ende jegliche Macht, mag sie von Gott, von Vätern oder von sich selbst gesetzt sein.

Als man auf Wellingtons Diktatur schilt, verteidigt der 80jährige Goethe diesen Mann, der doch Napoleon und Indien besiegt habe, mit der klaren Begründung: „Wer die höchste Gewalt besitzt, hat Recht. Ehrfurchtsvoll muß man sich vor ihm beugen.“ Ein andermal sagt er den Fall des Griechenführers Capo d'Istria voraus, weil dieser nicht Soldat sei:

nie habe sich ein Politiker Feldherrn und Heere unterworfen, „mit dem Säbel in der Faust, an der Spitze einer Armee mag man befehlen und Gesetze geben, und man kann sicher sein, daß man gehorcht werde“. Zu solchen Maximen hat ihn nicht erst Napoleons Anblick gebracht, vielmehr Napoleon hat solche erst in ihm aus moralisch-dynastischen Vorurteilen gelöst.

Jetzt fühlt er sich durch die Geschichte seiner Zeit berechtigt, nach eigenem, antikisch-amoralischem Empfinden für Menschen und Taten einzutreten, die nur der Erfolg stützt. „Welches Recht wir zum Regimente haben — heißt es ganz allgemein in den Maximen der Wanderjahre — danach fragen wir nicht: wir regieren. Ob das Volk ein Recht habe, uns abzusetzen, darum bekümmern wir uns nicht; wir hüten uns nur, daß es nicht in Versuchung komme, es zu tun.“ Nirgends wird, in ähnlichen Sätzen, etwa nur der geborene Fürst bezeichnet oder gemeint.

Ein preußenfeindliches Buch über Polens Untergang wird verboten, man schilt darüber, Goethe tritt für das Verbot ein: „Preußens frühere Handlungsweise gegen Polen jetzt wieder aufzudecken und in übles Licht zu stellen, kann nur schaden, nur aufreizen. Ich stelle mich höher als die gewöhnlichen platten, moralischen Politiker, ich spreche es geradezu aus: kein König hält Wort, kann es nicht halten, muß stets den gebieterischen Umständen nachgeben. Die Polen wären doch untergegangen, mußten nach ihrer ganzen verwirrten Sinnesweise untergehen. Sollte Preußen mit leeren Händen dabei ausgehen, während Rußland und Österreich zugriffen? Für uns arme Philister ist die entgegengesetzte Handlungsweise Pflicht, nicht für die Mächtigen der Erde!“ Vergebens sucht der Kanzler diese Anschauung zu bekämpfen. Hier ist Goethes realpolitisches Vermächtnis, zwei Monate vor seinem Tode leidenschaftlich ausgesprochen.

Und doch ist damals keiner, der vom 20. Jahrhundert stärkere Visionen hat als der älteste Goethe. Weltbund nach außen, nach innen soziale Kooperation sind seine letzten politischen Hoffnungen. Auch diesmal beginnen seine Gedanken literarisch, er vergleicht etwa, wie man seine Helena in Moskau, Paris und Edinburg beurteilt, aber er deutet sich's als Zeichen fremden Interesses an deutscher Kultur. „Alle Nationen schauen sich nach uns um . . Wir haben im literarischen Sinne sehr viel vor anderen Nationen voraus, sie werden uns immer mehr schätzen lernen, und wär' es auch nur, daß sie von uns borgten . . Da man mit uns und unseren treuen Bemühungen mehr und mehr bekannt geworden . . (In solchem Sinne) muß das Deutsche sich nach und nach zur Weltsprache erheben.“

Auf dieser „Weltliteratur“ baut er im Geiste politisch weiter: der freie Handel der Begriffe und Gefühle steigere den Reichtum und das allgemeine Wohlbefinden der Menschen nicht weniger als der Verkehr in Produkten; nur fehlte es bisher an festen Gesetzen und Grundlagen, die doch im Privatverkehr unzählige Differenzen mildern und in ein mehr oder weniger harmonisches Ganze zu verschmelzen vermögen. Prophetisch zeigt

er hier, sogar mit den Worten, die heute wieder üblich werden, den Weg zum Bunde der Völker an, und nachdem er überdies den Nationalhaß als Symptom unterster Kultur bezeichnet hat, meint er sich selbst, wenn er von einer Stufe spricht, wo dieser „ganz verschwindet, wo man gewissermaßen über den Nationen steht und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet“. Schließlich gehen am Ende der Wanderjahre die Grundsätze der idealen Provinz auf einen Weltbund aus, ja die Gemeinschaft wird von Einzelnen selbst so benannt.

Auch seine letzten sozialen Vorstellungen nehmen ein Jahrhundert vorweg. Völlige Toleranz gegen alle Religionen und Gottesdienste herrscht in Wilhelm Meisters erträumtem Lande. Was den Besitz betrifft, so gibt Goethe den Weg zur Vergesellschaftung an, läßt aber die letzten Maßregeln in wunderlichem Dunkel: es ist, als wollte er nur noch Wege weisen, ohne Anstoß zu erregen, was Riemer in die trefflichen Worte faßt: durch frommen Betrug seien die Wanderjahre in eine pfäffisch-moralische Parodie verfälscht. Immerhin heißt es an einer Stelle:

„Wird der einzelne Besitz von der ganzen Gesellschaft für heilig gehalten, so ist er es dem Besitzer noch mehr. Gewohnheit, jugendliche Eindrücke, Achtung für Vorfahren, Abneigung gegen den Nachbar und hunderterlei Dinge sind es, die den Besitzer starr und gegen jede Veränderung widerwillig machen. Je älter dergleichen Zustände sind . . desto schwieriger wird es, das allgemein durchzuführen, was, indem es dem Einzelnen etwas nähme, dem Ganzen und durch Rück- und Mitwirkung auch jenem wieder unerwartet zugute käme.“ Die entschiedensten Formen gemeinsamer Gewalt versteckt Goethe nur in ein Lied, das er in der idealen Provinz singen und worin er den Führer so verehrt werden läßt:

„Du verteilest Kraft und Bürde  
und erwägst es ganz genau,  
gibst dem Alten Ruh' und Würde,  
Jünglingen Geschäft und Frau.  
Wechselseitiges Vertrauen  
wird ein reinlich Häuschen bauen,  
schließen Hof und Gartenzaun,  
auch der Nachbarschaft vertraun.

Wo an wohlgebahnten Straßen  
man in neuer Schenke weilt,  
wo dem Fremdling reicher Maßen  
Ackerfeld ist zugeteilt,  
siedeln wir uns mit den andern.  
Eilet, eilet, einzuwandern  
in das feste Vaterland!  
Heil dir, Führer! Heil dir, Band!“

Mit diesem sozialen Bekenntnis erschöpft sich — bis zum Faustschlusse — Goethes Tatkraft: denn diese Tatkraft, der in früheren Jahrzehnten Resignation, Versenkung und Cynismus abwechselnd hemmend gegenüberstanden, wird nun, im höchsten Alter, von keiner Gegenkraft mehr bedrängt. Aber alle andern Züge seines Wesens werden nach dem Gesetze Goethischer Polarität auch noch am Ende in den Bereich des Passiven, der Entsagung abgedrängt.

Skepsis und Phantasie, Ironie und Schönheit bekämpfen sich aufs neue. Niemals in allen Dramen und Romanen, kaum in ein paar Gedichten hat Goethe die Schönheit des Frauenleibes besungen, nirgends entscheidet sie das Schicksal seiner Heldinnen oder seiner Neigungen, vielleicht weil er der reinen Schönheit beinah nie als ein Begehrender begegnet war. Jetzt aber, im achten Jahrzehnte, kommt Helena, die keineswegs nur antikes Symbol, die in ihrer ganzen Wirkung als das schönste Weib erscheint und eben als solche die Mitte des zweiten Faust erleuchtet. Nie hat ein Goethischer Held ähnlich wie Faust im ersten Augenblick zu Helena gesprochen:

„Was bin ich nun? Auf einmal machst du mir  
rebellisch die Getreuten, meine Mauern  
unsicher. Also fürcht' ich schon, mein Heer  
gehört der siegend unbesiegten Frau.  
Was bleibt mir übrig, als mich selbst und alles,  
im Wahn das Meine, dir anheim zu geben?“

Und Lynkeus steht und breitet lange und gesammelte Schätze vor ihr aus:

„Was war ich erst? Was bin ich nun?  
Was ist zu lassen? was zu tun?  
Was hilft der Augen schärfster Blitz?  
Er prallt zurück an deinem Sitz.“

„Tatengenuß und Schönheit“ notierte Goethe schon früh als idealen Gehalt des ganzen zweiten Teiles.

Dieser zweite Faust wird das Phantastischste, was er hervorgebracht hat. Zuweilen glaubt man den Greis, der sich bei dieser Arbeit des hellsten Bewußtseins rühmt, von seinen Geistern geradezu entführt, und wie im Gleichnis scheint er sich selber zuzurufen, was sein Mephisto während der Vorstellung bei Hofe dem eifersüchtig aufgeregten Faust zuruft: „Machst du's doch selbst, das Fratzengeisterspiel!“ Wo gab es — Ansätze der Pandora ausgenommen — in Goethes gesamtem Werke solche Zauberwelten, wie sie nun die zweite Walpurgisnacht durchtosen, solche Meere mit ihren Ungetümen, Greife und Sphinxen, Sirenen, Nymphen, Phorkyaden!

Wann hat er so aus unerschöpflichen Quellen fabuliert wie hier, da ein chemisch erzeugtes Wesen in gläserner Flasche einen Delphin besteigt — und alle reden sie, diese Gestalten, alle bekommen Leben, Wort und Person! Wie dann der Türmer als Gefesselter vor Helena geführt wird, weil er, von ihr geblendet, die Ankunft nicht verkündet hat, ist es, als ob durch

wunderbare Neuerung, durch jene zweite Pubertät, von der jetzt Goethe einmal spricht, sich lange verschwiegene Kräfte noch einmal regen sollten, um ihn im höchsten Alter als Dichter auf eine neue Stufe zu erheben.

Und doch ist dieses selbe klassische Geisterfest nichts als eine einzige silberne Ironie auf Wissen und Forschung, Gott, Kunst und Welt! Proteus scheint sie zu symbolisieren, Nereus sie zusammenzufassen, wenn er von unten her den anklopfenden Menschen sagt, was sie sind:

„Gebilde, strebsam, Götter zu erreichen —  
und doch verdammt, sich immer selbst zu gleichen.“

Hier und am Kaiserhofe hält sich diese tiefste Skepsis des Alten noch in den Formen heller Ironien, und so gelingt es ihm. Doch als er später Heiterkeit entwickeln will und Faust aus seinen engen Mauern Helena herausführt, um in Lauben statt auf Thronen arkadisch freien Lebens zu genießen: da fehlen alle Klänge, die einst Pandora und den Diwan schmückten, denn reine Heiterkeit ist Goethe am Ende nicht mehr gegönnt.

Noch salziger schmeckt die Ironie der Zahmen Xenien, die im Ganzen eine große Bosheit gegen Feinde, Dumme, Frömmler, Philister darstellen. Er stützt sich selbst, wenn er darin rät, allem Positiven durch Ironie die Eigenschaft des Problems zu erhalten, sonst würde man mit jedem Rückblicke konfus und ärgerlich. Bei großen Empfängen zieht er gern einen Vertrauten in die Fensternische, um boshafte Einfälle auf fremde Gäste los zu werden.

Von da ab geht es rasch zu dunkleren Tönen, zur allgemeinen Skepsis, die den Anfang eines Distichons gern so im Munde führt: „Alles ist Posse und Dreck, und alles ein Garnichts“, und die mit den Worten abschließt:

„Wen kümmert's, was ich meine und sage:  
denn alles Meinen ist nur Frage.“

Von Jugend und Leben sagt er, Strategie lernten wir erst, wenn der Feldzug vorbei sei, und im 80. Jahre führt er die Epoche des Menschen vom sensuellen Kinde und idealistischen Liebenden zum baldigen Skeptizismus, „der Rest des Lebens ist gleichgültig, wir lassen es gehn, wie es will, und endigen mit dem Quietismus, wie die indischen Philosophen auch“.

Noch ein letzter Schritt, und dieser Greis steht völlig wie Mephisto da. Beim Tode von Zelters Sohne schreibt er: „Lange leben heißt Viele überleben, so klingt das leidige Ritornell unseres vaudeville-artig hinschludernden Lebensganges. Es kommt immer wieder an die Reihe, ärgert uns und treibt uns doch wieder zu neuem ernstlichen Streben. Mir erscheint der zunächst mich berührende Personenkreis wie ein Konvolut sibyllinischer Blätter, deren eins nach dem andern, von Lebensflammen aufgezehrt, in der Luft zerzieht.“

Nicht anders hatten Phantasie und Skepsis im Leipziger Studenten schon gelegen, und wie diese Kräfte kämpfend einander nicht besiegten,

so sind auch Selbstbewußtsein und Verehrung, Grundzüge einst des Jünglings, noch im Greise lebendig.

Ehrfurcht macht er im Zukunftslande der Wanderjahre zum Grundsatz der Erziehung. Wie ein Schüler staunt er bis zum Ende vor Shakespeare und Napoleon: jenen läßt er die Grenzen der sichtbaren Welt sprengen, diesen nennt er ihr Kompendium. Mozarts und Molières, Calderons und des Sophokles Namen fallen mit der Ehrfurcht eines Jünglings von diesen alten Lippen, und als ihn selber jemand den greisen Meister nennt, erwidert er, es sollte heißen „treu-fleißiger Schüler der Natur und Kunst“.

Und doch weiß er, was er bedeutet, jetzt grade, da er sein Werk als Totalität empfindet und herausstellt. „Ich nutze möglichst meine Tage — schreibt er — um das noch zu leisten, was kein Andrer tun könnte.“ Tiecks große Verdienste rühmt er gern, „aber wenn man ihn mir gleichstellen will, so ist man im Irrtum. Ich kann das grade heraus sagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre ebenso, wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe . . Wer meine Schriften und mein Wesen überhaupt verstehen lernte, wird doch erkennen müssen, daß er eine gewisse innere Freiheit gewonnen hat.“ So redet am Ende der Mann, der sich beinahe ganz gemacht hat.

Noch entschiedener stoßen alle alten Leidenschaften auch am Ende auf jene Hemmungen und Einsamkeiten, durch die er sich seit der Jugend vor jenen rettete. Mit gleicher Heftigkeit, wie Goethes Tatkraft zuletzt noch einmal wirkt, schlägt dieses nie alternde Herz in Zorn und Ungeduld, in Trotz und Dämonie; nur Eros ist verstummt im Chore der Passionen.

Kämpferisch steht der Alte jetzt vor seinem Werke, aufrecht und böse:

„Wie mancher Mißwillige schnuffelt und wittert  
um das von der Muse verliehne Gedicht.  
Sie haben Lessing das Ende verbittert —  
mir sollen sie's nicht!“

Oft sieht ihn der Kanzler, der ihn gern abgeklärt und weise sähe, scharf und voll Widerspruchs, heftig und negativ, und in solcher Stimmung setzt Goethe den jugendlichsten Trotz auf das Papier:

„Ja, ich rechne mir's zur Ehre,  
wandle fernerhin allein;  
und wenn es ein Irrtum wäre,  
soll es doch nicht eurer sein!“

Er kann so boshaft sein, seiner Feindin, der Jagemann, die Medaille zur goldenen Hochzeit des Herzogs mit dem Portrait ihrer Nebenbuhlerin zu senden „von unserem verehrten Jubelpaare“.



Immer reizbarer werden seine Nerven. Niemand darf ihn unterbrechen. Braucht einer etwa die Phrase „nichts anderes als“, so wird er gleich böse. Wer mit Brillen auf der Nase eintritt oder wer den dargebotenen Platz nicht gleich einnimmt, macht ihn unruhig. Den kürzesten Tag fürchtet er so, daß er durch anhaltende Lektüre sich über die Krisis hinweghelfen muß, doch schon am 17. Dezember erwärmt ihn das Bewußtsein, in wenigen Tagen der Sonne näher zu kommen. Vom Barometerstande bleibt er abhängig bis ans Ende. Krankheit fürchtet er als das größte irdische Übel.

Zorn fällt ihn öfter an als früher, und hat er bei Tische lange und laut auf einen Gegner gescholten, so endet er wohl mit den Worten: „Da hätte ich mich wieder einmal geärgert! Das ist gut, solche Bewegung bekommt mir!“ So freilich sehen ihn nur die Intimen. Als Cotta die Herausgabe seiner Werke verzögert, schreibt der uralte Goethe einen wütenden Brief an den Vermittler Boisserée, verbrennt ihn und teilt dies später mit. „Das Lästern — notiert sich dieser kühle Freund und Schüler über einen Goethe-Abend — ging wieder an: Paris, deutsches und französisches Parteiwesen, Fürstenlaunen, Geschmacksverderbnis, Albernheiten, Pfaffenkram in Frankreich und aufklärerische Verketzerungssucht in Deutschland u. s. w.“, bis der Zuhörer erklärt, er komme sich vor wie auf dem Blocksberg. „Ei nun — ruft Goethe — wir kommen noch nicht herunter! Solange wir die Welt noch nicht ganz durchgesprochen haben, müssen wir auf diesem sauberen Gespräch verweilen!“ Wegen der Form einer Medaille zum Jubiläum macht er mit 76 Jahren den nächsten Hausfreunden, dem Kanzler und Meyer, die heftigste Szene, wirft diesem Leidenschaftlichkeit vor, jenem Chikane!

Dämonische Augenblicke wie aus der Jugend kehren wieder. Ein großes Beet in seinem Garten, ein längliches Viereck, hat er ganz dicht mit weißen Lilien bepflanzen lassen: „Ja, das war auch so ein Einfall — sagt er und mag wohl an Lili denken —, der mir vor einem halben Jahrhundert nur allzu wohl gefallen hatte: eine wilde Unschuld!“ Hört er Musik aus Preziosa, so wird er böse: „Kräftige, frische Töne brauch’ ich, um mich zusammenzuraffen. Napoleon, der ein Tyrann war, soll sanfte Musik geliebt haben, ich, vermutlich weil ich keiner bin, liebe die rauschende, lebhaftere, heitere. Der Mensch sehnt sich ewig nach dem, was er nicht ist.“ Sogar seine äußere Peinlichkeit nimmt ab, denn am Ende ergreift er wieder — wie in der Jugend — abgerissene Fetzen Packpapieres oder Theaterzettel, um Notizen, Verse, auch Einfälle zum zweiten Faust drauf zu schreiben.

Durch einen Demagogen, den er nicht leiden kann, wird er zu diesen Worten bestimmt: „Nun, er erregt doch! Darauf kommt alles an, sei es durch Haß oder Liebe! Man muß nur immer sorgen, erregt zu werden, um gegen die Depression anzukämpfen . . Ja, wer mit mir umgehn will, der muß zuweilen auch meine Grobians-Laune ertragen, wie eines Andern Schwachheit oder Steckenpferd. Der alte Meyer ist klug,

sehr klug, aber er geht nur nicht heraus, er widerspricht mir nicht, das ist fatal. Gewiß, im Innern ist er noch zehnmal zum Schimpfen geneigter als ich und hält mich noch für ein schwaches Licht. Er sollte nur poltern und donnern: das gäbe ein prächtiges Schauspiel!“

Ist dies der 30jährige Byron, der so heiß nach Erregungen dürstet? Es ist der 80jährige Goethe. Ja, es ist der älteste Goethe, der wie der Jüngling in plötzlich dunkel aufbrausender Verzweiflung ruft:

„Könnt’ ich vor mir selber fliehn!  
Das Maß ist voll.  
Ach! warum streb’ ich immer dahin,  
wohin ich nicht soll?“

Erschüttert glaubt man vor solchen Versen: nichts hat sich gelindert, und eine Pilgerfahrt ohnegleichen hat im Grunde dies wilde Gemüt nicht besänftigt. Doch plötzlich schmilzt des alten Mannes ungeduldige Leidenschaft in solchen wunderbaren Tönen hin:

„Immer wieder in die Weite,  
über Länder, an das Meer,  
Phantasien, in der Breite  
schwebt am Ufer hin und her!  
Neu ist immer die Erfahrung:  
immer ist dem Herzen bang,  
Schmerzen sind der Jugend Nahrung,  
Tränen seliger Lobgesang.“

Freilich, der Widerspruch so leidenschaftlicher Stimmen, die Goethe früher an erdichtete Paare verteilte, ist gegen Ende nur noch schwach zu hören. Auf Harmonie ist sein ästhetischer Wille im zweiten Faust gerichtet, und was auch hier noch an polaren Kräften wirkt, scheint wider Willen durchzubrechen, oder es wird zum Gleichnis stilisiert; die großen Dialoge aus Goethes Herzen, für die er früher an Faust und Mephisto die Stimmen ausgeschrieben, werden im zweiten Teile nur noch an zwei Stellen fortgeführt. Im ersten Akte dringt Faust auf Helenas Erscheinung vor dem Kaiser:

„Geschwind ans Werk, ich darf mein Wort nicht brechen!  
M e p h i s t o : Unsinnig war’s, leichtsinnig zu versprechen.  
F a u s t : Da haben wir den alten Leierton!  
Bei dir gerät man stets ins Ungewisse.  
Der Vater bist du aller Hindernisse,  
für jedes Mittel willst du neuen Lohn.“

Genau die hochfahrende Art, in der er einst das Gretchen auf der Stelle haben wollte, dieselbe weltunkundige Manier, dieselbe Ungerechtigkeit gegen den Diener, der alle Hindernisse wegräumt und niemals neuen

Lohn verlangt. Dann bleibt Faust wieder, wie im ersten Teil, mehr der Geschobene, um eignes Handeln erst im vierten Akt zu beschließen.

Doch auch jetzt, in ihrem zweiten Dialoge bleibt Mephisto überlegen. In glänzender Darstellung gibt er — in Goethes Auftrage — die Vulkantheorie von der Entstehung der Gebirge zum besten, Faust dagegen erwidert völlig ungoethisch:

„Gebirgesmasse bleibt mir edel-stumm,  
ich frage nicht woher und nicht warum. .“

und plötzlich dreht er das Gespräch auf seine letzten Pläne.

Auch ist Goethe noch lange nicht entschlossen, Faust ohne weiteres in den Himmel zu schicken, vielmehr sagt in einer Skizze Mephisto:

„Wir sind noch keineswegs geschieden,  
der Narr wird noch zuletzt zufriednen,  
da läuft er willig mir ins Garn.“

In einem älteren Entwurfe hieß es sogar: „Epilog im Chaos auf dem Weg zur Hölle“! So stark gefährden Goethes eingeborne Gegenkräfte den Willen zur Einheit.

Heiter scheint er sich seines nord-südlichen Gegensatzes im Faust bewußt zu werden und diese deutsch-italische Form des inneren Widerspruches nach lebenslänglichem Kampfe mit voller Selbstironie zu gestalten. Oder ist dies kein deutscher Professor, der, nach Helena verlangend, reitend in südlicher Zaubernacht auf dem Rücken eines Kentauren, Gelegenheit und Fabeltier beim Schopfe faßt, um es rasch zu examinieren:

„Doch unter den heroischen Gestalten  
wen hast du für den Tüchtigsten gehalten?“

worauf ihm der alte Hofmeister auf antike Art bequeme Antwort gibt. Auch seine erste Liebeserklärung an Helena lautet echt deutsch:

„Durchgrüble nicht das einzigste Geschick!  
Dasein ist Pflicht, und wär's ein Augenblick.“

Vorher hat Faust angefangen, Helena seine Sprache mit derselben altmodisch-galanten Pedanterie zu lehren, mit der Goethe in Wiesbaden und in der Campagna schönen Mädchen als lehrend Liebender begegnet war, bis ihm Helena am Schluß der Zeilen spielend in den Reim einfällt: ein hochgebildeter Barbar gegen die ungelehrte Kultur der Griechin. Da hat ihm aber der Chor ihrer Frauen seine deutsche Schwere weggelacht:

„Fraun, gewöhnt an Männerliebe,  
Wählerinnen sind sie nicht,  
aber Kennerinnen.

Und wie goldlockigen Hirten,  
vielleicht schwarzborstigen Faunen,  
wie es bringt Gelegenheit,  
über die schwellenden Glieder  
voll erteilen sie gleiches Recht.“

Doch jenseits solcher Spiele, die den Zwiespalt im Gleichnis auszu-  
ebnen suchen, wirkt mächtig wie im Jüngling noch im Greise die ein-  
geborene Polarität seiner Seele. Dem Kämpfer, der aus Angriff, Zorn  
und Dämonie sich immer neu verjüngt und darum immer neu gefähr-  
det, stehn bis zum Ende Menschenfeindschaft, Mäßigung, Einsamkeit  
entgegen und setzen so den ewig jungen Leidenschaften Entsagung zum  
Ziel.

Zuweilen mischen sich die Züge. Ist nicht Misanthropie am Ende  
wahre Leidenschaft und doch Entsagung? In Molières Misanthropen  
wiegt sich der 80jährige als im vollkommensten Abbild eines Dichters,  
wie er gegen Verstellung und Flachheit ankämpfen müsse. Immer wieder  
klagt er in solchem Sinne Welt, Publikum und Zeit an:

„Das geht so fröhlich  
ins Allgemeine;  
ist leicht und selig,  
als wär's auch reine.  
Sie wissen gar nichts  
von stillen Riffen;  
und wie sie schiffen,  
die lieben Heitern,  
sie werden wie gar nichts  
zusammen scheitern.“

Ja, dies ist Goethe, der ins 80. Jahr eintritt, um als Herzenswunsch zu  
bekennen, er möchte „auf einer Südsee-Insel als sogenannter Wilder  
geboren sein, um nur einmal das menschliche Dasein ohne falschen Bei-  
geschmack durchaus rein zu genießen“!

Seine Feinde teilt er sorglich in fünf Klassen ein, erklärt, im Diwan  
das „Buch des Unmutes“ leicht zu einem Bande erweitern zu können,  
macht sich in einer Masse Xenien Luft:

„Hätt' ich gezaudert, zu werden,  
bis man mir's Leben gegönnt,  
ich wäre noch nicht auf Erden —  
wie ihr begreifen könnt,  
wenn ihr seht, wie sie sich gebärden,  
die, um etwas zu scheinen,  
mich gerne möchten verneinen.“

Zu Dutzenden fallen solche Sprüche ihm aufs Papier, er scheint sich

trotz alles Redens nichts vorzumachen: „Ich weiß recht gut — sagt er mit 81 —, vielen bin ich ein Dorn im Auge, sie wären mich alle sehr gern los; und da man nun an mein Talent nicht rühren kann, so will man an meinen Charakter. Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voller Neid . . Wollen Sie wissen, was ich gelitten habe, so lesen Sie meine Xenien . . Ein deutscher Schriftsteller — ein deutscher Märtyrer!“

Am schärfsten fährt er bis zum Ende gegen die Physiker los, die seine Farbenlehre ignorieren:

„Wer aber das Licht in Farben will spalten,  
den mußt du für einen Affen halten.  
Sie sagen's auch nur, weil sie's gelernt;  
das Untersuchen ist weit entfernt“ —

und gelegentlich steigert sich diese Monomanie zur Behauptung: nicht auf seine Dichtungen, doch darauf bilde er sich was ein, als Einziger in seinem Jahrhundert die Farben verstanden zu haben.

Drum ist auch jeder menschenfreundliche Wunsch, zu lehren, in ihm erloschen. Völlig hat es Goethe auch als Dichter am Ende aufgegeben, auf seine Zeit zu wirken; selbst was die Zukunft daraus machen wird, gilt ihm gleich: „Ich habe Natur und Kunst eigentlich immer nur egoistisch studiert, nämlich um mich zu unterrichten. Ich schreibe auch nur darüber, um mich immer weiter zu bilden. Was die Leute daraus machen, ist mir einerlei.“ Immer wiederholt er diesen Gedanken, in vertraulichen Gesprächen und Briefen, in Xenien, die er verschließt, aber auch öffentlich in den Maximen der Wanderjahre, und einmal faßt er seinen verschlossenen Zauberkreis in das unmutige Wort:

„Für und wider zu dieser Stunde  
quängelt ihr schon seit vielen Jahren;  
was ich getan, ihr Lumpenhunde,  
werdet ihr nimmermehr erfahren.“

So müssen Tage kommen, wo der Alte — nicht aus Senilität, wie manche Besucher glauben — aus Einsamkeit jedes Gespräch ersterben läßt und nur noch etwa sagt: „Gute Menschen, es ist ihnen aber nicht zu helfen“ oder: „Da müßt ihr jungen Leute zusehen“ oder: „Nun, das ist ja recht schön“ — oder er stößt nur noch sein dumpfes Hm hm! hervor. Doch dabei denkt er für sich:

„Die stille Freude wollt ihr stören?  
Laßt mich bei meinem Becher Wein!  
Mit andern kann man sich belehren,  
begeistert wird man nur allein.“

Dann ist ihm erst wohl, wenn sich die letzte Türe schloß und die Arbeit als ein Selbstgespräch wieder beginnt:

„Da ich viel allein verbleibe,  
pflüge wenig zu sagen.  
Da ich aber gerne schreibe,  
mögen's meine Leser tragen.  
Sollte heißen: gern diktiere;  
und das ist doch auch ein Sprechen,  
wo ich keine Zeit verliere:  
Niemand wird mich unterbrechen.“

Und doch entwickelt er aus so misanthropischer Einsamkeit volle Duldung: dann widerspricht er nicht mehr und fühlt, wie er sagt, sich und die Mitlebenden derart historisch, daß er mit niemand mehr disputieren mag. Dafür verschließt er auch das Beste in sich selbst, um — wie er's Montan formulieren läßt — sich nicht durch Widerspruch gegen seine liebsten Erkenntnisse das Gleichgewicht stören zu lassen. Nur so viel, sagt er selbst am Ende, möge man von seinem tiefsten Wissen vorkehren, als nötig ist, um gegen die Andern in einiger Avantage zu sein: es würde ja doch auf das, was wir tun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne seinen Glanz verbreiten.

Und so faßt er in sehr einsamen Stunden wohl die Geschichte seiner Entsagung in bedeutenden Epilogen zusammen und vertraut den Freunden die innersten Motive und Instinkte, durch die er sich — jetzt und kurz zuvor — bildend-entsagend, im Kampfe zwischen Genius und Dämon am Leben erhielt:

„Es war nie meine Art, gegen Institute zu eifern; das schien mir stets Überhebung, und es mag sein, daß ich zu früh höflich wurde. . . ich habe immer nur ein entferntes Ende der Stange leise berührt. . . Mein Kolorit von Hause aus war immer sanfterer Art, etwa ein artiges Blau; ich hätte mich zerstört, wäre mir das Bestreben geworden, durchaus rot zu sein. . . Ob ich nicht zu weit gegangen bin mit dieser abweisenden Lebensart, die man in einer Weise auch Bildung nennen dürfte? . . Jede Bildung ist ein Gefängnis, an dessen Eisengitter Vorübergehende Ärger nehmen. Der sich Bildende, darin Eingesperrte stößt sich selbst, aber das Resultat ist eine wirklich gewonnene Freiheit. . . Ich habe die Größe mit Mühe gelernt, in weiten National- oder Epochen-Kreisen das Genüge für meine Wirksamkeit zu suchen. . . Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen. . . Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentlich Behagen hatte. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte.“

Selten läßt der Alte tiefer in das Gefüge seiner Entsagung blicken als in solchen Gesprächen, in denen er zugleich den Ruf des Egoisten in einem höchsten Sinne mehr bestätigt als widerlegt: nur muß man nicht auf primitive Art sich einen Menschen denken, der etwa sein Leben zu einem Kunstwerk zu gestalten wünschte. Vielmehr rückt seine eigene Begründung alles in ein neues Licht, denn mit ergreifender Kälte ist hier am Schlusse von ihm selbst zusammengefaßt, was er ein Leben lang strebend durchglühte.

Im zweiten Faust findet diese Entsagung ihren entschlossensten Ausdruck. Hier, wo doch alles tätiger und heller gegeben ist und wirken soll als im triebhaften Gewühl des ersten, ist dennoch auf Entsagung alles aufgebaut. Zu den Göttern warf sich Goethe der Jüngling empor, da er in seiner Dachstube den Magier, seinen Doppelgänger, in den Dunst hinaufschreien ließ:

„Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?  
Ich bin's, bin Faust, bin deinesgleichen!“

Doch als der Greis das angerauchte Pergament aufs neue ergreift, als er Faust im Getöse der Sonne von langem Schlaf erwachen läßt, ruft er, ein Dankender, die Erde an, auf der er schlief —

„und atmest neu erquickt zu meinen Füßen,  
beginnest schon mit Lust mich zu umgeben,  
du regst und rührst ein kräftiges Beschließen,  
zum höchsten Dasein immerfort zu streben.“

Kein Götterwunsch reißt mehr an seinem Herzen: nur dort, wo ihm der Berg die Morgensonne verstellt, wo er zu ihr emporschaun will — dort wird er geblendet und blickt zum Wassersturz hinüber, und wie sich nun der Regenbogen bildet,

„der spiegelt ab das menschliche Bestreben.  
Ihm sinne nach, und du begreifst genauer:  
am farbigen Abglanz haben wir das Leben.“

So groß ist Goethes getroste Entsagung.

Denn immer meint er sich, wenn an entscheidenden Ecken Faust resümiert, und so ist die bedeutende Notiz zum zweiten Teil ganz zu bewerten, als stammte sie aus seinem Tagebuche: „Bedauern der traurig zugebrachten früheren Zeit. Kühnheit, sich in Besitz zu setzen, balanciert allein die Möglichkeit der Unfälle.“ Das ist derselbe Geist, der sich zur Verehrung äußerer Macht, woher sie immer komme, derselbe, der sich mit letzter Kraft zur Rundung seines Werkes anspannt. Doch ist er auch derselbe, der ein Leben lang um Gegenwart gerungen hat und freilich, in der Mitte seiner Jahre, als er die Wette mit Mephisto schrieb, den schönen Augenblick faustisch verachten konnte.

Jetzt faßt auch ihn die Reue an, die Goethe — wie Faust die Sorge —

erst am Ende seiner Tage kennen lernt, jetzt möchte er vergangene Gegenwart zurückgewinnen, um ihrer besser zu genießen: „In meiner besten Zeit sagten mir öfters Freunde (Merck, in den letzten Frankfurter Jahren) . . : was ich lebe, sei besser, als was ich spreche; dieses besser, als was ich schreibe; und das Geschriebene besser als das Gedruckte. Durch solche Reden . . vermehren sie jedoch die in mir ohnehin obwaltende Verachtung des Augenblicks.“

Und doch ist dieser Seele der Zutritt zur Gegenwart so verschlossen, daß er sich selbst ins Unbelebte flüchten muß, um ihre Vorteile zu fühlen. Tagebücher empfiehlt er, weil sie Fehler und Irrtümer als Lehre für die Zukunft beleuchten: „wir lernen den Moment würdigen, wenn wir ihn alsbald zu einem historischen machen.“ So ganz bleibt selbst der älteste Goethe, wenn er denkt, vom augenblicklichen Genuße ausgeschlossen! Nur wenn er sich auf seiner ewigen Sehnsucht schaukelt, faßt und umreißt er diese Schicksalsfrage und spottet über die Menschen: „Weil sie die Gegenwart nicht zu würdigen, zu beleben wissen, schmachten sie so nach einer bessern Zukunft, kokettieren sie so mit der Vergangenheit.“

Ist's dann erstaunlich, daß er die Lösung der Faustischen Wette immer weiter hinausschiebt, alles andre fertig macht, um nur diese Entscheidung nicht zu fällen, — die eben nicht in seinen Händen liegt? Und wie er bis dicht vor Faustens letztem Augenblicke seinen Hörer ungewiß über den Ausgang hält: so ungewiß bleibt Goethe selber bis in sein letztes Lebensjahr über Faustens Ausgang!

Zwischen so vielen Widersprüchen seines letzten Wesens bleibt durchsichtig nur sein Glaube. Bis in sein neuntes Jahrzehnt bleibt Goethe, was er in seinem dritten war: gläubig ohne Christentum, rein ohne Moral, dem Unsichtbaren offen, ohne das Sichtbare herabzusetzen, Ewigkeit glaubend ohne Gericht.

Die christliche Lehre steht ihm bis zum Ende gänzlich fern, nur daß sich Heftigkeit früherer Ausfälle jetzt zu Ironien mäßigt. Neben einer recht apokryphen Stelle, die Eckermann — 15 Jahre nach Goethes Tode — theatralisch unter dessen letzte Worte stellt, hat er sich nur einmal dazu bekannt, doch wie? „Wer ist denn noch heutzutage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet!“ Dies Wort, das im Gespräch über Ehe und Scheidung fällt, gibt in Zusammenhang und Farbe nur den Ärger des Alten über Verfälschung einer Lehre kund, deren sozialen Wert er immer hochschätzte; wie er denn im Alter Christus selbst ein höchst bedeutendes, aber problematisches Wesen genannt hat.

Was diesem Einen Wort entgegensteht, ist unübersehbar. Nicht einmal seinem geheimen Tagebuche wagt der Kanzler zu vertrauen, was Goethe gelegentlich eines neuen Kirchengesetzes an Invektiven häuft,



und notiert nur: „Grelle Ausfälle über die Mysterien der christlichen Religion, vorzüglich über die unbefleckte Empfängnis der Maria, deren Mutter Anna schon immaculate konzipiert haben soll.“ Sein erstes Gedicht, Christi Höllenfahrt, das er jetzt wiederfindet, erklärt Goethe lachend für einen guten Paß in den Himmel. Brentano rechnet er zu den „von Natur Verschnittenen, die nachher überfromm werden, wenn sie endlich eingesehn haben, daß sie anderswo zu kurz kamen.“ Vor einem Kruzifix bemerkte er, jeder, der es anblickt, wird sich wohl fühlen, da er jemand vor sich sieht, dem es noch schlechter gegangen ist, und die neueste fromme Dichtung verspottet er als Lazarettpoesie. Briefe an die Nächsten unterschreibt er in trotziger Umgehung des Gottesnamens gern: „Und hiermit der moralischen Weltordnung empfohlen! — Den besten Geistern im Äther und auf Erden — Allen wohlwollenden Dämonen bestens empfohlen!“, oder er spottet in den letzten Xenien:

„Ich habe nichts gegen die Frömmigkeit,  
sie ist zugleich Bequemlichkeit.  
Wer ohne Frömmigkeit will leben,  
muß großer Mühe sich ergeben:  
auf seine eigne Hand zu wandern,  
sich selbst genügen und den Andern,  
und freilich auch dabei vertraun,  
Gott werde wohl auf ihn niederschauen.“

Die Bibel erklärt er als ganz historisches Buch. In der Provinz seiner Wanderjahre werden drei Religionen gleich geachtet, die heidnische, philosophische, christliche, die erst zusammen die wahre Religion bildeten, wie auch die drei Arten ihrer Ehrfurcht erst die höchste ergäben: Ehrfurcht vor sich selbst. Bei solchen Ideen können ihn freilich die Theologen von Jena beim Jubiläum nicht wie die andern Fakultäten zum Ehrendoktor promovieren und müssen's bei einem diplomatischen Glückwunsch bewenden lassen. Seine durchaus nicht zahmen Xenien kennen sie dabei noch nicht, denn erst die Nachwelt darf bei Goethe kurz und bündig lesen:

„Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,  
hat auch Religion.  
Wer jene beiden nicht besitzt,  
der habe Religion!“

Zur Annahme einer religiösen Wandlung im alten Goethe hat der Schluß des Faust verführt. In Wahrheit zeigt Faust wie Goethe weder Symptome des Gewissens noch Sehnsucht nach Gnade. Auch ist hier keinerlei Aufbau geplant und zu sehn, wie etwa zu Dantes Himmelsrose, ja Faustens Ende war noch kurz vor der Beendigung ungewiß. Noch wenige Jahre zuvor sollte Mephisto vor Gott selbst Gnade finden,

seine Wette halb gewinnen, „und wenn die halbe Schuld auf Faust ruhen bleibt, so tritt das Begnadigungsrecht des alten Herrn sogleich heran zum heitersten Schluß des Ganzen“!

Daß aber alles nur Form sei, was am Schlusse katholisierend erscheinen möchte, das bestätigt Goethe ausdrücklich, nennt es gelegentlich sogar ein Bacchanal und betont entschuldigend, daß dieser Schluß schwer zu gestalten war „und daß ich bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen mich sehr leicht im Vagen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohlthätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte“.

Auch Goethes letzte Ideen zur Moral erfüllen nicht die Grundsätze der Evangelien. Das „rein Menschliche“ ist seine Moral, das er den Gegenstand der antiken Tragödie nennt, besonders im Konflikt mit Macht und Satzung, und „in dieser Region lag denn freilich auch das Sittliche, als ein Hauptteil der menschlichen Natur . . Es ist ungeschaffene und angeborene schöne Natur . . Was ist die Tugend anderes als das wahrhaft Passende in jedem Zustande!“ So allgemein klingen des Alten Worte zu den Freunden, wenn er sich doch einmal auf sittliche Normen festlegen soll. Dem widerstrebt sonst sein ganzes Wesen. Nach einem Leben, das unermüdet dem Geist und der Natur gedient, im Riesenkampfe sich selbst bezwungen hat, müssen dem alten Goethe alle moralischen Begriffe schal schmecken: drum meidet er sie.

Nur aus Urteilen über eigenes Streben und über Vorbilder kann man auf seine Grundgefühle in diesen Dingen schließen. Auch hier besteht er die große Probe: im höchsten Alter sich mit Freiheit zu Axiomen zu bekennen, die Andre beim Nahen des Todes gern für alle Fälle zumindest umzudeuteln suchen. Als von der Lehre Saint-Simons die Rede ist, daß jeder für das Glück der Allgemeinheit zunächst zu sorgen habe, lehnt sich der 81jährige Goethe entschieden auf und deutet auf sich selber: „Ich habe als Schriftsteller nie nach dem Wohle der Menge gefragt, sondern immer nur getrachtet, Wahrheiten zu sagen und nur meine Wahrheit zu sagen: daraus entspringt von selbst Gutes für die Andern.“ Und als jemand vom Gewissen spricht, ruft dieser kühne Greis: „Muß man denn grade ein Gewissen haben? Wer fordert es denn?“

Wie er im Politischen Macht als solche bewundert, so sind die Zeitgenossen, die er zuletzt am stärksten verehrt, die mächtigen Amoralisten seiner Epoche: Napoleon und Byron. Jenen allein erkenne er über sich, diesen allein neben sich an. Produktivität der Taten rühmt er oft über der des Dichters. Eckermann zweifelt, ob aus Byrons Werken Gewinn zu holen sei für rein menschliche Bildung; Goethe widerspricht: „Byrons Kühnheit, Keckheit und Grandiosität, ist das nicht alles bildend? Wir müssen uns hüten, es stets im entschieden Reinen und Sittlichen zu suchen! Alles Große bildet, sobald wir's gewahr werden.“ Ja, er erklärt, daß es in der frühesten Republik Rom, wo es keine Ver-

brechen gab, in einem Maße langweilig und nüchtern gewesen sein müßte, daß kein honetter Mensch dort gelebt zu haben wünschte.

Hat dieser große Amoralist, dessen Bekenntnisse sich am Ende wieder zur Entschiedenheit der Jugend steigern, darum an jener versöhnlichen Güte verloren, die ihn auch schon in der Jugend belebte? Wird er, der sich zur Macht zu schlagen scheint, den Mühseligen, den Beladenen am Ende entrückt, deren Verherrlichung ihm ewig fremd geblieben? Ist dieses Herz, das jeden Kreis zu überflügeln, das sich ans Allgemeine zu verlieren strebt, so ganz erkaltet, daß es den Mitmenschen am Ende nicht mehr fühlt?

August hat auf Reisen einen Unfall: da antwortet ihm der Vater eigenhändig, weil sonst sein Schreiber es Ottilien verraten könnte. Rauch klagt ihm brieflich ein Unglück in seiner Familie, ohne es zu nennen: in der Stunde der Nachricht erwidert Goethe mit langem, wunderbarem Briefe, wie er sich selbst in solchen Fällen zu finden suche. Einem fremden armen Jungen, der ihn um seine Werke bittet, weil er sie nicht kaufen kann, schickt er davon, was für ihn paßt. Um einen seiner Schüler zu empfehlen, schreibt er eine Serie von Briefen, gibt ihm genau die Formen seiner amtlichen Anträge an, was zu sagen, was zu verschweigen dienlich sei. Die Subalternen der Bibliothek empfiehlt er ausführlich, damit sie beim Fest Orden bekommen.

Dem Hofgärtner, der ihm Akazien verschafft hat, versichert er, beim glücklichen Wachstum wolle er sich immer seiner erinnern. Einem Sekretär an der Regierung schickt er Okulier-Reiser aus seinem Obstgarten. Der Witwe eines Gärtners, die ihm zum Geburtstage eine blaue Hortensie schenkte, schickt er nach ein paar Wochen die verblühte zurück, vertraut sie ihrer Pflege und erbittet sie sich zum nächsten Geburtstage wieder, wenn er ihn noch erleben sollte, „als ein Zeichen Ihres geneigten Andenkens“. Seinen Diener läßt er auf dem Lande, wo es nicht viel zu tun gibt, rasieren lernen und etwas Gärtnerei, damit er bei einer künftigen Herrschaft gut fortkomme. Als aber ein paar Wischtücher fehlen, die er wiederholt vermißt hat, droht der Greis dem Diener, sie morgen unweigerlich selbst zu besorgen.

„So widerstrebe! das wird dich adeln.  
Willst vor der Feierstunde schon ruhn? —  
Ich bin zu alt, um etwas zu tadeln,  
doch immer jung genug, etwas zu tun.“

Vom Christentum und von der Moral führen zu Goethes Glauben keine Wege. Doch von der Forschung, und dies grade jetzt, da er auch hierin sich aus dem Einzelnen ganz in ein Allgemeines erhoben hat, das

er in früheren Epochen mehr visionär als Endpunkt vor sich sah. Zwar, barometrische und botanische Beobachtungen gehen weiter, doch immer werden sie gleich ins große Bild bezogen, denn „das Höchste wäre: zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist . . Man suche nur nichts hinter den Phänomenen; sie selbst sind die Lehre.“ Mit diesem Leitsatz erreicht Goethe am Ende die volle Koinzidenz von Sehen und Schauen, von Ahnen und Forschen, der er seit Jahrzehnten entgegenwuchs.

So leitet er jetzt die ganze Barometrik von Wasserbejahung und -verneinung ab: die Erde atmet ein und aus, zieht ihre Dunstkreise daher an und entfernt sie wieder, wodurch Regen und Klarheit entstehen. Dies ist die letzte in der Reihe jener Polaritäten der Natur, in die er sein eigenes Wesen biogenetisch überträgt. Nicht mehr Beobachtung ist ihm das Primäre: jetzt faßt er bei vollkommener Sicherheit ein Phänomen wie die Witterung nur noch als Schachspiel auf — „ich ziehe mit meinen Steinen vorwärts gegen die Natur und suche sie aus dem geheimnisvollen Hinterhalt in die Klarheit des Kampfplatzes zu locken“ — und so kommt er dazu, auf Hegelianische Art zu bedauern, daß eine ungewöhnliche Kälte im Juni gegen die Gesetze des Barometers eintritt.

Von aller Präention, objektive Wahrheit zu wissen, entfernt er sich nur immer mehr: dem Naturforscher bleibe nichts übrig, als die Erscheinungen mit sich in Einklang zu setzen, wodurch denn subjektive Wahrheiten so viel wie Menschen entstünden. Indem er so auch hier zu Ahnungen, zu Visionen seiner Jugend zurückkehrt, fühlt er sich in Entsagung doch um eine Kurve höher und scheidet sich von jedem gedankenlosen Ignoramus durch die demütig stolzen Worte im Sinne Platons: „Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erstaunen, und wenn ihn das Urphänomen in Erstaunen setzt, so sei er zufrieden: ein Höheres kann es ihm nicht gewähren, ein Weiteres soll er nicht dahinter suchen. Hier sei die Grenze . . Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch auch nur Resignation. Aber es bleibt ein großer Unterschied, ob ich mich an den Grenzen der Menschheit resigniere oder innerhalb einer hypothetischen Beschränktheit meines bornierten Individuums.“

Solche Entsagung als Forscher hat er einmal in die skeptischen Zeilen gefaßt:

„Will mich jedoch des Worts nicht schämen:  
wir tasten ewig an Problemen.“

Doch zugleich hat er die Brücke selbst geschlagen, als er einem Gelehrten, sogar im Anschluß an die Farben, schrieb: „Denken, Wissen, Ahnen, Glauben, und wie die Fühlhörner alle heißen, mit denen der Mensch ins Universum tastet, müssen denn doch eigentlich zusammenwirken, wenn wir unseren . . Beruf erfüllen wollen.“

So nahe schweben Goethes letzte Forscher-Schlüsse am Reich des Mystischen vorüber, und eben daß er keine Grenzen anerkennt, nur

Übergänge, gibt seinen letzten übersinnlichen Gedanken etwas männlich Positives, seine Tatkraft nährend. Darum darf niemand wagen, den letzten Goethe einen Mystiker zu nennen — doch niemand darf wagen, den letzten Goethe keinen Mystiker zu nennen.

Im Ganzen nimmt am Schlusse gegen die Mittelzeit sein übersinnlicher Glaube zu, der Jugend und dem frühen Alter gegenüber ab. „Es gibt in der Natur ein Zugängliches und ein Unzugängliches: dieses unterscheide und bedenke man wohl und habe Respekt . . Wer es nicht weiß, quält sich vielleicht lebenslänglich am Unzugänglichen ab . . Wer es aber weiß und klug ist, wird sich ans Zugängliche halten, und indem er in dieser Region nach allen Seiten geht und sich befestigt, wird er sogar auf diesem Wege dem Unzugänglichen etwas abgewinnen können, wiewohl er hier doch zuletzt gestehen wird, daß . . die Natur immer etwas Problematisches hinter sich behalte, das zu ergründen die menschlichen Fähigkeiten nicht hinreichen.“

Bei aller, vielleicht gewollten Umständlichkeit dieser Worte fühlt man doch: großartig schreitet er von forschender Erkenntnis auf unbekanntem Wege fort und muß darum allen Symbolisten Feind sein, deren Heraufkunft er eben noch erleben soll: „Ich bin ein Plastiker — und er zeigt auf den Kopf der großen Juno —, ich habe gesucht, mir Welt und Natur klar zu machen. Und nun kommen die Kerls und machen einen Dunst, zeigen mir die Dinge bald in der Ferne, bald in erdrückender Nähe, wie ombres chinoises, das hole der Teufel!“ Desgleichen ist er Feind aller Sekten und warnt, unbegreifliche Dinge zum Gegenstand täglicher Betrachtung und Spekulation zu machen: „Wer eine Fortdauer glaubt, der sei glücklich im Stillen, aber er hat nicht Ursache, sich darauf etwas einzubilden . . Die Beschäftigung mit Unsterblichkeits-Ideen ist für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu tun haben.“

Mit solchen robusten Worten trennt sich auch noch der Greis zornig oder spottend von allen Prätentationen ab. Für die Forschung sucht er das Mögliche zu retten und enthüllt seinen ganzen Kämpferwillen in dem Geständnis, ein Unerforschliches sei zwar da, doch könne man nicht von dem Versuch abstehen, es so in die Enge zu treiben, bis man sich überwunden geben muß.

Zugleich aber vertieft er sich mehr als früher in die Konjunktion der Sterne, baut am Schlusse der Wanderjahre Makariens planetarische Natur ausführlich und ganz im Sinn der Astrologen aus, schickt Faust zu einem orphisch-nebelhaften Urgrund, zu den Müttern hinab. Der Seherin von Prevorst weicht er aus: nie habe er eine Somnambule sehen mögen (deren er doch mehrere dargestellt hat), weil man zu oft auf frevelhafte Weise wundersame Kräfte hervorrufe; doch leugnet er nicht, daß sie im Menschen liegen, ja liegen müssen. Ganz allgemein vertraut er Zelter die Ehrfurcht gebietenden Worte: „Ich erfahre das Glück, daß mir in meinem hohen Alter Gedanken aufgehen, welche zu verfolgen . . eine Wiederholung des Lebens gar wohl wert wäre.“

In seltener Stunde findet man ihn sogar bereit, schrittweise wie Faust auf jenem dunklen Wege, aus Helle in Dämmerung tastend, sich zu erklären: „Wir wandeln alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt und wie es mit unserem Geist in Verbindung steht. So viel ist wohl gewiß, daß in besonderen Zuständen die Fühlfäden unserer Seele über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja ein wirklicher Blick in die nächste Zukunft gestattet ist.“

Doch immer bleibt er dem Werdenden verschworen: „Das Wirken ist trefflicher als das Gewirkte“, ferner: „Die Gottheit ist im Werdenden und sich Verwandelnden wirksam, aber nicht im Gewordenen und Erstarren.“ Oder: „Man mag so gern das Leben aus dem Tode betrachten und zwar nicht von der Nachtseite, sondern von der ewigen Tagseite her, wo der Tod immer vom Leben verschlungen wird.“ Oder in Fausts mystischen Versen:

„Doch im Erstarren such' ich nicht mein Heil,  
das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil.  
Wie auch die Welt ihm das Gefühl verteure,  
ergriffen fühlt er tief das Ungeheure.“

Alle Hauptkräfte seines letzten Wesens: Tatkraft, Entsagung, Gläubigkeit drängen Goethe, Verwandlung nach dem Tode zu stabilieren. Der Gedanke an den Tod, sagt er, läßt ihn in völliger Ruhe, der Sonne ähnlich nennt er unseren Geist, die nur im irdischen Auge unterzugehen scheine, und im 80. Jahre findet er diese prometheisch-kühnen Jünglingsworte: „Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit: denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist ferner nicht auszuhalten vermag.“ Und mit heidnischer Naivetät führt er gegen Zelter diesen Gedanken weiter: „Wirken wir fort, bis wir, vor oder nach einander, vom Weltgeist berufen in den Äther zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Tätigkeiten, denen analog, in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt' er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon gewollt und geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes einreifen.“

In diesen sinnlichen Bildern einer übersinnlichen Welt ist dem ältesten Goethe ein solcher Ton von Freiheit gelungen, eine solche Lebenskraft sprüht ihm im Bilde der Verwandlung auf, daß man von ihm wahrlich sagen darf, er hat im höchsten Alter durch neue Jugend den Tod überwunden, nachdem er in der Jugend seiner Suggestion zuweilen unterworfen war.

„Halte dich nur im Stillen rein  
und laß es um dich wettern!  
Je mehr du fühlst, ein Mensch zu sein,  
desto ähnlicher bist du den Göttern.“

Dies ist Goethes letzter Glaube: Getrostheit über den Tod hinaus, Verdienst des Lebenskampfes, vor keinem Richter, doch vor der Vernunft der Natur, die sich ein solches Exemplar nicht fürder wird entgehen lassen. Mit Festigkeit, fast ist es Heiterkeit, blickt er die Schwelle an, von der er nichts zu fürchten hat, alles zu hoffen: doch nicht ein besseres Jenseits, vielmehr ein stärkeres Diesseits, Deutung des Vorigen, Erfüllung des Geplanten, denn „kein organisches Wesen ist ganz der Idee, die zugrunde liegt, entsprechend, hinter jedem steckt die höhere Idee. Das ist mein Gott!“

Auch aus dem Faust-Schluß ist es abzulesen, nur muß man, um ihn urgoethisch zu begreifen, ihn von Emblemen und Begriffen befreien, die der Dichter ihm aus technischer Nötigung umlegte. Was dort aus Engelsmunde Erlösung heißt und Liebe, ist eben Goethes rüstiger Glaube an Verwandlung lebendigen Geistes — und so hofft er sich jenseits des Todes von den Klammern seiner polaren Natur — endlich! — befreit zu fühlen:

„Wenn starke Geisteskraft  
die Elemente  
an sich herangerafft,  
kein Engel trennte  
geeinte Zwienatur  
der innigen beiden:  
die ewige Liebe nur  
vermag's zu scheiden.“

Mit dieser getrosten Hoffnung hat Goethe am Ende das letzte seiner fünf Urworte im Sinn eines Gleichnisses erreicht.

Noch zweimal wird sich das Schicksal an solcher Getrostheit versuchen.

In Goethes 79. Jahre stirbt der Herzog auf der Rückkehr von einer Berliner Reise. Die letzten Lebenstage, die er mit A. v. Humboldt zubrachte, zeigen seine ungehemmte Natur im Zusammenbruch: ganz sinngemäß stirbt er im Grunde ohne rechte Krankheit, nur weil keine neuen Kräfte mehr den wilden Lebensdrang speisen, zwischen Schlafen und Wachen, heiter aber erschöpft. Über farbige Doppelsterne und innere Erdwärme, über die schwierigsten Physica will der Fürst Aufschluß von dem Forscher, sagt plötzlich: „Sie sehen, Humboldt, es ist aus mit mir“, geht auf religiöse Gespräche über, klagt über Pietismus, rühmt aber

die christliche Lehre, die ihn jetzt tröste. Immer wieder sich aufreckend, immer wieder in sich versinkend, in ehrlichem, doch dumpfem Streben, wie er sein Leben führte, geht er hinüber. Wie viel mag Goethe, als er diesen Bericht liest, im aufgedrunghenen Vergleich mit sich verschweigen!

Indessen verjüngt er sich an dem Verluste dieses Freundes. An einem Nachmittag im Juni bringt ihm der Sohn die Nachricht. Man hört ihn seufzen — doch am selben Abend berichtet er am Schlusse eines Briefes an Carlyle zwischen Wünschen und Mitteilungen „die traurige Nachricht vom Ableben unseres vortrefflichen Fürsten, des Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach“. Dann beschäftigt er sich mit hundert entlegenen Dingen, weil seine „peinliche Lage“ keine anhaltende Arbeit vertrage, lehnt alle Besuche, zugleich aber auch jede Mitwirkung am amtlichen Nachruf ab, besucht die Witwe auf ihrem Landsitze nicht, schreibt ihr auch nicht, redet sich mit der Sitzung eines Malers heraus, der „noch eine Hand anbringen“ müsse, — und als der Leibarzt ihm den ausdrücklichen Wunsch der alten Herzogin Luise übermittelt, auch dann noch weigert er sich, zu erscheinen, auf Grund von Müdigkeit, bekennt aber wenige Tage später privatim sein Wohlsein.

Nach zwei Wochen nimmt er ästhetisches Interesse an den Entwürfen des Hofbaumeisters zur Leichenfeier, zugleich schreibt er endlich der Herzogin einen vorsichtig-kalten Brief: „Schon all diese letzten traurigen Tage her suche ich nach Worten, Eurer königlichen Hoheit auch aus der Ferne schuldigst aufzuwarten. Wo aber sollte der Ausdruck zu finden sein, die vielfachen Schmerzen zu bezeichnen, die mich ängstigen? . . .“ Als dann die große Feier bevorsteht, entflieht er, „um jenen düstern Funktionen zu entgehen, wodurch man, wie billig und schicklich, der Menge symbolisch darstellt, was sie im Augenblick verloren hat“, und bezieht ein anmutiges Landschloßchen, das ihm der neue Herr angeboten, um zu empfinden, „daß eigentlich keine Trauer in der Welt sein sollte“.

Kaum hat er diese Dornburg oberhalb Jenas betreten, kaum hat er, zum erstenmal seit langen Jahren des Stadtlebens, nur die Erde unter sich, Pflanzen und Gärten um sich, die große Weite des Himmels über sich: da reinigt sich Geist und Körper zu Jugend und Frische, und diese zwei Sommermonate, an deren Ende Goethe sein 79. Jahr beschließt, machen in ihm aufs neue Epoche: bald nennt er es seinen gleichsam dämonisch angewiesenen Aufenthalt.

Durch keine Trauer läßt er sich die heitere Weite dieser Wochen trüben, vom Herzog ist die Rede kaum, doch auch später, auch nach zwei Jahren bleibt Goethe — wenn er nicht stilisierte Worte zur historischen Benutzung von sich gibt — unbestechlich durch den Tod und urteilt nach wie vor: „Ihm wäre zu gönnen gewesen, daß er sich meiner Ideen und höheren Bestrebungen hätte bemächtigen können; denn wenn ihn der dämonische Geist verließ und nur das Menschliche zurückblieb, so wußte er mit sich nichts anzufangen und er war übel dran . . . Eigentlich war er zum Tyrannen geneigt wie keiner, aber er ließ alles um sich



her ungehindert gehen, solange es nur ihn nicht selbst in seiner Eigenheit berührte.“

In Dornburg lebt der Alte zum ersten Mal und auch zum letzten wieder allein. Glückliche, Familie und Stadt im Rücken zu wissen, ist er doch keineswegs gewaltsamer Einsiedler, bleibt zugänglich Kindern, Freunden, Gästen, läßt Wein und Öl, Bücher und Karten, Prismen und Linsen kommen, auch hat er Sekretär und Diener bei sich. Durch die Berührung der Natur erfrischt sich sein forschendes Bestreben, französische Arbeiten, die sich den seinen nähern, lenken ihn zugleich auf seine Metamorphose der Pflanzen zurück, praktische Barometrie tritt hinzu, und wie ihn die Weinberge des Schlosses fragend anschauen, läßt er sich für eine neue Art des Weinbaus in einem Aufsatz vernehmen.

Ja, jetzt erreicht Goethe jene Forderung, das Phänomen zugleich als Theorie zu erleben, und spricht von einer „zarten Empirie, die sich mit dem Gegenstande innigst identisch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird“; später ähnlich, noch tiefer: „Die Einzelheiten sind eigentlich das Leben. Die Resultate mögen schätzbar sein, aber sie setzen mehr in Erstaunen, als sie nutzen.“

Doch wenn er vor Tagesanbruch an sein hohes Fenster tritt und folgt dem Lauf der Venus vor der Sonne, wenn er an langen Sommerabenden zwischen Malven und Rosen, zwischen Wind und Sonne den kleinen Burgweg auf- und niederschreitet: dann überkommt ihn stärker das Gefühl des Gleichnisses, das sein ganzes Alter bestimmte, die hohe Klarheit dieser Bergesstille muß er als Ausdruck seiner letzten Einsamkeit empfinden. Als er sich nun nach Wochen zu einem Schreiben für den neuen Herrn entschließt, dessen Geburt er vor 45 Jahren mit Versen begrüßt, den er dann mit erzogen hat und der nun Goethes erster Bitte um einen Urlaub in den zartesten Formen entgegenkam: da wird dies Huldigungsschreiben eines alten Staatsministers zur Dichtung.

Da schildert sich der Greis, wie er zu Füßen Burgen und Dörfer, wie er an Häusern und Pflanzen Vergehen und Werden unterscheidet. „Ich sehe zu Dörfern versammelte ländliche Wohnsitze, durch Gartenbeete und Baumgruppen gesondert, einen Fluß, der sich vielfach durch Wiesen zieht, wo eben eine reichliche Heuernte die Emsigen beschäftigt; Wehr, Mühlen, Brücken folgen aufeinander, die Wege verbinden sich auf- und absteigend. Gegenüber erstrecken sich Felder an wohlbebauten Hügeln bis an die steilen Waldungen hinan, bunt anzuschauen nach Verschiedenheit der Aussaat und des Reifegrades . . Das alles zeigt sich mir wie vor 50 Jahren, und zwar in gesteigertem Wohlsein . . Alles deutet auf eine emsig vollgerechte, klügl. vermehrte Kultur eines sanft und gelassen regierten, sich durchaus mäßig verhaltenden Volkes . . Nun aber sei vergönnt, mich von jenen äußern und allgemeineren Dingen zu meinem Eigensten und Innersten zu wenden, wo ich denn aufrichtig bekennen kann: daß eine gleichmäßige Folge der Gesinnungen daselbst lebendig sei, daß ich meine unwandelbare Anhänglichkeit an den hohen Abgeschiede-

nen nicht besser zu betätigen wüßte, als wenn ich, selbigerweise dem verehrten Eintretenden gewidmet, alles, was noch an mir ist, diesem wie seinem hohen Hause und seinen Landen von Frischem anzueignen mich ausdrücklich verpflichte.“

So ganz als Weiser tritt er dem neuen Fürsten gegenüber, da er vor einem halben Jahrhundert neben dem alten als Tätiger in diese Waldbezirke trat.

Aber wie damals wird er in den Waldbezirken zum lyrischen Dichter.

„Es spricht sich aus der stumme Schmerz,  
der Äther klärt sich, blau und bläuer —  
da schwebt sie ja, die goldne Leier,  
komm, alte Freundin, komm ans Herz!“

Und nach diesen ergreifenden vier Zeilen gelingen ihm noch vier seiner vollkommensten Natur-Gedichte: es sind die letzten, denn was später folgt, ist nur noch Spruch oder Gedanke.

An Suleika richten sich, jetzt nach 15 Jahren, noch einmal die schönsten Verse, wieder fallen die halbvergessenen Namen von seinen Lippen, Hatem und Medschnun, und man spürt, wie der Entsagende auf den Lieblingsnamen seiner Phantasie sich schaukelt. Freilich fühlt er die Ferne, die Zeit, und erschütternd rauschen, lange nach den kristallinen Reimen und Zeilen des Diwans, nun diese formlosen Rhythmen auf:

„Nicht mehr auf Seidenblatt  
schreib' ich symmetrische Reime,  
nicht mehr fass' ich sie  
in goldene Ranken.  
Dem Staub, dem beweglichen, eingezeichnet  
überweht sie der Wind, aber die Kraft besteht,  
bis zum Mittelpunkt der Erde  
dem Boden angebannt.  
Und der Wanderer wird kommen,  
der Liebende. Betritt er  
diese Stelle, ihm zuckt's  
durch alle Glieder.  
„Hier, vor mir liebte der Liebende.  
war es Medschnun, der zarte?“ . .  
Suleika, du aber ruhst  
auf dem zarten Polster,  
das ich dir bereitet und geschmückt.  
Auch dir zuckt's aufweckend durch die Glieder.  
„Er ist's, der mich ruft, Hatem.  
Auch ich rufe dir, o Hatem! Hatem!““

Zu den Rhythmen seiner Jugend, wallend im Gefühle, kehrt der Greis zurück. Aber als er den Vollmond erblickt, der ihn einst als Zeichen

Suleika verbunden, rafft sich noch einmal alle Kraft in die geschliffene Form seiner glücklichsten Lieder, und er beschließt diesen Anruf:

„So hinan denn! hell und heller,  
reiner Bahn, in voller Pracht!  
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,  
überselig ist die Nacht.“

Und wie ein Jüngling schickt er Mariannen dies Gedicht als Zeichen, daß er ihrer dachte, — doch wie ein Entsagender fragt er beide Gatten zugleich, ob sie beim selben Vollmonde seiner gedacht.

Im September kehrt Goethe in sein Haus zurück, um es höchstens noch einmal mit dem Gartenhause zu vertauschen. Langsam, stockend geht er dann, nach Unterbrechung eines vollen Jahres, im Beginn des 81., weiter an den Faust, vollendet den ersten und zweiten Akt, und noch später, im Beginn des 82., verbindet er diese mit der Helena. Mancherlei naturforschende Arbeiten begleiten ihn — und wie ihm selbst das Einzelne nicht mehr wichtig ist, so muß nun auch die Darstellung ins Allgemeine gleiten und sucht zu fassen, wie sich Goethes Wesen, das wir zuvor für das ganze letzte Jahrzehnt zu deuten suchten, nun in den allerletzten Jahren noch weiter sublimiert: vom 80. bis 82. Lebensjahre, solange deren äußere Ruhe nicht unterbrochen wird.

An dauernder Gesundheit steigert sich seine Tatkraft. Im 82. Jahre läßt er an seinem alten hölzernen Arbeitsstuhl eine Art Kopflehne anbringen; den Großvaterstuhl benutzt er nie. Noch richtet sich sein praktischer Blick zuweilen aufs Nächste, und während man ihm Klatsch aus Hof und Stadt nicht erzählen darf, schlägt er die Verlegung des Zwiebelmarktes vor, damit man diesen Markt erweitern könne.

Der Arbeit und der Zeitersparnis wird alles unterworfen. Jetzt hört er ganz auf, Zeitungen zu lesen, nimmt nur noch wenige Besuche an, führt ein „testamentarisches und kodizillarisches Leben, damit der Körper des Besitztums, der mich umgibt, nicht allzu schnell in die niederträchtigsten Elemente, nach Art des Individuums selbst, sich eiligst auflöse“, lehnt jede Erwiderung auf Angriffe ab, treibt seine Hygiene so weit, daß er Schillers Freundin Caroline die Durchsicht ihres Schiller-Buches weigert, weil er ins längst Vergangene nicht mehr zurückschauen mag.

Alles kommt ihm historisch vor, das in der Fremde längst Vergangene so nah und fern wie das, was gestern hier im Haus geschah. Auch von den eigenen Werken will er nichts mehr sehn, wenn sie nur abgeschlossen liegen, lehnt ab, den ersten Faust auf der Bühne anzuschauen, obwohl man ihn ein paar Straßen entfernt zu seiner Ehrung spielt. Als die Juli-Revolution in Deutschland Nachhall findet, verachtet er so simple Nachahmung, und während die Gefahr bis Jena rückt, bleibt er gleichgültig

spottend. Bei solcher Konzentration kann er begonnene Arbeiten weiterführen, erlebt den Druck des letzten Bandes seiner Werke und sieht die Bahn zu neuer Arbeit frei.

Tatkraft und alle Lebenskräfte steigen!

Es stirbt die alte Herzogin Luise, die Goethe seit einem halben Jahrhundert persönlich verehrt hat: er aber sitzt mit seinen Freunden beim Weine, und während sie lauter sprechen, um ihm die Trauerglocken zu übertönen, erzählt er von neuen Szenen aus der zweiten Walpurgisnacht, in denen ihm alle Tage Dinge über Erwarten gelängen. Als man ihm dazwischen Mitgefühl und Gruß der jungen Fürstin übermittelt, sagt Goethe: „Der Schlag, der uns lange gedroht, hat endlich getroffen, wir haben wenigstens nicht mehr mit der grausamen Ungewißheit zu kämpfen. . . So lange es Tag ist, wollen wir den Kopf schon oben behalten, und so lange wir noch hervorbringen können, nicht nachlassen!“ Dann spricht er von Menschen, die uralt geworden, und von der Ninon de Lenclos.

Überhaupt beginnt er nun die Lebensgrenze immer höher zu fordern, klagt, daß der Herzog „so früh“ — im 73. Jahre — fort mußte, daß ein naturforschender Freund „kaum elende 75 Jahre alt geworden! Was doch die Menschen für Lumpe sind, daß sie nicht die Courage haben, länger auszuhalten! . . Bin ich darum 80 Jahre geworden, um täglich dasselbe zu tun? Ich strebe vielmehr täglich etwas Anderes, Neues zu denken, um nicht langweilig zu werden. Man muß sich immerfort verändern, verjüngen, um nicht zu verstocken!“ Als Ottilie von allgemeinem Verdikt gegen eine junge Dame erzählt, die die Mazurka indezent tanzte, bedauert der Alte, daß er's nicht mit ansehen konnte.

Grundstimmung: Tatendrang, doch immer mit der Feder, sogar noch Kämpferlust, in der er, wäre er jünger, pedantische Kritiker durch falsche Reime und andere Fehler zu ärgern entschlossen wäre, dabei aber so gute Dinge sagen wollte, daß jeder sie auswendig lernte.

Je unbewegter er in seinen Zimmern lebt, umso weiter schlägt er in Erinnerungen und Maximen den Kreis der Leidenschaften um sich her. Nie hat er so viel von Dämonie gesprochen wie nach dem 80. Jahre, da ihm zum dämonischen Leben Bewegung, Hintergrund und auch der Wille fehlt. Gedenkt man all dessen, was er verschweigt, so deutet das, was er von solchen Dingen sagt und schreibt, den unablässigen Umschwung des riesigen Rades in seiner Seele an. Es ist ein 80jähriger, der aus der Tiefe das Donnerwort entläßt: „Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zu Grunde zu richten!“

Das Dämonische, das in jeder Liebe liegt, sei, sagt er, nicht in ihm, doch sei er ihm unterworfen, ebenso wie Napoleon und Carl August, wie Friedrich und Peter der Große. Denn je höher ein Mensch, desto mehr stehe er unter dem Einfluß des Dämons, der übermächtig mit ihm tut, was ihm beliebt, und dem er sich bewußtlos hingibt, während er glaubt

frei zu handeln. Ganz ähnlich sei es mit jedem Hervorbringen höchster Art, denn alle Größe an Gedanken oder Tat steht in niemandes Gewalt und ist aller irdischen Macht überhoben. Am großartigsten faßt er sich jetzt in seinem letzten Rückblick über das Dämonische wie über sein ganzes Schicksal zusammen:

„Es war nicht göttlich, denn es schien unvernünftig; nicht menschlich, denn es hatte keinen Verstand; nicht teuflisch, denn es war wohlthätig; nicht englisch, denn es ließ oft Schadenfreude merken. Es glich dem Zufall, denn es bewies keine Folge; es ähnelte der Vorsehung, denn es deutete auf Zusammenhang. . . Es schien mit den notwendigen Elementen unsres Daseins willkürlich zu schalten. . . Nur im Unmöglichen schien es sich zu gefallen. . . Ich suchte mich vor diesem furchtbaren Wesen zu retten, indem ich mich nach meiner Gewohnheit hinter ein Bild flüchtete“, und er nennt schließlich die Ereignisse seiner Jugend mit dämonischem Schein bekleidet.

Von solchen Stimmungen unwittert, muß ihm am Ende Beethovens Geist erscheinen. Paganinis „Flammen- und Wolken-Säule“ läßt ihn kalt; als aber Mendelssohn, der ihn noch einmal in Weimar unterhalten muß, ihn nun zu Beethoven zwingt und Goethe dem ersten Satze der C-Moll-Symphonie aus einer Ecke gelauscht hat, da ruft er, der diese Welt, von fremden Händen ausgeformt, sich stets vom Leibe gehalten: „Das ist grandios! Das ist sehr groß! Ganz toll! Man möchte sich fürchten, das Haus fiele ein!“, und wiederholt kommt er auf diese Erschütterung zu reden.

Im gleichen Maße sublimieren sich noch einmal seine entsagenden Kräfte. Ironie, statt etwa zu verblassen, nimmt noch an Schärfe zu: je höher Goethe als Faust die Pyramide seines Lebens baut, umso fleißiger wühlt in ihm Mephisto, sie ständig zu untergraben. Vom Leben spricht er als von einem Narrenleben, an Zelter unterschreibt er sich einmal Reineke Fuchs, reizt einen Abend Mendelssohn, mit ihm die Damen zu verspotten, redet an einem Mittage zwei Russen, die ihn starr anschweigen, das tollste Zeug vor, das ihm grade über Amerika einfällt, spielt einen ganzen Abend vor Müller und Riemer den Cyniker und wünscht sich, englischer Bischof mit 30000 Pfund Einkommen zu sein.

Aus allem, was er durchstudiert, fühlt er sich nicht klüger geworden, „als wenn man alle Tage in der Bibel läse: man lernt nur, daß die Welt dumm ist, und das kann man in der Seifengasse hier zunächst auch erproben. . . Was ist denn überhaupt am Leben? Man macht alberne Streiche, beschäftigt sich mit niederträchtigem Zeug, geht dumm aufs Rathaus, klüger herunter, am andern Morgen noch dümmer herauf.“ Drei Monate vor Goethes Tode nennt der Kanzler die Ironie seine Lieblingsform!

Ins Wüstenhafte steigt seine letzte Einsamkeit. Besuch auswärtiger

Freunde, auch der besten, die ihm sonst Erfrischung waren, stört ihn jetzt nicht bloß in der Arbeit, sondern schon daß die da sind, die er sich nur vorzustellen gewöhnt hat. Nicht aufs Zusammensein komme es unter Freunden an, sondern aufs Übereinstimmen — und Goethe, der immer Gegenwart erstrebt und besungen hat, er, der seine eigene Lebens-Tragik im Verfehlen des Augenblicks faustisch begründet fühlt, kommt zuletzt zu der ungeheuren, wahrhaft grotesken Beruhigung: „Die Gegenwart hat etwas Beengendes, Beschränkendes, oft Verletzendes, die Abwesenheit hingegen macht frei, unbefangen, weist jeden auf sich selbst zurück“! Und nochmals an Zelter:

„Die Gegenwart hat wirklich etwas Absurdes: man meint, das wär' es nun, man sehe, man fühle sich, darauf ruht man. Was aber aus solchen Augenblicken zu gewinnen sei, darüber kommt man nicht zur Besinnung . . Der Abwesende ist eine ideale Person, die Gegenwärtigen kommen sich einander ganz trivial vor. Es ist ein närrisch Ding, daß durchs Reale das Ideelle gleichsam aufgehoben wird; daher mag denn wohl kommen, daß den Modernen ihr Ideelles nur als Sehnsucht erscheint.“

Zu so verwickelten Beruhigungen muß der älteste Goethe greifen, da sein Geist diese Form des Daseins zu ertragen aufhört. In diesem Zirkel, in dem der junge Goethe beinahe toll geworden ist, dreht sich noch immer, doch mit lächelndem Entsagen, der alte. Ist's dann noch wunderbar, daß er Zelter, den letzten Freund, immer wieder misanthropisch bittet, nur alles geheim zu halten, was er ihm kund tut, und daß er, der ein Leben lang alles aufgeschrieben hat und sagen konnte:

„Andre verschlafen ihren Rausch,  
meiner steht auf dem Papiere“, —

nun oft ganz verzichtet, merkwürdige Resultate seines einsamen Denkens aufzuzeichnen: „Mag doch am Ende Jeder darauf kommen!“

So gibt es nichts mehr ringsum, was ihn erfreute?

Doch, eine kleine Büste Napoleons aus opalisierendem Glase, „die allein eine Reise um die Welt wert ist. Sie steht der aufgehenden Sonne entgegen: beim ersten Strahl erklingt sie von allen, allen, die sämtlichen Edelsteine überbietenden Glanz- und Pracht-Farben . . Dies ist also dem Einsiedler vor Allen gegönnt, die so viel haben und sich noch mehr dünken. Man kann sehr glücklich sein, wenn man die Beistimmung der Anderen nicht fordert . . Verzeih solche Leben-zerstörende Betrachtungen, sie sind es, die mir das Leben erhalten.“ Napoleon aus Opalglas, von der Morgensonne beschienen, das Farbenwunder im Haupte des Überwinders, die Farbenlehre vom Kaiser sozusagen legitimiert: das ist Goethes letzte tägliche Labung.

Auch im Glauben stellt er sein Urphänomen noch um einen Grad reiner dar. Wie er dem tatenlosen Mystiker mißtraut, wie ihn frömmelnde Bilder zuletzt „bis zum Lachen betrüben“, so spottet er über den Glauben an einen nützlich-moralischen Gott, der dem Ochsen Hörner gegeben

haben soll, damit er sich verteidige: „Ich aber bete den an — ruft er aus —, der eine solche Produktions-Kraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionte Teil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, so daß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen: Das ist mein Gott.“ So formlos weitete sich sein kosmisches Gefühl. Doch bleibt es ohne Namen — bis ihm am Ende von einer Gemeinschaft Kunde wird, zu der er sich bekennen will.

Ein Jahr vor seinem Tode — auf den Tag genau — schreibt er, letztlich von der Sekte der Hypsistarien vernommen zu haben, die, „zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt“ das Vollkommenste, was sie findet, zu verehren und, insofern es mit der Gottheit in nahem Bezug stehen müsse, anzubeten sich erklärte. „Da ward mir auf einmal, aus einem dunklen Zeitalter her, ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich zeit-lebens getrachtet hatte, mich zum Hypsistarien zu qualifizieren. Das ist aber keine kleine Bemühung: denn wie kommt man . . dahin, das Vortrefflichste gewahr zu werden?“

Dies ist Goethes letzter Glaube, ins Positive gewandt. Harrend, entscheidend ist es der Islam, „denn — so sagt er ein paar Monate vor dem Scheiden — im Islam leben wir alle, unter welchen Formen wir uns auch Mut machen“. Immer braucht Goethe solche Doppelbegriffe, um sich zu erklären, und wie er in den Orphischen Urworten die Gegenkräfte nur einzeln wog, ohne sich zu entscheiden, so bleibt auch hier der Glaube des immer Produktiven an einen Gott der Produktivität neben dem Glauben des immer Strebenden an einen Schatz des Vollkommensten — und wieder neben dem Glauben eines immer Demütigen an ein waltendes Schicksal bestehn.

Letzte Prüfung steht diesem Glauben bevor.

August ist endlich fort. Mit 40 Jahren hat er's erreicht, daß ihn der Vater ziehen ließ, und nur, weil Goethe ihn durch seine Wacht nicht mehr zu heilen hoffte, ließ er ihn ziehn. Wahrscheinlich hat er gehaut, was kommen muß; daß er ihn ohne Hoffnung gehen sah, hat er ausgesprochen.

Rom war das Ziel, Eckermann der Begleiter. Als einer, der nach überlastetem Jahrzehnte Freiheit und Bildung suchte, ist Goethe ein paar Jahre vor Augusts Geburt nach Süden geflohen; als einer, der ein verfehltes Leben zu Ende rasen will, flieht jetzt August, sein Sohn: jener vor Tätigkeit und Überfülle, dieser vor Leere und tatenloser Verzweiflung. Alles, was dieses Gleichnis umschließt, muß Goethe schweigend erduldet haben, als er den Sohn entließ.

Nach seinen Briefen an den Vater scheint August verständig zu reisen, sogar humanistisch; in Wahrheit verhehlt er ihm alle Exzesse und Depressionen. Auch die Tagebücher enthalten alles Äußere, verschweigen alles Wesentliche: ganz wie die meisten späteren des Vaters. Grotesk, wie

der Greis von seinem schwer gemütskranken Sohne nichts zu wissen scheint, als daß er ihm aus Mailand Medaillen für die Sammlung richtig ausgewählt hat — und tragisch, wie er in Wahrheit alles weiß und schweigt. Auch gegen den Sohn selbst nimmt er die Miene an, als sähe er in ihm einen Glücklichen, stellt sogar Augusts Harmonie bei Ankunft in Florenz in Gegensatz zu seiner eigenen Tasso-Stimmung von damals. Leise mahnt er ihn aus der Ferne, erklärt sich überdies bereit, jede gewünschte Summe zu zahlen. In Genua, wo Eckermann sich von August trennt, doch wohl im Zerwürfnis, bricht August ein Schlüsselbein und bekommt eine Hautkrankheit: beides unaufgeklärten Ursprungs.

Die letzten Briefe aus Rom sind krankhaft exaltiert, doch an den Vater schreibt er 12 Tage vor seinem Tode: „Es ist das erstemal im 40. Jahre, daß ich zum Gefühle der Selbständigkeit gekommen, und unter fremden Menschen . . Man wollte mich heranziehen, Spiel, Mädchen, Frauen: diese drei letzteren Dinge hatte ich verschworen. So kehre ich frei und frank zurück, wenn ich auch bei anderen Gelegenheiten etwas mehr Geld ausgegeben als Andere . .“ Voller Hintergründe und Schleier ist dieser Brief eines dem Tode zutaumelnden Trinkers, berechnet für die hohe dünne Luft des offiziellen Goethe-Hauses — und der Alte weiß es. Dicht vor des Sohnes Tode schreibt er — als Empfehlung an einen ausgrabenden Archäologen — den schaurigen Satz: „Mein Sohn ist also, sowohl über als unter der Erde, wohl empfohlen.“

Dann stirbt, Ende Oktober, August von Goethe, als letztes von 5 Goethischen Kindern „infolge eines im Kopf gesprungenen Blutgefäßes, was sein Ende augenblicklich herbeiführte“. Seine Sektion zeigt eine fünfmal vergrößerte, die sogenannte Säuer-Leber. Er stirbt in Rom, wo der Vater, nach seinem Bekenntnis, zu leben angefangen hat. An der Pyramide des Cestius, wohin einst Goethe seine eigene Ruhestätte melancholisch gezeichnet hatte, wird er von ein paar Deutschen begraben. Doch auch daheim hätte ihm kein Liebender den letzten Blick gegeben. Niemand wird um ihn trauern.

12 Tage nach Augusts Tode, den der Vater noch nicht weiß, beantwortet dieser seinen letzten Brief, milde, lobend. Seine Werke seien jetzt endlich ausgedruckt, „und so kommst du denn eben zum Schluß, wo wir beide das Facit ziehen und eine neue Ära beginnen können, wozu uns die guten Geister Einsicht und Kräfte verleihen mögen“. Doch andern Tages unterbleibt die Reinschrift dieses Briefes: eben hat ein hannoverscher Gesandter, der bei Augusts Tode zugegen war, das Ereignis gemeldet. Es ist Herr Kestner, Sohn Lotte Buffs. Die Freunde, die es Goethen zustammeln, läßt er nicht ausreden, er sagt nur das antike Wort: „Ich weiß, ich habe einen sterblichen Sohn gezeugt!“

Die langsame Arbeit am Faust bleibt nun plötzlich stehn.

Vielleicht hat Goethe — nach einem ersten Schreck — die Nachricht mit Erleichterung empfunden: zu innerst war ihm der Sohn längst verloren. Aber je unversöhnlicher er alles als Gleichniß fühlen gelernt, umso



tiefer mußte er den Tod des Sohnes als ein Menschen-Schicksal, das kinderlose Greisenalter als sein Goethe-Schicksal wie die Rache der Dämonen erleben. Doch hartnäckig schweigend, unbeugsam stemmt er sich selbst dem Verlust entgegen. Als Eckermann wiederkommt, der Augusts Begleiter war, umarmt ihn Goethe — und mit keinem Laut wird des Sohnes erwähnt, nicht jetzt und niemals.

„Prüfungen erwarte bis zuletzt!“ schreibt Goethe an Zelter. „Dir hat es, mein Guter, nicht daran gefehlt, mir auch nicht, und es scheint, als wenn das Schicksal die Überzeugung habe, man sei nicht aus Nerven, Venen und anderen daher abgeleiteten Organen, sondern aus Draht zusammengeflochten . . . Dabei wollen wir es bewenden lassen. Das eigentlich Wunderliche und Bedeutende dieser Prüfung ist, daß ich alle Lasten . . . nunmehr selbst fortzuschleppen und sogar schwieriger weiter zu tragen habe. Hier nun allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge, als mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen, alles andere gibt sich von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Willen die notwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen . . . Und so, über Gräber, vorwärts!“

Von diesem Brief ab wird Goethes Leben heroisch.

Wieder scheint menschliches Unheil seine Kräfte zu steigern, wieder wirft ihn Verlust und Schmerz nach oben, wieder bricht zwischen den zusammensinkenden Kulissen eines Stückes Leben ein neues Werk sich Bahn. Seit 10 Jahren wartet das Schema zum letzten Bande von Dichtung und Wahrheit auf Ausführung. Lange hatte Rücksicht auf Lili den Dichter gehindert, sie zu verklären, da sie lebte. Doch auch nach ihrem Tode hat er sich nicht herangewagt. Nun diktiert er in 14 Tagen fast den ganzen Band!

Es ist in einigen Stücken der glühendste Teil des ganzen Werkes geworden, auch lebt Goethe nun ganz in jener Epoche, unterhält die Freunde davon, zitiert Gedichte auf Lili, und wenn er zwei Fassungen vergleicht, so entscheidet er völlig philologisch: „Ausdrucksvoller find’ ich hier diese kleine Interjektion, als wie sie in der Sammlung meiner Gedichte steht.“ Kälte gegen die Dichtung, Leidenschaft gegen das Mädchen.

Da steht er, einsam, ohne Sohn, ohne Liebende, blättert in uralten Tagebüchern und diktiert daraus in seine Geschichte den Satz: „Lachen und Jauchzen dauerten bis um Mitternacht.“ Beim Leser entschuldigt er den Mangel an Jugendkraft, doch häuft er furchtbare Gebärden und Worte der Spannung, spricht von dieser Liebe, die 55 Jahre zurückliegt, als vom Vorhof der Hölle — und aus allen Spalten dieses Greisenwerkes sprüht der gewaltsam unterdrückte Schmerz von gestern, geeint dem gewaltigen Schmerz, mit dem er ehemals ein Stück Seele für dies Mädchen entströmen ließ, das ihm Frau Welt bedeutete.

Und doch reißt ihn Erinnerung an ihre Holdheit zu immer neuen Hymnen hin, wieder erwägt er — nach einem halben Jahrhundert —, ob die Verbindung nicht doch möglich geworden wäre, und er, der nicht mehr liebt, gesteht jetzt einem Vertrauten: „Sie war in der Tat die erste, die ich tief und wahrhaft liebte; auch kann ich sagen, daß sie die letzte gewesen, denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich. Ich bin meinem eigentlichen Glücke nie so nahe gewesen als in jener Zeit. Die Hindernisse waren im Grunde nicht unübersteiglich — und doch ging sie mir verloren! Meine Neigung hatte etwas so Delikates und Eigentümliches, daß es noch jetzt, in Darstellung jener schmerzlichen glücklichen Epoche, auf meinen Stil Einfluß gehabt hat . . In diesem Verhältnis war das Dämonische besonders wirksam, es gab meinem ganzen Leben eine andere Richtung, und ich sage nicht zuviel, wenn ich behaupte, daß meine Herkunft nach Weimar und mein jetziges Hiersein eine unmittelbare Folge davon war.“

Zu so übertriebenen Schlüssen, die alle Mittelsätze seines Lebens zu überspringen scheinen, entzückt ihn das aufs neue erstandene Bild der Reizenden, die er so oft zur Zauberin vergöttlichte. Doch als er die Geschichte dem Ende zuführt, bricht die doppelt angespannte Natur zusammen: in seiner Lunge reißt ein Gefäß. Ein Aderlaß rettet ihn noch einmal. Mit so wunderbarer Regelmäßigkeit antwortet Goethes Körper noch nach dem 80. Jahre auf die Erregungen seiner Seele. Nach wenigen Tagen steht der Greis wieder fest — und wieder hat, wie vor drei und vor sechs Jahrzehnten, die Krisis seine Lebenskraft gesteigert. „Noch ist das Individuum beisammen und bei Sinnen. Glückauf! . . Da die Krisis vorüber ist, läßt sich denken, daß ich mich besser befinde als vorher, wo doch immer etwas unbestimmt Bedrohliches im Körper lag.“ Ja, wie ein von oben Geretteter ist er entschlossen, die neu verliehenen Tage zu erwerben, um sie zu besitzen. Auch Zelter ruft er zu: „Halte doch ja noch ein bißchen aus! Inständige Bitte!“

Zuerst freilich muß er wieder des Hausvaters Rolle übernehmen, da Ottilie unbrauchbar ist, muß alles neuordnen, auch sein Testament ändern, wobei er eine zweite Ehe Ottiliens moralisch und pekuniär zu hindern sucht. Der Ausfall eines direkten Erben stellt ihm seinen ganzen Besitz in ein so neues Licht, daß er sogar daran denkt, seine Sammlungen dem Staate zu verkaufen. Wieder werden Nachlaß und Korrespondenz an Mitarbeiter verteilt. Schon vorher hat er einen böhmischen Freund versichert, er möchte ihm gerne seine „Verhältnisse in Böhmen vermachen“.

Wie all dies viele Wochen wegnimmt, ist von August selbst nur etwa in dem Tone die Rede: „Nachdem der Gatte beliebt hat, in der ehemaligen Hauptstadt der Welt zurückzubleiben . .“ Dafür verbessert sich die Stimmung im Hause, Ottilie schließt sich an den Alten an, es gibt keinen Streit mehr — nur noch Unordnung, wenn Goethe nicht selbst für alles

sorgt. Wochenlang zeigt das Tagebuch fast tägliche Besprechung des Haushaltes an. „Vulpus entließ die Köchin mit billiger Entschädigung . . Von dieser Last befreit, konnte ich an bedeutende Arbeiten gehen.“ Zwei Tage später: „Haushaltungs-Angelegenheiten weiter geordnet. Das Hauptwerk mutig und glücklich angegriffen.“

„Das Hauptwerk“ ist die Vollendung des Faust.

Es ist Februar. Goethe steht im 82. Jahre. Seinem Lebenswerk fehlt die entscheidende Stelle: der Ausgang der Wette, Faustens Sieg oder Niederlage, es fehlt ein Stück vom vierten Akt und etwa die erste Hälfte vom fünften. Und so, über Gräber, vorwärts! ruft Goethe sich ein letztes Mal zu. Sein Haus hat er bestellt, seine Werke gesichert: nichts fehlt als diese letzte Entscheidung, die er durch Jahre hinausgeschoben, doch ohne die sein Hauptwerk Fragment bliebe. Es ist, als zögerte ein uralter Fürst vor seiner letzten Unterschrift.

Da bricht ein letztes Schaffensfeuer aus ihm vor. Seit 30 Jahren hat er sich nicht so produktiv gefunden, gesteht er seinem Arzte, der unruhig wird, weil er die Krisen dieser Natur als Folgen kennt. Goethe beschließt, sein Werk vor dem Geburtstag zu vollenden, der sein letzter sein soll. Wie Manto fühlt er: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt!“

Von nun an nennt er Fausts Vollendung „das Hauptgeschäft“ — und so verfällt er im letzten Lebensjahr einer heroischen Entsagung, wie Faust selbst in dem seinen. Denn eben daß sie ein Leben lang niemals ein Hauptgeschäft hatten, lag ja im Wesen von Goethe und Faust zutiefst begründet. Zum ersten Male wird — vor Toresschluß — ein Einzelnes forciert, als ob es wirklich eine Lösung des unlösbaren Problems bieten könnte.

Auf wunderbare Art verknüpfen sich schließlich Goethes Gedanken an Faust dem Namen Napoleon. Einem Napoleoniden trauert er nach: der habe nicht bloß Kriegstaten vollbracht, sondern noch vor einigen Jahren lange mit ihm den großen Plan verhandelt, Rhein und Donau durch einen Kanal zu verbinden. „Ein riesenhaftes Unternehmen! . . Doch jemandem, der unter Napoleon gedient und mit ihm die Welt erschüttert hat, scheint nichts unmöglich.“ Auch über Karls des Großen gleiche Pläne und seine Hindernisse hat Goethe sich unterrichtet. Dann hat ihn im 80. Jahr ein Freund für den neuen Bremer Hafen, für die Eindeichung fruchtbaren Schwemmlandes an und in der Wesermündung interessiert, und Eckermann fand den Alten umringt von Karten und Plänen zu Deichbauten, Kais und Häfen. Zugleich hat er sich lebhaft dem Panama-Kanale zugewendet, über den Humboldt berichtet. Drei Kanäle, am Rhein, bei Panama und Suez, möchte er noch erleben, ja „um dieser drei großen Dinge willen wär' es wohl der Mühe wert, noch einige 50 Jahre auszuhalten“.

Hier knüpft der Gedanke zum Faustschluß an, denn da Goethe sich im zweiten Faust mit allen Gleichnissen durchaus im Sinnlichen hält,

so wäre zunächst erstaunlich, daß er, der Bergwerke und manche andere große Tätigkeit studiert hat, sich als das Feld männlich-fruchtbaren Wirkens grade das Meer erwählt, das er kaum kennt, und eine Art von Wasserbau, die ihm fremd war.

Noch immer liegt durchaus kein fertiges Schema vor ihm: noch im Mai dieses letzten Lebensjahres sagt ein Entwurf zum 4. Akte nur: „Be-neidenswert sind Faust die Anwohner des Meeresufers, das sie der Flut abgewinnen wollen. Zu diesen will er sich gesellen.“ Dies wird vom Dichter erst in den letzten Arbeitswochen dahin erweitert:

„Mein Auge war aufs hohe Meer gezogen . .  
Da wagt mein Geist, sich selbst zu überfliegen;  
hier möcht' ich kämpfen, dies möcht' ich besiegen.“

So rasch wird diese Hauptstelle ausgebaut, daß, neben den unerheblichen Verleihungen an die Fürsten, die im Entwurf geplante, wichtigste Belohnung Faustens mit dem Meeresstrande schließlich auf der Szene wegbleibt.

Und Goethe, im höchsten Alter wandelnd, nachdenkend, diktiert in diesen Sommer-Morgenstunden seinen Schlußakt: „Faust im höchsten Alter, wandelnd, nachdenkend.“ Mit 82 Jahren gestaltet er den 100-jährigen Faust. Sich selber muß er zur Legende werden, die Ähnlichkeiten seiner Züge mit denen seines eisgrauen Helden spüren, in dem er sich vor 60 Jahren schon gespiegelt hatte. Nun, unverändert auf dem Grunde seiner Seele, bekämpft er sich im nie erfüllten Streben:

„So sind am härtesten wir gequält,  
im Reichtum fühlend, was uns fehlt.“

Genau wie heut vor 4 Jahrzehnten, als er in Rom demselben Faust Hemmungen und Verzweiflung seines Herzens auf die Zunge legte: „Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde!“

Doch, mehr als Faust, jetzt weniger Mephisto, ist er doch auch Lynkeus der Türmer, der von der Warte durch die tiefe Nacht Goethes melodischen Dank an das Leben singt:

„Ihr glücklichen Augen,  
was je ihr gesehn,  
es sei, wie es wolle,  
es war doch so schön!“

Wieder ist es Goethe, der greisenhaft am Fenster einer kleinen Stube steht, den Garten mit den Malven als die Welt, das Heut mit seiner Wärme als sein Leben überblickend. Es ist, als dürfte dies brennende Herz nur für eine Stunde Stille gewinnen, nur für eine Stunde Türmer sein.

Denn gleich setzt der Dichter zum letzten ungeheuren Aufschwung an:

„Noch hab' ich mich ins Freie nicht gekämpft! . .  
Stünd' ich, Natur, vor dir ein Mann allein,  
da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein . .“

Die Sorge kommt, sie fragt, ob er sie nie gekannt. Da gibt sich Goethe — denn immer ist er's selber — diese Promethiden-Antwort:

„Ich bin nur durch die Welt gerannt . .  
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht  
und abermals gewünscht und so mit Macht  
mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig,  
nun aber geht es weise, geht bedächtig.  
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt —  
nach drüben ist die Aussicht uns verrannt . .  
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.  
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!  
Was er erkennt, läßt sich ergreifen.  
. . Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,  
er! unbefriedigt jeden Augenblick!“

Hier und sonst nirgends steht Faustens, steht des uralten Goethe letztes Wort. Nach seinen tiefsten Gesetzen muß Faust, muß Goethe die große Wette der Befriedigung den Teufel verlieren lassen. Trotzig wird noch in diesem vorletzten Augenblicke Faustens und Goethes Unrast herausgeschrien. Von seinen Sinnen immerfort gedrängt, den Teufel gewinnen zu lassen, doch kraft seiner Seele verzweifelter Sieger, ist Faust auch jetzt noch Herr seiner Wette, ist Goethe noch immer seines Dämons wohlbewußter Knecht, seiner Getrostheit fester Herr, und als ihm die Sorge — wie ein lockender Bote Mephistos — seinen getrosten Mut abnehmen will, da ist es Goethe der Greis, der als Faust aufschreit:

„Unselige Gespenster! So behandelt ihr  
das menschliche Geschlecht zu tausend Malen;  
gleichgültige Tage selbst verwandelt ihr  
in garstigen Wirrwarr netzumstrickter Qualen . .“

Sie haucht ihn an, daß er erblindet, — und so tritt, höchst schicksalsvoll, Goethe in letzter Stunde aus seinem Helden heraus. Blindheit ist die schwerste Versuchung, in die Goethe, der Licht-Gläubige, den Doppelgänger führen kann. Doch bleibt Faust unerschüttert: er greift, das innere Licht preisend, zur Arbeit, und während vor seinen blinden Augen Mephisto — noch ohne Recht auf Hoffnung — schon sein Grab ausschaufeln läßt, drängt Faust, wie Goethe, noch in den letzten Augenblicken zur Tat: einen Sumpf will er entwässern, Kampf mit dem Element bestehn, Gefahr, die jeden stärkt.

Im inneren Bilde solcher neuen Kämpfe läßt der alte Seher seinen blinden Helden zuletzt ein Ziel erkennen. Noch einmal bestätigt er sein

Grundgefühl wie in der Bibelübersetzung und scheint zu variieren: Am Ende war die Tat. Und so darf Faust, vorgreifend, rufen:

„Im Vorgefühl von solchem hohen Glück  
genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.“

Ist dies die Lösung? Hat er nicht eben noch dem Gespenst ins Gesicht gerufen, daß nur im Weiterschreiten der Tüchtige sein ewig unbefriedigtes Herz mit Augenblicken des Glückes beschwichtigen kann? Ein Ausweg ist es nur, den Goethe für dies glückraubende Grund-Problem seines eignen Lebens findet. Vollendung, die er nie erringen darf, nimmt er am Ende sich vorweg: das Traumbild eines Künftigen, die Phantasie —: der Genius muß ihn retten, damit er seines Dämons Meister zu sein für einen Augenblick sich vortäuschen könne. In großer Übertragung ist Faust, der schwärmend austräumt, ein Dichter, der sich der bohrenden Gewalt seines dämonischen Menschenherzens durch Phantasie entrückt, um zu genießen, was ihm nie beschieden sein darf.

Nach jedem Recht — so sagen die Juristen — hat Faust seine Wette gegen den Teufel verloren, und wäre Goethe sie eingegangen, er, dessen Herz auch noch unter Mephistos Last schlägt, hätte sie auch moralisch verloren. Weil er „fertig werden wollte“, hat er dem Unlösaren am Ende eine Lösung zugemutet, die er nicht etwa längst parat gehalten, die er ad hoc zuletzt erfunden hat, um doch Vollendung zu erzielen. Auch Faust wollte fertig werden wie Goethe, und wie er, gleich diesem, am Ende plötzlich an ein Hauptgeschäft glaubt, verliert er alle Souveränität über den Teufel, verliert seiner Seele Heil um ein Idol, um den Glauben an „einen Graben“.

Und doch gewinnt er sie wieder: nicht als Sieger, sondern aus Gnade. In Wahrheit ist der Faustschluß geblieben, wie ihn jener späte Entwurf vorsah: die halbe Schuld blieb auf Faust ruhen, doch „das Begnadigungsrecht des alten Herrn“ trat gleich in Wirkung und hob den formal Besiegten empor.

So, wie sie vor uns liegt, wirkt die Lösung als genialer Kunstgriff eines Problematikers, der Harmonie erzwingen will. Erst der Rückblick auf Goethes ganzes Leben, im Rhythmus zwischen Tat und Entsagung, läßt den Faustschluß in der Sonne höherer Gerechtigkeit aufstrahlen, und Goethen, dem Wanderer, wird aus jener Sphäre das Wort der Gnade zugerufen, wie einst Gretchen: „Ist gerettet.“

Aber das Werk ist beendet, auch wenn es nicht vollendet wäre: „Das Hauptgeschäft zustande gebracht. Letztes Mundum. Alles rein Geschriebene geheftet.“

Denn schon seit einigen Jahren steht der Schluß. Goethe gibt es nicht aus den Händen. Zwar würde er gerne einigen „weit verteilten Freunden auch bei Lebzeiten diese sehr ernststen Scherze widmen . . Der Tag aber ist

wirklich so absurd und konfus, daß ich mich überzeuge, meine redlichen, lange verfolgten Bemühungen um dieses seltsame Gebräu würden schlecht belohnt und an den Strand getrieben werden.“ Und er verschnürt die Handschrift und setzt sein Siegel mit dem Morgenstern darauf.

Doch noch mag er nicht enden! Ist's nicht erst Ende Juli, ist er nicht ein paar Wochen zu früh ans Ziel gelangt? Noch hat er Zeit. Gleich macht er sich an allerlei Supplemente zu den fertigen Werken: „Da diese Forderungen befriedigt sind, drängen sich neue sogleich hinten nach, wie an einem Bäckerladen à la queue. . Ich habe gar zu viel Bauwerk angelegt, welches zu vollführen doch am Ende Vermögen und Kraft ermangeln.“

Ja, sie ermangeln, und während sich gewohnte Tätigkeiten langsam wiederholen, ist doch durch diesen letzten Sommer-Feldzug die letzte Kraft erschöpft. Er fühlt's und sieht sein ferneres Leben nur noch als Geschenk an, denn „es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa tue“.

Mit den Seinen lebt er endlich friedlich, Otilie ist älter, ernster geworden, sie sieht nun eher ihre nächste Pflicht. Behutsam geht der Alte mit ihr um, läßt sich von ihren Bällen erzählen, bespricht genau die aufzuführenden Charaden, kümmert sich sogar noch um ihr „Chaos“, sorgt immer noch selber für Küche und Wirtschaft. Rührend, wie er sie bittet, für ihre englischen Freunde auf zwei Exemplare einer Mappe zu subskribieren, um einen jungen Maler zu stützen.

Auch die Kinder gehen so fort. Alma ist schön und eigensinnig, Walter komponiert Arien, weil er in eine Sängerin verliebt ist, Wolf „schreibt Trauer- und Lustspiele, sammelt die Komödien-Zettel, liest grenzenlos“. Geduldig lehrt der Alte die Knaben siegeln, Schubfächer ordnen, hindert sie nicht, wie ihr Vater in jenen Jahren allzu oft ins Theater zu gehen, läßt sich sogar zwingen, ein Stück von Kotzebue von ihnen anzuhören. Im Wagen wetteifern sie in dramatischen Plänen, und der Alte sitzt dabei, lächelt und bemerkt, wie sie „als wahrhafte Poeten sich darstellen, indem, wenn der andre sich in Enthusiasmen erging, der eine sich in Gähnen verlor, und wenn dieser an die Reihe kam, der andere pfiff“. Doch an einem Kindergeburtstag ist er „mit tieferen Naturbetrachtungen beschäftigt und konnte nur freundlich sein“.

Zuweilen schickt er noch Käfer und Schmetterlinge an Sammler, um seltene Steine dafür einzutauschen. Auch gibt es noch Dienst, denn in den letzten Monaten werden mit dem Sekretär der Mineralogischen Sozietät in Jena sehr ernste Briefe gewechselt: über die Art des Umbrechens der Diplome, wobei Goethe tadelt, daß der Seitenbruch zu nah an das Wort Präsident herangerückt sei. Vorschüsse, Empfehlungen, Unterstützungen an Künstler laufen weiter. Aber alles scheint abgedämpft, und jetzt schließt ein Brief: „Fried' und Freude allen Wohlwollenden, besonders den Nahen Verbundenen! Und so fortan!“

Zum letzten Geburtstage zieht er sich nach Ilmenau zurück mit den Enkeln, „um die Geister der Vergangenheit durch die Gegenwart der Herankommenden auf eine gesetzte und gefaßte Weise zu begrüßen,“ und während in Weimar seine Büste mit feierlicher Rede enthüllt wird, durchaus als wär' er schon tot, blickt er selbst den hohen Linden in die Kronen, die er ehemals gepflanzt hat, hier wo er „so viel Glückliches als Widerwärtiges erlebt hatte, welches nur durch eine grenzenlose Tätigkeit allenfalls ins Gleiche zu bringen war, und wo doch gar vieles geschah, dessen Wirkungen noch sachte umherschleichen“. Da mögen denn die Enkel Köhler, Holzhauer, Glasbrenner betrachten. Dann ersteigt er zu Fuß die Höhe mit der Jagdhütte. Wo war doch die Fensternische? — und findet wieder, was er vor mehr als 50 Jahren an die Wand geschrieben:

„Über allen Gipfeln ist Ruh . .“

Schweigend steht er eine Weile, dann steigt er zu Tale.

Rings ist die Wissenschaft in ständigem Brausen. Noch steigen zuweilen Spott und Groll herauf, weil man die Farbenlehre zu unterdrücken sucht, große Freude wird ihm, als ein Prager Forscher seine Studien historisch einordnet. Wieder macht er sich vergeblich an die Erklärung des Regenbogens. In langem Brief empfiehlt er einem Schüler, neue Farbenversuche mit einer Schusterkugel anzustellen.

Fossile Tier- und Pflanzenreste, Elefantenzähne, die sich in einer thüringischen Kiesgrube fanden, vieles sammelt sich noch immer auf seinem Tische, „wobei man bei feiner Vertiefung in die Betrachtung der Zeiten wahnsinnig werden müßte“. Knochenstudien gehen weiter, Ideen über Organismus der Pflanzen. Der Streit zwischen Geoffroy St. Hilaire und Cuvier gibt ihm Bestätigung seines Grundgedankens von der Metamorphose, nochmals schreibt er darüber. Mit Ottilien liest er aufs neue den ganzen Plutarch, Abend für Abend — und staunt doch zugleich die Beschreibung der ersten Eisenbahn in England an.

Leise schlägt Welle auf Welle des Ruhms an sein Ufer, lächelnd erfährt er, daß man in Pompeji eine Stätte Casa di Goethe nennt, worin herrliche Mosaiken den Boden schmücken. Aber es blendet ihn nicht: „Je älter ich werde, sehe ich mein Leben immer lückenhafter, indem es Andere als ein Ganzes zu behandeln beliebt.“ Und als, ein paar Wochen vor dem Ende, die Rede auf sein Wirken kommt, faßt er sich so zusammen:

„Was hatte ich, wenn wir ehrlich sein wollen, das eigentlich mein war, als Fähigkeit und Neigung, zu sehen und zu hören . . und mit einiger Geschicklichkeit wiederzugeben? Ich verdanke meine Werke . . tausenden von Dingen und Personen außer mir, die mir dazu das Material boten. Es kamen Narren und Weise, helle Köpfe und bornierte, Kinder und Jugend wie das reife Alter: alle sagten mir, wie es ihnen zu Sinne sei . . und ich hatte weiter nichts zu tun als zuzugreifen und zu ernten, was Andere



für mich gesät hatten . . Die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe, und Geschick und Beharrlichkeit, es auszuführen . . Mirabeau hatte ganz Recht, wenn er sich der äußeren Welt und ihrer Kräfte bediente, wie er konnte . . Mein Werk ist das eines Kollektiv-Wesens und trägt den Namen Goethe.“

So, unbefriedigt jeden Augenblick, schaut er auf Werk und Leben, und eines Tages wagt er's, vom Faust noch einmal die feierlichen Siegel zu lösen, um die Hauptmotive auszuführen, „die ich, um fertig zu werden, allzu lakonisch behandelt hatte“. Es ist Mitte Januar. Er blickt hinein, liest einige Tage lang Stücke daraus Ottilien vor, hilft auch einmal an einer Stelle nach. Doch bald siegelt er's wieder zu: fast unverändert.

Im Februar, an einem milden Tage, fährt er in seinen alten Garten; dort bleibt er einige Stunden, vier Wochen vor dem Ende, allein.

Noch immer kommt und geht und schweigt der alte Meyer, und nach Zelters letztem Besuche vermerkt sich Goethe: „Bedeutende Unterredung über Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges.“ Beide Freunde werden ihn kaum überleben: der eine wird 7 Wochen, der andere 7 Monate nach Goethe sterben.

Von den Frauen aber tönt nur noch ein einziger Name herüber. Sechs Wochen vor seinem Tode nimmt Goethe Mariannens Briefe und schickt sie ihr, versiegelt: „Gewisse Blätter, die auf die schönsten Tage meines Lebens hindeuten . . um allen Zufälligkeiten vorzubeugen“, doch solle sie versprechen, sie „bis zu unbestimmter Stunde“ uneröffnet zu lassen. Die zarte Wendung tut ihm aber nicht genug, noch einmal gibt Suleikas Bildnis ihm seine Rhythmen wieder, und er schreibt:

„Vor die Augen meiner Lieben,  
zu den Fingern, die's geschrieben —  
einst mit heißestem Verlangen  
so erwartet wie empfangen —  
zu der Brust, der sie entquollen,  
diese Blätter wandern sollen,  
immer liebevoll bereit,  
Zeugen allerschönster Zeit.“

Dies ist Goethes letztes Liebeszeichen an die Frauen.

Es wird März. Er hofft auf den Frühling, doch er wird ihn nicht mehr sehn. Unbewußt berührt Goethe in seinen letzten drei Lebenswochen nochmals alle entscheidenden Kreise, Motive, Stoffe seines Wirkens. Es braucht keinen Kommentar:

Goethe spricht über die Unzulänglichkeit der Sprache, denn „wir wissen oft nicht recht, ob wir sehen, schauen, denken, erinnern, phantasiieren oder glauben“. Er eifert gegen National-Poesie, denn der Dichter gleicht dem Adler, „der mit freiem Blick über Ländern schwebt und dem

es gleichviel ist, ob der Hase, auf den er hinabschießt, in Preußen oder in Sachsen läuft“. Er spottet über die Schwächlinge, die Lady Macbeths Taten aus Liebe zu ihrem Gatten erklären, und findet „schrecklich, wie das Jahrhundert seine Schwächen aufsteift und aufstützt“. Er schreibt an den Astronomen nach Jena, man möge sich schon jetzt auf „einen würdigen Empfang“ des großen Kometen vorbereiten, der in zwei Jahren erscheinen wird. Er nennt die Bewegung der Erde um die Sonne die erhabenste Entdeckung des Menschen, wichtiger als die ganze Bibel. Er bestimmt ein seltenes Fossil als bedeutenden Übergang vom Farnkraut zum Kaktus. Mitte März schreibt er an W. von Humboldt, plötzlich, fast ohne Einleitung:

„Die Tiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten. Ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe dagegen wieder zu belehren. . . Je früher der Mensch gewahrt wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunst gibt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er. . . Denke man sich ein musikalisches Talent, das eine bedeutende Partitur aufstellen soll: Bewußtsein und Bewußtlosigkeit werden sich verhalten wie Zettel und Einschlag. . . Die Organe des Menschen, durch Übung, Lehre, Nachdenken, Gelingen, Mißlingen, Fördernis und Widerstand und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtsein, in einer freien Tätigkeit das Erworbene mit dem Angeborenen, so daß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erstaunen setzt. . . Es sind über sechzig Jahre, daß die Konzeption des Faust bei mir jugendlich von vorne herein klar. . . vorlag. . . Hier trat nun freilich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorsatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwillig tätigen Natur allein zukommen sollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einem so langen, tätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre. . .

„Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel waltet über die Welt, und ich habe nichts angelegentlicher zu tun, als dasjenige, was an mir ist und geblieben ist, wo möglich zu steigern und meine Eigentümlichkeiten zu kohobieren. . .

„Verzeihung diesem verspäteten Blatte! Ohngeachtet meiner Abgeschlossenheit findet sich selten eine Stunde, wo man sich diese Geheimnisse des Lebens vergegenwärtigen mag. Weimar, den 17. März 1832. Treu angehörig  
J. W. v. Goethe.“

Das ist Goethes letzter, wichtiger Brief. Die spätesten Bücher, die er liest, sind Balzac und Plutarch.

Die letzten Gäste sind Enkel seiner Freundinnen: ein junger Maler — Enkel jener jung verstorbenen „Euphrosyne“, die seine liebste Schauspielerin gewesen — bringt noch am 14. Zeichnungen ins Haus. Zugleich übergibt ein anderer junger Mann sein Stammbuch, und Goethe schreibt seine letzten Verse hinein, männlich warnende, im Grunde menschenfeindliche:

„Ein jeder kehre vor seiner Tür,  
und rein ist jedes Stadtquartier.  
Ein jeder übe sein' Lektion,  
so wird es gut im Rate stohn.“

Der dies empfängt, ist der Sohn der Bettina, deren Gefühle sich Goethe eine Weile gefallen ließ, ist Enkel jener Maximiliane Brentano, der er zur Wertherzeit seine Leidenschaft zuwarf, bis ihn der Gatte aus dem Hause wies, ist Urenkel der Sophie von Laroche, die ihm einst geistvolle Briefe geschrieben.

Hinter dem jungen Manne schließt sich die Tür den Fremden. Am 15. erkältet sich der Alte auf einer Wagenfahrt. Nach drei Tagen bessert er sich so, daß er aufstehen kann, Kupferstiche betrachtet, vor einer neuen Cholera-Medaille boshafte Glossen zur Darstellung dieses Themas macht. Doch empfiehlt er in dieser lebendigen Stunde seinem Arzte nochmals wie früher Anstalten und Beamte, Kranke und Hilfsbedürftige mit den Namen, die jener kennt. Seine letzte Unterschrift gibt er am andern Tage zur Zahlung einer Unterstützung an eine junge Malerin, 48 Stunden vor dem Tode, mit zitternder Hand.

Denn an diesem 20. März ist er plötzlich zusammengebrochen. „Fürchterliche Angst und Unruhe — berichtet sein Arzt — trieben den Greis mit jagender Hast bald ins Bett, bald auf den Lehnstuhl, der Schmerz, der sich mehr und mehr auf der Brust festsetzte, preßte dem Gefolterten bald Stöhnen, bald lautes Geschrei aus, die Gesichtszüge waren verzerrt, das Antlitz aschgrau, die Augen tief in ihre lividen Höhlen gesunken, matt, trübe, der Blick drückte die gräßlichste Todesangst aus.“

Rasch lindert der Arzt. Im Sessel schlummert der Kranke schließlich ein. Am nächsten Tag und übernächsten Morgen scheint er ein wenig besser. An diesem letzten Morgen läßt er sich ein französisches Werk über die Juli-Revolution vorlegen, in dem er nur noch zu blättern vermag. Er trinkt und ißt ein wenig:

„Ihr habt mir doch nicht zuviel Wein in das Glas geschüttet?“

Dann ruft er seinen Schreiber und steht mit dessen Hilfe und der des Dieners vor dem Sessel:

„Der wievielte ist heute?“

„Der 22., Exzellenz.“

„Also hat der Frühling begonnen, und wir können uns um so eher erhalten.“

Es ist 9 Uhr vorbei. Er setzt sich wieder in den Armstuhl neben seinem Bette — und nun, nachdem der Todeskampf eines Morgens, nachdem der Lebenskampf von acht Jahrzehnten vorüber ist: nun endlich fällt er in einen leisen Schlaf mit dauernden Träumen, denn er spricht mancherlei. Die Freunde verstehen:

„Seht den schönen weiblichen Kopf — mit schwarzen Locken — in prächtigem Kolorit — auf dunklem Hintergrunde —“

Dann sagt er: „Macht doch den Fensterladen auf, damit mehr Licht hereinkomme . .“

Dann wieder: „Friedrich, gib mir die Mappe da, mit den Zeichnungen . . Nein, nicht das Buch, sondern die Mappe . .“ Und als sich keine findet: „— Nun, so war's wohl ein Gespenst . .“

Um 10 Uhr verlangt er etwas Wein. Dann hört er auf, zu sprechen. Nur noch einmal blickt er nach Ottilie hinüber, und dieses sind Goethes letzte Worte:

„Komm, mein Töchterchen, und gib mir ein Pfötchen —“

Aber der Geist blieb immer noch rege, denn im Halbschlaf fing er an, mit dem Mittelfinger seiner Rechten in die Luft zu schreiben, bis die Hand langsam herabsank. Man glaubte als Anfang ein W zu erkennen.

Dann lehnte er sich bequem in seinen Sessel zurück und entschwand, in seiner Geburtsstunde, gegen Mittag.

## GOETHE-BILDER

- I. Ölgemälde eines unbekannten Künstlers, Frankfurt um 1765. (Zu Kap. I.)
- II. Schattenriß, Frankfurt um 1770. (Zu Kap. II.)
- III. Ölgemälde von J. G. Bager, Frankfurt 1773. (Zu Kap. III.)
- IV. Bleistiftzeichnung von Schmoll, 1774. (Zu Kap. IV.)
- V. Schattenriß, Weimar gegen 1780. (Zu Kap. V.)
- VI. Büste von G. M. Klauer, Weimar um 1781. (Zu Kap. VI.)
- VII. Aquarell von J. H. W. Tischbein, Rom 1787. (Zu Kap. VII.)
- VIII. Bruchstück von G. M. Klauer, Weimar 1790. (Zu Kap. VIII.)
- IX. Kreidezeichnung von J. H. Lips, Weimar 1791. (Zu Kap. VIII.)
- X. Anonyme Kreidezeichnung, Jena um 1792. (Zu Kap. VIII.)
- XI. Kreidezeichnung von Fr. Bury, Weimar 1800. (Zu Kap. IX.)
- XII. Maske, abgenommen von K. G. Weißer, Weimar 1807. (Zu Kap. X.)
- XIII. Zweites Ölgemälde von G. v. Kügelgen, 1810. (Zu Kap. X.)
- XIV. Schattenriß, um 1810. (Zu Kap. X.)
- XV. Maske, abgenommen von J. G. Schadow, 1816. (Zu Kap. XI.)
- XVI. Hand, abgegossen um 1820. (Zu Kap. XI.)
- XVII. Kreidezeichnung von F. Jagemann, 1817. (Zu Kap. XI.)
- XVIII. Kreidezeichnung von Ludwig Sebbers, Weimar 1826. (Zu Kap. XII.)
- XIX. Statuette von Chr. D. Rauch, 1828. (Zu Kap. XII.)
- XX. Büste von Pierre Jean David d'Angers, Weimar 1829. (Zu Kap. XII.)
- XXI. Zeichnung von K. A. Schwerdgeburth, 1832. (Zu Kap. XII.)
- XXII. bis XXIV. Drei Schriftproben.



16 jährig



23 jährig



21 jährig



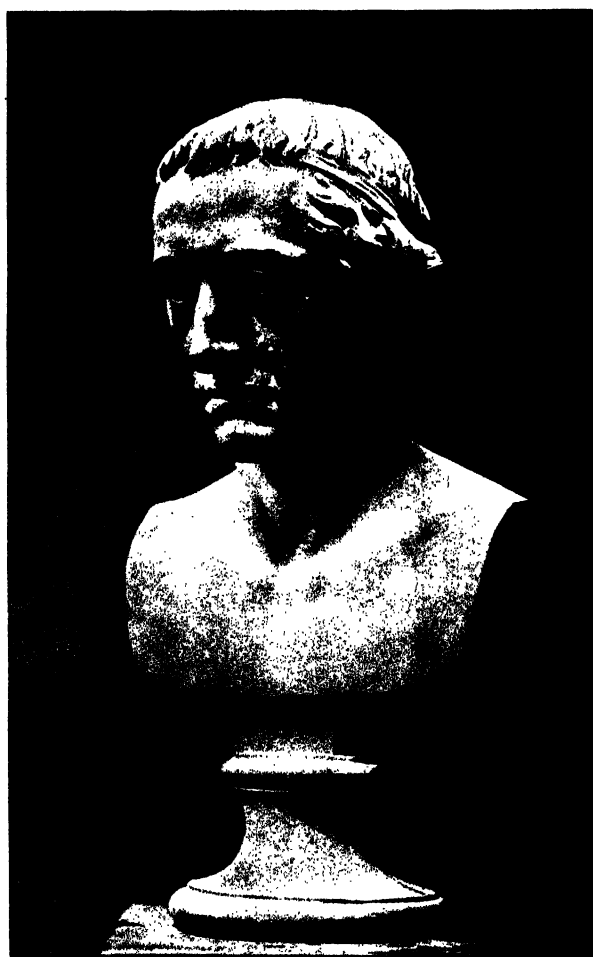


*Clarinet 2d.*

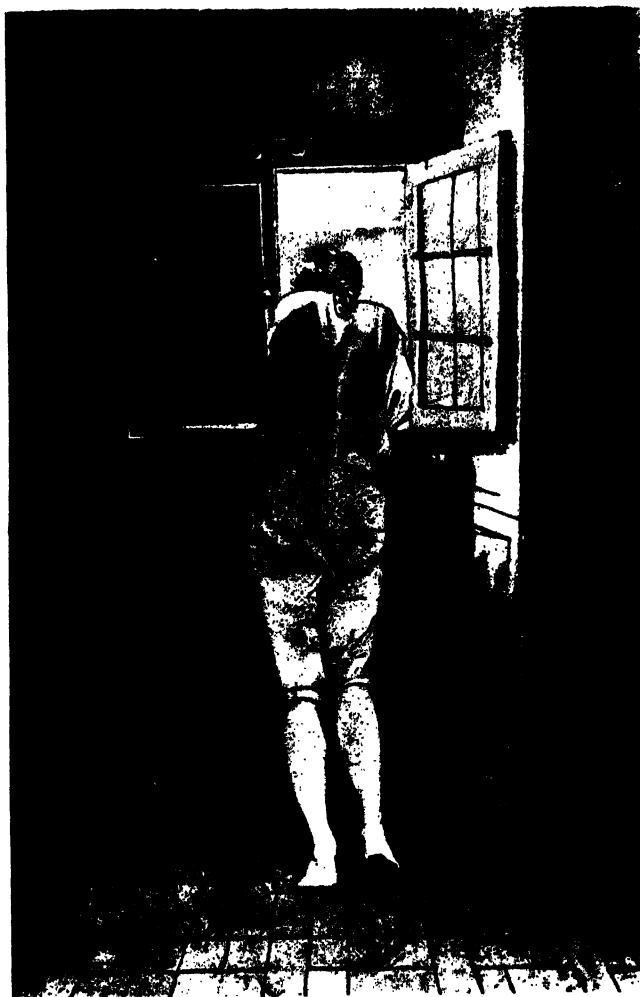
25 jährig



30 jährig



32 jährig



38 jährig



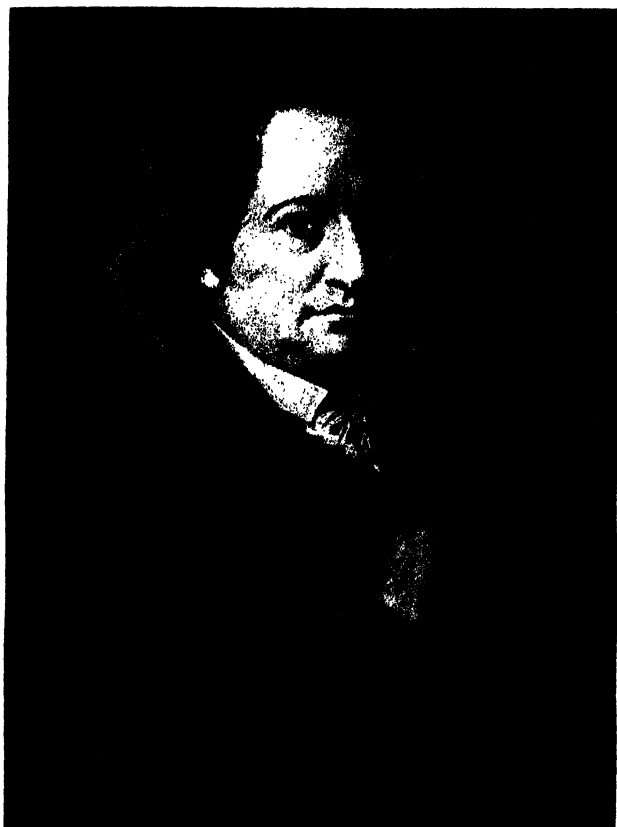
40 jährig



41 jährig



44 jährig

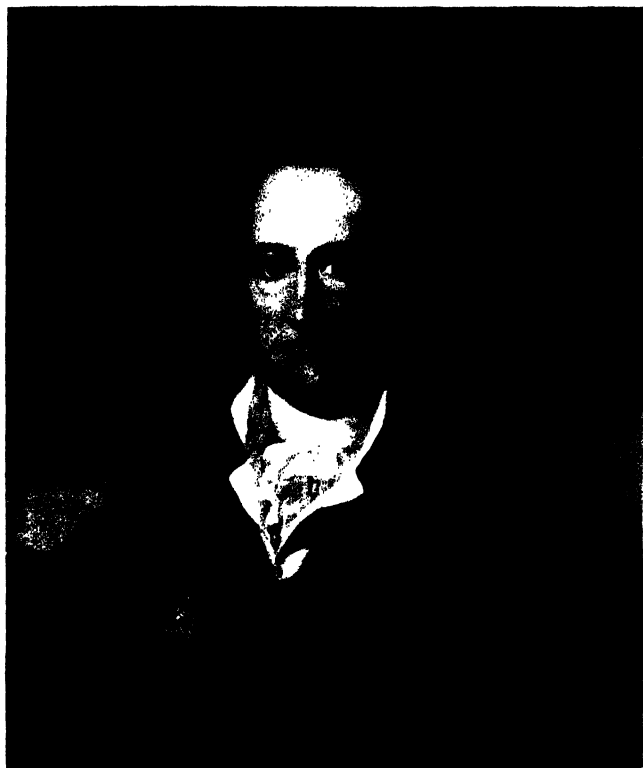


50 jährig





58 jährig



60 jährig



62 jährig



66 jährig



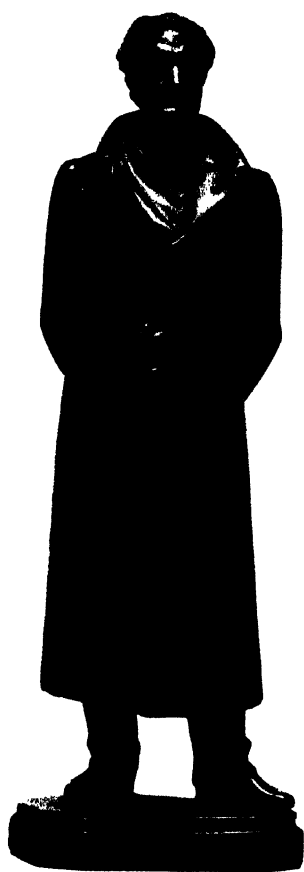
Hand im Alter



68 jährig



77 jährig



79 jährig





80 jährig



Vollendet



Wie sehr der Mensch den Falschheit  
nicht schon nicht wissen. Der das falsche Leben,  
dann der, der seinen Gedanken, mich. Das  
Liedergut und Frieden. Ich mit meinem  
Machen, nicht ich. Ich nicht. Ich nicht. Ich  
dann ich nicht. Ich nicht. Ich nicht. Ich  
nicht. Ich. Ich nicht. Ich nicht. Ich  
dann, Ich nicht. Ich nicht. Ich nicht. Ich  
nicht. Ich nicht. Ich nicht. Ich nicht. Ich  
Ich nicht. Ich nicht. Ich nicht. Ich nicht.

46jährig, an Schiller

In unser Busens Frie wagt ein Knecht  
 Sich einem Höheren, reineren, unbekannten,  
 Obw. Danczbarkeit freywillig hinzugeben  
 Entzückend sich den ewig ungenannten;  
 Wir heißen: fromm seyn — solcher seligen Höhe  
 Fühlt ich mich theilhaft wenn ich vor Ihn stehe

# ZEITTADEL

|         |           |                                                                                                                              |
|---------|-----------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 1. Kap. | 1710      | Johann Caspar Goethe geboren (Vater).                                                                                        |
|         | 1731      | Elisabeth Textor geboren (Mutter).                                                                                           |
|         | 1749      | 28. August: Goethe geboren.                                                                                                  |
|         | 1750      | Cornelia, die Schwester, geboren.                                                                                            |
|         | 1765—68   | Leipzig. „Die Laune des Verliebten.“ „Die Mitschuldigen.“ Käthchen.                                                          |
| 2. Kap. | 1768—70   | Frankfurt. „Neue Lieder.“                                                                                                    |
|         | 1770—71   | Straßburg. Herder. Friederike.                                                                                               |
|         | 1771—72   | Frankfurt. „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen.“ Merck.                                                                |
| 3. Kap. | 1772      | Wetzlar. Lotte.                                                                                                              |
| 4. Kap. | 1772—75   | Frankfurt. Farcen und Satiren. „Werthers Leiden.“ „Faust.“ „Clavigo.“ „Prometheus.“ „Mahomet.“ Lavater. Rheinreise.          |
|         | 1775      | Verlobung. 1. Schweizer Reise. „Claudine.“ „Stella.“ 7. Nov.: Ankunft in Weimar.                                             |
|         |           | Weimar.                                                                                                                      |
| 5. Kap. | 1775—79   | Frau von Stein. Zum Legationsrat ernannt. Corona                                                                             |
|         | 1776      | Schröter. „Die Geschwister.“                                                                                                 |
|         | 1777      | 1. Harzreise. „Wilhelm Meisters theatralische Sendung.“                                                                      |
|         | 1778      | „An den Mond.“ „Der Fischer.“ Potsdam, Berlin.                                                                               |
|         | 1779      | Kriegskommission. Erste „Iphigenie“. Zum Geheimderat ernannt. 2. Schweizer Reise. „Gesang der Geister über den Wassern.“     |
| 6. Kap. | 1780—86   | Weimar.                                                                                                                      |
|         | 1780      | „Briefe aus der Schweiz“, 2. Abteilung. „Die Vögel.“ „Tasso.“                                                                |
|         | 1781      | „Nur wer die Sehnsucht kennt.“ „Elpenor.“ Anatomie und Osteologie.                                                           |
|         | 1782      | Geologisches. Kammerpräsident. Wird in den Adelstand erhoben. Tod des Vaters.                                                |
|         | 1783      | „Ilmenau.“ „Überall. Gipfeln.“ 2. Harzreise. „Mignon.“                                                                       |
|         | 1784      | Zwischenkiefer. „Geheimnisse.“                                                                                               |
|         | 1785      | Botanik, Mineralogie, Osteologie.                                                                                            |
|         | 1786      | 3. Sept.: Flucht aus Karlsbad.                                                                                               |
|         | 1786—88   | Italien.                                                                                                                     |
|         | 1786      | 29. Oktober: Rom. „Iphigenie.“                                                                                               |
| 7. Kap. | 1787      | Februar bis Juni: Neapel, Sizilien. „Nausikaa“. „Egmont“ beendet. Trippels Büste, Tischbeins Porträts.                       |
|         |           | April bis Juni: Rom bis Weimar. 18. Juni: Heimkehr. Christiane. „Römische Elegien.“                                          |
|         | 1789      | „Tasso“ beendet. Weihnachten: Geburt Augusts.                                                                                |
|         | 1789—1832 | Freundschaft mit Heinrich Meyer.                                                                                             |
|         | 1790      | Kultur-Minister. „Metamorphose der Pflanzen.“ „Faust“ als Fragment. „Venezianische Epigramme.“ Venedig. Schlesien. Galizien. |
|         |           | Direktion des Hoftheaters.                                                                                                   |
|         | 1791—1817 |                                                                                                                              |
| 8. Kap. | 1788      |                                                                                                                              |
|         |           |                                                                                                                              |

|          |           |                                                                                                                                           |
|----------|-----------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 8. Kap.  | 1792      | Feldzug in Frankreich. Valmy. „Groß-Cophta.“                                                                                              |
|          | 1793      | „Bürgergeneral.“ „Aufgeregt.“ „Ausgewanderten.“ „Reineke Fuchs.“ Optisches. Mainz.                                                        |
| 9. Kap.  | 1794—1805 | Freundschaft mit Schiller.                                                                                                                |
|          | 1794      | Schillers 14tägiger Besuch. „Horen.“                                                                                                      |
|          | 1795      | „Wilhelm Meister.“ „Xenien.“                                                                                                              |
|          | 1796      | „Hermann und Dorothea.“                                                                                                                   |
|          | 1797      | Balladen. 3. Schweizer Reise. „Euphrosync.“ „Amyntas.“                                                                                    |
|          | 1798      | Farbenlehre. „Achilleis.“ „Propyläen.“ Neues Theater.                                                                                     |
|          | 1800      | „Helena.“                                                                                                                                 |
|          | 1801      | Krankheit. „Faust.“ Lavaters Tod.                                                                                                         |
|          | 1802      | „Natürliche Tochter.“                                                                                                                     |
|          | 1803      | Jenenser Unruhen. Herders Tod.                                                                                                            |
|          | 1804      | „Götz“ bearbeitet. „Winckelmann.“                                                                                                         |
|          | 1805—32   | Freundschaft mit Zelter. Schillers Tod (1805).                                                                                            |
|          | 1806      | Karlsbad. Geologisches. Farbenlehre. Eroberung Weimars. Lebensgefahr. Trauung mit Christiane.                                             |
| 10. Kap. | 1807      | Minna Herzlieb. „Pandora.“ „Wahlverwandtschaften.“ Novellen zu „Wilhelm Meisters Wanderjahren.“ 1. Ausgabe der Werke bei Cotta. Karlsbad. |
|          | 1808      | „Farbenlehre.“ Tod der Mutter. 2. Oktober: Napoleon und Goethe.                                                                           |
|          | 1810      | Karlsbad. „Wanderjahre.“                                                                                                                  |
|          | 1810—13   | „Dichtung und Wahrheit“, 1.—3. Teil.                                                                                                      |
|          | 1812      | Karlsbad. Kaiserin von Österreich. Beethoven.                                                                                             |
|          | 1813—15   | „West-östlicher Diwan.“                                                                                                                   |
|          | 1814/15   | „Epimenides.“ Reisen an Rhein, Main, Neckar. Marianne.                                                                                    |
| 11. Kap. | 1816      | Christianens Tod.                                                                                                                         |
|          | 1817      | Augusts Heirat. Entlassung vom Theater. Jagmanns Porträt. „Zur Naturwissenschaft überhaupt“ und „Zur Morphologie“.                        |
|          | 1818      | „Orphische Urworte.“ „Kunst und Altertum.“                                                                                                |
|          | 1820      | Karlsbad. Wolkenstudien. Rauchs Büste.                                                                                                    |
|          | 1823/24   | „An Lord Byron.“ Ulrike von Levetzow. Marienbad. „Trilogie der Leidenschaft.“ Krankheit.                                                  |
| 12. Kap. | 1825      | „Faust“ 2. Teil.                                                                                                                          |
|          | 1826      | Letzte Ausgabe der Werke in 40 Bänden begonnen. „Wanderjahre.“ Schillers Schädel. „Novelle.“                                              |
|          | 1827      | „Faust.“ „Wanderjahre.“ Frau v. Steins Tod.                                                                                               |
|          | 1828      | „Faust.“ „Wanderjahre.“ „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe.“ Carl Augusts Tod.                                                    |
|          | 1829      | „Faust.“ Davids Büste.                                                                                                                    |
|          | 1830      | August stirbt in Rom. „Dichtung und Wahrheit“, 4. Teil. Lili.                                                                             |
|          | 1831      | Krankheit. „Faust“ vollendet.                                                                                                             |
|          | 1832      | Schwerdgebürths Bildnis. 16. März: Beginn der Krankheit. 17. März: Letzter Brief an Humboldt. 22. März: Goethes Tod.                      |

# REGISTER

von K. W.

## A. PERSONEN

Alexander I. von Rußland 522, 534.  
 Angelika Kauffmann 270, 273, 288, 313.  
 Anna Amalia 133, 141, 143, 148, 149,  
 154, 279, 289—292, 294, 296, 307,  
 379, 447, 496.  
 Ariost 105, 265, 524.  
 Aristoteles 502.  
 Arndt, E. M. 531, 532, 533.  
 Augereau 448.  
 Bach 488.  
 Balzac 724.  
 Bardua 388.  
 Basedow 56, 57.  
 Batty 157, 192, 205, 679.  
 Baudissin, Graf 511.  
 Beethoven 9, 489—491, 512, 711.  
 Behrisch 20, 21, 25—27, 50, 64, 122, 499.  
 Berlioz 662.  
 Bettina Arnim-Brentano 467, 468, 490,  
 498, 499, 663.  
 Bettinens Sohn 725.  
 Boisseree 547, 553, 556, 559, 560, 608,  
 648, 666, 691.  
 Bovy 659.  
 Branconi, Fr. v. 186, 192, 196, 461.  
 Brentano, Clemens 699.  
 Bürger 99, 134, 334.  
 Bury 273, 299, 358.  
 Byron 625—629, 633—636, 641—643,  
 650, 661, 677, 678, 700.  
 Cagliostro 677, 309, 332.  
 Calderon 681.  
 Canaletto 271.  
 Capo d'Istria 685.  
 Carl August 132, 133, 136—154, 156,  
 159, 166, 170, 172, 177, 179, 180, 183,  
 185, 191—193, 195, 206—211, 214,  
 224, 225, 238, 249, 254, 271, 278—281,  
 288, 289, 291, 292, 295—297, 304, 312,  
 336, 385, 397—399, 401, 403, 405, 412,  
 440, 447, 450, 473, 474, 482, 483, 496,  
 497, 514, 516, 519, 520, 522, 527, 528,  
 531, 534, 559, 560, 568—571, 580—584,  
 587, 594, 602, 603, 607, 618, 633, 636,  
 647, 654, 656, 690, 705, 706.  
 Carlyle 650, 662, 682.  
 Caroline s. Schelling-Schlegel.  
 Casanova 271.  
 Cellini 360, 391, 412.  
 Charlotte v. Stein 7, 138, 158—171, 177,  
 178, 182, 187, 188, 194—202, 224, 226,  
 229—232, 235, 249, 254, 271, 276, 279,  
 281, 289, 291, 294, 302, 303, 306,  
 313—318, 345, 348, 367—371, 382,  
 395, 403, 405, 423, 428, 429, 440, 441,  
 463, 485, 487, 565, 569, 596, 597, 603, 669.

Christiane Goethe 8, 302—308, 312, 314  
 bis 317, 328, 348, 370, 371, 376, 377 bis  
 384, 392, 396, 398, 410, 413, 435,  
 440—446, 448, 450, 456, 468, 471—473,  
 478—480, 484, 485, 496, 498, 516, 517,  
 546, 554, 561, 564—567, 571, 589, 590,  
 591, 596, 597, 603, 630.  
 Colloredo 472, 534.  
 Cornelia Goethe-Schlosser 15, 16, 18, 31,  
 32, 59, 60, 80, 117, 125, 126, 142, 405.  
 Cornelius 659.  
 Corona Schroeter 160, 168—171, 183,  
 187, 194, 195, 202, 231, 313, 403, 455,  
 555, 680.  
 Cotta 351, 382, 388, 390, 421, 450, 451,  
 483, 522, 528, 648, 665, 691.  
 Cranach 548.  
 Cuvier 673, 722.  
 Dalberg, Domherr Friedrich Hugo v.  
 304, 309.  
 Dalberg, Fürst-Primas 517.  
 Dannecker 611.  
 Dante 265, 699.  
 Daru 517, 518.  
 David d'Angers 663.  
 Deinet 102.  
 Denon, Vivian 449.  
 Diderot 50, 213, 389, 414.  
 Dorothea Veit 426.  
 Dürer 548, 605.  
 Eckermann 608, 647, 654, 670, 700, 713,  
 714, 715, 717.  
 Egloffstein, Gräfin 394, 465, 640, 654.  
 Elgin, Lord 606.  
 Epiktet 14.  
 Epikur 137.  
 Erbprinz 296.  
 Erwin 46, 48.  
 Euripides 71, 86, 606.  
 Facius 299.  
 Fahlmer, Joh. 80.  
 Falk 505, 608.  
 Faustina 275, 306.  
 Fichte 300, 334, 335, 351, 367, 389, 532.  
 Firdusi 571.  
 Fouqué 532.  
 Friederike Brion 51—54, 59, 61, 73, 108,  
 181, 185, 499.  
 Friedrich d. Gr. 144, 237, 270, 512, 513,  
 521, 527, 568.  
 Fritsch, v., Minister 137, 141, 142, 213,  
 313, 406.  
 Frommann 455, 459.  
 Gagern, v. 336.  
 Gallitzin, Fürstin 342.  
 Gellert 17.  
 Geoffroy St. Hilaire 673, 722.  
 Giordano Bruno 623.



- Gleim 241.  
 Gluck 170, 173, 488.  
 Goeschen 254, 271, 309.  
 Goethe, Christiane und Cornelia s. Christiane und Cornelia.  
 Goethes Enkel Walter und Wolf 592, 651, 721.  
 Goethes Enkelin Alma 721.  
 Goethes Mutter 29, 31, 35, 116, 123, 139, 143, 184, 235, 310, 313, 315, 377, 379, 404, 468, 482, 499, 516.  
 Goethes Schwiegertochter Ottilie, geb. v. Pogwisch 590—593, 632, 633, 640, 642, 646, 649, 659, 701, 710, 716, 721 bis 723, 726.  
 Goethes Sohn August 306, 312, 313, 385 bis 387, 396, 401, 471, 481, 482, 484, 534, 535, 554, 565, 567, 589—591, 593, 613, 633, 642, 646—649, 651—653, 659, 665, 701, 713, 714, 716.  
 Goethes Vater 29—32, 39, 80, 116, 122, 123, 134, 139, 184, 185, 235, 310.  
 Gotter, Pauline 470.  
 Gottsched 17.  
 Gretchen (Frankfurt) 22.  
 Grillparzer 660.  
 Grimm, Wilh. 581.  
 Hamilton 274.  
 Hardenberg 584.  
 Haydn 488.  
 Hegel 363, 503, 512, 541.  
 Heine 609.  
 Heinse 104, 320.  
 Hellen, E. v. d. 5.  
 Herder 7, 41—46, 57, 59, 62, 64—66, 70, 81, 87, 88, 103, 108, 110, 112, 113, 124, 140, 145, 148, 177, 213, 233, 235, 254, 276, 282, 288, 290, 292, 294, 296, 309, 312, 313, 315, 319, 334, 346, 351, 367, 368, 385, 399—402, 405, 413, 425, 445, 487, 499, 512, 581, 603, 613, 647, 655, 661, 670.  
 Herders Frau Caroline, geb. Flachsland 66, 70, 182, 192, 289, 290, 294, 295, 300, 314, 315, 423, 429.  
 Herders Sohn 481, 596.  
 Herzlieb, Minna 456, 458, 459, 462, 463, 467, 480, 492, 560, 630, 669.  
 Hölderlin 425.  
 Holtei 651, 685.  
 Hugo, Victor 674.  
 Humboldt, A. v. 388, 495, 647, 705.  
 Humboldt, Gebrüder 300, 351, 357, 367, 378, 412, 654.  
 Humboldt, W. v. 368, 437, 442, 724.  
 Iffland 177, 320, 407, 535, 640.  
 Jacobi, Fritz 80, 102, 112, 124, 150, 156, 230, 234, 243, 281, 309, 311, 342, 368, 385, 404, 445, 498, 499, 506, 509, 670.  
 Jacobis Sohn 424.  
 Jagemann, Caroline 398, 399, 401, 496, 559, 560, 565, 567, 568, 571, 690.  
 Jagemann, Maler 388.  
 Jean Paul 393, 401, 425, 492.  
 Jerusalem, Karl Wilhelm 73, 82, 83, 93, 94, 450.  
 John, Goethes Schreiber 545.  
 Jung-Stilling 50.  
 Kaiser, Philipp Chr. 265, 273.  
 Kaiserin Maria Ludovica 472, 473, 475, 489, 532.  
 Kant 6, 334, 342, 350, 360, 400, 503, 508, 512, 577.  
 Käthchen Schönkopf 22, 23, 55, 56, 73, 76, 117, 161.  
 Kestner 72—75, 77, 78, 82, 83, 89—91, 93—95, 143, 181, 313, 560.  
 Kestner, Charlotte, s. Lotte Buff.  
 Kestners Sohn 554, 714.  
 Kleist 491, 492.  
 Klettenberg, Sus. v. 38, 52, 71.  
 Klinger, Friedr. Max. 46, 104, 112, 181, 404, 423, 499, 604.  
 Klopstock 44, 64, 67, 100, 104, 153, 334.  
 Knabenau, Fräulein v. 470.  
 Knebel 102, 132, 138, 142, 171, 172, 180, 182, 188, 192, 212, 223, 232, 241, 244, 247, 283, 288—290, 292, 304, 312, 313, 319, 334, 336, 345, 395, 397, 400, 403, 425, 446, 449, 450, 455, 461, 481, 484, 485, 498, 500, 514, 515, 569, 570, 581, 597, 607, 654.  
 Kniep 271.  
 Körner, Chr. Gottfr. 346, 348, 366.  
 Körner, Th. 531.  
 Kotzebue 320, 366, 424, 425, 585, 590, 666.  
 Kräuter, Goethes Sekretär 617.  
 Kügelgen 511.  
 La Fayette 334.  
 Lannes 517.  
 Laroche, Sophie 77, 92.  
 Lavater 101—103, 113—116, 141, 177, 182, 186, 188, 192, 234, 235, 249, 311, 312, 342, 367, 403, 405, 493, 499, 509, 670.  
 Lengefeld, Fr. v. 345, 348.  
 Lenz 46, 87, 112, 166, 181, 400, 499, 583.  
 Lerse 404.  
 Lessing 17, 62, 99, 512, 518.  
 Levetzow, Frau v. 465, 629, 635, 636, 642, 643, 669.  
 Levetzow, Ulrike v. 629—633, 635, 636, 638, 639, 642, 643.  
 Ligne, Fürst 475.  
 Lili Schöнемann 118—120, 122—130, 133, 134, 143, 160, 161, 185, 222, 254, 382, 403, 418, 441, 461, 499, 549, 559, 560, 621, 638, 715.  
 Lilis Sohn 447.  
 Linné 615.  
 Lips 4, 213, 273, 299, 301, 313.  
 Loder 217, 291.  
 Lotte Buff 73—78, 82, 83, 89—91, 94,

95, 98, 126, 161, 163, 181, 267, 404,  
499, 560, 604, 669.  
Louis Ferdinand, Prinz 330, 512.  
Luden 608.  
Ludwig I., K. v. Bayern 657.  
Luise, Herzogin von Weimar 133, 138,  
149, 154, 170, 181, 289—293, 296 bis  
299, 313, 447, 495—497, 587, 706, 710.  
Manzoni 586, 610.  
Maret 517.  
Maria Ludovica s. Kaiserin.  
Marianne v. Willemer 549—561, 599,  
600, 630, 634, 647, 669, 708, 709, 723.  
Marie Louise 514.  
Maximiliane Brentano, geb. Laroche 91,  
92, 117, 124, 467, 725.  
Meiningen, Herzog von 119.  
Mendelssohn, Felix 597, 711.  
Merck 63, 64, 73, 76, 91, 93, 98—100,  
108, 123, 127, 140, 148, 153, 154, 157,  
181, 182, 213, 223, 235, 237, 281, 309,  
310, 367, 368, 405, 499, 548, 602, 670.  
Metternich 632.  
Meyer, Heinrich 273, 298—300, 354, 364,  
368—370, 376, 387, 388, 390, 394, 395,  
439—441, 449, 485, 486, 591, 597, 599,  
605, 608, 647, 654, 655, 659, 691, 723.  
Meyer-Eybenberg, Marianne v. 468—472.  
Mirabeau 334, 512, 723.  
Morgenstern, Hofrat 522.  
Moritz 254, 273, 298, 347, 348, 368.  
Mozart 448, 493, 512, 549, 556, 606, 681.  
Müller, Johannes 522.  
Müller, Kanzler 507, 520, 608, 619, 640,  
641, 648, 650, 654, 660, 690, 711.  
Napoleon 8, 440, 447, 449, 456, 512 bis  
523, 528, 530—537, 541, 551, 559, 586,  
594, 622, 625—628, 653, 677, 685, 690,  
700, 710, 712, 717.  
Neumann, Christiane (Euphrosyne) 409  
bis 411, 426, 430.  
Nicolai 97, 98.  
Ninon 710.  
O'Donnell 473.  
Oehlenschläger 610.  
Oeser 16, 17, 28, 31, 35, 41, 45, 193.  
Oeser, Friederike 15, 28, 34.  
Paganini 711.  
Passavant 102.  
Pogwisch, Fr. v. 465.  
Pogwisch, Ulrike v. 591, 640, 641, 646,  
650.  
Radziwill 610.  
Rauch 101, 659, 663, 701.  
Rembrandt 9, 318, 363.  
Riemer 448, 461, 469, 479, 561, 608, 648,  
654, 711.  
Riese, Jugendfreund Goethes 554.  
Rousseau 7, 45, 87, 170, 524.  
Saint-Simon 700.  
Salzmann 50, 54, 100, 499.  
Schelling 360, 375, 427, 433, 532, 541.

Schiller 7, 8, 280, 297, 303, 320, 344 bis  
369, 372, 380, 384, 391, 393—398, 400,  
401, 403, 407, 412—414, 416, 417, 420,  
422, 424, 427—429, 431, 434, 442—446,  
464, 486, 487, 492, 494, 500, 503, 512,  
518, 526, 581, 661, 667, 670, 671, 677,  
709.  
Schillers Frau 379, 395, 484, 540, 569.  
Schlegel, A. W. v. 395, 486.  
Schlegel, Fr. v. 492, 494.  
Schlegel, Gebr. 367, 371, 375.  
Schelling-Schlegel, Caroline 465.  
Schlosser, J. G. 66, 80, 102, 117, 125,  
132, 142, 281, 327, 342, 367, 404.  
Schmoll 101.  
Schopenhauer 433, 598.  
Schopenhauers Mutter 302, 394, 425,  
450, 451.  
Schopenhauers Schwester 598.  
Schubarth 573, 609.  
Schubert, Franz 488.  
Schwerdgeburth 4, 663.  
Scott 674.  
Sebbers 663.  
Seeger 250.  
Seidel, Phil. 239, 250, 280, 281, 313, 391.  
Silvie v. Ziegesar 435, 468—470, 472,  
517, 523, 532, 633.  
Soret 608, 654, 673.  
Staël, Mad. de 357, 366, 388, 391, 394,  
402, 421, 423.  
Stein, Fritz v. 138, 162, 167, 230, 273,  
281, 282, 294, 296, 313, 315, 316, 385,  
396, 426, 481, 565, 596, 660.  
Stein, Heinrich, Frhr. vom 553.  
Stieler 657.  
Stolberg, Auguste, Gräfin zu 121, 127,  
128, 133, 142, 181, 234.  
Stolberg, Friedrich, Graf zu 132, 133,  
135, 334, 338, 375.  
Swedenborg 33, 155, 243.  
Szymanowska 634, 640—642.  
Talleyrand 516, 517, 520, 536.  
Talma 520, 521, 523, 536.  
Tasso, Torquato 266, 524.  
Textor, Großvater 29, 30.  
Textor, Verwandte 611.  
Tieck, Dichter 431, 492, 659, 690.  
Tieck, Maler 388.  
Tischbein 253, 258, 267, 270, 272.  
Trippel, Bildhauer 270.  
Vogel, Arzt 654.  
Voigt, Minister 280, 313, 395, 398, 406,  
463, 485, 523, 580, 590, 596.  
Voß 7, 378, 406, 419, 444.  
Vossens Sohn 426, 430, 444.  
Vulpus, Familie 382, 717.  
Weißer, Bildhauer 479.  
Wellington 685.  
Werner, Zach. 459, 460, 493—495.  
Werthern, Gräfin 199, 201, 226.  
Wieland 14, 17, 86, 87, 99, 102, 111, 133,

137—139, 141, 145, 182, 183, 199, 201,  
214, 235, 241, 289, 291, 292, 309, 312,  
313, 319, 334, 424, 434, 505, 512, 513,  
521, 523, 581.  
Willemer, J. J. v. 348—350, 554, 556,  
559—561, 599, 600, 670.  
Willemer, Rosine 548, 549, 560.  
Winckelmann 17, 45, 276, 290 413.  
Wolf (Halle) 401, 442, 474, 578, 654.  
Wolzogen, Caroline v. 465, 709.  
Württemberg, Herzog v. 344.  
Zelter 485—488, 490, 510, 583, 593, 597,  
608, 632, 636, 642, 648, 654—656, 666,  
670, 673, 685, 690, 703, 711, 712, 716,  
723.  
Zelters Sohn 689.  
Zimmermann, Arzt 101, 102, 159.

## B. GOETHE

Aberglaube 429.  
Abgeschlossene Region 609.  
Ablehnender Mensch 104.  
Abriss des Strebens 438.  
Absolute Harmonie 681.  
Absurdität der Menschen 535.  
Abwarten 318.  
Achtung vor dem Stoff 416.  
Adel 208.  
Advokat 79, 80.  
Affekt 433.  
Ahnungen 59, 105, 194.  
Akademie 568, 580.  
Akustik 298.  
Alexis 419.  
Alkinoos 266.  
Alpen 293.  
Alte Mächte 204.  
Altersgefühl 240.  
Altersstil 658.  
Altersstimmung, erste 432.  
Älter und einseitiger 426.  
Amtliche Haltung 425.  
Amyntas 385, 419, 442, 564.  
Anakreon 67, 248.  
Analytiker 216.  
Ananke 624.  
Annalen 618.  
Anregung durch Schiller 374.  
Anschauung 215.  
Anstalt des Scheins 407, 408.  
Antäus 614.  
Antik und Antike 57, 264, 276, 285, 304,  
306, 422, 521, 681.  
Antik Kirchliches 276.  
Antimystiker 339.  
Antinomien der Überzeugung 509.  
Antipode 117, 577.  
Antlitz 572, 644.  
Antonio 245.  
Aperçu 322.  
Aphrodite 328.  
Apolda 172.

Apollon 682.  
Arabisches 551, 563.  
Arbeit 300, 709.  
Arbeitsraum 650.  
Arbeit und Zeitersparnis 709.  
Arcadia 272.  
„Arme Existenz, meine“ 90.  
Astrologie 429.  
Auerbachs Keller 20.  
Aufbau und Enge 237.  
Aufbruch 248.  
Auf den Leib schreiben 680.  
Aufgeregt, Die 319, 334, 337.  
Auflösung ins Allgemeine 612, 657.  
Aufschwung 55, 455.  
Auge, Genius, Individuum 321.  
Augen, große 259.  
Augenblicke, schönste 262.  
Ausbildung des Eigenen 573.  
Ausbrechen 38.  
Ausgewanderten, Die 342.  
Ausweichen vorm Tragischen 420.  
Autodidakt 214.  
Autokrat 299, 424, 425.  
Balladen 149, 374, 420, 498.  
Bär, Der 128.  
Barock 264.  
Bassompierre 305.  
Bäume und Tiere 155, 156.  
Becher, Der 228.  
Bedeutsame Unterhaltungen 417.  
Befreiung der Sinne 285.  
Befremdung der Mitlebenden 343.  
Begnadigungsrecht 720.  
Behandlung der Menschen 192.  
Bekanntnis zur Macht 685.  
Belsazar 19, 60.  
Belvedere 289, 296, 300, 647.  
Beobachten und Sammeln 236.  
Beratung von Künstlern 359.  
Bergbau 144, 205, 264, 281.  
Berlin, Paris, Mailand 645.  
Bescheidenheit 526.  
Beschränkung 146, 156, 186, 387, 572.  
Besitz 687.  
Bestätigung des Vorgefühlten 644.  
„Besuch“ 305.  
Besucher 674.  
Betrachtungen im Sinne der Wanderer  
676.  
Bezahlung 64.  
Bibel 44, 138.  
Bildnisse 388.  
Bildung 696.  
Biographie 500, 501, 666.  
Blatt 323.  
Blick auf die Heimat 277.  
Bologna 256, 268, 276.  
Borghese 266, 290.  
Botanisches 325.  
Breite und Tempo der Tätigkeit 412.  
Briefe 277, 279, 280, 440, 607, 655, 670, 674.

Briefe, Gespräche, Tagebücher 4—8.  
 Brocken 180.  
 Bühne 566, 567.  
 Bund der Völker 687.  
 Bürger, G. wird 387—389.  
 Bürgergeneral 319, 320.  
 Campagne in Frankreich 329.  
 Capri 275.  
 Carneval 271, 274.  
 Cäsar 59, 60, 66, 99, 107, 513.  
 Castel Gandolfo 274, 288.  
 Cestopyramide 287.  
 Chaos 24, 57, 89, 177.  
 „Chaos“, Ottiliens Journal 649, 721.  
 Charlotte als Prinzessin 227.  
 Charlotte und Iphigenie 164.  
 Charlotte und Otilie 465.  
 China 532.  
 Christ, kein 115.  
 Christentum 698, 701.  
 Christi Höllenfahrt 699.  
 Chronologische Ausgabe 603.  
 Claudine 107, 124, 133, 271.  
 Clavigo 50, 61, 98, 107, 108, 413, 420, 473, 680.  
 Clavigo-Carlos 103.  
 Corso 253, 254, 260.  
 Cour d'amour 417.  
 Cupido 269, 275.  
 Cynismus 88, 688.  
 Dämmerung 34, 38.  
 Dämonie 40, 47, 73, 76, 77, 83, 95, 107, 108, 111, 114, 140, 150, 258, 324.  
 Dämonie und Weltsinn 138.  
 Dämonische, das 52, 111, 131, 135, 189, 246, 257, 283, 286, 288, 317, 492, 503, 510, 512, 624, 626, 694, 710, 716.  
 Dämonisch genial 19.  
 Dämonisch und naiv 26.  
 Dampfende Nebel 21.  
 Dank, ohne D. zu erwarten 379.  
 Darmstadt 55, 70.  
 Darwinismus 324, 327.  
 Deianira 229.  
 Demokratische, das 238, 582.  
 Demut 217, 243, 260.  
 Demut vor der Natur 321, 322.  
 Denken, mit Augen D. 57.  
 Denkmal (Frankfurt) 611.  
 Depotenziierung 392.  
 Depression 691.  
 Desperation 641.  
 Deutsche Instinkte 39.  
 Deutsche Kunst 88, 547.  
 Deutschland 423, 523—528.  
 Dialekt 400.  
 Dialog der Menschenteinde 379.  
 Dichterschicksal 282.  
 Dichter und Weltmann 236.  
 Dichtung und Wahrheit 30, 55, 498, 530, 532, 715.  
 Dienen 22.

Dienende Kräfte 298.  
 Diener des Schicksals 179.  
 Diktieren 191.  
 Dilettant 16, 259.  
 Dinge wiederholt sehen 264.  
 Dionysischer Klang 476.  
 Diplomat 147.  
 Dissonanzen und Disharmonien 240, 244, 511.  
 Diwan 4, 8, 552, 681, 694.  
 Doppelstellung zur Revolution 332.  
 Doppelwesen 24, 32, 101, 102, 106, 107, 171, 173, 177, 184, 222, 342, 433, 462, 508, 515; s. auch Polarität.  
 Dornburg 706, 707.  
 Dramatiker 223, 680.  
 Dualismus 173.  
 Dulden 458.  
 Duldung 546, 621, 696.  
 Dumpfes Zauberwerk 128.  
 Dumpfheit 34, 40, 219, 680.  
 Dünkel, früher 15.  
 Dunkel-Erfühltes 681.  
 Dunkelheit 355, 361.  
 Dunkle Natur 285.  
 Dunkles Glück 178.  
 Durchreisende 213.  
 Duster 649.  
 Echo 282.  
 Edda 57.  
 Eduard (Wahlverw.) 463, 464, 466.  
 Egmont 134, 204, 221, 222, 245, 253, 254, 266, 271, 282, 290, 297, 320, 346, 362, 369, 489.  
 Ehe, Haus 167.  
 Ehrfurcht 559, 690.  
 Eignes Antlitz 572.  
 Eindruck, erster 264.  
 Einheit von Leben und Dichtung 627.  
 Einsamkeit 71, 91, 104, 105, 168, 236, 239, 240, 282, 283, 311, 321, 341, 376, 384, 512, 525, 561, 641, 695, 711.  
 Finschleierung des Dämonischen 433.  
 Einsiedler und Meer 562.  
 Einzelfälle und Typus 420.  
 Einzelheiten, die E. sind eigentlich das Leben 707.  
 Elegien 266, 303, 312, 319, 400, 423, 497.  
 Elpenor 222.  
 Elpis 624.  
 Elpore 470.  
 Elysium 70.  
 Empfänglichkeit 430.  
 Enge und Weite 267.  
 Entfaltung und Beschränkung 572.  
 Entgegengesetzte 601.  
 Entgegenwachsende 436.  
 Entsagenden, die 602.  
 Entsagung 7, 96, 163, 202, 212, 213, 244, 558, 562, 572, 574, 601, 613, 688, 696, 697, 704.  
 Entscheidung 717.

Enttäuschung 9, 527.  
 Enzyklopädist 415.  
 Epigramm auf Charlotte 317.  
 Epilog zur Glocke 445.  
 Epimenides 295, 535, 537, 553.  
 Epimetheus 456, 457, 477.  
 Epoche 355.  
 Epoche, höchste 466.  
 Epoche, kälteste 326.  
 Erbe 484.  
 Erbschaft 594.  
 Erdentreiben 575.  
 Erdgeist 610.  
 Erfindender Tag 191.  
 Erfolg, erster 63.  
 Erneuerung 546.  
 Ernst und Spiel im Meister 420.  
 Eros 70, 77, 80, 84, 89, 94, 96, 117, 126,  
 194, 304, 307, 462, 465, 601, 624.  
 Erstaunen 702.  
 Erwin (und Elmore) 105, 123.  
 Erzieher 152.  
 Erziehung des Dämons 40.  
 Etikette 212.  
 Etwas aus Nichts 571.  
 Euphrosyne 411, 419, 426, 724.  
 Euripides 71, 86, 87.  
 Faktisches als Theorie 702.  
 Falsches Streben (Tendenzen) 342, 501.  
 Familiensinn 310.  
 Farbenlehre 300, 324, 325, 415, 475, 481,  
 501, 614.  
 Fastnachtsgoethe 121.  
 Faust 45, 98, 107, 108, 109, 130, 131, 217,  
 268, 280, 287, 318, 321, 408, 418, 422,  
 524, 525, 547, 675, 677—680, 681, 684,  
 692, 697, 699, 709, 714, 717.  
 Faust, Fragment 300, 320, 421.  
 Faustaufführung 590.  
 Faust erblindet 719.  
 Faustische Wette 697.  
 Faust und Helena 187.  
 Faust und Mephistopheles 24, 290.  
 Feld, im 329.  
 „Ferrara“ 225.  
 Feuer in Apolda 145.  
 Finanzminister 203.  
 Fixierte Naturen 147.  
 Flammen durch die Eiskruste 425.  
 „Fliegentod“ 505.  
 „Florenz“, neues 298.  
 Flucht 28, 54, 55, 77, 92, 125, 133, 247,  
 383, 461, 558, 569.  
 Flüchtling 282.  
 Flußbäder 155.  
 Forderung des Tages 189, 683.  
 Forderungen 266.  
 Forschen und Dichten 266, 416.  
 Forschen und Glauben 615.  
 Fortdauer 704.  
 Frankfurter Gelehrte Anzeigen 81.  
 Frankfurter Gesellschaft 118.

Französische Briefe 232.  
 Frauencharaktere 669.  
 Freie Welt 249.  
 Freies Wesen 50.  
 Freiheit 672.  
 Fremde Welt 327.  
 Freunde 181, 433, 685.  
 Fries von Phigalia 606.  
 Fruchtbare Skepsis 231.  
 Fürstenbund 147.  
 Fürst und Schriftsteller 336.  
 Gaben und Gunsten 623.  
 Ganymed 428.  
 Ganz andre Existenz 248.  
 Garten 154, 155, 179, 230.  
 Gebende, der 597.  
 Geboren eigentlich zur Dichtkunst 265.  
 Geborner König 511.  
 Gebundenheit 430, 431.  
 Geduld 179, 190.  
 Gefahren, Einsamkeit, Beschränkung 186.  
 Gegenkräfte 246, 693.  
 Gegenspieler 364.  
 Gegenständigkeit des Werther 93.  
 Gegenwart 261.  
 Gegner 609.  
 Geheimnisse 222.  
 Geheimnisse, neue 190.  
 Gehenlassen 710.  
 Geistesantipode 352.  
 Geistesführung 297.  
 Geld 309, 390, 391, 483, 594.  
 Gelegenheit abwarten 362.  
 Gemeinde, das 190.  
 Genie, Gefühl des 50, 514.  
 Geniewesen 136.  
 Genius 23, 47.  
 „Genius, dem“ 47.  
 Genius und Dämon 88, 93, 96, 101, 123,  
 179, 189, 224, 245, 478, 513, 603, 691.  
 Geologie 215.  
 Gesammelt 241.  
 Gesamtwerk 665.  
 Geschenk und Prüfung 625.  
 Geschwister, die 159, 170.  
 Geselligkeit 202, 300, 348.  
 Gesellschaft 15, 107.  
 Gesetz der Antipathie 90.  
 Gespräche 608.  
 Gespräch mit dem Pommer 330.  
 Gespräch mit den Dingen 260.  
 Gewahr werden 321.  
 Gewalt 331.  
 Gewöhnung an Phrasen 330.  
 Gläubigkeit 33, 507, 704.  
 Gleichmaß 681.  
 Gleichnis von der Linde 167.  
 Gnade 699.  
 Goldschmied von Ephesos 506, 509.  
 Goetheschicksal 187, 556.  
 Gotik 286, 524.  
 Gorthard 127, 187, 255, 524.

Gott und die Bajadere 429, 541, 556.  
 Gott und Satan 284.  
 Götz 45, 55, 56, 59—62, 81, 87, 98, 106,  
 483, 547, 683.  
 Greifbare, das 144.  
 Greifender Blick Shakespeares 681.  
 Großophta 309, 312, 319, 320, 398, 622.  
 Gründe der Rückkehr 292.  
 Grundproblem des Lebens 720.  
 Gunst der Stunde 681.  
 Gut bei Weimar 392.  
 Güte 237, 437, 438, 617, 701.  
 Gut und böse wie die Natur 177.  
 Halsbandgeschichte 332.  
 Haltung 13—15, 99, 100, 148, 310, 407,  
 427, 595.  
 Hand 572.  
 Handschriftdeutung 640.  
 Handwerk und Kunst 724.  
 Hanswursts Hochzeit 96, 100, 106.  
 Harmonie 244, 340, 681.  
 Harz 168, 176, 180, 244, 256, 604.  
 Hater 553, 559.  
 „Hauptgeschäft“ 717.  
 Hauptmann (Wahlverw.) 463.  
 Hauptwerk 717.  
 Haushalt im Staat 205, 206.  
 Hegire 551.  
 Heide 618.  
 Heidelberg 134, 559.  
 Heimweh 283.  
 Heiterkeit 379, 466, 539, 578.  
 Helena 442, 478, 656, 678, 688, 689.  
 Helle 680.  
 Hellsicht 57.  
 Hemmungen 690.  
 Hermann und Dorothea 4, 337, 369, 380,  
 391, 418, 423, 532, 547.  
 Hervorbringungen höchster Art 711.  
 Hexenküche 266, 268, 284.  
 Hindämmern 19.  
 Hingabe 23, 51, 88, 92, 324, 335, 359.  
 Hintergrund 176.  
 Hof 158, 193, 237, 289—292, 495, 587,  
 657.  
 Höhere Forderungen 610.  
 Holländisches 418.  
 Höllenfahrt Christi 442.  
 Homer 43—45, 47, 49, 50, 81, 138, 254.  
 Honorare 341.  
 Horen 357, 358, 366, 367, 391, 423.  
 Hörner des Löwen 322.  
 Horoskop 507.  
 Hund des Aubry 567.  
 Hygiene 28, 303, 576, 684, 709.  
 Ideale Provinz 687.  
 Idee und Erfahrung 352.  
 Ilmenau 144, 208, 215, 225, 239, 264, 313.  
 Indien 262.  
 Indifferent Zustände 508.  
 Inkommensurabel 681.  
 Inkonsistent und folgenlos 314.

Inneres Wühlen 105.  
 Insel der Monarchomanen 336.  
 Iphigenie 4, 164, 165, 170—173, 224,  
 235, 265, 266, 267, 282, 297, 320, 369,  
 486, 497, 537, 610, 680.  
 Iphigenie in Delphi 268, 284.  
 Irdische Maschinen 146.  
 Ironie 336, 573, 649, 689, 711.  
 Irrationale, das 428.  
 Irrtum über sich selbst 85.  
 Isolation 234, 301.  
 „Ist fortzusetzen“ 676.  
 Italien 134, 187, 248, 255, 257, 258, 261,  
 268, 270.  
 Jagd und Sauhatz 152.  
 Jena 296, 298, 562, 592.  
 Journalistik 414.  
 Jugend, zweite 368.  
 Jugendfreunde 310.  
 Julirevolution 673, 709, 725.  
 Junggesellenleben in Jena 383.  
 Juno 254.  
 Kaiserreich bei Goethe 449.  
 Kameraden 272, 273.  
 Kammerpräsident 213, 215, 241, 279.  
 Kampf (Dämon) 335.  
 Kampf um den Faustschluß 718—720.  
 Kanalprojekt 717.  
 Kapitol 282.  
 Karlsbad 248, 255, 268, 269, 468, 516.  
 Karyatidenstellung 281.  
 Katholisches 619.  
 Keine erhöhte Seele 258, 259.  
 Kinder und Kindheit 256, 385.  
 Kirchenmusik 488.  
 Klein das Große, groß das Kleine 612.  
 Klingers Urteil 112.  
 Kollektiv-Wesen Goethe 723.  
 Konfessionen 97, 269, 311, 318, 603.  
 „Königliches Geber“ 154.  
 Konstitutionelle Beschränkung 581.  
 Kontinuität 375.  
 Körper 358, 667.  
 Kosmisches Gefühl 713.  
 Krankheit 28, 29, 32, 33, 442, 691, 725.  
 Kreise der Wirksamkeit 570.  
 Kreise, Motive 723.  
 Krieg 329, 528.  
 Krisen 33, 38, 81, 91, 131, 198, 228, 241,  
 439, 443.  
 Kritik 35, 81, 282.  
 Krone 127.  
 Kulturminister 297, 333, 347, 397, 583.  
 Kunst, bildende 263, 264, 299, 411, 605.  
 Künstler und Weltmann 221.  
 Landschaft 85.  
 Lästige Gespenster 421.  
 Laune des Verliebten 18.  
 Lebensgefühl (-kunst, -progr.) 431, 432.  
 Leicht und spatzennmäßig 43.  
 Leidenschaft 27, 254, 434, 464, 492, 556,  
 690.

Leidiges Wesen 36.  
 Lernender 216, 258, 259, 474.  
 Letzter Geburtstag 722.  
 Letztes Schaffensfeuer 717.  
 Licht 191, 326.  
 Lido 262, 263, 323, 328.  
 Liebe 41, 86, 467.  
 Lieblingsform 711.  
 Lionardo, 267, 284, 321, 327, 486, 503, 631.  
 Literatur 111.  
 Lösung des Faustproblems 720.  
 Luftschicht, höhere 196.  
 Lynkeus 688, 718.  
 Lyriker 680.  
 Macbeth 724.  
 Macht 513, 700.  
 Madonna 276.  
 Magische Auster 507.  
 Magisches Netz 420, 429.  
 Mailand 274, 288.  
 Makarie 623, 676.  
 Malerei 85, 276.  
 Manfred und Faust 627.  
 Mannigfaltigkeit der Beschäftigungen 412.  
 Marco Polo 532.  
 Marienbad 629, 632, 636.  
 Maske 301, 316, 319, 393, 572, 574, 576.  
 Maskenzüge 193, 587.  
 Material zu seinen Werken 722.  
 Maximen 609.  
 Mechanik 287.  
 Medusa 254.  
 Mehr als Prometheus 48.  
 Mehr als vergangener Zustand 427.  
 Mehr Dinge als Menschen 261.  
 Mehr Gaa als Pan 111.  
 Meisterschaft 38.  
 Melancholie 572.  
 Menge 500, 528.  
 Menschenverachtung 204.  
 Menschenliebe 509.  
 Menschenwert, skeptisch erleuchtet über 478.  
 Mephisto 32, 44, 54, 64, 79, 81, 91, 107, 108—110, 140, 173, 182, 218, 280, 318, 336, 339, 402, 654.  
 Merian 275.  
 Merkur, Der deutsche 309.  
 Merlin 640.  
 Metamorphose 303, 309, 322, 323, 327, 505, 507, 550.  
 Michelangelo 9, 254, 284, 486, 547.  
 Mignon 220, 240, 266, 305, 417, 552, 676.  
 Mikroskop und Mystik 243, 244.  
 Militärökonomie 146.  
 Mineraloge 215.  
 Ministergehalt 594.  
 Misanthropisch 216, 712.  
 Mit jeder Menschenart anders 148.  
 Mitschuldigen, Die 32, 36, 170.  
 Mitstimmen 70.  
 Mittelmäßigkeit 320, 526.

Mittelstraße 39.  
 Mittelzustand 96.  
 Mittler 464, 465.  
 Modelle der Wahlverwandtschaften 463, 464.  
 Mohammed 59, 107, 621.  
 Molière 690.  
 Momente sinkender Kraft 191.  
 Mondendämmerung 21.  
 Montan-Goethe 10, 614, 635.  
 „Morgenklagen“ 305.  
 Morphologie 262.  
 Moskau 530.  
 Motive der Forschung 321.  
 Münster, Straßburger 40, 46, 47, 322.  
 Muse Gelegenheit 416.  
 Musik 240, 265, 443.  
 Mütter 703.  
 Muttersprache 39.  
 Mystisches 49, 243, 253, 287, 507, 702.  
 Nachdruck 665.  
 Nachlaß 716.  
 Nacharbeit 155.  
 Nachwandler 473, 538.  
 „Naives Genie“ 355.  
 Nationalpoesie 723.  
 Naturalist aus Vision 85.  
 Natur als Geschichte 239.  
 Natur als Zentrum 110.  
 Naturforscher 261, 351.  
 Natur, Geist, Glück 258.  
 Natürliche Tochter 337, 417, 420, 483.  
 Naturwissenschaft, zur N. überhaupt 613.  
 Nausikaa 265, 266, 268, 275.  
 Neapel 258, 259, 263, 266, 267.  
 Neckar 561.  
 Neid 313.  
 Nerven 40, 89, 691.  
 Neue Epoche 197.  
 Neue Kräfte 40.  
 Nicht Partei 337.  
 Nichts als das Neue 411.  
 Nie autokratisch 409.  
 Nie Don Juan 22.  
 Nie rein spekulativ 360.  
 Noch zehn Arbeitsjahre höchstens 287.  
 Nordischer Himmel 293, 515.  
 Noten zum Diwan 563.  
 Notwendigkeit engen Kreises 293.  
 Novelle 676.  
 Nützliche, Das 155.  
 Nutzung des Gelegentlichen 205.  
 Oberfläche 324.  
 Oberitalien 255, 264, 288.  
 Oberon 356.  
 Ode an die Natur 4, 218, 219, 623.  
 Oden an Behrlich 19, 20, 53, 67.  
 Offiziell 660.  
 Okkulte Bücher 32.  
 Opposition 582.  
 Optik 298.  
 Oratorium 620.

- Ordnungsliebe 335.  
 Orest 164, 165, 172, 177, 362, 666.  
 Organisator 413.  
 Organisches 263.  
 Organon 217.  
 Orphische Urworte 4, 623, 713.  
 Ossian 44, 45, 50, 65, 75.  
 Osten 539—541.  
 Osteologie 216, 299.  
 Östlicher Diwan 546.  
 Ottilie 462, 465.  
 Padua 262, 283, 322.  
 Paläste und Mist 190.  
 Palermo 262, 266, 270, 272, 309.  
 Palladio 264, 303.  
 Palme 262.  
 Pandora 4, 8, 457, 458, 461, 470, 475, 476, 489, 688.  
 Panische Grundgefühle 612.  
 Pantheismus 49.  
 Paris 523.  
 Park 449.  
 Parodie auf die Idee 361.  
 Partei 586.  
 Parthenon 548, 606.  
 Passivität 96.  
 Pästum 260.  
 Pedanterie 269, 389, 593, 602.  
 Pendelspiel 343.  
 Periode 78, 80, 191.  
 Persönlichkeit 275, 515, 595.  
 Perugia 264.  
 Peter der Große 710.  
 — St. Peter 283.  
 Petrarca 106, 265, 455.  
 Pflanze 305.  
 Pflicht 189, 250.  
 Pfuscherei 526.  
 Phänomen als Theorie 707.  
 Phänomen das Interessante 338.  
 Phantasie 720.  
 Phantasie und Gläubigkeit 616.  
 Phidias 290.  
 Phileros 458.  
 Phönix 644.  
 Physiognomik 113, 114, 192, 301.  
 Physiologie der Pflanzen 363.  
 Pindar 66.  
 Planloses Handeln 104, 108.  
 Plastiker 265, 703.  
 Plato 45, 327.  
 Plutarch 502, 722, 724.  
 Poesie aus der Wirklichkeit 602.  
 Polarität 101, 102, 110, 146, 177, 284, 293, 432, 486, 508, 578, 607, 688, 692, 694; s. auch Doppelwesen.  
 Polemik 375, 609.  
 Poussin 671.  
 Präceptor Germaniae 608  
 Preßfreiheit 183, 424, 582.  
 Prinzip und Ahnung 622.  
 Problematik der Stellung 174.  
 Produktiv 39, 260, 413, 427, 629, 641, 713.  
 Prolog zu Hegel 363.  
 Prometheus 38, 48, 59, 60, 89, 90, 107, 177, 178, 457, 458, 476—478, 489, 583.  
 Properz 304.  
 Propyläen 391, 414 427.  
 Proserpina 240, 488.  
 Proteus 344, 405.  
 Prüfungen bis zuletzt 715.  
 Psychische Substanz 638.  
 Psychographie, erste 415.  
 Pubertät, zweite 689.  
 Publikum 320, 359, 475, 663.  
 Puppenspiel 108.  
 Pylades 177.  
 Pyramide des Lebens 194, 363, 711.  
 Quietismus 647.  
 Quietiv 22, 73, 86, 103, 156, 167, 173, 179, 427.  
 Rabelais 96.  
 Racine 520.  
 Raffael 215, 263, 276, 606, 681.  
 Räuber, Die 297.  
 Realismus und Symbol 606.  
 Realist 338, 352, 502, 530.  
 Realpolitisches Vermächtnis 686.  
 Rebell und Künstler 88.  
 Regeneration 444.  
 Regieren 147.  
 Reinen, Idee des 182, 184, 242.  
 Renaissance 264.  
 Repertoire, Goethes Dichtungen im 411.  
 Resignation 203, 204, 688.  
 Ressortchef 145.  
 Resumee des Fünfzigers 404, 405.  
 Revolution 105, 204, 238, 334, 338, 513, 685.  
 Revue der Jugend 185.  
 Rhapsodisches 50.  
 Rhein 304.  
 Rochus 619.  
 Rokoko 13, 39, 44, 46, 128.  
 Rom 58, 250, 253—255, 257—260, 262 bis 264, 266, 268, 272, 274, 282, 286, 288, 293, 300, 672.  
 Romantiker 493, 495.  
 Römisches 514.  
 Rückblick 183, 668.  
 Rückblick auf Italien 671.  
 Rückblick auf Weimar 281.  
 Rückkehr, Gründe der 292, 293.  
 Rücklenken 68.  
 Rückzug in Symbolwelt 440.  
 Ruhe 233, 601.  
 Ruhm 65, 97, 100, 236, 610, 661, 662.  
 Sammellinse 405.  
 Sammlungen 214.  
 Satyros 88.  
 Sauhatz 206, 211.  
 Schadows Maske 571.  
 Schafschädel in Venedig 323, 328.



Schattenleidenschaft 184.  
 Schauende und Denkende 612.  
 Scheinwelt 186.  
 Schillerzeit 681.  
 Schiras 550.  
 Schlacht bei Jena 447.  
 Schlesien 328.  
 Schönheit unerklärlich 46.  
 Schüler der Natur 40.  
 Schwächen 232.  
 Schwermut 49, 573.  
 Schwieriger Mann 379.  
 Seefahrt 143, 267.  
 Seelen, zwei 342.  
 Seelenarzt 617.  
 Seelenbild 681.  
 Selbstanalytik 343.  
 Selbstbildnis 438, 439.  
 Selbstverleugnung 189.  
 Selbstverständnis 578.  
 Selbstzerstörung 28, 176.  
 Sesenheim 51, 53, 54, 185.  
 Sezierende Stimmung 340.  
 Shaftesbury 103.  
 Shakespeare 44, 45, 47, 48, 59, 62, 75,  
 82, 265, 539, 592, 615, 681, 690.  
 Sich als Organon fühlen 35.  
 Sich's sauer werden lassen 572.  
 Sichverschweigen 197.  
 Sieg 511.  
 Simplifikation 247.  
 Singspiele 107, 212, 268, 320.  
 Sinnbild einer Epoche 177.  
 Sinn für Verehrung 512.  
 Sixtina 265, 274.  
 Sizilien 263, 266, 270, 275.  
 Skepsis 38, 49, 223, 320, 431, 689.  
 Sokrates 59.  
 Sonderling 20, 39, 241.  
 Sonettenwut 460.  
 Soziales Bekenntnis 58.  
 Sozialistisches 220, 673, 687.  
 Sparsamkeit 271, 296.  
 Spinoza 103, 234, 243, 615.  
 Stadthaus 213, 214, 229, 230, 293.  
 Stand, eigener 337.  
 Steifheit 148, 393, 587, 660.  
 Steigerung des Zufälligen zur Vision  
 321.  
 Stella 107, 121, 122, 123, 131, 160,  
 420.  
 Stellung 181, 193, 279, 292.  
 Stil 319.  
 Stilisierte Jahre 239, 241.  
 Stille 126, 192.  
 Stilverwirrung 173.  
 Stockrealiste 359.  
 Straßburg 38—51, 60.  
 Studentenader 304.  
 Stufen 242.  
 Stufenfolgen 217.  
 Stumpf gegen Menschen 180.

Stunden, verdrießlichste 265.  
 Sturm und Drang 46, 51, 56, 63, 67, 70,  
 89, 151, 207.  
 Suleika 558, 578, 708.  
 Summa summarum 318.  
 Symboliker 502.  
 Synthese der Neigung 492.  
 Systematik der Seele 563.  
 Systole-Diastole 579.  
 Tacitus 522, 534.  
 Tagebuch 539.  
 Tagebücher 389, 412.  
 Tagwerk 176.  
 Tasso 131, 166, 191, 193, 212, 217, 224  
 bis 227, 235, 236, 248, 261, 267, 280,  
 314, 317, 319, 320, 458, 463, 636, 666,  
 680, 714.  
 Tasso und Antonio 342.  
 Tatengenuß 688.  
 Tätige Geduld 7.  
 Tätigkeit 156, 286, 431, 682.  
 Tätigkeit als Flucht 577.  
 Tätigkeit und Einsamkeit 181.  
 Tatkraft 79, 136, 199, 202, 577, 682, 688,  
 690, 704, 709.  
 Tempo 247.  
 Tendenzen, falsche 439.  
 Terminus 197, 212, 225.  
 Testament 560.  
 Theater 240, 406—408, 649.  
 Theatrum mundi 136.  
 Thüringen 262, 263, 304.  
 Tibull 72.  
 Tiefurter Gesellschaft 218.  
 Timur 551.  
 Tizian 606, 654.  
 Todesangst 725.  
 Todesgefahr 275.  
 Tod in allen Ecken 531.  
 Tod und Genius 365.  
 Toleranz 687.  
 Toleranz gegen Menschengesichter 105.  
 Tragisches Grundproblem 23.  
 Trauer 643.  
 Trauung 449, 450.  
 Travestien 97.  
 Triumph der Empfindsamkeit 173.  
 Trockenheit und Kälte 182.  
 Tue das Nächste 444.  
 Tyche 135, 178, 189, 190, 214, 302, 624.  
 Tyche-Gegenwart 223.  
 Tyche-Terminus-Genius 189.  
 Tyche-Kobold 429.  
 Typus, fundamentaler 323.  
 Übereinstimmen und Gegenwart 712.  
 Übergänge 703.  
 Überlastung und Enttäuschung 202.  
 Übernational 529.  
 Übertätigkeit 670.  
 Umriß und Farben 265.  
 Umständlichkeiten 418.  
 Unablenkbare Richtung 99.

Unbedingt liebt 464.  
 Unbewußtes Schaffen 680.  
 Unendliches im kleinen 263.  
 Unendliche Teilung 344.  
 Unerforschliches 703.  
 Unfähig, Natur zu fühlen 149.  
 Unfrieden mit sich 341.  
 Universalität 331, 411.  
 Unordnung ertragen 335.  
 Unromantisch 263, 292.  
 Unruhige, Der 129.  
 Unsichtbares Orchester 488.  
 Unterminierung d. moralischen Welt 204.  
 Untheatralisch 408.  
 Urfaust 103, 105—110, 246, 419.  
 Urgötz 63, 66, 106.  
 Urmeister 220, 236, 305, 495.  
 Urpflanze 217, 262, 266, 322, 702.  
 Urphänomene 322—324, 326, 702.  
 Urpolarität 342.  
 Urstier 614, 644.  
 Urtaſſo 224, 225, 246.  
 Urteil der Welt 425.  
 Urteil des Zivilisten 333.  
 Urteil, vergriffenes Urteil Schillers 349.  
 Urworte 623.  
 Urzustand 89.  
 Valmy 333.  
 Vaterhaus 116.  
 Vaterland 363.  
 Väterliche Instinkte 230.  
 Vatikan 271.  
 Veloziferisches Jahrhundert 673.  
 Venedig 256, 257, 260, 261, 271, 276,  
 282, 303, 307, 313, 328.  
 Verarmung des Bauern 204.  
 Verbitterung 204.  
 Verblässer Ruhm 320.  
 Vereinsamt 311.  
 Verfehlen des Augenblicks 721.  
 Verfehlt Richtungen 667.  
 Verführung durch 326.  
 Vergötterter Waldteufel 87, 96.  
 Verjüngung 287, 464, 706, 710.  
 Verklammerung 232.  
 „Verlegen“ 424, 660.  
 Verlernt zu schweifen 240.  
 Verona 255, 256, 260.  
 Verslossenheit 168.  
 Verse, Anfänge der zitierten Verse.  
 Aber auch mir 328.  
 Aber die Nächte hindurch 306.  
 Ach, da ich irrte 240.  
 Ach, der Sturm! verschlagen 143.  
 Ach, ihr Götter 243.  
 Ach, warum, ihr Götter 458.  
 Alle Freiheitsapostel 335.  
 Allein du übst 319.  
 Allen Gewalten 176.  
 Also sprach die Geliebte 312.  
 Amerika, du hast 672.  
 Am heißen Quell 639.

Andre verschlafen ihren Rausch 712.  
 Armer Tobis, tappst 501.  
 Auch in Locken 542.  
 Bewährt den Forscher 503.  
 Da eure Väter neu geboren 88.  
 Da hört er denn auf einmal 506.  
 Dämmrung senkte sich von oben 675.  
 Da ich viel allein 696.  
 Da loben sie den Faust 610.  
 Das geht so fröhlich 694.  
 Das ist die wahre 378.  
 Das ist sehr einerlei 32.  
 Das Leben ist des Lebens 432.  
 Das leicht Errungene 678.  
 Das reinste Glück 23.  
 Daß du zugleich 597.  
 Deine liebliche Kleinheit 383.  
 Deinem Blick mich 554.  
 Dem Schicksal ist es, nicht 89.  
 Denn das Achzen 480.  
 Denn das wahre Leben 544.  
 Denn du bist es allein 430.  
 Denn mir hat er gegeben 313.  
 Der du von dem 140.  
 Der Fackel Flamme 457.  
 Der Jugend Nachtgefährt' 497.  
 Der Strauß, den ich 540.  
 Der Teufel hielt 586.  
 Dichten ist ein Übermut 545.  
 Die Büsche fliehn 128.  
 Die Leidenschaft bringt 635.  
 Die Nacht schuf 558.  
 Dieser alte Weidenbaum 650.  
 Dieses ist das Bild 14.  
 Die stille Freude wollt 695.  
 Diese Worte sind nicht alle 543.  
 Doch ach, wieviel geht 100.  
 Doch im Erstarren 704.  
 Doch mir bleiben 457.  
 Doch unter den heroischen 693.  
 Doch was dem Abgrund 537.  
 Donnerstag nach 480.  
 Dreihundert Jahre hat 621.  
 Du aber, einz'ger 458.  
 Du gehst! Ich murre 20.  
 Du gingst vorüber? 633.  
 Du hast es lange genug 585.  
 Du hast getollt 604.  
 Du hast mich oft, o Göttliche 226.  
 Durch dich, o meine Göttin 89.  
 Durchgrüble nicht das 693.  
 Du versuchst, o Sonne 565.  
 Du verteilst Kraft 687.  
 Edel sei der 242.  
 Eine Liebe hatt' ich 317.  
 Einen wohlgeschnitzten 228.  
 Einer Einz'gen angehören 597.  
 Eine Stelle suchte 565.  
 Einheit ewigen Lichts 326.  
 Ein jeder kehre vor 725.  
 Ein Mensch, der von sich 389.  
 Ein rascher Sinn 566.

Ein überirdisches Vergnügen 339.  
 Erhab'ner Geist 285.  
 Es gibt ein Glück 226.  
 Es ist mir so behaglich 684.  
 Es spricht sich aus 708.  
 Ewiger Wonne Brand 684.  
 Fahre wohl, du Menschenvater 477.  
 Frauen gewöhnt an 693.  
 Für und wider zu dieser 695.  
 Gebilde, strebsam 689.  
 Gebirgesmasse bleibt mir 693.  
 Gedenk' ich der Zeiten 293.  
 Gehab' dich wohl 139.  
 Geschwind ans Werk 692.  
 Gibt's ein Gespräch 510.  
 Gleich einer alten 405.  
 Gleichgültig ist er mir 160.  
 Glühte? — Armes Herz 68.  
 Goldner glänzten 550.  
 Götter, wie soll ich 340.  
 Gottes ist der Orient 551.  
 Gutes zu empfangen 544.  
 Hab' ich euch denn 544.  
 Ha, ich bin der Herr 154.  
 Halte dich nur im stillen 705.  
 Hätt' ich gezauert 694.  
 Hätt' ich irgend wohl 552.  
 Heiß mich nicht reden 240.  
 Hier, durch ein Wunder 672.  
 Hier meine Welt 58.  
 Hoch auf dem alten 106.  
 Ich aber zuversichtlich 458.  
 Ich bin nur durch die 719.  
 Ich bin so guter Dinge 574.  
 Ich brachte reines 209.  
 Ich brauch' es zur 574.  
 Ich dacht', ich habe 630.  
 Ich fühl's, vergebens 343.  
 Ich ging, du standst 53.  
 Ich ging im Walde 564.  
 Ich habe deinesgleichen 433.  
 Ich habe nichts gegen die 699.  
 Ich kam zu dir, ein Toter 28.  
 Ich kann mich nicht 508.  
 Ich kann nicht lieben 564.  
 Ich neide nichts, ich 667.  
 Ich sah, wie Doris 20.  
 Ich trete vor den 49.  
 Ich weiß, daß mir 509.  
 Ich wünsche mir 377.  
 Ihr glücklichen Augen 718.  
 Ihr kennt sie wohl 195.  
 Ihr seid rein wie das 67.  
 Ihr sucht die Menschen 504.  
 Im Grenzenlosen sich 616.  
 Immer höher muß 644.  
 Immer wieder in die Weite 692.  
 Im Namen dessen 615.  
 Im Vorgefühl von 720.  
 Im weiten Mantel 460.  
 In deinem Liede 669.  
 In goldnen Frühlingssonnenstunden 677.

Inneres Wühlen 105.  
 Ins Inn're der Natur 616.  
 Ins Sichere willst 508.  
 Ist es möglich 557.  
 Ja, wir bekennen 302.  
 Jawohl, das ewig Wirkende 430.  
 Jene Menschen sind 334.  
 Jugendröte, Tagesblüte 476.  
 Kannst dem Schicksal 531.  
 Kehre nicht in diesem 176.  
 Kein Widerspruch, kein 536.  
 Kennst du die herrlichen 435.  
 Kindheit und Jugend 456.  
 Kindlich strebt' ich 435.  
 Könige wollen das Gute 335.  
 Könnst' ich vor mir selber 692.  
 Laß dir von den Spiegeleien 613.  
 Laßt ihn der Historia 677.  
 Laßt mich nur auf 543.  
 Laßt mich weinen 574.  
 Laß nur die Sorge 509.  
 Leb wohl! 68.  
 Locken, haltet mich 558.  
 Magst du einmal mich 471.  
 Mancherlei hast du versümet 538.  
 Mein Auge war aufs hohe Meer 718.  
 Mein Busen fühlt sich 422.  
 Mein Carl und ich 175.  
 Mein Entzücken dem Hain 341.  
 Merke dir, Reisender 328.  
 Mir ist das liebe Wertherische 96.  
 Mitternachts weint' 555.  
 Myrt' und Lorbeer 670.  
 Nackt, ein Genius ohne 678.  
 Nenn's Glück! Herz 101.  
 Nicht Gelegenheit 555.  
 Nicht mehr auf Seidenblatt 708.  
 Nicht mehr bleibest 550.  
 Nicht so vieles Federlesen 575.  
 Nicht zu liebeln 435.  
 Noch hab' ich mich ins 719.  
 Noch ist, bei tiefer 151.  
 Nord und West 551.  
 Nun glühte seine Wange 445.  
 Nun schon wieder 106.  
 Nur dies Herz, es ist von Dauer 558.  
 Ob's unrecht ist, was 164.  
 O daß dem Menschen 285.  
 O du loses leidigliches 305.  
 Oftmals hab' ich geirrt 307.  
 O laßt mich heut 240.  
 O leite meinen Gang 68.  
 O wie freundlich 229.  
 Priester werden Messe 613.  
 Raum und Zeit 381.  
 Sakrament! Ich habe schon 88.  
 Schaff das Tagwerk 176.  
 Schicksal, segne 53.  
 Schön ist das Land 328.  
 Schon schwebet ihr 428.  
 Schüler macht sich 320.  
 Sei gefühllos! Ein 21.

Seine durchgewachten Nächte 445.  
 Sibyllinisch mit meinem 663.  
 Sie nähert sich 70.  
 Sie wollten dir keinen 662.  
 Sind es Kämpfe 420.  
 Sind es Zelte 544.  
 Singen sie Blumen der 592.  
 S'ist ungefähr das garst'ge 600.  
 So acht' ich mich als 679.  
 So hinan denn! hell 708.  
 Soll ich dir, Flammenbildung 696.  
 So, mit morgenroten 557.  
 So sollst du, munt'rer 545.  
 So widerstrebe! das wird 701.  
 So will der Spitz 374.  
 So zwingt das Leben uns 212.  
 Still und eng 126.  
 Suche nicht verborg'ne 623.  
 Tadle nicht der Götter 537.  
 Tage der Wonne 436.  
 Träumte da von 120.  
 Trüge gern noch 598.  
 Über des Menschen Leben 430.  
 Über meines Liebchens 550.  
 Und bring', da hast 63.  
 Und buhlerisch drückt 18.  
 Und es ist das 612.  
 Und hinterwärts 433.  
 Und nun betracht' 26.  
 Und so heb' ich 602.  
 Und was die Menschen 578.  
 Und wie wir auch 331.  
 Und willst du diesen 299.  
 Und wo sich die Völker 529.  
 Unselige Gespenster 719.  
 Verquält in stumpfer 684.  
 Viele der Veilchen 382.  
 Vielfach wirken 306.  
 Voll Locken kraus 543.  
 Von kalten Weisen 18.  
 Vor die Augen meiner 723.  
 Warum gabst du uns 162.  
 Warum stehen sie davor 656.  
 Warum ziehst du mich 120.  
 Was bedeutet die Bewegung? 557.  
 Was bin ich nun 688.  
 Was hast du denn 578.  
 Was hilft es mir, daß 23.  
 Was soll das nun? Man 410.  
 Was soll ich nun vom 636.  
 Was wär' ein Gott 505.  
 Was war ich erst? was 688.  
 Was wird mir jede 572.  
 Was zieht mir das Herz 437.  
 Weile, Vater 476.  
 Weite Welt und 575.  
 Welch ein fremdes 120.  
 Welch ein Verstand 23.  
 Welche Reise habt ihr 229.  
 Welcher Unsterblichen 223.  
 Welche Schrift ich 379.  
 Wen du nicht verlässest 67.

Wenig Apfel trägt 385.  
 Wen kummert's, was 689.  
 Wenn der uralte 242.  
 Wenn die Ilme 587.  
 Wenn die Räder rasselten 68.  
 Wenn ganz was Unerwartetes 671.  
 Wenn ich, liebe Lili, 126.  
 Wenn ich auf dem Markte 615.  
 Wenn Phantasie sich 430.  
 Wenn's nötig ist, daß ich dir 679.  
 Wenn starre Geisteskraft 705.  
 Wer aber das Licht 695.  
 Werd' ich beruhigt 432.  
 Wer früh genießt, entbehrt 213.  
 Wer half mir gegen 85.  
 Wer ist die Schar 403.  
 Wer Mut sich fühlt 533.  
 Wer nicht von dreitausend 605.  
 Wer Wissenschaft und 699.  
 Wie an dem Tag 624.  
 Wie bist du so ausgeartet 684.  
 Wie doch betrügerischer 493.  
 Wie herrlich leuchtet 79.  
 Wie im Morgenglanze 111.  
 Wie ist heut mir doch 668.  
 Wie mancher Mißwillige 690.  
 Wie mich geheimnisvoll 671.  
 Wie wag' ich's nur bei solcher 588.  
 Will all das Volk 509.  
 Will mich jedoch des Worts 702.  
 Willst du dich als Dichter 609.  
 Wir sind noch keineswegs 693.  
 Wir staunen drob; noch 672.  
 Wonach soll man 552.  
 Wo recht viel Widersprüche 508.  
 Worüber trüb Jahrhunderte 514.  
 Wo wir uns der Sonne 601.  
 Wunderlichstes Buch 576.  
 Wundert euch, ihr Freunde 436.  
 Wüßte kaum genau 604.  
 Zu Goethes Denkmal 664.  
 Zum Bleiben ich, zum Scheiden 642.  
 Zwischen Weizen und Korn 540.  
 Versenkung 688.  
 Versonnensein 341.  
 Verständnis, mangelndes 423.  
 Verstand und Licht 704.  
 Verstellung 148.  
 Verstrickt in Dinge und Menschen 393.  
 Verwaltung 406.  
 Verwandlung 576, 705.  
 Verwandlung des Blattes 323.  
 Verwandlung des Wesens 283.  
 Verworrenheit 184.  
 Verzicht 571, 574.  
 Verzweiflung 295.  
 Vesuv 262, 263.  
 Vicenza 256, 268, 288.  
 Vielseitigkeit 612.  
 Vision 538.  
 Vision der Zukunft 332.  
 Vision des ganzen Menschen 219.

Vita contemplativa 224.  
 Vitruv 271.  
 Vögel, die 194, 197.  
 Vollendung des ersten Faust 422.  
 Voltaire 34, 150, 236, 269, 389, 512,  
 518, 519, 523, 524, 654.  
 Vorahnung 57, 266, 598.  
 Vorausdenken 341.  
 Vorbehalte 185.  
 Vorbereitung neuer Form 35.  
 Vorblick des Greises 672.  
 Vorgefühl 37, 134, 248, 429, 704.  
 Vorlesen 425.  
 Vorschüsse 208.  
 Wachschlaf 622.  
 Wahlverwandtschaften 8, 462—466, 475,  
 498, 530, 559, 634, 661.  
 Wahn der Tat 515.  
 Wahrheit und Phantasie 258, 317.  
 Wald und Höhle 268.  
 Walpurgissack 583.  
 Wandlung 198.  
 Wanderer, der 70, 275.  
 Was den nächsten Tag zu tun 682.  
 Webstuhl und Bergbau 209.  
 Weder herrschen noch besitzen 425.  
 Weiber von Europa 526.  
 Weise der Nation, der 611.  
 Weisheit und Liebe 539.  
 Welch ein Mann 549.  
 Weltbund 186.  
 Weltflucht 179, 180, 240.  
 Weltgedichte 422.  
 Weltleute 186.  
 Weltlicher Roman 119.  
 Weltliteratur 686.  
 Weltmann 212, 213, 221, 311.  
 Weltmann und Priester 218.  
 Weltmann, weltabgewandter 196.  
 Weltmensch 494.  
 Weltrolle 140.  
 Weltseele 427, 428, 616.  
 Welttreiben 175.  
 Weltwesen 188.  
 Wendepunkt 33.  
 Werben und dienen 228.  
 Werther 4, 55, 75, 93—99, 106, 108, 121,  
 123, 131, 135, 155, 178, 186, 202, 224,  
 267, 413, 420, 450, 461—466, 499, 511,  
 518, 546, 573, 638, 642, 643, 661.  
 Wette 473, 697, 719, 720.  
 Wetzlar 72, 78.  
 Wetzlarer Bild Goethes 72.  
 Wetzlarer Briefe 93.

Widerklang 282.  
 Widersprüche 240, 698.  
 Widerstände 240.  
 Wie getrennte Quecksilberkugeln 360.  
 Wien 523, 665.  
 Wildschweine 211.  
 Wilhelm Meister 181, 193, 211, 220, 231,  
 235, 247, 249, 254, 362, 363, 366, 367,  
 369, 373, 386, 387, 396, 400, 416, 417,  
 423, 485, 524.  
 Wilhelm Meisters Wanderjahre 475, 573,  
 595, 608, 614, 650, 675, 676.  
 Wille zur Expansion 414.  
 Wille zur Klarheit 307.  
 Willkommen und Abschied 53.  
 Wirken auf die Zeit 695.  
 Wirklichkeit, gestaltet 223.  
 Wirkung 320, 594.  
 Wissen, halbes 259.  
 Wohl der Menge 700.  
 Woldemar 311.  
 Wolkendiarium 614.  
 Wunsch nach Klarheit und Süden 440.  
 Würzburg 560.  
 Xenien 374, 375, 419, 683, 689, 695, 699.  
 Zarte Mittel 352.  
 Zeichenfieber 216.  
 Zeichnen 84, 85, 216, 264.  
 Zeitersparnis 709.  
 Zeit töten 485.  
 Zelle der Betrachtung 240.  
 Zentrum Weimar 240.  
 Zeremoniös 595.  
 Zergliederer der Freuden 26.  
 Zerrissen 294.  
 Zeus 682.  
 Ziellosigkeit des Schauspielers 408.  
 Zorn 691.  
 Zueignung 222.  
 Zufluchtsort 214.  
 Züge des sich Vollendenden 681.  
 Zuhörer 367.  
 Zustand, peinlich süßer 262.  
 Zweck des Lebens 387.  
 Zweckmäßig 681.  
 „Zweideutiger Weg“ 423.  
 Zweiheit des Eros 164.  
 Zwielficht 642.  
 Zwiespalt 107, 158, 283, 385, 579, 616.  
 Zwischen den Frauen 170.  
 Zwischengeschlechtliche, Das 305.  
 Zwischenkieferknochen 217, 234, 323,  
 326, 327, 613.  
 Zwischenspiele 318.



*L.B.S. National Academy of Administration, Library*

## मसूरी

**MUSSOORIE**

यह पुस्तक निम्नांकित तारीख तक वापिस करनी है ।

**This book is to be returned on the date last stamped**

[illegible]

**LIBRARY**  
**LAL BAHADUR SHASTRI**  
**National Academy of Administration**  
**MUSSOORIE**

---

*Accession No.* \_\_\_\_\_

1. Books are issued for 15 days only but may have to be recalled earlier if urgently required.
2. An over-due charge of 25 Paise per day per volume will be charged.
3. Books may be renewed on request, at the discretion of the Librarian.
4. Periodicals, Rare and Reference books may not be issued and may be consulted only in the Library.
5. Books lost, defaced or injured in any way shall have to be replaced or its double price shall be paid by the borrower.

*Help to keep this book fresh, clean & moving*